Deutsche Literaturgeschichte

Erster Band.

Rob. Koenig

R830.9
K3.2 v.1

2 vols 20—

Deutsche

Literaturgeschichte.

Hortum des
Pro ymnasiums
Hawth rne, N. Y.

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

Walther von der Vogelweide.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

B1
.K63
1904
v.1

Deutsche Literaturgeschichte

von

Robert Koenig.

Dreißigste Auflage

herausgegeben und bearbeitet von Prof. Dr. Karl Kinzel.

Erster Band.

Mit 82 zum Teil farbigen Beilagen und 181 Abbildungen im Text.

064909

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1904.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Inhalts-Übersicht

des ersten Bandes.

Seite.

Vorgeschichte. (Mit 4 Abbildungen und zwei Beilagen) . . . . . 1— 14

Unsere heidnischen Ahnen 1

Unsere christlichen Ahnen 7

Geschichte der althochdeutschen Dichtung. Von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen. 800—1100. (Mit 5 Abbildungen und 5 Beilagen) . . . . . 15— 35

Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung. Von den Kreuzzügen bis zur Reformation. 1100—1500. (Mit 43 Abbildungen und 27 Beilagen) . . . . . 36—216

Die Vorbereitungszeit. 1100—1170 37

Die Blütezeit. 1170—1300 56

Vom epischen Volksgesange S. 59. — Kunstdichtung S. 113. Der Minnesang S. 153. Anfänge der Prosa S. 181.

Verfall der Dichtkunst des Mittelalters. 1300—1500 182

Der Meistersang S. 192. — Das Volkslied S. 199. — Anfänge des Dramas S. 210.

Geschichte der neuhochdeutschen Dichtung. Von der Reformation bis auf unsere Tage. (I. Mit 130 Abbildungen und 48 Beilagen) 217—455

Im Reformationszeitalter 217

Das Zeitalter des 30jährigen Krieges und Ludwigs XIV. 263

Das achtzehnte Jahrhundert (I) 324

Vorboten einer neuen Blütezeit S. 324. — Neue Bahnen. Klopstock. Wieland. Lessing. Herder S. 360. — Die Sturm- und Drangperiode. S. 447.

Alphabetisches Namen- und Sachregister 456

CONCORDIA LIBRARY, BRONXVILLE

Vorwort zur ersten Auflage.

Dem deutschen Hause

gehört das vorliegende Buch. Aus ihm ist es herausgeboren. In seinen Grundzügen entstand es vor achtundzwanzig Jahren, als der Verfasser einem Familienkreise, dem er als Hauslehrer angehörte, an den langen Winterabenden mundgerecht zu machen suchte, was er kurz zuvor von Lachmann und Gelzer in Berlin gelernt hatte. In vieljähriger pädagogischer Tätigkeit als Töchterschuldirektor, als Leiter einer Erzieherinnenanstalt, als Lehrer im Auslande lag es dem Verfasser sodann ob, an dem begonnenen Werke weiterzuarbeiten: aber erst unter der fruchtbaren Anregung und Mitarbeit des langjährig befreundeten Verlegers, in einem neuen Berufe, ist dasselbe im dritten Jahrzehnt zu dem gegenwärtigen Bestande und Umfange ausgereift. Seinem Ursprunge und seiner Bestimmung gemäß hat es weder einen streng-wissenschaftlichen Charakter, noch will es die deutsche Literatur in ihrer Gesamtentwicklung berücksichtigen: doch hofft es durch treue Benutzung der Forschungen unserer hervorragenden Germanisten und Literaturhistoriker dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft gerecht geworden zu sein und ein anschauliches, wenn auch nicht erschöpfendes Bild des Entwickelungsganges unserer deutschen Dichtung im Rahmen unserer ganzen Kultur darzubieten. Dem deutschen Hause wünscht es vor allem zu erzählen, was die Altvordern gesagt und gesungen haben, und im Bilde zu zeigen, wie sie Bücher geschrieben, gedruckt, geschmückt haben. Unserem Geschlechte möchte es Lust machen, sich in dieses gottgesegnete Vätererbe zu vertiefen, daran zu erquicken, daran weiterzubauen. Es möchte nicht nur ein Hausbuch sein, es möchte eines der „Erbbücher“ werden, die W. H. Riehl in dem Bücherschrank des deutschen Hauses neben der Hausbibel und der Familienchronik zu erblicken wünscht.

Leipzig, im Herbst 1878. Dr. Robert Koenig.

Zur fünfundzwanzigsten Auflage.

Das deutsche Haus

hat meine Zueignung von 1878 freundlich angenommen. In vielen tausend Büchereien hat es meiner Literaturgeschichte den Ehrenplatz eines „Erbbuches“ eingeräumt. Nach sechzehn Jahren wird mein Werk zum fünfundzwanzigsten Mal aufgelegt und damit die Zahl einhunderttausend der gedruckten Exemplare vollendet. Wie ich bemüht gewesen, mich eines solchen Erfolges immer würdiger zu erweisen, habe ich in meinem Vorwort zur dreiundzwanzigsten Auflage ausführlich dargelegt. Die bessernde und bereichernde Hand im Text und Bild wird auch diesmal nicht vermißt werden. — —

— —

Allen, die mich auch diesmal in meinem Bemühen unterstützt, mein Buch immer schöner auszugestalten, erneuten Dank. Dem deutschen Hause einen dankbaren Festesgruß.

Potsdam, Weihnachten 1894. Dr. Robert Koenig.

Aus der Vorrede zur 23. Auflage (1892).

Seitdem ich (1889) aus Gesundheitsrücksichten meine langjährige Redaktionsarbeit niedergelegt, ist es mein besonderes Anliegen gewesen, mein Buch mit Hilfe gelehrter Berater aufs neue gründlich zu bearbeiten und es bis auf die neueste Zeit fortzuführen. In erster Linie hat mir dabei Herr Professor Dr. Kinzel für die alte Zeit durchgreifende Dienste geleistet. Nächst ihm schulde ich Dank den Herren Dr. G. Böttticher, Prof. Bindewald, Dr. Bertheau und Dr. Joh. Bolte, deren wohlwollender Rezension des ganzen Werkes oder einzelner Abschnitte ich aufmerksam gefolgt bin. Unter den zahlreichen anderen Freunden meines Buches, denen ich mich für maßgebende Winke verpflichtet fühle, nenne ich die Herren Dr. Buddensieg, Dr. Balke, Dr. Redlich, Dr. Freytag und Prof. Witte. Die Beilagen und Abbildungen sind fast um das Doppelte vermehrt und die Namensunterschriften der hervorragenden Dichter mit wenigen Ausnahmen vollständig gegeben. Wie bei den früheren Auflagen haben mich dabei die großen Bibliotheken (von Berlin, Breslau, Hamburg, München, Straßburg, Stuttgart, Wien und Paris) und Institute (Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg, Freies Deutsches Hochstift in Frankfurt, Goethe- und Schillerarchiv in Weimar, Kestnermuseum in Hannover, Schillerkomitee in Marbach, Körnermuseum in Dresden und Gleimsche Stiftung in Halberstadt) auf das liebenswürdigste unterstützt. Außer den Leitern derselben (insbesondere Herrn Dr. von Essenwein, Stadtschultheiß Haffner, Dr. Heuer, Prof. Markgraf, Dr. Peschel, Prof. Schott, Dr. Schuchhardt und Dr. Suphan) schulde ich auch zahlreichen anderen Herren vielen Dank. Vor allem stellte mir der kürzlich im 86. Jahre verstorbene Herr Georg Kestner, Joh. Christian Kestners Enkel, seine reiche Autographensammlung zur vollen Verfügung. Außer ihm unterstützten mich in meinen Bemühungen um Bildnisse und Handschriften in dankenswerter Weise die Herren Prof. Max Müller in Oxford, Prof. Frank in Wien, Oberst v. Chamisso, des Dichters ältester Sohn, in Polkritz, Dr. Althof in Weimar, Dr. Walther Schimmelbusch in Würzburg und Cand. phil. Nepolsky in Paris.

(Für die 25. Auflage haben mich noch in der Beschaffung von Handschriften unterstützt: Freifrau Margarethe Sedlnitzki, die Enkelin des Dichters Josef von Eichendorff, Frau Professor Klaiber, Fräulein Marie Behrend, Freiherr Max von Redwitz, der Sohn des Dichters u. a. m.)

R. K.

Vorwort zur 29. Auflage.

Mit der neuen Herausgabe der Literaturgeschichte Koenigs ist mir eine schwere Aufgabe zugefallen. Sechzehn Jahre ist es dem verewigten Verfasser, dessen ich pietätvoll gedenke, vergönnt gewesen, seit der Veröffentlichung der ersten Auflage (1878) an seinem Werke umsichtig und unermüdlich zu arbeiten, bis er im Jahre 1894 die 25. Auflage ausgehen lassen konnte. Wer die ersten Ausgaben kennt oder sich die Mühe nimmt, sie zum Vergleich heranzuziehen, wird wissen, was aus dem Werke allmählich geworden ist. Wo Koenig nur immer Schwächen sah oder auf solche aufmerksam gemacht wurde, war er emsig bemüht, zu bessern und zu vertiefen, und er verstand es, allerlei Fachleute zur Beihilfe heranzuziehen. Ihre Namen findet man im Vorwort zur 23. Auflage, das umstehend abgedruckt ist.

Auch ich habe seit etwa 10 Jahren beigesteuert, zuerst das Mittelalter umgestaltet, dann für die Neuzeit manchen Beitrag geliefert. Damals aber fielen Entscheidung und Verantwortung ihm zu. Jetzt galt es bei möglichster Schonung des Bestehenden mit vorsichtiger Hand weiter zu bauen, morsche Steine, Überlebtes und Unhaltbares zu entfernen, hier und da das Alte auszugestalten und Neues einzufügen. Eine Literaturgeschichte ist eben nie fertig.

Eine Literaturgeschichte ist nicht nur an sich nie vollständig, sondern es ändert sich auch der Gesichtspunkt, unter dem wir die Vollständigkeit betrachten. Was früheren Generationen wichtig und notwendig erschien, gilt uns, die wir weiter abstehen, oft unbedeutend und entbehrlich. Was bleibenden Wert hat, auch für die Gegenwart noch, das muß zuerst Platz finden. Unwesentliches kann zurückstehen oder weichen.

So habe ich manches gestrichen oder gekürzt, Wichtiges aber, wie Ludwig, Storm u. ä., mehr hervorgehoben. Der Inhalt der Nibelungen ist gekürzt, weil das Werk selbst heute in allen Mittelschulen gelesen wird, Klopstock und besonders Schiller sind wesentlich umgestaltet. Am meisten ist für die neueste Literatur geschehen. Vieles bleibt noch zu tun, des bin ich mir wohl bewußt. Doch die Zeit, die mir diesmal zu Gebote stand, war geringer als mein Wille, und die Verlagshandlung wünschte möglichst viel unverändert zu erhalten.

Möchte das Buch auch in dieser Gestalt die alten Freunde finden und neue gewinnen.

Friedenau, Weihnachten 1901. **Karl Kinzel.**

Vorgeschichte.

Unsere heidnischen Ahnen.

Zahlreiche Sagen ebensowohl wie die Sprache weisen darauf hin, daß die Stammsitze unseres Volkes in Asien zu suchen sind. Von Asien her soll Wodan (nord. Odhin), der allen germanischen Völkern gemeinsame Gott, mit großem Heer durch das östliche Europa bis nach Skandinavien gezogen sein und diese Länder in Besitz genommen haben. Ihre Bewohner sind untereinander und mit den in der asiatischen Heimat zurückgebliebenen Indern und Persern nahe verwandt. In dem altpersischen Heldengedichte des Firdusi, dem „Schahname" (Königsbuch) lebt daher ein den alten Heldenliedern unseres Volkes verwandter Geist. (Vgl. S. 13.)

Stammsitze.

In den „Heldensagen des Firdusi" hat Adolf Friedrich von Schack das persische Epos so meisterhaft nachgebildet, daß wir es fast unser eigenes nennen können. „Firdusi," sagt er in der Einleitung, „sollten wir als unseren Stammesgenossen willkommen heißen und das durch ihn neugeschaffene Epos von Iran als ein ehrwürdiges Denkmal unserer eigenen Urzeit begrüßen."

Firdusi.

Am deutlichsten erkennbar ist aber diese Verwandtschaft aus den Sprachen. Wenn wir erfahren, daß unser Wort Vater indisch Pitar, persisch Pader, griechisch und lateinisch Pater heißt, so sehen wir leicht, daß wir mit Indern, Persern, Griechen und Lateinern eines Urstammes sind, zu denen sich noch die Armenier, Albanesen, Kelten, Balten und Slawen gesellen. Diese alle gehören zum indogermanischen Sprachstamm. Das Urvolk hat man Arier genannt. Ihre Heimat war vermutlich das asiatische Hochland, die Gegend des Kaukasus und des Kaspischen Meeres. Von dort aus ist unser Weltteil bevölkert worden. Wann die Einwanderung geschehen, läßt sich nicht feststellen, doch wissen wir, daß schon Jahrhunderte vor Christus das Mittelland von Europa von den Kelten und Slawen, der Süden von den Griechen und Lateinern, der Norden von den Germanen eingenommen war. Als sie mit dem mächtigen Rom in Berührung kamen, hatten unsere Ahnen freilich

Einwanderung.

die alten Wanderzüge vergessen und wähnten, sie seien Kinder des Landes, das sie bewohnten.

Kimbern und Teutonen.

Die ersten germanischen Völker, mit denen hundert Jahre vor Christus die Römer auf ihren Eroberungszügen zusammentrafen, waren die Kimbern und die Teutonen.

Von den Teutonen war bereits zwei Jahrhunderte früher eine fabelhafte Kunde durch einen griechischen Handelsmann, Pytheas, der sie als Bernsteinhändler an der Ostsee kennen gelernt hatte, nach Rom gekommen. Ums Jahr 200 v. Chr. gelangte das erste germanische Wort dahin: der Ausdruck für Beamter. Cäsar gebraucht das aus Gallien herübergebrachte Wort ambactus (gotisch andbahts) Dienst-, Gefolgsmann, Beamter. Aus dem davon abgeleiteten althochdeutschen ambaht ist unser Amt (früher Ambet, Ampt) zusammengeschrumpft.

Germanen.

Die Teutonen waren es nun, welche im Kimbernheere zum erstenmale gegen Roms Allgewalt anstürmten; wohl erlagen sie endlich dem großen Gajus Marius in zwei blutigen Schlachten, aber andere germanische Völkerschaften traten in ihre Fußstapfen und bezwangen schließlich das italische Römerreich. Lange zuvor hatten die Gallier die bald über den Rhein, bald über die Donau in ihre Länder einbrechenden Stämme mit dem gemeinsamen keltischen Namen **„Germanen"** (d. h. „Nachbarn") benannt und überlieferten denselben den Römern, als diese aufs neue auf gallischem Boden mit denselben zusammenstießen.

Arioviſt u. Armin.

In der blutigen Feldschlacht bei Vesontio (Besançon) erkämpfte Cäsar im Jahre 58 v. Chr. den Sieg über den Suevenfürsten Arioviſt und die Herrschaft in Gallien, aber die Länder der Germanen vermochte er nicht zu unterwerfen; sieglos kehrte er über den vergeblich überbrückten Rheinstrom zurück. Schmählicher war die Niederlage der Römer, die ihnen der Cheruskerfürst **Armin** (Arminius in der römischen Form) im Jahre 9 n. Chr. im Teutoburger Walde beibrachte, als sie bereits ganz Germanien in Besitz zu haben glaubten. Und ob der germanische Hader den Römern auch noch manchen Erfolg verschaffte, ob Armin schmählich durch Meuchelmord fiel: die Deutschen hatten doch Roms Weltherrschaft ein Ziel gesetzt, und Armins Ruhm lebte in den Jahrbüchern seiner Feinde fort, wie in den Liedern seines Volkes.

Tacitus.

Seitdem hatte Rom Achtung vor den Germanen; davon gab ums Jahr 100 n. Chr. das unparteiische Werk eines tiefblickenden Römers Kunde, das für uns die unschätzbare Quelle der Kenntnis unserer heidnischen Ahnen ist. Es war **Cornelius Tacitus**, Roms letzter großer Geschichtschreiber, der in seiner Schrift „Germania" die Gedanken seiner Landsleute auf unsere Vorfahren lenkte und in beredten Worten die Vorzüge des deutschen Charakters hervorhob, ohne die Schattenseiten desselben zu verschweigen.

Alte Lieder.

Nach Tacitus' Zeugnis wohnte dem Volke mit dem „blauen, trotzigen Auge, dem rotblonden Haar und dem gewaltigen Wuchs" die Liedes- und Sangeslust in hohem Grade inne. „In alten Liedern," erzählt er, „singen sie von einem erdgeborenen Gotte Tuisto oder Tuisco (wohl der einarmige Schwertgott Ziu oder Tyr) und seinem Sohne Mannus, den Urahnen und Gründern ihres Geschlechts." — — „Auch Hercules" (wahrscheinlich Donar, der Gott des Blitzes), meldet

ihre Sage, „habe unter den Germanen geweilt, und allen Heldennamen voran wird im Schlachtengesang der seine genannt, wenn es zum Kampfe geht. Übrigens haben sie noch eine andere Art von Kriegsgesang, dessen Vortrag **Barditus** — vom Schilde, der auf altnordisch Bardhi heißt, so genannt; nach Müllenhoff: Bartgesang — sie zum Kampfe begeistert, und dessen bloßer Klang schon als Wahrzeichen für den Ausgang der Schlacht gilt; ein Schrecken dem Feind oder ihnen, je nachdem er durch die Schlachtreihen dröhnte. Es ist, als ob sie nicht Menschenstimmen, sondern die Geister des Krieges selbst in diesem Klange vernähmen." Auch alte Lieder zum Preise der Götter und Helden, insonderheit Armins, ihres Befreiers vom Römerjoch, sangen sie, wie uns Tacitus in seinen „Annalen" erzählt, beim festlichen Mahl, um die Feuer des Lagers geschart, wie bei feierlichen Leichenbestattungen ihrer Fürsten und Heerführer. So heißt es in dem angelsächsischen Epos „Beowulf" auch von der frohen Versammlung, die sich jeden Tag in König Hrodgars Met-Halle zusammenfand:

Da ward Sang und Klang im Saale vereinigt
hier vor Healfdenes Heeresführern.
Die Saite ward gerührt, gesagt manch Spruch,
da Hrodgars Sänger in der Halle die Freude
längs den Metbänken ermuntern sollte.

Namendichtung.

Aber nicht nur den Krieg und das fröhliche Gelage schmückten die Germanen solchergestalt mit Poesie, — ein dichterischer Zug ging durch ihr ganzes Leben. Das zeigt sich schon in ihren Eigennamen, die durchweg dichterische Begabung verraten und noch heute uns an die Urzeit mahnen. Von dem ureigenen Worte der Germanen Gott wurden Namen gebildet, wie Gotleip (Gottleib, Gottes Nachbleibender, d. i. Sohn, woraus später durch Mißverständnis Gottlieb umgedeutet wurde), Gotfried, Gothart; von dem Namen der deutschen Götter, der Ansen (nord. Asen) — Ansgar (Oskar), Anshelm (Anselm). Von kriegerischem Sinne zeugen Gunther (Gund bedeutet Krieg, also: Kriegsheer), Gundolf (Kriegswolf), Gustav (aus Gundstab = Kriegsstab). Die Lieblinge des deutschen Kriegsgottes, Wodans Wolf, der dem Sieg voranzog, und sein Rabe, der im Schlachtenbanner flatternd den Feinden Niederlage kündete, finden sich in zahlreichen Namen: Wolfgang, Wolfleib, Wolfbrand — in Wolfram sind beide vereinigt. Auch Frauennamen weisen auf den Krieg, wie Hildegard, Hildburg, Hildegund, Kriemhild, Brunhild, Swanhilde, Mat (d. i. Mecht, Macht) hilde; denn Hilde, Hild bedeutet Kampf, wie Hadu und Wig in Hedwig; Brünhild die Kämpferin im Panzer; Gudrun (Guntrun) Kriegswissen. „Das Weib soll nicht wähnen, daß sie außerhalb der männlichen Gedankenwelt, außerhalb der kriegerischen Verhältnisse steht," sagt Tacitus. Von Tieren begegnet uns sonst am häufigsten die Schlange, der unheimliche, zugleich geheiligte und gefürchtete Lint (Lintwurm) in den Namen, so Siglint, Gerlint, Theodelint. Dagegen hat sich in Berta (von Bercht die Glänzende, vgl. Robert ruhmglänzend; Bertold) der Name der deutschen Göttermutter erhalten, welche bei einigen Stämmen Hulda hieß.

Deutsche Frauen.

So inhaltsschwere Namen, wie sie unsere Ahnen den Frauen gaben, weisen schon auf die ehrenvolle Stellung hin, welche das weibliche Geschlecht durchweg bei ihnen einnahm. „Die Frauen," sagt Tacitus, „sind ihnen geradezu eine Art heiliger und prophetisch begabter Wesen; ihr Rat bleibt nicht unbeachtet, ihr Spruch wird nicht überhört." Sie üben die Heilkunst; sie sind mit der Weissagung betraut; sie verstehen es, die geheimnisvollen, den Priestern und Hausvätern anvertrauten Runen zu ritzen und zu deuten; in der Edda lehrt Sigurdrifa, eine Walküre, den Sigurd diese Schreibkunst,

Runen.

Abb. 1. Ein Runenhorn aus heidnischer Zeit (4. bis 5. Jahrh.). Im Jahre 1734 auf einem Felde nördlich von Gallehus bei Tondern (im Herzogtum Schleswig) gefunden (ca. 50 Centimeter lang).

und zahlreich sind die mit Runa gebildeten Frauennamen. Aleruna, Childeruna, Fridurun und ähnliche.

Das gotische Wort rûna, das noch heute in Alraun und raunen fortlebt, bedeutet Geheimnis. Geheimnisvoll war der Runen Ursprung; dem höchsten der Götter, Odhin, schreibt die Edda ihre Erfindung zu: — „sie ritzte der Hehrste der Herrscher." Geheimnisvoll war die ihnen beigelegte Kraft: durch sie erforschte man den Willen der Götter, mit ihnen übte man vielfältigen Zauberbrauch. Die Runenschrift war eine Buchstabenschrift im eigentlichen Sinne des Wortes. Denn zum Zwecke der Weissagung ritzten unsere Ahnen sie in Reiser (Stäbe) eines fruchttragenden Baumes, gewöhnlich der Buche, ein; diese buchenen Stäbe wurden dann geschüttelt und aufs Geratewohl über ein Tuch hingeworfen; endlich wurden drei derselben von dem Priester oder dem Hausvater unter Gebet feierlich aufgehoben und den eingeschriebenen Zeichen gemäß gedeutet. Derselbe Gebrauch herrschte auch im Norden. So heißt denn Runa der Buchstab sowohl als das Geheimnis, und daher stammen auch noch andere heute übliche Wörter: Buch (im Gotischen bôka), entwerfen (hinwerfen der Stäbe), lesen (auflesen der Stäbe), von jenen uralten Gebräuchen her. So sagte man für das dem lateinischen scribere später entlehnte schreiben ursprünglich wrîtan (englisch noch heute: to write), althochdeutsch rîzan (reißen), was auf das Einritzen (vgl. Grundriß, Reißbrett) der Zeichen hinweist. Die Auslegung der Zeichen geschah, indem man aus dem Anlaut der Rune einen ihrer Bedeutung entsprechenden stabreimenden Vers schuf. So entstand der Glaube an den geheimnisvollen Zauber der Runen, die man deshalb auch an Griff und Klinge von Schwertern, auf Schmucksachen, Spangen, Ringen, Trinkhörnern, Werkzeugen u. s. w. zum Schutz und Segen ritzte. Zuweilen scheint die Inschrift eine bloße Widmung gewesen zu sein; wenigstens deutet der Runenkundige Stephens die Zeichen auf dem auf S. 5 nachgebildeten Schmuckstück, das zum Andenken an den ersten Zahn gegeben wurde, dahin: „Dem kleinen Kinde." Das älteste Denkmal dieser Runeninschriften ist das goldene Horn von Gallehus (bei Tondern), das dem 4. oder 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehört und noch ganz heidnischen Charakter hat. Die seltsamen Bilder sollen wohl Jagdszenen

Abb. 2. Ein goldenes Runenschmuckstück aus heidnischer Zeit, mit der Inschrift: „Dem kleinen Kinde." Kinderklapper (einem Kinde zum Andenken an den ersten Zahn geschenkt). Gefunden zu Farö, Seeland (Dänemark). Nach dem Exemplar im Museum zu Kopenhagen.

darstellen oder beziehen sich auf den Tempeldienst. Die Inschrift: EK HLEVAGASTIM HOLTINGAM HORNA TAVIDO deutet man: „Ich den Waldgästen, den Holzingen, die Hörner machte." Später wurden die Runen im skandinavischen Norden bis ins 13. Jahrhundert zu großen Steininschriften benutzt. Die ältesten auf uns gekommenen Runensteine sind aber nicht über tausend Jahre alt; die meisten stammen aus der Zeit, wo das Christentum schon Wurzel geschlagen hatte, doch gibt es auch heidnische, auf welchen u. a. der Gott Thor angerufen wird. Die Runendenkmäler, Runeninschriften auf Steinen, Waffen, Tongeräten u. a. sind zumeist in Schweden, einige neuerdings auch in Deutschland (Bayern bis nach Burgund und der Walachei) gefunden worden.

Altgermanisches Alphabet.

Für all die mannigfachen, nach Zeit und Mundart wechselnden Alphabete der Germanen gilt ein urgermanisches von vierundzwanzig Zeichen als Grundlage, das mit geringen Abweichungen in gleicher Reihenfolge bei den Skandinaviern (hier zu sechzehn Zeichen vereinfacht) und bei den Angelsachsen sich nachweisen läßt. Manche dieser Urbuchstaben ähneln noch ganz der lateinischen bezw. griechischen Schrift, aus der sie vielleicht (von den Goten) ursprünglich entnommen sind, so R und B, auch I (J), während andere uns ganz fremdartig anmuten, wie

ᚲ ᚷ ᚹ ᚺ ᚾ ᛁ ᛏ

a g, k e h m s t

Im hohen Norden hat das Volk mit großer Zähigkeit an den ererbten Zeichen der Väter festgehalten und sie an allerlei weltlichen und geistlichen Sachen zur Bezeichnung des Zweckes, zu Namen- und Besitzangaben, bei den Kalendern und zu allerlei kürzeren Aufzeichnungen, zum Teil bis ins vorige Jahrhundert (so in Dalekarlien) gebraucht.

Runen- und Bauernkalender.

Besonders merkwürdig sind die sogen. Runenkalender, über deren Ursprung die abenteuerlichsten Meinungen in Skandinavien verbreitet waren, und die man für uralten Ursprungs hielt. Es sind aber immerwährende julianische Kalender auf sechs- oder vierkantige Holzstäbe oder auf Holzblättchen eingeritzt, die ihren kirchlichen Charakter deutlich an der Stirne tragen. Ganz ähnlich sind unsere deutschen Bauernkalender, die in Steiermark noch alle Jahre — freilich auf Papier und mit deutschen Lettern gedruckt — verbreitet werden. Sie enthalten, wie die Runenkalender, außer der goldenen Zahl und den gewöhnlichen Kalenderzeichen Hieroglyphen zur Bezeichnung der prophezeiten Witterung und Sinnbilder der Heiligen und ihrer Feste.

Die Quellen für die Kenntnis vom Glauben unserer heidnischen Vorfahren fließen sehr spärlich, während die nordischen Völker eine Hauptfundgrube ihrer Götterlehre in der von Simrock und Hugo Gering trefflich verdeutschten **Edda** (d. i. Poetik; sonst heißt edda im Altnordischen „Urgroßmutter" oder „Überlieferung") haben.

Edda.

Der isländische Bischof Brynjulf Sveinsson entdeckte die von ihm Edda benannte Liedersammlung, d. i. die ältere oder Lieder- (auch Sämundar-)Edda, in einem Pergamentbande zu Skalhold auf Island im Jahre 1643 und schenkte sie dem Könige Friedrich III. von Dänemark. Sie enthält alte Götter- und Heldenlieder, welche der gelehrte Isländer Sämund Sigfusson († 1133) gesammelt haben sollte, und befindet sich noch handschriftlich in Kopenhagen. Ihr ist auch die von mir in der Beilage 1 mitgeteilte Seite entnommen, welche den Anfang der „Gudrunarkvida Eyrsta", d. h. des ersten Gudrunliedes enthält. Uhland faßt den Inhalt dieses Liedes in folgenden Worten kurz zusammen: „Gudrun sitzt über Sigurds Leiche; sie weint nicht wie andere Weiber, aber sie ist nahe daran zu zerspringen vor Harm. Männer und Frauen kommen sie zu trösten. Die Frauen erzählen jede ihr eigenes Leid, das bitterste, das sie erlebt: wie sie Männer, Kinder, Geschwister auf der Walstatt, auf dem Meere verloren, wie sie Gefangenschaft und Knechtschaft erduldet; doch nimmer kann Gudrun weinen, steinharten Sinnes sitzt sie bei der Leiche. Da schwingt Gulrönd, Giukes Tochter, das Tuch ab von Sigurd. Auf schaut Gudrun einmal, sieht des Helden Haare blutberonnen, die klaren Augen erloschen, die Brust vom Schwerte durchbohrt. Da sinkt sie nieder aufs Polster, ihr Hauptschmuck löst sich, die Wange rötet sich, ein Regentropfen rinnt nieder auf ihr Knie. Brynhild aber will nicht länger leben, umsonst legt Gunnar seine Hände um ihren Hals. Sie sticht sich das Schwert ins Herz und bittet noch sterbend, daß sie an Sigurds Seite verbrannt werde, das Schwert zwischen beiden, wie vormals."

Wenn wir statt Gudrun — Kriemhild, und statt Sigurd — Sigfrid setzen, werden wir leicht erkennen, daß hier die deutsche Heldensage in der älteren nordischen Gestalt vorliegt. [Vgl. die nordischen Lieder von Sigfrid S. 62 ff.]

Die jüngere oder Prosa-Edda, eine Poetik für die Skalden, ist von dem isländischen Geschichtschreiber Snorri Sturluson († 1241) verfaßt.

Götterlieder in deutscher Sprache besitzen wir nicht; das einzige, was aus jener Urzeit uns überkommen, sind zwei in einer Pergamenthandschrift des zehnten Jahrhunderts in dem alten Bücherschatz des Domkapitels zu Merseburg 1841 von Georg Waitz entdeckte, von Jakob Grimm zuerst herausgegebene altheidnische Heil- oder Segenssprüche, die sogenannten Merseburger **Zaubersprüche**, in welchen deutsche Gottheiten handelnd auftreten, die sich als verwandt mit den altnordischen erweisen.

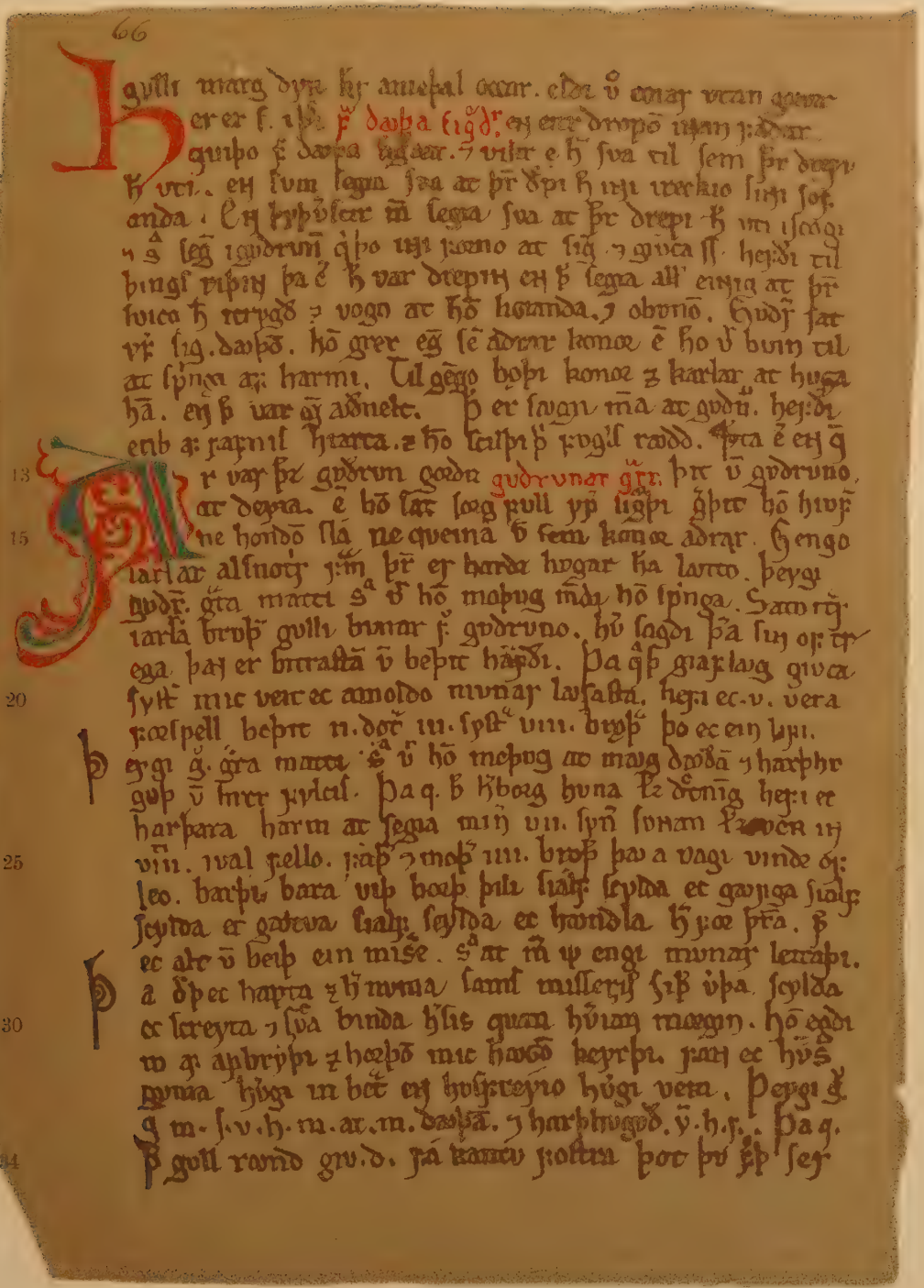
Heidnische Zaubersprüche.

Der erste dieser Heilsprüche erzählt uns von den der Schlacht waltenden Jungfrauen, im Norden Walküren genannt. Zu Gunsten einer Partei greifen sie in die tobende Schlacht ein und teilen sich zu diesem Zweck in drei Haufen. Der erste derselben fesselt die Gefangenen, welche das befreundete Heer gemacht hat; der zweite „hemmt das Heer", entweder das der vordringenden Feinde oder das der weichenden Freunde. Der dritte löst die Fesseln der hinter der Schlachtordnung zu denkenden gefangenen Freunde unter dem Zuraunen der beiden zauberkräftigen letzten Verse. Ich füge diesen Spruch, treu dem Original im Holzschnitt nachgebildet, hier bei.

Abdruck und wörtliche Übersetzung des Anfanges der „Gudhrûnarkvidha fyrsta“ (Erstes Gudrunlied.)

Zeile 13—34 der nebenstehenden Seite der **Edda-Handschrift**, 12 Strophen, deren Verszeilen durch Striche abgeteilt sind (vgl. Simrocks Übersetzung der Edda S. 226 f.)

(Zeile 13.) 1. Ar var thatz Gudhrun | gordiz at deyja | er hon sat sorgfull | yfir
Einst war(s) daß Gudrun | sich bereitete zu sterben, | als sie saß sorgenvoll | über
Sigurthi; | gerthit hon hiufra | ne hondom sla | ne
Sigurd; | Nicht schickte sie sich an (zu) weinen | noch mit Händen (zu) schlagen | noch (zu)
qveina um | sem konor adrar | (Zeile 15.) 2. Gengo iarlar | alsnotrir
jammern darum | wie Frauen andere. | (Es) gingen Grafen (Jarle) | überaus kluge
fram | their er hardz hugar | hana lautto; | theygi Gudrun | grata matti,
daher, | die ihres harten Sinnes | sie abmahnten; | doch nicht Gudrun | (zu) weinen vermochte,
sva var hon mothug; | mundi hon springa. | (Zeile 17.) 3. Sato itrar |
so sehr war sie schmerzbewegt; | meinte sie zu zerspringen. | (Es) saßen herrliche |
iarla bruthir | gulli bunar | fyr Gudruno, | hver sagdi theirra | sin
der Grafen Frauen | mit Gold geschmückt | vor Gudrun, | jede sagte von ihnen | ihren
of trega | than er bitrastan | um bethit hafdhi. | (Zeile 19.) 4. Tha quath
übermäßigen Schmerz, | den sie als bittersten | erduldet hatte. | Da sprach
Giaflaug | Giuca systir: | „mic veit ec a moldo | munarlausasta; | hefi ec fimm
Giaflog | Giukis Schwester: | „mich weiß ich auf Erden | als wonneloseste; | habe ich von fünf
vera | forspell bethit, | tveggia dötra, | thriggja systra | atta bröthra,
Männern | Verlust erduldet | (von) zwei Töchtern, | (von) drei Schwestern, | (von) acht Brüdern,
tho ec ein lifi.“ | (Zeile 22.) 5. Theygi Gudhrun | grata matti | sva
doch ich die einzige lebe.“ | Doch nicht Gudrun | (zu) weinen vermochte, | so sehr
var hon mothug | at maug daudhan | oc harthhuguth | um hrer
war sie schmerzbewegt | um (den) Mann (den) Toten | und hartbekümmert | um die Leiche des
fylcis. (Zeile 23.) 6. Tha quath that Herborg | Hunalanz drotning: | „hefi ec
Herrschers. Da sprach das Herburg | Hunnenlands Herrscherin: | „habe ich
harthara | harm at segja; | minir siau synir | sunnanlanz | verr in atti
herberen | Harm zu sagen; | meine sieben Söhne | im Südlande, | der (Mann als) der achte,
i val fello. | (Zeile 25.) 7. Fathir oc mothir, | fiorir bröthr, | thau a
(in) unter den gebliebenen fielen. | Den Vater und Mutter, | vier Brüder, | diese auf
vagi | vindr of lec, | barthi bara | vith borththili.
dem Meere | der Wind darüberhin spielte, | es schlug die Welle | gegen die Schiffsplanken.
(Zeile 26.) 8. Sialf scylda ec gaufga | sialf scylda ec gautva | sialf scylda ec haundla |
Selbst mußte ich schmücken, | selbst mußte ich bestatten, | selbst mußte ich besorgen |
herfor theirra; | that ec alt um beith | ein missere | sva at
die Leichenbestattung derselben; | dieses ich alles erduldete | allein im Halbjahre, | (und) so daß
mer mathr engi | munar leitathi. | (Zeile 29.) 9. Tha varth ec hapta | oc
mir Mann (Mensch) kein | (des) Trostes erwies. | Da ward ich gefesselt | und
hernuma | sams misseris | sithan vertha; | scylda ec screyta |
Kriegsgefangene | desselben Halbjahres | seitdem (später) (es) zu werden; | mußte ich schmücken |
oc scua binda | hersiss quan | hverjan morgin. | (Zeile 30.) 10. Hon egdi mer |
und Schuhe binden | des Centgrafen Frau | jeden Morgen. | Sie drohte mir |
af afbrythi | oc horthom mic | hauggom keyrthi; | fann ec husguma | hvergi in
aus Eifersucht | und mit harten mich | Hieben schlug; | fand ich Hausherrn | nirgends noch
betra | enn husfreyjo | hvergi verri.“ | (Zeile 32.) 11. Theygi Gudhrun | grata
besseren, | noch Hausfrau | nirgends schlimmere.“ | Doch nicht Gudrun | zu weinen
matti, | sva var hon mothug | at maug dauthan | oc harthhuguth |
vermochte, | so sehr war sie schmerzbewegt | um (den) Mann (den) Toten | und hartbekümmert |
um hrer fylcis. | (Zeile 33.) 12. Tha quath that Gullraund | Giuca dottir: |
um die Leiche des Herrschers. | Da sprach dies Gullrond | Giukis Tochter: |
„fa kantu | fostra | thott thu froth ser | [Seite II] ungo
„schlecht kannst du (verstehst du), | Pflegemutter, | obschon du weise bist (seiest), | jungem
vifi | annspioll bera.“ |
Weibe | Trostrede bringen.“ |



Eine Seite aus der ältesten Handschrift der älteren Edda,
dem Codex regius der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen (Nr. 2365) XIV. Jahrhundert.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

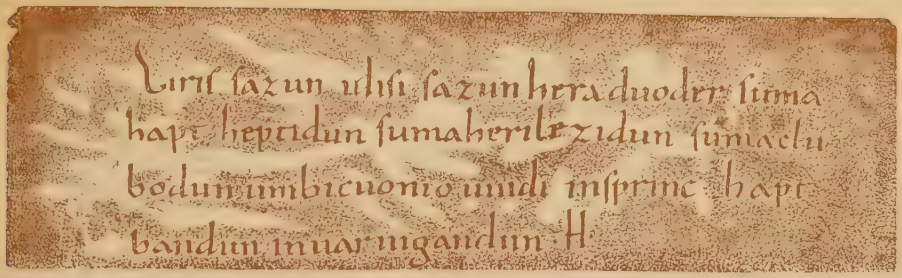


Abb. 3. Genaue Nachbildung des ersten Merseburger Zauberspruches aus der Pergamenthandschrift der Bibliothek des Domkapitels zu Merseburg.

Er lautet in urkundlicher Wiedergabe nur mit Verseinteilung, mit Interpunktion und ins Neuhochdeutsche übertragen:

Eiris sazun idisi,
sazun hera duoder:
suma hapt heptidun,
suma heri lezidun,
suma clubodun
umbi cuoniouuidi:
insprinc haptbandun,
inuar uigandun!

Einst setzten sich Idise (Weiber),
setzten sich hierhin und dorthin:
einige banden Bande (hefteten Haft),
einige hemmten das Heer,
einige zerklaubten
ringsherum Fesseln:
Entspring den Haftbanden,
entfahr (entflieh) den Feinden!

Der zweite Spruch beginnt mit der Erzählung von einem Ritt der Götter in den Wald, bei welchem sich Wodans Pferd den Fuß verrenkt. Der Gott heilt es mit den Worten: bên zi bêna, bluot zi bluoda, lid zi geliden, sôse gelîmida sîn.

So tönt geheimnisvoll das Lied der heidnischen Urzeit zu uns herüber.

Unsere christlichen Ahnen.

Die Predigt von dem Gottes- und Menschensohn, der gekommen ist, die Fesseln der Menschheit zu sprengen und ihr den Sieg über alle Feinde zu erkämpfen, fand bei unseren kampfeslustigen und freiheitsliebenden Vorfahren einen wenigstens teilweise gut zubereiteten, empfänglichen Boden. In mannigfacher, tiefsinniger Weise deuteten ihre Glaubenslehren auf die des Christentums hin und wiesen über dieses vergängliche Leben hinaus auf ein höheres jenseitiges. Deutsche Mythologie u. Christentum.

In Gottes weiter Schöpfung, in den undurchdringlichen, noch unangetasteten Urwäldern, auf hohen Bergen, an Quellen und Flüssen, beteten unsere Urväter ihre unsichtbaren Götter an und brachten ihnen Sühn- und Dankopfer dar. Nach der Edda, in welcher die Götterlehre der nordischen Germanen enthalten ist, beherrschte die ganze Welt Odhin (althochdeutsch Wuotan, niederdeutsch Wodan), des Himmels König, welcher den Lebenden Heil und Sieg, den Sterbenden ein Fortleben in seinen himmlischen Wohnungen gewährte, so daß der Tod ihnen eine Heimkehr zum Vaterhause war. Er ist der Vater aller Götter und Menschen und alles dessen, was von ihm und seiner Kraft geschaffen ist, darum heißt er auch Alfadur (Allvater). Sein Sohn, Thor (deutsch Donar), der Gewittergott, und dessen Halbbruder Tyr oder Ziu, der einarmige Gott des Schwertes; ferner die Göttin Frigga, Odhins Gemahlin, Ostara, die Göttin des strahlenden Morgens, und Hel (Hela), die grauenvolle Verwalterin der Unterwelt, dazu das große Heer der

Riesen und Zwerge, der Walküren, Elfen (Alben) und Nixen, sie alle wirkten und webten über der Menschen Geschicke, über Leid und Freude, über Krieg und Frieden. Auch glaubten unsere Vorfahren an eine Endzeit, in der die Welt durch Feuer untergehen würde, worauf dann ein neuer Himmel und eine neue Erde, in der kein Übel ist, von Alfadur geschaffen werden sollte.

In solchem Glauben standen unsere Vorfahren, als das Evangelium zu ihren Ohren drang, und schnell wurden sie davon innerlich ergriffen: „sie erfaßten das Christentum innerlichst mit dem Gemüte," wie Giesebrecht, der Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit, es mit tiefem Verständnis unseres Volkscharakters ausdrückt: „und wie sie in allem," fügt er hinzu, „den Inhalt des christlichen und kirchlichen Lebens, ihrer eigentümlichen Denk- und Sprachweise anzupassen suchten, um ihn sich so möglichst nahe zu bringen, so wurde auch das Evangelium in deutscher Sprache ihnen sofort Bedürfnis; erst in der Muttersprache drang das Wort Christi mit seiner vollen Schwere und seiner ganzen Liebesfülle an ihr Herz." Daher ist das älteste germanische Buch, von dem wir wissen, die noch teilweise erhaltene Bibelübersetzung des gotischen Bischofs Wulfila.

Unter allen den Völkerbündnissen, die seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus entstanden, und in denen die früheren Stammesnamen untergingen, ragten die **Goten**, die etwa seit 200 n. Chr. am Schwarzen Meer bis zu den Ländern an der unteren Donau wohnten, als die edelsten und für Bildung empfänglichsten hervor. Sie besaßen frühzeitig geschriebene Gesetze, sie liebten und ehrten fremde Kunst und Wissenschaft und waren bemüht, sie sich anzueignen; sie waren milde gegen den besiegten Feind. Auch in dem Übertritt zum Christentum schritten sie den Alemannen, Franken und Sachsen voran: schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts fingen sie an, sich der Religion des Kreuzes zuzuwenden. Gestärkt und gefördert wurden sie darin durch die vierzigjährige Belehrung eines hervorragenden Mannes, des schon erwähnten Bischofs Wulfila.

Goten.

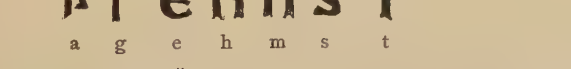
Im Lande der Westgoten 311 n. Chr. geboren, der Sohn kriegsgefangener kappadokischer Eltern, wuchs der Knabe unter den kriegerischen Übungen seines Volkes zum kräftigen Jüngling und Mann heran. Schon sein Name **Wulfila** (Wölflein, nach Wodans streitbarem Tier, dem Wolfe), von den Griechen Ulfilas genannt, bezeugt seine germanische Abstammung. Die Heldenlieder, die das Volk nach dem Zeugnis seines Historikers **Jordanis** (unrichtig: Jornandes genannt) besaß, regten seine Phantasie frühe an und bildeten seine Sprache. Dem Christenglauben wurde sein Herz von Jugend auf geweiht, und den priesterlichen Stand hat er aus innerster Überzeugung gewählt. In Konstantinopel, wo er sich eine gründliche Kenntnis des Griechischen erwarb, wurde er Lektor, als welchem es ihm oblag, beim Gottesdienste gewählte Abschnitte aus der heiligen Schrift vorzulesen. Dreißig Jahre alt wurde er (341) auf der Synode zu Antiochien (welche das Absetzungsurteil über Athanasius bestätigte) wohl durch den Einfluß der Arianer, denen er angehörte, zum Bischof der Goten geweiht und erreichte so die damals höchste Würde der Kirche, ohne die Zwischenstufen eines Diakonen und Presbyters durchlaufen zu haben. Sieben Jahre lang durchwanderte er predigend sein unwegsames Heimatland; immer weitere Ausdehnung gewannen die Christengemeinden, da erhob sich der Sturm der Verfolgung. Athanarich, der heidnisch gebliebene Fürst seines Volkes, wütete mit Feuer und Schwert gegen die Anhänger des neuen

Bischof Wulfila.

Glaubens. Vielen aber gelang es, um Wulfila geschart, über die Donau zu entkommen und auf römischem Boden ein Asyl zu finden. Kaiser Constantius, der dem kühnen Gotenbischof von jeher wohlgesinnt war, nahm ihn ehrenvoll auf und wies ihm und seinen Landsleuten südlich von dem durch Trajan erbauten Nikopolis am Fuße des Hämus in Mösien, der jetzigen Bulgarei, Wohnsitze an. Dort bildeten die zahlreichen Ansiedler einen eigenen Staat, der bis zu Wulfilas Tode (wahrscheinlich 383) unter seiner patriarchalischen Leitung stand und sich bis ins 6. Jahrhundert erhalten hat. In ihrer Volkssprache predigte er ihnen dort das Wort des Lebens, und um es ihnen für immer zu erhalten, entschloß er sich, die Bibel ins Gotische zu übertragen. Es war kein leichtes Werk. Wohl besaß die gotische Sprache, der altertümlichste und formreichste unter den uns bekannten Dialekten der germanischen Sprache, einen ungewöhnlichen Reichtum an Formen, eine große Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen, dazu übertraf sie die unsrige an Reinheit und Wohllaut der Vokale, aber dem eigenartigen gedankenreichen Inhalt des Schriftwortes konnte doch oft der gotische Wortschatz nicht genügen, und eine freie und dabei treue Übertragung der eigentümlich orientalischen Redeweise erforderte eine sprachschöpferische Tätigkeit, wie sie, außer Wulfila, freilich in noch höherem Maße, nur Luther entfaltet hat. Dazu kam die Schwierigkeit, welche die Schrift bereitete. Die Goten hatten bereits vor Wulfila eine Buchstabenschrift, das oben (S. 5) erwähnte Runenalphabet. Dasselbe eignet sich jedoch zum Gebrauch auf dem Pergament nicht, auch reichte es für alle im Bibelwerk vorkommenden Laute nicht aus. Daher sah sich der Bischof genötigt, manche Abänderungen und Ergänzungen zu treffen, wozu er dem griechischen Alphabet 20, dem lateinischen 5 Zeichen entnahm. So schuf er auf dieser Grundlage ein gotisches Alphabet von 27 Zeichen, das alsbald auch dem täglichen Leben diente. Als Probe folgen hier zur Vergleichung die den oben mitgeteilten Runen entsprechenden Buchstaben Wulfilas:

Gotische Sprache.

Gotische Schrift.



a g e h m s t

So entstand eine treffliche Übersetzung und zugleich die erste Bibel in germanischer Zunge, die erste germanische Prosa. „Eines Denkmals von gleich hohem Alter und Wert," sagt Jakob Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache, „kann sich keine andere der fortlebenden europäischen Sprachen rühmen."

Das Vaterunser lautet in dieser altehrwürdigen Übertragung:

Gotisches Vaterunser.

Atta unsar thu in himinam veihnai namo thein. Quimai thiudinassus
Vater unser, du in (den) Himmeln, geweiht werde Name dein. (Es) komme Königreich
theins. vairthai vilja theins sve in himina jah ana airthai. Hlaif unsarana
dein. (Es) werde (der) Wille dein, wie im Himmel, auch an (auf) Erden. Brot (Laib) unseres
thana sinteinan gif uns himma daga. Jah aflet uns thatei skulans sijaima, svazve jah
das tägliche gib uns diesen Tag. Und erlasse uns, daß Schuldige wir seien, so wie auch
veis afletam thaim skulam unsaraim. jah ni briggais uns in fraistubnjai. ak lausei
wir erlassen den Schuldigeren unsern; auch nicht bringe uns in Versuchung, sondern löse
uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in
uns ab (von) dem Übel. Denn dein ist Königreich und Macht und Ruhm in
aivins. amen.
Ewigkeit. Amen.

Nur Bruchstücke von Wulfilas großem Werke (aus den Evangelien, den Briefen des Paulus, Esra und Nehemia) sind bis auf unsere Zeit gekommen. Das vollständigste davon wurde im 16. Jahrhundert in der Abtei Werden an der Ruhr

Wulfilas Bibelübersetzung.

entdeckt; von dort gelangte dasselbe in die Sammlung des Kaisers Rudolfs II. nach Prag und nach der Eroberung dieser Stadt im J. 1648 durch den Grafen Königsmark nach Stockholm. Nach Holland verschleppt, erwarb es der schwedische Reichskanzler Graf de la Gardie zurück, ließ um die Blätter einen massiv silbernen Einband legen und schenkte sie 1669 an die Universität Upsala, wo sie heute noch sich befinden. Die Handschrift ist mit Silber- und teilweise mit Goldbuchstaben auf purpurgefärbtes (jetzt mattlila gewordenes) Pergament eingezeichnet, woher ihr Name Codex argenteus (silberne Handschrift) stammt. Von den ursprünglich 330 Blättern, welche die vier Evangelien enthielten, sind noch 177 Blätter erhalten. Andere wertvolle Überbleibsel der Übersetzung befinden sich in Wolfenbüttel, Mailand, Rom und Turin.

Das in der Beilage (2) wiedergegebene Blatt (Fol. 5) des merkwürdigen Kodex ist der von A. Uppström in Upsala veranstalteten Ausgabe entnommen. Dasselbe enthält aus dem 6. Kapitel des Evangeliums Matthäi die Stelle vom zweiten Teil des 9. Verses bis zur ersten Hälfte des 16. Verses. Es ist dabei zu bemerken, daß der „silberne Kodex" nicht in Kapitel und Verse eingeteilt ist, sondern in Abschnitte von verschiedener Länge, denen am Rande Buchstabenzahlen (md = 44, me = 45) zur Bezeichnung der Reihenfolge hinzugefügt sind. Jede erste Zeile eines solchen Abschnittes, auch wo sie nicht den Anfang desselben bildet, ist zur besseren Unterscheidung mit goldenen Lettern geschrieben, die folgenden mit silbernen Lettern. Auch der Anfang des Vaterunsers, der auf der Beilage Nr. 2 fehlt, ist durch goldene Lettern hervorgehoben, obgleich keine Zahlzeichen dabei stehen; am Fuße jeder Seite ist eine Galerie mit vier Bogen, die auf korinthischen Säulen ruhen, angebracht.

Indem Wulfila durch sein Übersetzungswerk den Goten das unverfälschte Wort Gottes überlieferte, machte er sich nicht nur um ihr kirchliches, sondern auch um ihr nationales Leben verdient; denn durch seine Bemühung blieb fortan ihre Kirchensprache gotisch, während sie bei den germanischen Stämmen des Westens lateinisch war und dadurch lange alles tiefer gehenden Einflusses auf das Volksleben entbehrte. Wulfila richtete den ganzen Gottesdienst in seiner Sprache ein und predigte in derselben unermüdlich und unbeirrt, auch als der Sturm der Völkerwanderung über die Welt brauste und dem Ostgotenreiche Ermanrichs ein Ende machte, dem auch Athanarich unterlag. Im Jahre 381 nach Konstantinopel von Kaiser Theodosius zu einer Kirchenversammlung entboten, starb Wulfila daselbst ganz plötzlich, nachdem er noch kurz zuvor seinen Freunden die Grundzüge seines Glaubens als Vermächtnis für sein Volk mitgeteilt hatte. Jahrhundertelang wurde sein Bibelwerk von seinem Volke in Ehren gehalten und noch im neunten Jahrhundert von den Westgoten in Spanien verstanden.

Gotische Poesie.

Auch die einheimische Poesie blühte bei den Goten trotz aller Stürme fort. Noch zur Zeit des Jordanis, der in lateinischer Sprache eine Geschichte der Goten schrieb, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, ertönten die Gesänge des Heldenschmerzes, mit denen die Westgoten ihren bei Chalons gefallenen König von dem Schlachtfelde holten, ertönte das dumpfe Klagelied, das einst über Attilas Leichnam angestimmt war; denn die Goten waren an des großen Hunnenfürsten Hofe sehr bevorzugt und ihre Sprache sehr geehrt; Attila selbst ist ein gotisches Wort, das „Väterchen" bedeutet. Den Gesang ihrer Lieder begleiteten Goten und Vandalen mit der Harfe, selbst Könige übten diese edle Kunst.

Als Gelimer, der König der den Goten nahestehenden Vandalen, nach seiner Besiegung durch Belisar in der Schlacht bei Trikameron im Dezember 533 im Gebirge Pappua an der äußersten Nordgrenze Numidiens von dem Söldner-

Erklärungstafel zum gotischen Vaterunser.

(Matth. 6, 9—16.)

veihnai namo thein. quimai thiudi-
geheiligt werde Name dein. Es komme König-
nassus theins. vairthai vilja
reich dein. Es werde Wille
theins. sve in himina jah ana
dein wie im Himmel auch auf
airthai. Hlaif unsarana thana sin-
Erden. Brot unser dieses täg-
teinan gif uns himma daga. Jah
liche gib uns diesen Tag. Und
aflet uns, thatei skulans sijai-
erlaß uns, daß Schuldige wir sei-
ma, svasve jah veis afletam thaim
en, sowie auch wir erlassen diesen
skulam unsaraim. Jah ni brig-
Schuldigen unseren. Auch nicht brin-
gais uns in fraistubnjai. ak lau-
ge uns in Versuchung, sondern lö-
sei uns af thamma ubilin. unte
se uns von diesem Übel. Denn
theina ist thiudangardi jah mahts
dein ist Herrschaft und Macht
jah vulthus in aivins. amen.
und Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

md = 44 Unte jabai afletith mannam
Denn wenn ihr erlaßt Menschen
missadedins ize. afletith jah
Missetaten ihre, erläßt auch
izvis atta izvar sa ufar himinam.
euch Vater euer der über den Himmeln.
Ith jabai ni afletith mannam mis-
Aber wenn nicht ihr erlaßt Menschen Mis-
sadedins ize ni thau atta iz-
setaten ihre, auch nicht etwa Vater eu-
var afletith missadedins izva-
er erläßt Missetaten eu-

me = 45 ros: Aththan bithe fastaith ni vair-
re. Aber wenn ihr fastet, auch nicht wer-
thaith svasve thai liutans gaurai
det wie die Heuchler betrübte

Matth.	Joh.	Luk.	Mark.
44	—	—	124
45	—	—	—

Verkleinerte Nachbildung einer Seite des Codex Argenteus zu Upsala

Bruchstück von Bischof Ulfilas gotischer Bibelübersetzung (aus der Bergpredigt [illegible] dem grössten Teil des Vaterunsers) geschrieben im vierten Jahrhundert nach Christus

Verlag von Velhagen & Klasing [illegible]

führer Fara, welcher ein Heruler war, eingeschlossen gehalten wurde, erbat er drei Dinge von ihm: ein Brot, da er lange keines mehr erblickt, einen Schwamm, um seine kranken Augen zu waschen, und eine Harfe, um das Lied zu begleiten, welches er auf sein Unglück gedichtet habe.

Auch die Prosa wurde bei den Goten gesungen, d. h. so melodisch vorgetragen, daß nur das fehlende Saitenspiel es von dem Gesang der Lieder unterschied: siggvan war das allgemeine Wort für Singen und Lesen, während Singen mit Harfenbegleitung liuthon hieß.

Völkerwanderung.

Die Völkerwanderung störte seit der Mitte des vierten Jahrhunderts die Germanen in ihren bisherigen Sitzen auf, sie wanderten gen Süden und Westen, manche ihrer edelsten Stämme gingen zu Grunde, andere verloren ihr eigenstes Wesen in der sie fortreißenden Herrschaft der Romanen; große germanische Staaten entstanden auf den Trümmern der römischen Weltherrschaft, und germanische Helden vollbrachten Taten, die den Dichtern Stoff gaben zu gewaltigen Liedern. Aber lange dauerte es, bis man zu ruhiger Darstellung und künstlerischer Entwicklung des Erlebten und Gefeierten kam.

Als endlich die Stürme der Völkerwanderung ausgetobt und die Germanen das geistige Erbe des römischen Weltreichs angetreten hatten, als die Scheidung in die germanischen und in die — vom germanischen Blut und Lebensgeist durchdrungenen — romanischen Völker eingetreten war, da blieb die sagenhafte Erinnerung an jenes heroische Zeitalter der Deutschen doch ihnen allen ein gemeinsames Brudererbe. Bis ans Ende des Mittelalters und darüber hinaus erklang dieselbe **Heldensage** allerorten, und immer neue Sängergeschlechter schöpften daraus Nahrung, wie einst Griechenlands Dichter aus dem Heldenkampf um Troja. Immer neue Lieder schuf die vielgestaltige Märe, die sich an die Gotenfürsten Ermanrich und Theoderich, an den Hunnen Attila und den Burgunderkönig Gunther anschloß. Zu diesen geschichtlichen Stoffen im Sagengewande kamen andere, die aus der Heidenzeit herstammten, so der Mythus vom Frühlingsgotte Sigfrid und andere Gestalten des Mythus, die allmählich im Bewußtsein des Volkes zu bloßen Helden geworden waren.

Heldensage.

Hildebrandslied.

Aus jener ältesten Heldendichtung ist uns nur ein einziges Gedicht in alliterierenden Versen, und noch dazu unvollständig, erhalten, das **Hildebrandslied**, das, um 800 aufgeschrieben, unzweifelhaft einer viel früheren Zeit angehört und dem ostgotischen Sagenkreise entstammt, der mit poetischer Kühnheit Helden, welche Menschenalter auseinander lebten, wie Attila und Dietrich einerseits, Ermanrich und Attila anderseits, zusammenrückte.

Von zwei Mönchen des Klosters Fulda in müßiger Stunde nach einer Vorlage, die aus dem Gedächtnis aufgezeichnet war, auf das erste und letzte innere Blatt der hölzernen, mit Leder überzogenen Decke eines theologischen, lateinischen Buches geschrieben, ist es seit dem Dreißigjährigen Kriege einer der wertvollsten Schätze der Landesbibliothek in Kassel. Die Sprache ist ursprünglich niederdeutsch.

Der Sage nach waren Dietrich von Bern (Theoderich von Verona, der Stifter des Ostgotenreichs in Italien) und sein namhaftester Held, der kühne Waffenmeister Hildebrand (Hiltibrant = Kampfesbrand) vor Otacher (dem historisch bekannten Odoaker) um Schutz und Hilfe zum Hunnenkönig Etzel (Attila) geflohen. Nach dem gewaltigen Kampfe, in welchem das Geschlecht der Burgunden und zuletzt

auch Kriemhild, Attilas Gemahlin, umkam, und nach Besiegung Otachers kehren sie heim in ihr Vaterland. Hildebrand, jetzt ein Greis geworden, hatte dort einst ein junges Weib und einen unerwachsenen Sohn zurückgelassen. Kaum erreicht er nun die heimische Erde, so tritt ihm ein junger Held an der Spitze seiner Gefolgsmannschaft gegenüber und verwehrt ihm den Einlaß. Eine Herausforderung zum Zweikampf ist die Folge. Beide stehen kampfbereit, aber ehe sie losschlagen, fragt der Alte nach dem Namen seines Gegners. Dieser gibt sich als Hadubrand (Hadubrant = Hadersbrand oder Kriegsfackel), Hildebrands Sohn, zu erkennen. Nun will der Vater den Kampf vermeiden und bietet dem jungen Helden goldene Armringe, den beliebtesten Schmuck des deutschen Kriegers, die er einst von Attila empfangen, zum Geschenk. Argwöhnisch und im Ungestüm des jugendlichen Heldenmutes verweigert Hadubrand trotzig diese Gabe: „Mit dem Ger (der Lanze) soll man Gabe empfahn," fährt er auf, „Spitze wider Spitze; du bist ein alter schlauer Hunne, der mich berücken will mit Worten, um mich dann desto gewisser mit dem Speer zu töten." Und er fügt hinzu, daß Seefahrer über den Wendelsee (das Grenzmeer, das Mittelmeer) ihm sichere Kunde von Hildebrands Tode gebracht hätten. In des greisen Helden Brust kämpfen die Liebe des Vaters und die Ehre einen schweren Kampf. Von Schmerz übermannt ruft er:

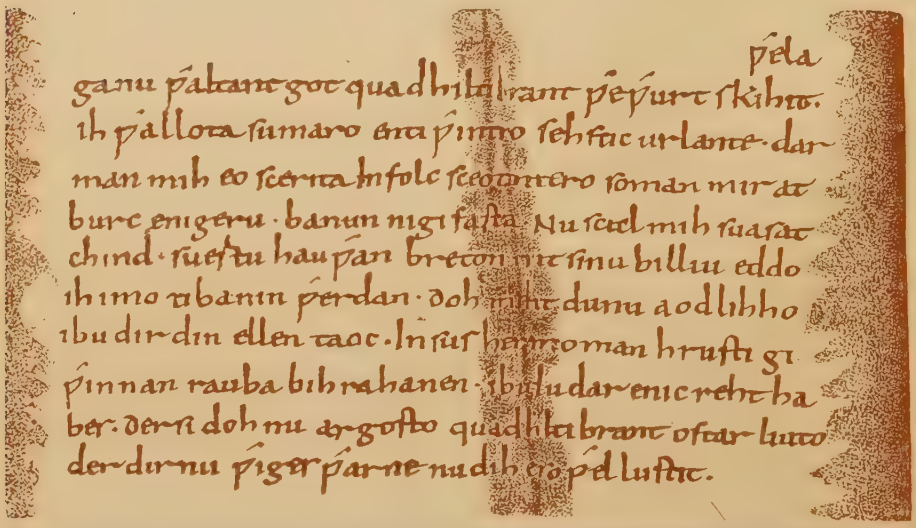


Abb. 4. Genaue Nachbildung der nachstehenden Stelle aus der Pergamenthandschrift des Hildebrandsliedes in Kassel.

„Welaga nu, waltant got, (quad hiltibrant)
wewurt skihit.
ih wallota sumaro
enti wintro sehstic ur lante,
dar man mih eo scerita
in folc sceotantero,
so man mir at burc enigeru
banun ni gisasta:
Nu scal mi suasat chind
suertu hauwan,
breton mit sinu billiu
eddo ih imo ti banin werdan.

Weh nun, waltender Gott! (rief H.).
Wehgeschick erfüllt sich.
Ich wallte (der) Sommer
und Winter sechzig außer Landes,
wo man mich stets scharte
zu der Schießenden Volk:
Vor keiner der Städte
doch kam ich zu sterben;
nun soll mit dem Schwerte
mich schlagen mein Kind,
mich strecken mit der Mordart
oder ich zum Mörder ihm werden.

doh maht du nu aodlihho,
ibu dir din ellen taoc,
In sus heremo man
hrusti giwinnan,
rauba bihrahanen,
ibu du dar enic reht habes.
der si doh nu argostu (quad hiltibrant)
ostarliuto,
der dir nu wiges warne,
nu dih es so wel lustit.

Doch magst du nun leichtlich,
wenn dir deine Kraft taugt,
an so hehrem Manne
Rüstung gewinnen,
Raub erbeuten,
wenn du dazu einiges Recht hast.
Doch der nun sei der ärgste (feigste) (rief H.)
der Ostleute (Ostgoten),
der dir nun den Kampf weigre,
nun dich des so wohl (sehr) lüstet.

Und nun sprengen sie aufeinander los, lassen zuerst die Eschenlanzen fliegen mit scharfen Schauern, daß sie in den Schilden standen, und dann, vom Pferde gestiegen, hauen sie grimmig auf die hellen Schilde, bis die Lindenborde klein werden von den Schwertschlägen — damit bricht das Lied ab, das auch sonst lückenhaft und an einigen Stellen verwirrt ist. Aus anderen Darstellungen erfahren wir, daß der Vater den Sohn besiegt, aber nicht getötet, und ihn zur Anerkennung gezwungen habe. In der Wiltinasage, einem nordischen Prosaroman aus dem 14. Jahrhundert, verwundet der Vater den Sohn, dieser ergibt sich, haut aber tückisch nach des Vaters Hand, als er ihm das Schwert übergeben soll. Da sagt Hildebrand: „Diesen Hieb lehrte dich nicht dein Vater, sondern ein Weib." Nun erst nennt sich der Sohn, und der Vater umarmt ihn. Im Deutschen besitzen wir noch eine spätmittelhochdeutsche ritterliche Bearbeitung des Stoffes und ein Volkslied desselben Inhalts aus dem 15. bis 16. Jahrhundert. — Vielleicht aber schloß die älteste Dichtung mit dem Tode des Sohnes (darauf deutet der Ausdruck „Wehgeschick" und der Ton des Ganzen), wie es die Vergleichung mit verwandten Sagen, z. B. der persischen von Rustem und Sohrab (im VII. Gesange der Heldensage des Firdusi, Schack Bd. II; auch von Rückert behandelt), wahrscheinlich macht.

Etwa aus derselben Zeit wie das Hildebrandslied stammt das älteste Volksepos der Angelsachsen oder Altengländer, der **„Beowulf"**, dessen Sage das Volk auf seiner Fahrt übers Meer 449 n. Chr. nach England mitbrachte. Es umfaßt etwa 3000 stabreimende Langzeilen. Beowulf.

Es schildert die Heldentaten Beowulfs, Königs der Geaten (Bewohner des schwedischen Götalandes), insbesondere seinen fürchterlichen Kampf mit dem Seeungeheuer Grendel und dessen Mutter, sowie sein letztes Ringen mit einem Drachen, durch den er zu Fall und Tode kommt. Die in echt epischer Breite ausgeführten Bilder aus dem Volksleben sind wertvoll für die Erkenntnis altgermanischer Sitten und Anschauungen. Simrock, Grein u. a. haben es ins Deutsche übersetzt; ein guter Auszug findet sich bei Freybe (Altdeutsches Leben I, 127 ff.).

Auch auf die Sprache unserer Vorfahren hatte die Völkerwanderung einen umgestaltenden Einfluß. Je mehr die Volksstämme sich voneinander schieden, desto weiter gingen auch die Sprachstämme auseinander. Die süddeutschen Stämme wurden durch eine Verschiebung ihrer Konsonanten von den nord- oder niederdeutschen geschieden. Diese Lautverschiebung war im 7. Jahrhundert vollzogen und besteht bis heute unverändert. Zwischen beiden lag ein Gebiet, welches nur zum Teil von der Lautverschiebung ergriffen wurde, nämlich Mitteldeutschland, so daß wir drei Dialektgruppen unterscheiden: Sprachentwicklung.

1) Die niederdeutschen Dialekte (die breitere und weichere Sprache, jetzt plattdeutsch genannt), zu denen das Niederfränkische (in den Niederlanden, daher später niederländisch genannt), das Sächsische (mit Westfälisch) und das Friesische (an der Nordsee) gehört. Dialekte und Mundarten.

Die Sprachen der übrigen germanischen (außerdeutschen) Stämme stehen auf der Lautstufe des Niederdeutschen, nämlich: das uns schon bekannte Gotische, das als die älteste der Mundarten, von denen wir genauere Kunde haben, für alle Stämme der Germanen den gleichen Wert hat, das Angelsächsische oder Altenglische, welches später (seit 1066) normännisch-französische Elemente aufnahm, und das Altnordische, das sich in der norwegisch-isländischen und schwedisch-dänischen Sprache fortentwickelt hat. Dem Altnordischen gehört die Edda (S. 5) an.

2) Die ober- oder hochdeutschen Dialekte (die vollere und härtere Sprache), die im gebirgigen südlichen Deutschland und in der deutschen Schweiz zu Hause sind. Dazu gehört das Alemannisch-Schwäbische, das im Elsaß (Alsatia = Alesaß, Alamannensitz), in Schwaben und in der Schweiz gesprochen wird; das Bayrische, Österreichische und das Ober-Fränkische (am linken Rheinufer nördlich von Weißenburg).

3) Die mitteldeutschen Dialekte: Mittel-Fränkisch (an Mosel und Rhein um Koblenz und Bonn), Hessisch, Thüringisch und Obersächsisch (Luthers heimische Mundart, Hauptbestandteil der neuhochdeutschen Schriftsprache).

Die wichtigsten Denkmäler der deutschen Literatur, welche uns im folgenden beschäftigen werden, sind im Mittelalter in hoch- und mitteldeutschen Dialekten abgefaßt, neben welchen sich in der glänzenden Zeit der Hohenstaufen eine Art Schriftsprache durch den Ausgleich der Mundarten gebildet hatte, während Norddeutschland, von Heliand, Veldekes Eneide und Reineke Voß abgesehen, nur geringeren Anteil an der Literatur hat. Von Luther an wurde die neuhochdeutsche Schriftsprache die eigentliche Literatursprache.

Die Perioden der Literaturgeschichte schließen sich der sprachlichen Entwicklung an. Wir unterscheiden daher:

A. Die althochdeutsche (ahd.) Zeit von 800—1100.
   1. Das 9. Jahrhundert. Geistliche Literatur.
   2. Das 10. „ Lateinische Dichtung.
   3. Das 11. „ Geistliche u. Spielleute in geistl. Gedichten.

B. Die mittelhochdeutsche (mhd.) Zeit von 1100—1500.
   1. Von 1100—1170 Vorbereitungszeit. Geistliche und Spielleute in weltlichen Epen.
   2. Von 1170—1300 Klassische Zeit. Volksepos. Höfisches Epos. Lyrik.
   3. Von 1300—1500 Verfall der höfischen Kunst. Entstehung des Dramas und Meistergesangs.

C. Die neuhochdeutsche (nhd.) Zeit von 1500 bis zur Gegenwart.
   1. Das Reformationszeitalter.
   2. Das Zeitalter des 30jährigen Krieges und Ludwigs XIV.
   3. Das 18. Jahrhundert. Vorboten einer neuen Blütezeit. Neue Bahnen. Die Sturm- und Drangperiode. Goethe und Schiller. Humoristen.
   4. Das 19. Jahrhundert. Die romantische Schule. Die Sänger der Befreiungskriege. Der schwäbische Dichterkreis. Österreichische Dichter. Das junge Deutschland. Revolutionäre und nationalpolitische Poesie der vierziger Jahre. Die deutsche Dichtung seit den fünfziger Jahren.

Geschichte der althochdeutschen Dichtung.

(Von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen 800—1100.)

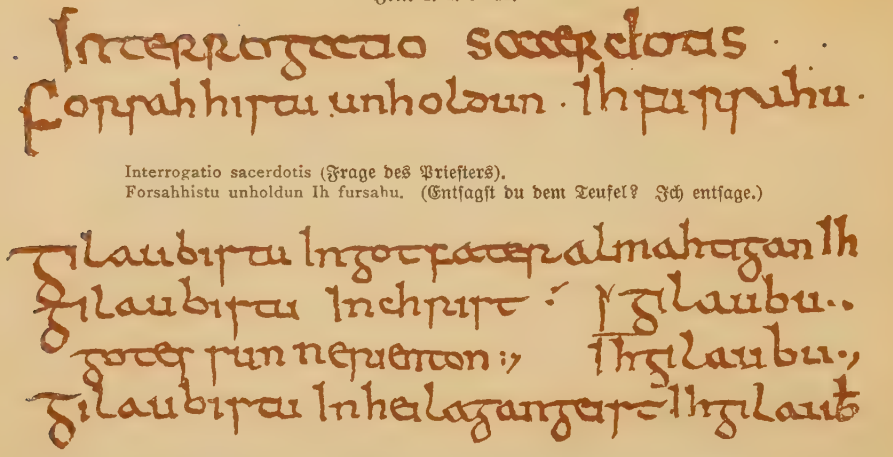
Abb. 5. Verziertes T aus einer Handschrift des 11. Jahrh.

Theoderich, der große deutsche Friedensfürst, war 526 gestorben, und kaum drei Jahrzehnte nach seinem Tode zerfiel das von ihm gegründete Ostgotenreich, das eine Zeitlang die anderen germanischen Reiche überragt hatte. Die kühn aufstrebenden Franken traten in den Vordergrund der deutschen Geschichte. Unter ihrem Könige Chlodwig (Chlodovech) und mit ihm waren sie Christen geworden, und obgleich sie in Wahrheit anfangs nicht mehr als den Namen derselben hatten, wuchs doch, wenn auch nur allmählich, der erziehliche Einfluß der Kirche auf das Volk. Ja, man kann sagen, die deutsche Literatur beginnt mit der Gründung der Kirche in Deutschland. Erst seit dem 8. Jahrhundert schreibt man, und die Kleriker sind lange Zeit die einzigen Träger der Literatur.

Merowinger.

Die ersten deutschen Schriftwerke entstanden aus dem Bedürfnis der Kirche, den Täuflingen die wichtigsten Stücke des Glaubens in ihrer Muttersprache beizubringen und den Priestern die nötigen Hilfsmittel zur Erlernung der deutschen Sprache zu verschaffen. Daher begegnen wir unter den Merowingern manchen Zeugnissen davon in zahlreichen deutschen Schriftstücken, die sich auf die Ausbreitung des Evangeliums beziehen. Man schrieb zuerst Vokabulare (das berühmteste, nach alter Überlieferung von dem alemannischen Apostel Gallus herstammend, aber erst im 8. Jahrhundert aufgeschrieben, wird noch heute in der Bibliothek zu St. Gallen aufbewahrt), Glossare, unbeholfene Interlinearversionen (d. h. Wort für Wort übergeschrieben), aus denen die Glaubensboten deutsch, die Deutschen lateinisch lernten. Dann schritt man zu regelrechten Übersetzungen vor, um den Klerus zu bilden. Dazu kamen Stücke des Katechismus, Taufgelöbnisse, Glaubensbekenntnisse, Beichtformeln und das Vaterunser. Einen anschaulichen Begriff dieser alten Schriftstücke gewährt die einem fränkischen Taufgelöbnis entnommene Probe (S. 16). Es stammt dieses Taufgelübde eines bekehrten Heiden, das aus Teufelsabschwörung und dem Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott, wie zu einigen anderen Hauptpunkten des christlichen Glaubens, nebst Exorcismus- und Taufformular besteht, aus dem Ende des 8. Jahrhunderts und befindet sich im Original unter den Schätzen des Merseburger Domes.

Zeile 1. 2. 9—12.



Interrogatio sacerdotis (Frage des Priesters).
Forsahhistu unholdun Ih fursahu. (Entsagst du dem Teufel? Ich entsage.)

gilaubistu In got fater almahtigan	Ih gilaubu.	Glaubst du an Gott Vater allmächtigen?	Ich glaube.
gilaubistu In christ		Glaubst du an Christus,	
gotes sun nerienton.	Ih gilaubu.	Gottes Sohn den Heiland?	Ich glaube.
gilaubistu In heilagan geist:	Ih gilaubu.	Glaubst du an den Heiligen Geist?	Ich glaube.

Abb. 6. Aus dem Fränkischen Taufgelöbnis (nach der Handschrift im Merseburger Dom).

Der ganze übrige Gottesdienst wurde in lateinischer Sprache gehalten.

Winfrid. Selbst der als „Apostel der Deutschen" oft gerühmte **Winfrid** oder **Bonifacius** predigte nur selten in deutscher Sprache und stellte alles, was er bekehrte, unter Roms Gehorsam und unter die dort beim Gottesdienst übliche fremdländische Sprache. Ja nur zu bald war es mißbräuchliche Sitte, daß die niedrigen Geistlichen nicht predigen durften, da dieses ein Vorrecht der Bischöfe war, die sich darauf beschränkten, eine lateinische Homilie vorzulesen.

Noch fremder und feindlicher als zuweilen der Sprache stellten sich die Geistlichen der Poesie unserer Ahnen entgegen. Allerdings mit größerem Recht; denn dieselbe trug ganz und gar den Charakter des Heidentums und nährte den daraus erwachsenen Aberglauben. Die zahlreichen Zaubersprüche, in denen die alten Götter angerufen wurden, mußten selbstverständlich den Verkündigern des Einen lebendigen Gottes anstößig sein, und es ist den geistlichen Behörden nicht zu verdenken, daß sie dieselben streng verboten und daß sie ebensowenig den unsittlichen Lärm der Tanzleiche (d. h. Lieder), der bis in die Gotteshäuser drang, dulden wollten.

Deutsches Lied. Aber das deutsche Lied (der Name „Lied" kommt schon als fränk.-lat. leudus im 6. Jahrhundert vor) ließ sich trotz aller Verbote nicht unterdrücken; es pflanzte sich von Mund zu Mund fort. „Dichter" gab es nicht, denn das Wort „dichten" ist ein fremdes (von dem lateinischen dictare) und bedeutet im Ahd., wo es „dihtôn" hieß, soviel als: etwas Ausgesonnenes niederschreiben oder zum Niederschreiben vorsagen, erst später erhielt es den Sinn des kunstvollen Erzählens. Es gab nur Sänger und Gesang, der durch das ganze Volk ertönte. Jedermann sang, und oft stimmten alle anderen

DE POETA:

Dat ✠ fregin ih mit firahim
firi uuizzo meista. Dat ero ni
uuar. noh uf himil. noh paum
noh peregniuuaes. ni noh heinig
noh sunnae ni stein. noh maeno
niliuhtae. noh der maereo seo.
Do daer niuuiht niuuaes enteo
ni uuenteo. ⁊ do uuas der eino
almahtico cot. man no miltisto.
⁊ dar uuarun auh manake mit
man. coot lihhe geista. ⁊ cot
heilac. Cot. almahtico du
himil ⁊ erda ✠ uuorechtos.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Das W

Genaue Nachbildung der Pergament-Handschrift in de

7 du mannun somanac coot
for ✠ pi· for gipmir indino
ganadcc sehta zalaupa·
7 cotan uuil leon· uuistom
enti spahida· 7 craft· tiuflun
za uuidar stantanne· 7 arc
zapi uuisanne· 7 dinan uuil
leon za ✠ uurchanne·

Qui non uult peccata sua penitere
ille uenit iterum ubi· icc mamplius
illum non penitebunt· nec illos ✠
se ultrcc erubescit:

Bielefeld und Leipzig.

nner Gebet.

hen Bibliothek zu München (Cimelien 20, Blatt 65b u. 66a).

ein, sobald einer anhub. So wurden die Stoffe der Götter- und Heldensage und der in sie verwebten geschichtlichen Erinnerungen bewahrt bis auf günstigere Zeiten, ja, merkwürdig genug verdanken wir es Schreibern des geistlichen Standes, daß einige jener Denkmäler, wie die oben erwähnten Zaubersprüche und das Hildebrandslied, welche dieser Periode ihrer Aufzeichnung nach angehören, bis auf unsere Zeit gekommen sind. Und ein Geistlicher war es, der schon im achten Jahrhundert den kirchliches und nationales Leben scheidenden Gegensatz dadurch auszugleichen suchte, daß er einen geistlichen Stoff in deutscher Sprache und volkstümlicher Form behandelte.

Dieser erste Versuch einer deutsch-christlichen Dichtung, die ganz den Ton der volkstümlichen Dichtung beibehielt, ist das sogen. **Wessobrunner Gebet.** Es verdankt seinen Namen dem bayrischen, südlich von München am Fuße des Peißenberges gelegenen Benediktinerkloster Wessobrunn (Weißenbrunn), in dem es entdeckt wurde, und befindet sich jetzt in der Münchener Königlichen Bibliothek. Wessobrunner Gebet.

Mitten unter lateinischen Stücken versteckt, von denen die in Buchstaben und Linienzahl getreue Nachbildung (Beilage 3) am Schluß einige Zeilen enthält, hat dieses altdeutsche Bruchstück auch eine lateinische Überschrift „De poeta", die darauf hinweist, daß der Schreiber von einem Dichter die Eingangsschilderung in alliterierenden Versen entlehnte, wie öde und trübe es in dem Nichts vor der Weltschöpfung im Gegensatz zur Herrlichkeit Gottes und seiner Heerscharen gewesen sei; nach Wilhelm Wackernagels Auffassung vielleicht der Anfang einer poetischen Bearbeitung der biblischen Geschichte, die dem „Heliand" stofflich vorausging. Daran ist das prosaische Gebet lose angehängt. Das Ganze lautet im Urtext, dem ich eine freie Übersetzung beifüge:

De poeta.	Aus einem Dichter.
Dat * gafregin ih mit firahim	Das erfragte ich unter (den) Menschen
firiuuizzo meista,	(als der) Wunder größtes,
Dat ero ni uuas	Daß (die) Erde nicht war,
noh ufhimil,	Noch (der) Himmel oben,
Noh paum noh pereg ni was	Noch (ein) Baum, noch (ein) Berg nicht war,
Ni . . . . nohheinig.	Noch irgend etwas.
noh sunna ni scein,	Noch (die) Sonne nicht schien,
Noh mano ni liuhta,	Noch (der) Mond nicht leuchtete,
noh der mareo seo.	Noch der herrliche See.
Do dar niuuiht ni uuas	Als da nichts (nicht) war,
enteo ni uuenteo,	Enden noch Wenden (d. h. hier und dort),
Enti** do uuas der eino	War dennoch da der eine
almahtico cot,	Allmächtige Gott,
Manno miltisto;	Der Männer mildester;
enti dar uuarun auh manake mit inan	Und da waren auch manche
Cootlihhe geista.	Mit ihm göttliche Geister.
enti cot heilac,	Und Gott heilig,
Cot almahtico,	Gott allmächtiger,
Du himil enti erda gauuorahtos,	(der) du Himmel und Erde wirktest (schufest)
Enti du mannun so manac coot forgapi,	und du (den) Menschen so manches Gut
Forgip mir in dino ganada rehta galaupa	gabst, gib mir in deinen Gnaden rechten
Enti cotan uuilleon, uuistom enti spahida	Glauben und guten Willen, Weisheit und
Enti craft tiuflun za uuidarstantanne enti	Erkenntnis und Kraft, Teufeln zu widerstehen und Arges zu meiden und deinen
Arc za piuuisanne enti dinan uuilleon	Willen zu wirken.
Za gauurchanne.	

* In der Handschrift heißt ✱ fregin = gafregin. ✱ (vgl. S. 5) ist ein Zeichen, das im nordischen Runenalphabet unter dem Namen hagal den Laut h (ch) ausdrückt, hier aber (auch Zeile 18. 19. 24) die ganze Silbe ga bedeutet. ** Für enti steht im Original 𝕿.

Die Form dieser ältesten Dichtungen unseres Volkes war eine urdeutsche: die **Alliteration** oder der **Stabreim,** eine anmutige und kraftvolle Bindung, welche bis auf Otfried in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts in Deutschland herrschte, während sich die Skandinavier und die Angelsachsen derselben noch länger bedient haben. (Vgl. S. 6. 11 f. die Zaubersprüche und das Hildebrandslied.)

Alliteration.

Die Alliteration besteht in dem Gleichklang des Anlautes zweier oder dreier betonter Silben (Hebungen) der epischen Langzeile. Die alliterierenden Buchstaben heißen Liedstäbe, danach auch die Versform Stabreim. Diese Naturform lebt auch heute noch im Sprichwort (Sprichwort wahr Wort) und in einzelnen Redensarten, wie Haut und Haar, lieb und leid, Land und Leute ꝛc. fort, dient aber auch neueren Dichtern zu einer Art Tonmalerei; z. B. in Schillers Taucher: „Und hohler und hohler hört man's heulen." Einen umfassenden Gebrauch hat Fouqué in „Sigurd dem Schlangentöter" von dem Stabreim gemacht, und in allerneuester Zeit hat Wilhelm Jordan ihn in seinem Epos „Nibelunge" und Wagner in seinen Musikdramen mit besonderem Geschick und Erfolg angewandt.

Karl der Große.

Mit **Karl dem Großen** (768—814), dem es gelang, alle Stämme des inneren Deutschlands unter ein Zepter zu beugen und zu vereinen, beginnt eine neue glanzvolle Periode unserer Literatur.

Wie es ihm am Herzen lag, sein ganzes Volk zu einem Glauben zu führen, wie er dem Christentum eine feste Stätte dadurch bereitete, daß er im Norden die heidnischen Sachsen unterwarf und im Süden dem Mohammedanismus durch siegreiche Bekämpfung der spanischen Araber Schranken setzte, so war er nicht minder auf eine vielseitige Bildung seines Volkes bedacht. Und wie in allen anderen Stücken, ging er den ihm Untergebenen mit seiner eigenen Arbeit voran. Die Schule, welche er an seinem Hofe gründete, hatte er ebenso sehr für sich, wie für seine Kinder und Hofleute eingerichtet. Auch edle Frauen, seine Gemahlin, seine Töchter, seine Schwester und andere gehörten zu dieser Akademie, neben der es eine Knabenschule gab, die er selbst beaufsichtigte. Im reifen Mannesalter ging er mit großem Eifer daran, die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen. Vierzig Jahre alt begann er zu lernen, was damals weltliche Wissenschaft hieß: Grammatik, Rhetorik, Dialektik und Astronomie. Er war bemüht, die Bildung des Altertums auf deutschen Boden zu verpflanzen. Die tüchtigsten Gelehrten des Auslandes sammelte er um sich, und unermüdlich nahm er darauf Bedacht, die wertvollsten Bücher der Heiden und Christen, sorgfältig korrigiert, abschreiben zu lassen; ebenso sammelte er die schönsten Werke der antiken Kunst und ließ nach römischen Mustern unter seiner Aufsicht zahlreiche Bauwerke errichten. Unter seiner Pflege blühte auch eine reiche lateinische, auf fränkischem Boden erwachsene Poesie. An seinem Hofe lebte u. a. Angilbert oder Engelbert, der schon in jungen Jahren an den Hof gekommen war und dort „Homer" genannt wurde. Und wie für die gelehrte Bildung, so sorgte er für die Volksbildung. Neben zahlreichen Kirchen erhoben sich Schulen für das niedere Volk, und ernstlich war er bemüht, den Kirchengesang zu verbessern, wie den Gesang des Volkes zu vervollkommnen. Andere Dichter, die sich mit Karls Person und seinen Taten beschäftigten, waren Alkuin, Theodulf und „der Mönch von Sankt Gallen", der eine Sammlung von Sagen über Karl den Großen herausgegeben hat.

Vor allem lag Karl dem Großen das heimatliche Element am Herzen. Um eines Hauptes Länge erhob er sich über seine Zeitgenossen, indem er

klaren Blickes erkannte, welche Schätze in seiner herrlichen Muttersprache ruhten. Darum wandte er der deutschen Sprache und der deutschen Dichtung lebendige Teilnahme zu.

Er versuchte die erste deutsche Grammatik zu schreiben, er ließ die deutschen Heldenlieder sammeln und niederschreiben, er gebot den Geistlichen, deutsch zu predigen, deutsch zu unterrichten. So traten die Geistlichen in ein richtigeres Verhältnis zur Volksdichtung. Ohne daß sie billigten, was darin unsittlich oder dem Glauben schädlich, — was auch der König nicht tat — ging ihnen doch der Sinn für das Reine und Edle darin auf, sie widmeten ihm eine liebevolle Teilnahme und entnahmen daraus Vorbilder für die bald erstehende christliche Dichtung. Nach dem Zeugnisse Einhards, des Biographen Karls des Großen*), war er es auch, der für sein Reich charakteristische deutsche Monatsnamen festsetzte, die ich hier anführe, weil sie zugleich eine Probe der damaligen Sprache geben:

Deutsche Monatsnamen.

1. Wintarmanoth = Wintermonat, Januar. 2. Hornunc = Hornung, Februar. 3. Lenzinmanoth = Lenzmonat, März. 4. Ostarmanoth = Ostermonat, April. 5. Winnemanoth = Weidemonat (oder Wunnimanoth = Wonnemonat), Mai. 6. Brachmanoth = Brachmonat, Juni. 7. Hewimanoth = Heumonat, Juli. 8. Aranmanoth = Erntemonat, August. 9. Widemanoth = Holzmonat, September. 10. Windumemanoth = Weinlesemonat, Oktober. 11. Herbistmanoth = Herbstmonat, November. 12. Heilagmanoth = Heiligmonat, Dezember.

Unter den zahlreichen Klosterschulen, die durch Karls des Großen Bemühungen entstanden, war die vorzüglichste die zu Fulda, welcher seit dem Jahre 804 **Hrabanus Maurus** als Lehrer vorgesetzt war.

Hrabanus Maurus.

Durch ihn, wie nach ihm durch seine Schüler, pflanzte sich das Bildungsziel Karls des Großen fort, und ihm ist es auch zu danken, daß, als nach des Königs Tode Ludwig der Fromme das mühsam Errungene durch seine Vorliebe für das Lateinische zu zerstören suchte, das Studium der deutschen Sprache und Poesie sich doch erhielt. Und als Hrabanus 847 Erzbischof von Mainz, der oberste Bischof aller deutschen Lande, ward, wandten die Geistlichen erst recht der deutschen Literatur ihre Aufmerksamkeit zu; und endlich kam es dahin, daß in der Klosterschule zu Reichenau, unter Walafrieds Leitung, fremde Brüder die deutsche Sprache an deutschen Gedichten erlernten.

Teilung des Reiches und Scheidung der Sprachen.

So überdauerte denn deutsches Leben und deutsche Art auch Ludwigs Mißachtung und Verfolgung derselben. Das karolingische Kaiserreich löste sich bald nach seinem Tode (840) auf — eine Sonderung des Ost- und Westfrankenreiches war die Folge des fürchterlichen Kampfes der königlichen Brüder, aber zugleich geschah eine Teilung der Nationalitäten und eine Scheidung der germanischen und romanischen Sprache, die für die Fortentwicklung der deutschen Sprache und Literatur nur heilsam war.

Bisher hatten nämlich im Frankenreiche Völker zwiefacher Zunge sich vereinigt; im Westfrankenreiche (Neustrien), dem alten Gallien und heutigen Frankreich, hatte die aus der römischen Volkssprache hervorgegangene romanische Sprache, die übrigens manches Wort aus dem Althochdeutschen aufgenommen, vorgeherrscht, während im Ostfrankenreiche (Austrasien) das Deutsche durchweg gesprochen wurde. Als im Jahre 842 Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle zu Straßburg einen Bundesvertrag schlossen und mit ihren Kriegern einen feierlichen Schwur darauf ablegten, zeigte es sich, daß hüben und drüben eine ganz verschiedene Sprache

*) Vgl. „Das Leben Karls des Großen" von Einhard, übersetzt und erläutert von Hermann Althof.

herrschte. Althochdeutsch lautete der (Beil. 4) Anfang des Eides, wie ihn Karl der Kahle leistete:

In godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes so fram so mir got geuuizci indi mahd furgibit, so hald ih thesan minan bruodher etc.

In Gottes Liebe und zu des christlichen Volkes und unser beider Wohlfahrt, von diesem Tage vorwärts, so weit als mir Gott Weisheit und Macht gibt, so (halte) helfe ich diesem meinem Bruder ꝛc.

Dagegen schwur Ludwig der Deutsche in romanischer (altfranzösischer) Sprache:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di en avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai co cist meon fradre etc.

Vertrag zu Verdun.

Aus diesen Sprachproben ist deutlich ersichtlich, daß die staatliche **Scheidung der Sprachen** bereits geschehen war und im darauf folgenden Jahre, am 6. August 843 durch den Vertrag zu **Verdun,** welcher die **Teilung des Reiches** festsetzte, nur ihre rechtliche Begründung erhielt. So können Deutsche wie Franzosen den 6. August 843 mit Recht als den Geburtstag ihrer staatlichen Begründung betrachten.

Aus jener damaligen Sprache der Welschen ging die französische, die älteste der romanischen Sprachen, hervor (die anderen, Italienisch, Portugiesisch und Spanisch, entstanden in ähnlicher Weise unter nicht geringer Beimischung germanischer Elemente). Die damals von unseren Vorfahren gesprochene Sprache nannte man bald allgemein diutiska, d. h. Volkssprache. So war sie, nachdem die alten Namen Germanen und Germanisch im Sturm der Völkerwanderung untergegangen, zuerst im Gegensatz zum Latein der Kirche und der Gelehrten, dann im Gegensatz zum Romanischen bezeichnet worden; denn diutisc kommt von diot (Volk) her, wie schon im Gotischen das Volksmäßige, dem Volk Eigentümliche, durch thiudisko (von thiuda) ausgedrückt wurde. Das durch die 843 vollzogene staatliche Trennung erwachende höhere Nationalbewußtsein ließ dann allmählich das Wort: diutisc (deutsch) auch auf das Volk selbst übertragen; freilich fing es erst nach der Mitte des 11. Jahrhunderts an allmählich in Gebrauch zu kommen. Der Landesname Deutschland kommt erst im 15. Jahrhundert vor.

Spärlich ist, was von Dichtungen des 9. Jahrhunderts auf unsere Zeit gekommen, und das Schönste darunter ist nicht in althochdeutscher, sondern in altniederdeutscher, nämlich altsächsischer Mundart verfaßt. Die Überlieferung knüpft es an Ludwig den Frommen, der allerdings der deutschen Poesie, sofern sie geistlichen Zwecken diente, nicht abgeneigt war, denn in seinem Auftrag soll der **„Heliand"** (Heiland), die „edelste Messiade aller Zeiten und Völker", von einem sächsischen Sänger gedichtet worden sein.

Heliand.

Drittehalb Jahrhunderte hatten die Sachsen mit den Franken um die Herrschaft in Deutschland gerungen, am heftigsten, als Karl der Große es unternahm, sie nicht nur seinem Zepter, sondern auch dem des Heilandes mit der Schärfe des Schwertes zu unterwerfen. Die Legende hat das durch die wunderbare Bekehrung des Westfalenherzogs Widukind eingetretene Ende dieses langjährigen Religionskrieges reich ausgeschmückt. Eine historisch getreue und zugleich poetische Verklärung des Sieges Christi ist die altsächsische Messiasdichtung, welche der erste Herausgeber „Heliand" betitelt hat. Denn darin tritt die Verschmelzung deutschen und christlichen Wesens außerordentlich schön zu Tage; gewiß hat Ludwig der Fromme durch sein kirchlich milderes Regiment, wodurch er das inzwischen erwachsene neue Ge-

Zu den Straßburger Eidschwüren.

Dieses wichtige Sprach- und Geschichtsdenkmal ist erhalten durch eine einzige, jetzt in Paris befindliche Handschrift der „Vier Bücher Geschichte“ von Nithard, der das Original der Eide jedenfalls zur Hand gehabt hat, als er sie durch sorgfältige Niederschrift der Nachwelt aufbewahrte. Nithard, Sohn des gelehrten und hochgebildeten Angilbert, Freundes und Genossen des großen Karl, und der Berta, der Tochter dieses Kaisers, also ein Enkel Karls des Großen, trat nach dem Tode seines Oheims Ludwigs des Frommen in den Bruderkriegen Lothars, Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen auf die Seite des letzteren und war ein steter Begleiter dieses seines Vetters auf seinen Zügen, also auch jedenfalls Ohren- und Augenzeuge des Schwurs. Er erhielt von seinem Vetter den Auftrag zur Abfassung seines Werkes „vier Bücher Geschichten“, das er im Jahre 841 begann und nur bis 843 fortführte. Es behandelt die unglückliche Regierung Ludwigs des Frommen und den großen Bruderkrieg seiner Söhne.

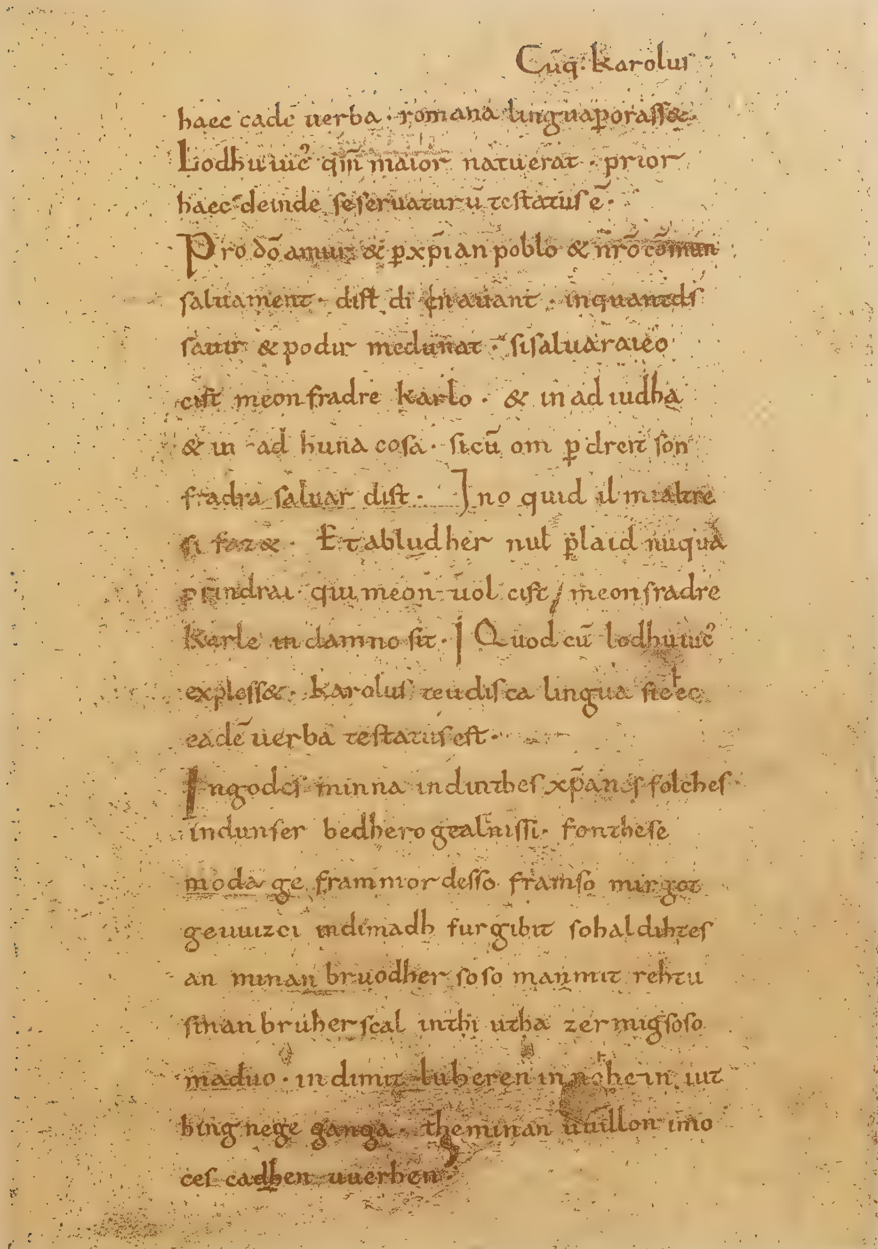
Die Eide wurden nach Nithard geschworen am 14. Februar 842 zu Straßburg zwischen Ludwig und Karl gegen den abwesenden Lothar und erhielten ein Jahr darauf in dem Teilungsvertrage von Verdun ihren bedeutungsvollen Abschluß. Ludwig der Deutsche schwur romanisch, Karl als der Romane deutsch.

Erklärungstafel mit wörtlicher Überſetzung.

(Abkürzungen aufgelöſt.)

Cumque Karoluſ
Und als Karl
haec eadem verba romana lingua peroraſſet,
dieſe ſelben Worte in romaniſcher Zunge geredet hatte,
Lodhuuicuſ, quoniam maior natu erat, prior
Ludwig, weil er älter von Geburt war, zuerſt
haec deinde ſe ſervaturum teſtatuſ eſt:
(daß) dieſe darauf er halten würde, ſchwur:

Pro deo amur et pro chriſtian poblo et noſtro commun
Aus Liebe zu Gott und fürs chriſtliche Volk und unſer gemeinſames
ſaluament, d'iſt di in auant, in quant deuſ
Heil, von dieſem Tage an fernerhin, ſoweit Gott
ſavir et podir me dunat, ſi ſaluarai eo
Wiſſen und Vermögen mir gibt, ſo will ich halten (ſchützen)
ciſt meon fradre Karlo, et in adiudha
dieſen meinen Bruder Karl, ſowohl zur Hilfe (aide)
et in cadhuna coſa, ſi cum om per dreit ſon
als auch in jedweder (chacun) Sache, ſowie ein Mann mit Recht ſeinen
fradra ſaluar diſt, In o quid il mi altre-
Bruder halten ſoll, in allem was er mir eben-
ſi fazet; Et ab Ludher nul plaid nunquam
ſo thun würde; und mit Lothar keinen Vertrag, niemals
prindrai, qui meon uol ciſt meon fradre
machen werde, der meines Willens dieſem meinem Bruder
Karle in damno ſit. | Quod cum Lodhuuicuſ
Karl zum Schaden ſein würde | Dieſes als Ludwig
expleſſet, Karoluſ teudiſca lingua ſic haec
vollendet hatte, Karl in deutſcher Sprache ſo dieſe
eadem uerba teſtatuſ eſt:
ſelben Worte ſchwur:
In godeſ minna ind in theſ chriſtianeſ folcheſ
Aus Liebe zu Gott und zu des chriſtlichen Volkes
ind unſer bedhero ge(h)altniſſi, fon theſe-
und unſer beider Erhaltung, von die-
mo dage frammordeſ ſo fram ſo mir got
ſem Tage fortan ſo weit als mir Gott
geuuizci indi madh (l. mahd) furgibit, ſo haldih teſ- (l. thes-)
Wiſſen und Macht gibt, ſo halte ich die-
an minan bruodher, ſoſo man mit rehtu
ſen meinen Bruder, ſowie man mit Recht
sinan bruher (l. bruodher) ſcal, in thiu thaz er mig ſo ſo- (l. sa-)
ſeinen Bruder ſoll, in dem daß er mir eben-
ma duo; indi mit Lu(d)heren in nohheiniu t-
ſo thue; und mit Lothar in kein D-
hing ne geganga, the minan uuillon imo
ing nicht gehe ich, das meines Willens ihm
ce ſcadhen wer(d)hen.
zu Schaden werde.



Cumq; karolus
haec eade uerba · romana lingua perorasset ·
Lodhuuuic · quia maior natu erat · prior
haec deinde se seruaturu testatus e ·
Pro do amur & p xpian poblo & nro comun
saluament · dist di en auant · in quant ds
sauir & podir me dunat · si saluarai eo
cist meon fradre karlo · & in ad iudha
& in cad huna cosa · sicu om p dreit son
fradra saluar dist · Ino quid il mi altresi
fazet · Et ab ludher nul plaid nuqua
prindrai qui meon uol cist / meon fradre
karle in damno sit · Quod cu lodhuuuic
explesset · karolus teudisca lingua sic hec
eade uerba testatus est ·
In godes minna ind durh tes xpanes folches
ind unser bedhero gealnissi · fon thesemo
dage frammordes so fram so mir got
geuuizci indi mahd furgibit so hald ih tesan
minan bruodher soso man mit rehtu
sinan bruher scal in thiu thaz er mig soso
maduo · indi mit ludheren in nohheiniu
thing ne gegango · the minan uuillon imo
ce scadhen uuerhen ·

Die Strassburger Eidschwüre

Ludwig des Deutschen und Karls des Kahlen vom 14. Februar 842.

In der Niederschrift Nithards, Enkels Karl des Grossen, aus seinen vier Büchern fränkischer Geschichten.

Ältestes Denkmal der Scheidung germanischer und romanischer Nation und Sprache.

Genaue Nachbildung der einzig erhaltenen Handschrift in der Nationalbibliothek zu Paris (Nr. 9768).

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

schlecht der Sachsen mit der von den Vätern überkommenen Religion aussöhnte und die von Karl dem Großen verübten Härten wieder gut machte, zu seiner Entstehung beigetragen. Nach einer dem Gedichte beigegebenen lateinischen Vorrede hat er den bei den Seinen nicht unbekannten Sänger zur Bearbeitung der biblischen Geschichte veranlaßt. Aus einer sächsischen Klosterschule — vielleicht aus der unter Ludwig dem Frommen erstehenden von Corvey an der Weser — ist sicherlich der Niedersachse hervorgegangen, der um 830 seinem Volke das verdeutschte Christentum, den „Heliand", schenkte.

In etwa 6000 alliterierenden Versen, in frischer belebter Darstellung, in volkstümlichem Ton und echt epischer Haltung, welche die Person des Dichters nie hervortreten läßt, erzählt das Gedicht Christi Leben nach den vier Evangelien als das eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs, ohne jedoch je seiner göttlichen Würde als Himmelskönig etwas zu vergeben. Durchweg werden die deutschen Landesgebräuche und staatlichen Einrichtungen auf die jüdischen Verhältnisse übertragen, ähnlich wie Lukas Cranach später die Personen der evangelischen Geschichte in die Gewandung und die Lokalfarbe seiner Zeit und Heimat kleidete. Des Volkes Edelste wählt der Christ, der König der Welt, zu seinen Mannen, die ihm in Lehn- und Dienstreue ergeben folgen. In Nazareths Burg — denn wie deutsche Burgen erscheinen dem Dichter die jüdischen Städte — blüht das Gotteskind heran voll Weisheit und voll Gotteshuld, bis es auszieht, Gottes Reich zu gründen auf Erden. Großartig ist die Schilderung der Bergpredigt in der Form gehalten, in welcher die deutschen Reichsversammlungen unter freiem Himmel angesichts des ganzen Volkes an Dingtagen vor sich gingen. Das wird also erzählt (nach der Übertragung von Joh. Seiler in den Denkm. älterer d. Lit. von Böttticher u. Kinzel II, 3):

Da gingen näher um den beglückenden Heiland
Solche Gefährten, die er selbst sich erkoren,
Der Waltende in der Menschheit. Und die Weisen standen,
Die Jünger, um den Gottessohn; begierig von Herzen
Und voll guten Willens nach den Worten sie verlangten.
Sie erwogen schweigend, was der waltende Herrscher,
Christ der Herr, ihnen künden wollte
Den Leuten zu Liebe. Und der Landeshirt saß
Vor seinen Getreuen, der Sohn des Höchsten,
Und wollte in seiner Rede, manch weise Worte
Die Leute lehren, wie das Lob des Herren
In diesem Weltreich sie wirken sollten.
Er saß da und schwieg und sah sie an
Lange mit Huld, der heilige Herr,
Freundlich im Gemüte. Den Mund er nun auftat
Und es zeigte mit Worten des Waltenden Sohn
Mancherlei Schönes, und den Mannen sagt' er,
Der waltende Christ, in weiser Rede
Denen, die er entboten zur Botschaft hierher,
Welche Gott wären von der Welt Bewohnern
Die wertesten Männer aus dem Menschengeschlechte.
Er sagte ihnen in Wahrheit, daß da selig seien
Die Männer auf Erden, die in ihrem Gemüte wären
Arm in Demut; denen ist das ewige Reich
Hehr und heilig, und auf der Himmelsaue
Stetes Leben gesichert. Auch seinen selig
Sanftmütige Männer, die müssen das Erdreich,
Das schöne, besitzen.

Nachdem die Erweckung des Lazarus zum Leben geschehen, verbinden sich Christi Feinde enger und entschiedener zu seinem Verderben.

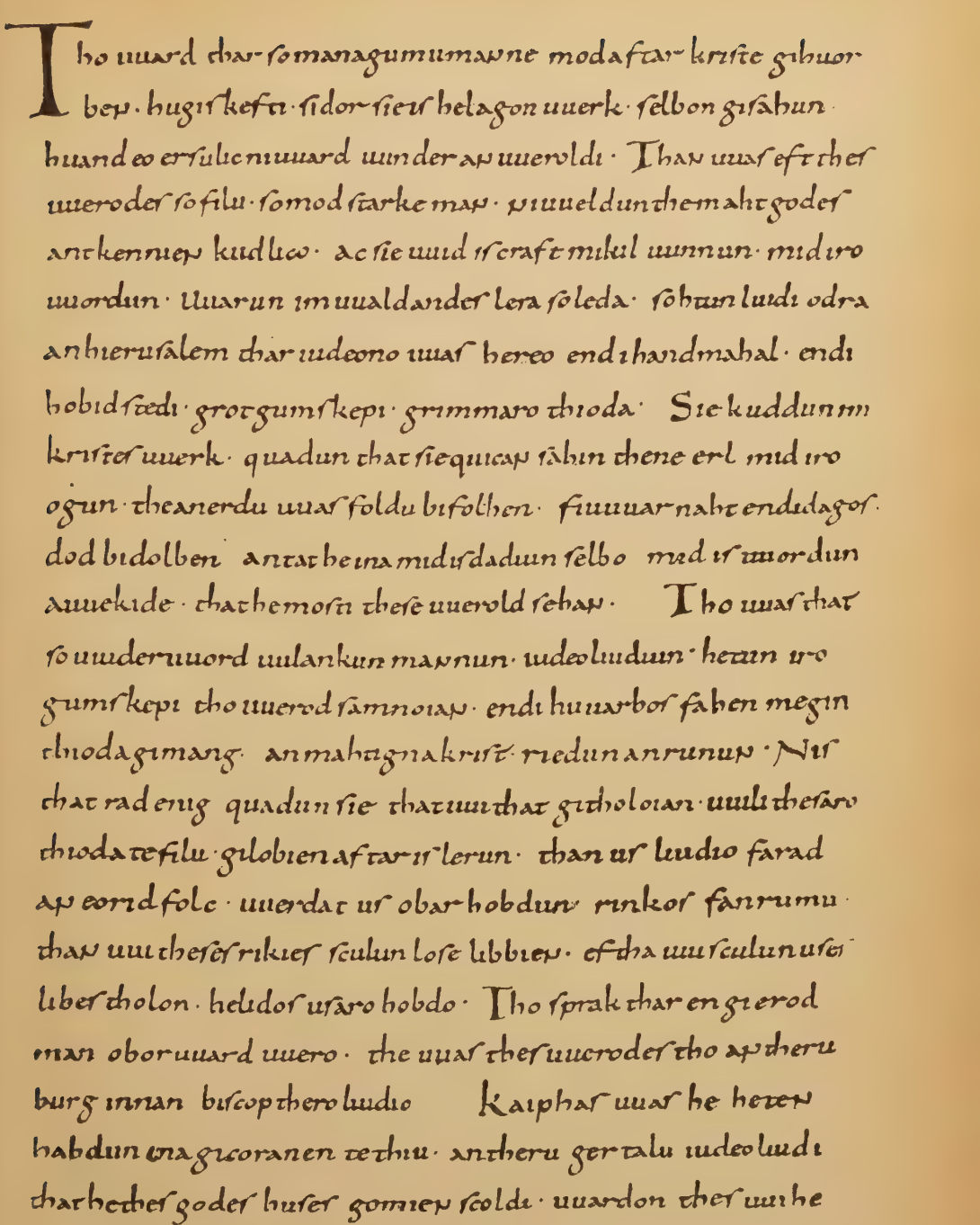
Auf meinem der Münchener Handschrift treu nachgebildeten Blatte (Beilage Nr. 5) heißt es im Original (bei Sievers 4118 fg.):

Tho uuard thar so managumu manne mod aftar kriste
gihuorban, hugiskefti, sidor sie is helagon uuerk
selbon gisahun, huand eo ēr sulic ni uuard
uundar an uueroldi. Than uuas eft thes uuerodes so filu,
so modstarke man, ni uueldun the maht godes
antkennian kudlico, ac sie uuid is craft mikil
uunnun mid iro uuordun; Uuarun im uualdandes
lera so leda. sohtun liudi odra
an hierusalem, thar iudeono uuas
hereo endi handmahal endi hobidstedi,
grot gumskepi grimmaro thioda.
Sie kuddun im kristes uuerk, quadun that sie quican sahin
thene erl mid iro ogun, the an erdu uuas,
foldu bifolhen fiuuuar naht endi dagos
dod bidolben, antat he ina mid is dadiun selbo
mid is uuordun auuekide, that hi mosti these uuerold sehan.
Tho uuas that so uuideruuord uulankun mannun,
iudeo liudiun; hetun iro gumskepi tho
uuerod samnoian endi huuarbos fahen,
meginthioda gimang, an mahtigna krist
riedun an runun: „Nis that rad enig“ quadun sie,
„that uui thatgitholoian! uuili thesaro thioda te filu
gilobien aftar is lerun. than us liudio farad
an eoridfolc, uuerdat us obarhobdun,
rinkos fan rumu. than uui theses rikies sculun
lose libbien eftha uui sculun uses libes tholon,
helidos usaro hobdo.“ Tho sprak thar en gierod[1]) man,
oboruuard[2]) uuero; the was thes uuerodes tho
an theru burg innan biskop thero liudio:

Dem Original sehr nahekommend hat Grein dies in alliterierender Form übersetzt:

Da ward der Männer manchem das Gemüt zum Christ,
das Herz hin gewandt, als sie sein heilig Werk
da selber sahen: denn so ward nie zuvor
ein Wunder in der Welt. Doch waren in dem Wehrvolk auch
viele mutstarke Männer, die die Macht Gottes
nicht erkennen wollten: wider seine Kraft die große
kämpften sie mit Worten; ihnen war des Waltenden
Lehre so leid! — Die suchten nun der Leute andere
in Jerusalem auf, wo der Judenleute
Hauptstadt war und des Heervolks Gerichtsstätte
und eine große Menge grimmer Männer.
Denen verkündeten sie da Christi Werk,
wie sie den mit Augen lebend sahen, der schon in der Erde lag,
in die Tiefe versenkt vier Tage und Nächte
tot begraben, bis ihn mit seiner Tat der Christ
mit seinem Wort erweckte, daß er wieder diese Welt erblickte.
Das war so widerwärtig den verwegenen Männern,
den Judenleuten: aus den Gauen hießen sie
sammeln da das Volk und zur Versammlung rufen
Männer in Menge. Wider den mächtigen Christ
berieten sie sich und redeten also: „Nicht mehr ratsam ist's,
daß wir das dulden! Es wollen der Degen zu viele
seinen Lehren glauben. Dann überfahren die Leute uns [wachsen
unter ihren Hauptleuten, und übers Haupt
uns die Recken von Rom, daß wir beraubt des Reiches
Leben fortan oder gar den Leib verlieren,
wir Helden unser Haupt;“ Da sprach ein hochgeehrter Mann [allda
zur Versammlung der Männer; der war gesetzt
in der Burg der Juden zum Bischof der Leute:

[1]) Lies giherod. — [2]) Der Lesart der Cottontanischen Handschrift obar huarf uuero entspricht Greins Übersetzung.



Eine Seite der Münchener Pergamenthandschrift des Heliand (Faksimile).
IX. Jahrhundert.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Kaiphas was he heten. habdun ima gicoranen te thiu
an theru gertalu iudeo liudi,
that he thes godes huses gomien scoldi,
uuardon thes uuihc[a]).

Kaiphas war er geheißen, ihn hatten erkoren dazu
in jenen Jahren die Judenleute,
daß er das Haus Gottes hüten sollte,
des Weihorts warten —

Heliand

[a]) Lies wihes.

Durchweg lehnt sich der Dichter an das Leben seines Volkes an, das ja soeben erst aus dem Heidentum sich erhoben hatte, aber seine Anklänge an das Heidentum sind doch stets christlich verklärt. Der Tod heißt „Wurd" (die Todesnorne der altdeutschen Mythologie); das jüngste Gericht „Mudspelli" (Weltuntergang); nach Christi Taufe setzt sich ihm der heilige Geist in Taubengestalt auf die Schulter, wie es dem Odhin der Rabe getan, als Sinnbild der Allwissenheit. So ist auch der Schauplatz der einzelnen Begebenheiten ganz deutsch: Herodes hält sein Festmahl in einer hölzernen Halle mit den Bänken an beiden Seiten und einem erhöhten Sitz für den Hausherrn in der Mitte. Derselbe Ton geht durch das ganze Gedicht, das mit Christi Himmelfahrt schließt; überall echt germanisch, ist es überall doch auch echt christlich und der offenbarten Wahrheit getreu.

Dieses ehrwürdige Denkmal der ältesten deutschen Dichtung, dessen große Bedeutung schon Klopstock aus den ihm bekannt gewordenen Bruchstücken ahnte, ist uns in zwei Handschriften erhalten, deren eine sich im Britischen Museum zu London, die andere in der Münchener Königlichen Bibliothek befindet. Ins Hochdeutsche ist es von Grein, Kannegießer, Rapp, Seiler und Simrock übertragen worden. Am besten verstehen lernt man es durch Vilmars treffliche Abhandlung: „Deutsche Altertümer im Heliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte."

Weitere Bruchstücke des Werkes fand K. Zangemeister 1894 in den Pfälzer Handschriften der Vatikanischen Bibliothek. Sie behandeln mit gleicher dichterischer Kraft den Sündenfall, Brudermord und Sodoms Untergang und beweisen, daß der Dichter des „Heliand" auch das Alte Testament für seine Sachsen bearbeitet hat. Die Entstehung des „Heliand" setzt man nach Kloster Werden an der Ruhr, die Heimat des Dichters sucht man seewärts in der Nähe von Hamburg.

Muspilli.

Poetisch ebenbürtig diesem altsächsischen Epos und nicht minder wichtig als ein Zeugnis der Verschmelzung mythologischer Erinnerungen mit dem christlichen Glauben ist das wahrscheinlich von König Ludwig dem Deutschen (843—876) eigenhändig auf die Ränder eines Buches niedergeschriebene althochdeutsche alliterierende Gedicht vom jüngsten Tage, von dem ersten Herausgeber Schmeller **„Muspilli"** genannt, das in dem bayrischen Kloster Emmeran — leider als ein Bruchstück — aufgefunden wurde und jetzt in der Königlichen Bibliothek zu München sich befindet.

Muspilli (über die Bedeutung s. oben) ist die althochdeutsche Form für das altnordische Muspel, nach der Edda die der Nebelwelt (Nifl-, aus deren Schoß alle Dinge sich erhoben, gegenüberliegende Flammenwelt: „die ist hell und heiß, so daß sie flammt und brennt, und ist allen unzugänglich, die da nicht heimisch sind und keine Wohnung da haben." Diese Flammenwelt verzehrt am jüngsten Tage die Erde und alles, was sie enthält. Darum bedeutet Muspel auch soviel als Weltbrand, und von diesem handelt das Gedicht, das die biblisch-christliche Schilderung des jüngsten Gerichtes mit mythologischen Anklängen vermischt. Der Anfang redet von der Seele, welche die Leibeshülle verläßt; es kommt ein Heer von den Himmelsgestirnen und ein anderes von der Hölle, um sie zu kämpfen. Dann geht das Gedicht auf das jüngste Gericht über, das wie ein deutscher Dingtag geschildert wird. Ein Hornstoß verkündet den Anbruch desselben, gerade wie in der Edda bei Beginn der

Götterdämmerung Heimdall laut ins erhobene Horn bläst. Und nun beginnt der Kampf des Elias mit dem Antichrist, der dem Kampfe Thors (Donars) mit dem schwarzen Surtur entspricht:

Urtext Vers 47—67.	Böttichers Übersetzung in „Denkmäler der älteren deutschen Literatur." I, 1.
Daz hôrt ih rahhôn dia weroltrehtwisôn,	So hört ich künden, Kundge des Weltrechts,
daz sculi der antichristo mit Elîase pâgan.	daß solle der Antichrist mit Elias streiten.
der warc ist kiwâfanit, wirdit untar in wîc arhapan.	Der Würger ist gewaffnet, Streit wird erhoben:
khenfun sint sô kreftic, diu kôsa ist so mihhil,	Die Streiter so gewaltig, die Sache so wichtig,
Elîas strîtit pî den êuuîgon lîp:	Elias streitet um das ewige Leben,
wili den rehtkernôn daz rihhi kistarkan:	will den Rechtliebenden das Reich stärken;
pidiu scal imo helfan, der himiles kiwaltit.	dabei wird ihm helfen, der des Himmels waltet.
der antichristo stêt pî demo altfiante,	Der Antichrist steht bei dem Altfeinde,
stêt pî Satanâse, der inan versenkan scal;	steht beim Satan; er wird ihn versenken:
pidiu scal er in deru wîcstetî wunt pivallan.	Auf der Wahlstatt wird er wund hinsinken
enti in demo sinde sigalôs werdan.	und in dem Streite sieglos werden.
doh wânit des vilo wîsero gotmanno,	Doch glauben viele Gottesgelehrte,
daz der wîho in demo wîge arwartit werdi.	daß im Kampf der Geweihte verwundet werde.
so daz Eliâses pluot in erda kitriufit,	Wenn Elias Blut auf die Erde dann träufelt,
sô inprinnant die pergâ, poum ni kistentit	so entbrennen die Berge, kein Baum mehr stehet,
einîc in erdu, ahâ sâr artruknênt,	nicht einer auf Erden, all Wasser vertrocknet,
muor varswilhit sih, swilizôt lougjû der himil,	Meer verschlingt sich, es schwelt in Lohe
mâno vallit, prinnit mittilagart,	der Himmel, Mond fällt, Mittelgart brennt,
stên ni kistentit. denne stûatago in lant	kein Stein mehr steht, Straftag ins Land
verit mit diu vuira viriho wîsôn,	fährt mit Feuer, die Frevler zu richten:
dâr ni mac mâc helfan vora demo muspille ...	Da kann kein Verwandter vor dem Weltbrand helfen.

Das große Gerichtfeuer erfaßt und verzehrt die Erde, die in der Edda „Midgard" heißt, weil sie zwischen Jötunheim, der Riesenburg, und Asgard, dem Göttersitz, gelegen war. Töricht ist es, um vergängliche Dinge auf Erden zu streiten, da vor dem heiligen Kreuze Christi alles zum jüngsten Gerichte erscheinen muß . . .

Reimdichtung.

Mit diesem Gedicht scheidet auch für immer die altnationale Alliteration, und der (End-)Reim, wie die Einteilung in Strophen zum Zwecke des Gesangs, tritt an ihre Stelle. Das früheste größere Denkmal der Reimdichtung ist das **„Evangelienbuch"** des **Otfried**, ein Leben Christi in althochdeutscher Sprache, von dem Verfasser, dem ersten deutschen Dichter, den wir dem Namen nach kennen, „Liber evangeliorum" genannt. Er war Mönch im Kloster Weißenburg.

Otfried.

Otfried, am südlichen Rande von Franken geboren, schon in früher Jugend für den geistlichen Stand bestimmt, verlebte seine Knabenzeit in der Schule, die zur Benediktinerabtei Weißenburg im Speiergau, einem der reichsten und ältesten Klöster des Elsasses, gehörte, und wurde Mönch daselbst. Einen nachhaltigeren Einfluß auf seine innere Entwicklung übte aber sein zehnjähriger Aufenthalt in Fulda, wo er den Unterricht des gelehrten Hrabanus Maurus genoß und von ihm die Sprache der Heimat lieben und brauchen lernte; „von Hraban ist meine Wenigkeit ein wenig erzogen worden," bekannte er später dankbar in der Rück-

erinnerung an diesen bedeutsamsten Abschnitt seiner Studienjahre. Zurückgekehrt in seine Heimat, wurde er als Priester zum Meister der Klosterschule bestellt, wo er weiter lernend und zugleich lehrend, still und bescheiden tätig bis an sein Ende lebte, manche gelehrte Werke schrieb, die verloren gegangen sind, aber daneben ein deutsches Gedicht, das noch heute ihm ein dankbares Andenken sichert. — Auf Anregung einiger Brüder und einer „verehrungswürdigen Frau Judith" (in der man die Witwe Ludwigs des Frommen vermutet) dichtete er im Gegensatz zu dem anstößigen Laiengesang sein „Evangelienbuch", im Verlauf von mehreren Jahren, und widmete es in deutschen Versen dem Könige Ludwig dem Deutschen, im J. 868. In fünf Büchern wird darin Christi Leben von seiner Geburt bis zur Himmelfahrt und zum jüngsten Gericht erzählt. In fünf Bücher teilt er es, weil der Mensch fünf Sinne habe; was er mit denselben fehle, solle durch Lesung dieser fünf Bücher wiederum gut gemacht und jeglicher Sinn dadurch geläutert und erleuchtet werden. Schlimmer als diese und ähnliche Geschmacklosigkeiten ist, daß er den Gang seiner Erzählung fortwährend durch breite, lehrhafte Einschaltungen unterbricht, die das eben Erzählte bald moraliter (moralisch), bald spiritaliter (in geistlicher Ausdeutung), bald mystice (mit geheimem, tiefer liegendem Sinn) auslegen, und dadurch den epischen Charakter seiner Dichtung, den er doch selbst erstrebte, vernichtet. Trotzdem erweist er sich als einen echten Dichter in einzelnen Stellen, wo sein Gemüt den Verstand überflügelt und seiner warmen, innigen Empfindung in lyrischen Klängen Ausdruck gibt. So wenn er die Mutterliebe schildert und sie mit der Liebe Gottes vergleicht, und besonders wenn er seine Liebe zur Heimat (heim, heimingi), sein in der Fremde empfundenes Heimweh beschreibt. Eine tiefgefühlte Vaterlandsliebe spricht sich auch in dem ersten Kapitel des ersten Buches aus, wo er, um die Wahl der deutschen Sprache für sein Gedicht zu rechtfertigen, das Lob seines Landes und Volkes singt. Darin sagt er von seinen Landsleuten u. a.:

Evangelienbuch.

Sie sint so sáma chúani	Sie sind ebenso kühn
sélb so thie Romáñi — —	ebenso wie die Römer — —
zi wáfane snélle	zu Waffen bereit,
so sint thie thégana alle.	so sind die Degen alle.
— — — — —	— — — — —
Wanta állaz thaz sies thénkent,	Denn alles, was sie denken,
siez al mit góte wirkent,	sie es alles mit Gott wirken;
ni dúent sies wiht in nóti	nicht tun sie des etwas in der Not
ána sin girati.	ohne seinen Rat.

Und doch rechtfertigt sich derselbe Mann in einem lateinisch geschriebenen Brief an den Bischof Liutbert von Mainz gegen den Vorwurf, daß er bäurisch-deutsch anstatt lateinisch geschrieben habe, mit der Versicherung: er habe die deutschen unnützen und unzüchtigen Lieder verdrängen wollen. Aus demselben Grunde verwarf er auch wohl die Alliteration und wählte die allen Geistlichen geläufige und auch den Laien aus dem lateinischen Gottesdienst bekannte Form der Strophe, bestehend aus zwei Langzeilen, deren Halbzeilen sich stumpf reimen. Zum Singen war ja sein Gedicht bestimmt, wie er es selbst ausspricht, und die Verteilung des Ganzen in einzelne kleinere Abschnitte konnte dem musikalischen Vortrage nur förderlich sein. Demungeachtet hat das Gedicht nie im Volke Wurzel geschlagen; denn es war ebenso unvolkstümlich, wie es im großen und ganzen unpoetisch ist.

Diese althochdeutsche Messiade ist — außer in zerstreuten Fragmenten — in drei Handschriften auf unsere Zeit gekommen, welche in den Bibliotheken zu Wien, Heidelberg und München aufbewahrt werden. Das von mir mitgeteilte Blatt ist der Münchener Pergamenthandschrift entnommen, die früher dem Freisinger Dom gehörte und auf Wunsch des Bischofs Waldo von Freising von dem

Schreiber Presbyter Sigihart wahrscheinlich zwischen 902—906 geschrieben wurde. Jede Seite des Foliobandes hat zwei Spalten, die aus je zwei gereimten Hälften desselben Verses bestehen und die man nebeneinander lesen muß. Jede Strophe ist durch einen großen roten Anfangsbuchstaben bezeichnet. Die Schrift ist durchweg sorgfältig und deutlich — einzelne der kleinen Buchstaben zeigen bereits den Übergang zur Kursivschrift. Das nebenstehende Blatt enthält ein ganzes Kapitel des Otfriedschen Werkes, das letzte (XXVIII) des ersten Buches und mit einigen lateinischen Übergangszeilen den Anfang des zweiten Buches. Zum besseren Verständnis wiederhole ich es hier genau nach dem Wortlaute des Originals mit Weglassung der Accente (vgl. Beilage Nr. 6).

SPIRITALITER (d. h. geistige Auslegung des vorhergehenden Abschnittes).

XXVIII.

MIT ALLEN UNSEN KREFTIN BITTEMUS NU TRUHTIN,
Er unsih uns ci leide Fonne then guathen ni giskeide;
Thaz uuir son then bliden Mit leidu ni gischeiden,
Uuir unsih in then riuuon Ni muazzin io biscouuon;
Thaz si uns thiu uuintuuorfa In themo vrteile helfa,
Iz unsih mit giuuelti Ni firuuahe unz in enti,
Ioh in fiure after diu Thar ni brinen io so spriu,
Uuir mit ginadon sinen Then uueuuon bimiden;
Thaz hirta sine vns uuarten Inti unsih io gihalten
Ioh vnsih ouh niruuannon Uzar then gotes kornon.
Uuir unsih muazin samanon Zen gotes trutheganon,
Mit uuerchon filu riche Ze demo hohen himilriche.
In hoho guallichi, Theist auur thaz himilrichi;
Bimiden theso grunni Thuruh theo euuigon uunni;
Ioh muazzin mit then druton Thes himilriches nioton,
Then spichari iamer suazen Mit salidon niazen,
Thaz heilega kornhus, Thaz ni faren furdir uz,
Mit sinen unsih fasto Freuuen thero resto;
Ioh uuir thar muazin untar in Blide fora gote sin
Fon euuon unz in euuon Mit then heiligon selon.

EXPLICIT LIBER EUANGELIORUM PRIMUS THEOTISCE CONSCRIPTUS. INCIPIT LIBER SECUNDUS.

(Zu Ende ist das erste Buch der Evangelien auf deutsch abgefaßt. Es beginnt das zweite Buch.)

ER ALLEN UUEROLTKREFTIN IOH ENGILO GISCEFTIN
So rumo ouh so in ahton Man ni mag gitrahton;
Er se ioh himil uuru (l. *uurti*) Ioh herda (l. *erda*) ouh so heru (l. *herti*),
Ouh uuiht in diu gifuarit, Thaz sellu thriu ruarit:
So uuas io uuort uuonanti Er allen zitin uuerolti;
Thaz uuir nu sehæn (l. *sehen*) offan Thaz uuas thanne ungischaffan.

Der bedeutendste Erklärer und Herausgeber des Otfriedschen Werkes, Professor J. Kelle in Prag, hat dasselbe gut und wortgetreu ins Neuhochdeutsche übertragen. Während er aber dabei auf den stumpfen Endreim verzichtet, hat Ludwig Freytag denselben in der nachfolgenden Übersetzung des von mir mitgeteilten Abschnittes beibehalten.

Geistliche Auslegung.

XXVIII. Aus allen Kräften laßt uns nun An unsern Herrn die Bitte tun,
Er mög' uns nie zu unsrer Qual Scheiden aus der Guten Zahl,

SPIRITALITER

XXVIII MITALLEN UNSEN KREFTIN
Ér unsih uns aleide
Thaz uuir fonthen bliden
Quár unsih inthen riuuon
Thaz siuns thiu uuúnt uuórsa
Iz unsih mitguuélta
Ioh infiure aster diu
Uuir mit ginadon sinen
Thaz hirta sine vns uuárten
Ioh vnsih ouh niruuannon
Uuír unsih muazin samanon
Mit auuierchon filu riche
In hoho giullichi
Bimiden theso grunni

BITTEMUS NU TRÚHTIN
Sonne thenguáthen nigi skáde
Mitleidu nigischaden
Nimuazzin ió biscouuón
Inthemo vrteile helfa
Nisiruuáhe unzinénti
Thar nihrinen ió sospriu
Then uuéuuón bimiden
Inti unsih ió gihalten
Uzar thengotes kornon
Zengotes trut theganon
Zedemo hohen himilriche
Thar ist auúr thazhimil richi
Thuruh theo éuuigon uuúnni

Thenspichari iámer suazen. Mitsalidon niazen
Thaz heilega kórnhús Thaz nisaren snrdir uz
Mitsinen unsih fasto Freúuen théro resto
Joh uúir thar muazin untarin Blide foragote sin.
Fon euuón únzin euuón Mit then heiligon selon

EXPLICIT LIBER EVANGELIORŪ PRIMUS THEO
TISCE CONSCRIPTUS. INCIPIT LIBER SECUNDUS

I ERALLÉN QUEROLT KRÉFTIN IOHENGILO GISCÉFTIN
Sorumo ouh so ináhtón Manni mag gitrahton
Er sé · ioh himil uuru Ioh herda ouh soheru
Ouh uúht indiu gifuarit Thaz sellú thríu ruárit
Souuas iówuórt uuonanti Erallen zitin uuérolti
Thaz uuírnu sehan offan Thaz uuás thanne ungischaffen

Ein Blatt aus der Pergamenthandschrift von „Otfrieds Evangelienbuch“
(IX. Jahrh.) in der Königl. Bibliothek zu München. (Faksimile.)

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Progymnasium
Hawthorne, N. Y.

Daß uns zum Leide nimmermehr Wir scheiden von der Sel'gen Heer,
Und nicht der großen Ewigkeit Entgegensehn mit Reu und Leid;
Daß uns die Wurfschaufel nicht Im Stiche lasse beim Gericht
Und nicht bis zum letzten Tag Scharf in den Wind uns schleudern mag;
Daß er uns mag gnädig sein Uns von dem Jammer zu befrein,
Zu brennen, wie die Spreu es tut, Nach dem Tod in ew'ger Glut;
Daß seiner Hirten treue Schar In Schutz uns nimmt auf immerdar,
Und nimmer ihrer Schaufel Zorn Uns schleudert fort aus Gottes Korn!
Dann treten wir in den Verein Der Jünger Gottes selig ein
Und in des Himmels hohe Pracht, Durch gute Werke reich gemacht;
Die höchsten Wonnen allzugleich, Die eben sind das Himmelreich!
Zulieb der ew'gen Seligkeit Laßt uns entfliehn dem ew'gen Leid;
Dann mit den Seligen des Herrn Empfängt das Himmelreich uns gern;
Des Speichers ew'ger Süßigkeit Dann freun wir uns in alle Zeit,
Und dieses Speichers heil'ge Zier Dann nimmermehr verlassen wir;
Mit Gottes Jüngern immerzu Genießen wir der sel'gen Ruh.
Mit ihnen mögen im Verein Wir vor Gotte selig sein,
Mit den Seelen, die geweiht, Von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

II, 1. Im Anfange war das Wort.

Eh die Welt erschaffen war Und der Engel ganze Schar
(So lange her ist's, daß daran Keiner sich erinnern kann),
Ehe Himmel ward und Meer Um die feste Erde her,
Eh ein Geschöpf ward eingesetzt, Das alle drei erfüllt anjetzt,
Da war das Wort schon vor der Zeit Der Welt in alle Ewigkeit;
Was sonst nun vor uns liegt im Licht, Damals erschaffen ward noch nicht.

Otfrieds Vorgang fand Nachahmer in der Geistlichkeit, die nun christliche Gesänge in der neuen Form (z. B. einen Leich auf den heiligen Petrus u. a.) dichteten, um die weltlichen völlig zu verdrängen und für die meist unverstandene Predigt einen Ersatz zu bieten. Bei den uns stammverwandten Angelsachsen hatte ein weiser Mann das schon lange vorher erprobt; denn als dem frommen Aldhelm († 709) die Leute noch vor der Predigt aus der Kirche liefen, stellte er sich vor sie hin und begann die evangelische Wahrheit singend vorzutragen, da blieben sie stehen und hörten ihm zu. Merkwürdigerweise blieben aber die Laien von der Teilnahme am Kirchengesang, mit Ausnahme des Kyrie eleison, noch jahrhundertelang ausgeschlossen. Aldhelm.

Aber auch der weltlichen Dichtung wandten sich die Geistlichen bald freundlicher zu; ja, ein fränkischer Geistlicher dichtete auf den Sieg, den Ludwig III., der König der Westfranken, ein Enkel Karls des Kahlen, über die Normannen bei Saucourt (881) erfocht, ein Lied. Der Dichter des **Ludwigsliedes** soll Hucbald geheißen und als Mönch in dem flandrischen Kloster St. Amand sur l'Elnon bei Valenciennes, das in der Nähe des Schlachtfeldes lag, gelebt haben. Die Handschrift dieses Liedes, welche aus eben diesem Kloster stammt, fand Hoffmann von Fallersleben 1837 in der Bibliothek zu Valenciennes. Hucbald.

Die lateinische Überschrift lautet:

Rithmus teutonicus de piae memoriae Hluduico rege filio Hluduici aeque regis.
(Ein deutsches Lied über König Ludwig seligen Angedenkens, Ludwigs Sohn gleichfalls des Königs.)

Abb. 7. Anfang des Ludwigsliedes. Althochdeutscher Leich (Gedicht mit ungleichen Strophen) auf den westfränkischen König Ludwig III. zu Ehren seines Sieges bei Saucourt in der Normandie im Jahre 881 über die Normannen. Faksimile der Handschrift in der Bibliothek zu Valenciennes a. d. Ende des IX. Jahrh.

Ludwigslied.

Das Lied selbst, einer der ältesten uns erhaltenen Leiche, hebt an:

Einan kuning ueiz ih.
Heizsit her hluduig,
Ther gerno gode thionot.
Ih ueiz her imos lonot.
Kind uuarth her faterlos.
Thes uuarth imo sar buo(z):
Holoda inan truhtin,
Magaczogo uuarth her sin
Gab her imo dugidi,
Fronisc githigini,
Stual hier in urankon.
So bruche her ef lango!
Thaz gideilder thanne
Sar mit karlemanne.

Einen König weiß ich,
Heißt Herr Ludwig,
Der gerne Gotte dienet.
Ich weiß, er ihm's lohnet.
(Als) Kind ward er vaterlos.
Des ward ihm bald Ersatz (Buße):
(es) Holte ihn der Herr,
Erzieher ward er sein.
Gab er ihm Kraft,
Herrliche Degenschaft,
(den) Thron hier in Franken.
So gebrauche er dessen lange!
Das teilte er dann
Bald mit Karlmann.

Der Dichter erblickt also in dem Sieger einen Gottesstreiter. Des Königs Vater ist früh gestorben, nun ist Gott sein Erzieher geworden, hat ihm herrliche Helden und den Herrscherthron gegeben. Aber er soll geprüft werden, wie er die Mühseligkeiten ertragen werde, deshalb ließ Gott heidnische Männer, die Normannen, über die See kommen, die sein Land und Volk arg heimsuchten. Das geschah in der Abwesenheit des Königs, und die Not im Reich war sehr groß. Das erbarmt Gott, und er gebietet ihm, seinen Leuten zu helfen. Ludwig ist sofort gehorsam, er eilt zu seinen ihn angstvoll erwartenden „Gesellen", nimmt Schild und Speer und reitet gewaltiglich und kühn unter dem Sang eines heiligen Liedes,

welches das Heer mit dem Kyrie eleison begleitet, wider die Feinde. Seinen tapferen Genossen immer voraus kämpft er mit angestammter Kühnheit. „Gelobt sei die Gotteskraft! Ludwig ward sieghaft; und allen Heiligen Dank: sein ward der Siegeskampf!“ — „Erhalte ihn, Herr, bei seiner Herrlichkeit!“ schließt dieses ganz biblisch gedachte und doch echt volkstümlich deutsch durchgeführte Zeitlied.

Der letzte Karolinger.

Noch einmal schien der alte Glanz des Karolingerreiches in Deutschland aufleuchten zu wollen unter Karl dem Dicken (882—887), der alle deutschen Lande unter seiner Regierung vereinte und auch von dem Westfrankenreiche anerkannt wurde; aber es war nur das letzte Auflodern einer Flamme vor ihrem gänzlichen Verlöschen. Die von allen Himmelsgegenden in das Reich wüst hereinbrechenden fremden Völkerschaften, Sarazenen, Slaven, Normannen, vermochte der körperlich und geistig schwache Erbe des großen Kaisernamens nicht zurückzudrängen; wohl gelang es Arnulf besser, aber ohne sein Werk vollendet zu haben, starb er, und als das Jahr 900 anbrach, sah es trauriger als je in unserem Vaterlande aus; ein Kind saß auf dem Thron, mit dessen Tode vor erreichtem Mannesalter das deutsche Karolingerhaus erlosch. Die Sachsen traten das Erbe der Franken an. Heinrich I. (919—936) machte unser Volk frei und selbständig; — **Otto der Große** führte es zur Herrschaft. „Stolz gleich Libanons Zedern,“ sagt Thietmar von Merseburg, „erhob sich das Reich, allen Völkern weit und breit furchtbar.“

Die Sachsen.

Deutsche.

Als Otto auszog, die Kaiserkrone zu gewinnen, wurden zum erstenmal amtlich — in Urkunden seiner Kanzlei — die unter ihm vereinigten Völkerstämme **Deutsche** genannt, ein Vorgang, der, wie oben erwähnt, nur sehr langsam Nachahmung und allgemeine Annahme fand. Auch die Künste und Wissenschaften fanden in diesem großen Fürsten einen eifrigen Freund und Förderer. Die Erwerbung Italiens und der Kaiserkrone, wie verhängnisvoll sie für unsere weitere staatliche Entwicklung sein mochte, führte uns südländische Bildung zu; unter Otto I. und seinen beiden Nachfolgern wurden die bildenden Künste nach Deutschland verpflanzt, am Hofe wurden die alten Klassiker studiert, und von dort verbreitete sich die Liebe zu den Wissenschaften durch das Reich, vornehmlich in den Klosterschulen, die einen neuen Aufschwung nahmen. Selbst in Nonnenklöstern, besonders zu Gandersheim und Quedlinburg, lasen die Mädchen neben den Heiligenlegenden Vergil und Terenz.

Hof- und Kloster-Dichtung.

Auch die Poesie fand ihre Pflege an dem Hofe der Ottonen wie in den Klöstern. Aber ob der Inhalt weltlich national, ob er geistlich war — die Sprache dieser Hof- und Klosterdichtung war lateinisch. Nur ein einziges Gedicht aus der Ottonenzeit ist wenigstens zur Hälfte deutsch, zur Hälfte lateinisch. Es ist ein **Leich auf Otto den Großen**, in dem die zweite Versöhnung des Königs mit seinem Bruder Heinrich, die zu Weihnachten 941 in Frankfurt stattfand, besungen wurde. Selbst alle Sagen der Heimat, die Heldensage wie die Tiersage, erschienen in dem ausländischen Gewande.

Unter diesen Gedichten ragen zwei als die bedeutendsten hervor: der Waltharius und der Ruodlieb.

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

Abb. 8. Verziertes J aus Notkers d. Deutschen Handschrift i. d. St. Galler Klosterbibliothek. 12. Jahrh.

In einem der ältesten und ruhmreichsten Klöster, das namentlich seit Karl dem Großen durch seine tüchtige Schule und gute Zucht, wie durch eine Anzahl bedeutender Männer einen weithin reichenden Ruf erworben hatte, in St. Gallen, entstand das erste dieser Gedichte. Es ist ein in lateinischen Hexametern um 940 verfaßtes Heldengedicht „Historia Waltharii", das dem burgundisch-hunnischen Sagengebiete angehört und ein Stück echten altgermanischen Heldentums enthält. **Ekkehard,** ein Mönch jenes Klosters*), der im J. 973 starb, hat darin die Zeit wieder aufleben lassen, in welcher deutsche Fürsten und Volksstämme Attilas Joch, das sie lange getragen, in kühnem Freiheitsdrange abzuschütteln suchten, ohne daß die Bruderkämpfe unter ihnen aufhörten.

Es wurde zuerst von Jakob Grimm in den „Lateinischen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts" herausgegeben und recht gewürdigt, und von Simrock in seinem „Kleinen Heldenbuch" unter dem Titel „Walther und Hildegunde" verdeutscht; ganz uns zu eigen hat es Viktor Scheffel in seinem **„Waltharilied"** gemacht, das er in seinen Roman „Ekkehard" in freier Bearbeitung verwob, in welchem er die alten St. Gallischen Chroniken dichterisch benutzt, jene fernabliegende Zeit in lebendiger Neugestaltung aus dem Klosterstaube heraufbeschworen und die Entstehung des Gedichts poetisch dargestellt hat. In Wirklichkeit ist es die Arbeit eines Klosterschülers, der ein volkstümliches deutsches Heldengedicht mit dichterischer Freiheit kunstvoll ins Lateinische übertrug. Unter dem fremden Gewande sind die echt deutschen, volkstümlichen Züge deutlich erkennbar.

Dem Original textgetreu entsprechend ist das Lied von Böttticher (B) in den Denkmälern und von Althof (A) übersetzt; die in nachfolgendem angeführten Stellen sind daraus entnommen.

Der König Etzel ruft eines Tages, so erzählt das Lied, seine Hunnenscharen auf zur Heerfahrt wider die Völker des Westens:

Voll der Begier für sich zu erneu'n die alten Triumphe
Ließ er das Heerhorn blasen, um heimzusuchen die Franken. (B.)

Dort herrschte der Frankenkönig Gibich. Er vermag dem wilden Schwarm nicht zu widerstehen und sendet den im Nibelungenliede später so hervorragenden Hagen von Tronje als Geisel mit unermeßlichen Schätzen, da sein Söhnlein Gunther noch allzujung war. In gleicher Weise unterwirft sich König Herrich in der Burgunder Land; die einzige Tochter, jung Hildegunde mit Namen, gibt er dem übermächtigen Eroberer hin als Geisel —

Holet den Frieden sich ein und läßt dem Hunnen die Tochter,
Fort in die Fremde zieht des Landes köstlichste Perle. (B.)

Walthari (lies Wált-hari, der des Heeres waltet), den ihr in der Wiege verlobten Königssohn von Aquitanien (Westgotenreich), trifft ein gleiches Geschick, da sein Vater Alpher (lies Alp-hêr, der Alben, Elfen Herr) dem schlechten Beispiel folgt. Froh solcher Beute kehren die Sieger nach Ungarn heim, wo die Geiseln freundlich gehalten werden. Die Königin Ospirin gewinnt Hildegunden lieb und setzt sie

*) Ein Neffe und Schüler dieses Ekkehard war der hochgelehrte Notker der Deutsche, der lange Zeit als gefeierter Lehrer den Schulen des St. Galler Stiftes vorstand († 1022). Einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts, die u. a. seine lateinisch-deutsche Bearbeitung der „Gesänge Davids" enthält, ist das obige verzierte J entnommen als Beispiel mönchischer Schreib- und Verzierkunst jener Zeit.

zuletzt als Schaffnerin dem Schatze der Hofburg vor, während Hagen und Walthari sich in Kriegszügen hervortaten. Doch die Liebe zur Heimat ist mächtiger, als alles andere: alle drei sinnen auf Flucht. Hagen, der vernommen, daß Gibich gestorben und sein Sohn Gunther den Tribut fernerhin verweigere, entflieht zuerst und kehrt zu seinem Herrn heim. Auf seiner Gemahlin schlauen Rat sucht Etzel Walthari durch Heirat mit einer Hunnentochter zu fesseln. Aber der junge Held weicht ihm klüglich aus: er will sich nicht binden durch ein Weib:

„Wollte ich freien ein Weib, dem Befehl des Gebieters gehorchend,
Würde von häuslicher Sorg' und der Liebe zur Maid ich gefesselt,
Und verhindert zumeist dem Könige Dienste zu leisten" (A.)

erwidert er, und Etzel glaubt nun seiner ganz sicher zu sein. Als Walthari wieder einmal von einem rühmlichen Siegeszug heimgekehrt, den Königssaal betritt, trifft er darin ganz unvermutet Hildegund allein. Die als Kinder schon füreinander Bestimmten tun sich gegenseitig ihre unwandelbare Liebe und ihre Sehnsucht nach der Heimat kund und verabreden ihre gemeinschaftliche Flucht. Walthers riesiges Streitroß, Löwe, soll den dereinst den Franken erpreßten Schatz tragen. Walther veranstaltet ein großes Fest, zu dem er den König Etzel mit allen seinen Helden ladet, und während die Gäste ihren schweren Rausch in Hallen und Gängen ausschlafen, verlassen die beiden Liebenden Etzels Schloß und eilen dem Rheine zu.

Am vierzigsten Tage erreichen sie den Rhein bei Worms. Einem Schiffer, der sie übersetzt, geben sie die letzten Fische, die sie mitgebracht, als Fährlohn. Dieser bringt sie dem Leib- und Mundkoch König Gunthers, der sie bei der Tafel kostend ausruft: solche Fische kenne Frankenland nicht. Der Ferge wird herbeigerufen und erzählt von dem stattlichen Helden, der glänzenden Jungfrau und dem mit Schätzen beladenen Roß. Hagen erlauscht das Wort und ruft sogleich: „Aus Hunnenland heimreitet Walthari, mein Gesell." Da befiehlt der König, ihnen nachzujagen, um ihnen den Schatz abzunehmen, ohne auf Hagens Fürsprache zu achten:

Und mit Geschossen versehn, gedrängt von des Königs Befehle
Stürmen zum Tor sie heraus mit Begier dich, Walther, zu fällen. (B.)

In einer Schlucht des Wasichenwaldes (Vogesen) werden die Fliehenden ereilt. Walthari hält dräuend die Wacht am Felsentor und besteht im Einzelkampf nacheinander elf tapfere Helden, darunter auch Hagens Neffen. Das bewegt endlich Hagen, der dem Walthari einst Treue gelobt, Gunthers Bitten nachzugeben und in den Kampf mit einzutreten. Aber er schlägt vor, zum Schein abzuziehen und Walthari nicht eher anzugreifen, als bis er mit dem Schatz und der Jungfrau seinen festen Platz verlassen habe. Am nächsten Morgen hebt Walthari seine Braut auf eines der erbeuteten Pferde, besteigt selbst ein anderes und läßt sein gutes Streitroß mit den Schätzen folgen. Aber kaum sind sie tausend Schritte geritten, da werden sie von Gunther und Hagen angerannt. Vergebens erinnert Walthari Hagen an den alten Freundschaftsbund — die zwei beginnen den Streit wider einen Mann. Vom Morgen bis zum Abend dauert der ungleiche Kampf, der dem König das Bein bis an die Hüfte und Walthari durch Hagens Schwerthieb die tapfere Rechte kostete,

Sie die so furchtbar einst so vielen Fürsten und Völkern,
Sie, die so oft erstrahlt in unzählbaren Trophäen! —
Aber als linker Mann auch lernt der Tapfre die Furcht nicht — (B.)

und sein hunnischer Säbel trifft, von der Linken geschwungen, Hagen ins rechte Auge, Stirn, Wange und Lippe zugleich aufschlitzend, so daß „zweimal drei Backzähne dem blutigen Kiefer entrollen." Nun folgt die Versöhnung, die durch den kühlen Labetrunk gefeiert wird, den Hildegunde herbeibringt, nachdem sie die Schwerverletzten mit zitternder Hand verbunden. Hagen und Walthari erneuern dabei die

Abb. 9. Roswit überreicht Otto dem Großen und dem Erzbischof Wilhelm von Mainz (ihrem höchsten kirchlichen Vorgesetzten) ihre Werke.

Dürers Holzschnitt aus der ersten gedruckten Ausgabe der Werke Roswitens, 1501 von Konrad Celtes nach der von ihm aufgefundenen Handschrift herausgegeben. Gedruckt Nürnberg 1501. Titel: „Opera Hrosvite illustris virginis et monialis Germane gente saxonica orte nuper a Conrado Celte inventa." (Werke der Hroswita, einer berühmten sächsischen Nonne, kürzlich von Konrad Celtes aufgefunden.)

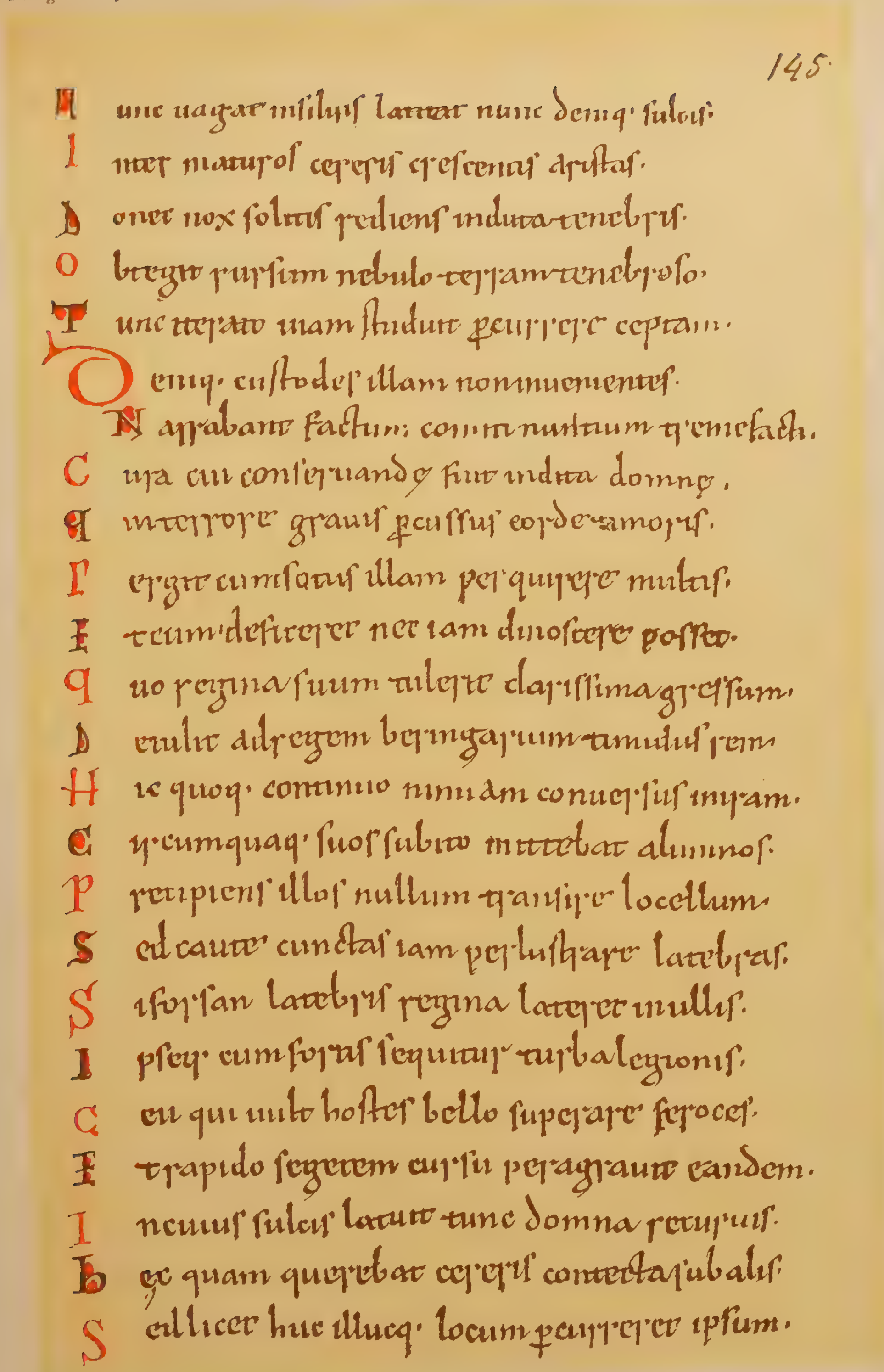
Erklärungstafel

zu Roswithas Schilderung der Flucht der Königin Adelheid.

Die Werke der Roswitha, seit dem elften Jahrhundert den Zeitgenossen völlig verloren gegangen, wurden im Jahre 1494 von Konrad Celtis, dem eifrigen Handschriftenforscher und Humanisten, zum literarischen Hofe Kaiser Maximilians gehörend, im Kloster St. Emmeran zu Regensburg wieder aufgefunden und im Jahre 1501 im Druck herausgegeben. Albrecht Dürer schmückte die Ausgabe mit Holzschnitten. Gesetzt wurde direkt nach der Originalhandschrift, welche Celtis in die Druckerei gab, nachdem er sie in etwas rücksichtsloser Weise mit handschriftlichen Kapiteleinteilungen, Überschriften und Korrekturen versehen hatte. In diesem Zustande befindet sie sich jetzt in der K. Bibliothek zu München.

Text mit freier metrischer Übersetzung nach Dr. Th. G. Pfunds deutscher Ausgabe.

Nunc vagat in silvis, latitat nunc denique sulcis
Oder sie schweift' in den Wäldern, versteckte sich endlich in Furchen
Inter maturos cereris crescentis aristas,
Hinter den reifenden Ähren des hochaufwachsenden Segens,
Donec nox solitis rediens induta tenebris,
Bis von neuem die Nacht, in gewohntes Dunkel gekleidet,
Obtegit rursum nebulo terram tenebroso
Kam und wieder die Erde mit dichter Verfinsterung deckte.
Tunc iterato viam studuit percurrere ceptum.
Dann erst eilte sie frisch, den begonnenen Weg zu beenden.
Denique custodes illam non invenientes
Weiter nun aber die Wächter, sobald sie jene nicht fanden,
Narrabant factum comiti nuntium tremefacti,
Meldeten schreckenerfüllt das schlimme Begebnis dem Grafen,
Cura cui conservandae fuit indita domnae.
Welchem die Sorge vertraut für die sichre Verwahrung der Herrin.
Qui terrore gravis percussus corde timoris,
Dieser, im Herzen getroffen vom Schrecken der schwersten Befürchtung,
Pergit cum sociis illam perquirere multis;
Machte mit vielen Gefährten sich auf, sie wieder zu suchen.
Et cum deficeret, nec iam dinoscere posset,
Und als dies nicht gelang und nimmer erforschen er konnte,
Quo regina suum tulerit clarissima gressum,
Wo die gepriesene Frau wohl hingelenket die Schritte,
Detulit at regem Berengarium timidus rem.
Bracht' er an Berengaren, den König, mit Zagen die Kunde.
Hic quoque continuo nimiam conversus in iram,
Dieser nun schickt', urplötzlich unmäßigem Toben verfallend,
Circumquaque suos subito mittebat alumnos,
Rings in die Runde sofort die Mannen, so viel er ernährte,
Praecipiens illos nullum transire locellum,
Ihnen gebietend, sie sollten bei keinem Plätzchen vorbeigehn,
Sed caute cunctas iam perlustrare latebras,
Vielmehr jeden Versteck durchsuchen mit größester Umsicht,
Si forsan latebris regina lateret in ullis.
Ob sich in einem vielleicht die Königin habe verborgen.
Ipseque cum fortis sequitur turba legionis,
Selber mit einer Partie der tapferen Scharen dann folgt er,
Ceu qui vult hostes bello superare feroces,
Grad' als wollt' im Gefecht er die grimmigsten Feinde besiegen,
Et rapido segetem cursu peragravit eandem,
Und im stürmischen Laufe durcheilt' er das nämliche Kornfeld,
In cuius sulcis latuit tunc domna recurvis,
Wo sich gerade verbarg in krummer Furche die Herrin,
Haec, quam quaerebat, Cereris contecta sub alis.
Sie, die eben er suchte, gedeckt von den Schwingen der Ceres
Sed licet huc illucque locum percurreret ipsum,
Denn wiewohl er das ganze Gefilde hinab und hinauflief,



145

Hunc uagat in siluis latitat nunc denq; sulcis
Inter maturos cereris crescentis aristas
Donec nox solitis rediens induta tenebris
Obtegit rursum nebulo terram tenebroso
Tunc iterato uiam studuit perurgere ceptam
Denique custodes illam non inuenientes
Narrabant factum comiti nuntium tremefacti
Cura cui conseruande fuit indita domne
Qui terrore grauis percussus corde amoris
Pergit cum sociis illam perquirere multis
Et cum desiceret nec iam dinoscere posset
Quo regina suum tulerit clarissima gressum
Deuulit ad regem beringarium tamulus rem
Hic quoque continuo nimiam conuersus in iram
Circumquaq; suos subito mittebat alumnos
Precipiens illos nullum transire locellum
Sed caute cunctas iam perlustrare latebras
Si forsan latebris regina lateret in ullis
Ipseq; cum sociis sequitur turba legionis
Ceu qui mult hostes bello superare feroces
Et trepido segetem cursu peragrauit eandem
In cuius sulcis latuit tunc domna recursus
Hanc quam querebat cereris contecta sub alis
Scilicet huc illucq; locum perurgeret ipsum

Roswitha über die Flucht der Königin Adelheid.

S. 145 a u. b aus der Handschrift der K. Bibliothek zu München.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Bielefeld und Leipzig.

In quo non paruo iacuit terrore gratiata
Et quamuis circumpositos disiungere culmos.
Nisibus extenta cunctis temptauerit hasta
Non tamen inuenit xp̄i quam gratia texit.
Astubi confusus rediit nimium quoq; lassus.
Presul adelhardus mox aduenit uenerandus.
Induxitq; suam gaudenti pectore domnam.
Intra namq; sue muros urbis bene firmos.
Hicq; sibi digne toto seruiuit honore.
Donec maiorem xp̄o miserante decorem.
Regni suscepit pridem quam mesta reliquit.
Deniq; nr̄ates quidam tunc experientes.
Reginam domino desolatam fore caro.
Cuius predulcem gustauerunt pietatem.
Quando p̄ italiam ceperunt p̄gere romam.
Eius multiplicem recitati sunt pietatem.
Crebrius ottoni magno tunc deniq; regi.
Augusto sed romani nunc deniq; regni.
Nullam dicentes aliam consistere dignam.
Tecta sub ipsius thalami regalia duci.
Post obitum domne flendum cunctis eadithe
Et rex letatus tante dulcedine fame.
Pectore uoluebat tacito per tempora longa.
Quo pacto sibi reginam coniungeret istam.

In quo non parvo iacuit terrore gravata,
Dort wo geborgen sie lag, von schwerer Befürchtung belastet,
Et quamvis circumpositos disiungere culmos
Und obgleich er versuchte, die rings aufstarrenden Halme
Nisibus extenta cunctis temptaverit hasta,
Mit weitreichendem Speer aus allen Kräften zu trennen,
Non tamen invenit, Christi quam gratia texit.
Dennoch fand er sie nicht, die Christi Gnade beschirmte.
Ast ubi confusus rediit, nimium quoque lassus,
Doch als heim er gekehret, beschämt und herzlich ermüdet,
Praesul Adelhardus mox advenit venerandus,
Siehe da naht' Adelhardus, der hochehrwürdige Bischof,
Induxitque suam gaudenti pectore domnam
Führend, die Brust voll Freuden, hinein die teuere Herrin
Intra namque suae muros urbis bene firmos,
Hinter der eigenen Stadt ganz sichere Mauerumwallung.
Hicque sibi digne toto servivit honore,
Und dort war er zu Dienst ihr gewärtig mit jeglichen Ehren,
Donec maiorem Christo miserante decorem
Bis noch höherer Glanz durch Christi Gnaden auf jenem
Regni suscepit, pridem quam maesta reliquit.
Thron ihr wurde zu teil, den einst sie traurig verlassen.
Denique nostrates quidam, tunc experientes
Etlichen unseres Landes indessen, die nun es erfahren,
Reginam domino desolatam fore caro,
Ihren teuren Gemahl verloren habe die Kön'gin,
Cuius praedulcem gustaverunt pietatem
Deren gewinnende Huld sie selber mit Freuden erprobet,
Quando per Italiam ceperunt pergere Romam,
Als sie wallend nach Rom durchzogen Italiens Fluren,
Eius multiplicem recitati sunt pietatem
Wurd' es ein Grund, vor Otto dem Mächtigen, welcher noch König
Crebrius Ottoni, magno tunc denique regi,
War, nun aber Augustus des römischen Reiches geworden,
Augusto sed Romani nunc denique regni,
Häufig die Fülle der Huld an der Königin lebhaft zu preisen.
Nullam dicentes aliam consistere dignam
Keine würd'gere sonst, so meinten sie, könne man finden,
Tecta sub ipsius thalami regalia duci.
Unter des fürstlichen Dachs Brautkammer geführet zu werden
Post obitum domnae flendum cunctis Eadithae.
Nach Eaditha, der Herrin, mit Tränen betrauertem Tode.
Et rex laetatus tantae dulcedine famae,
Und der König, ergötzt von der Größe so lieblichen Ruhmes,
Pectore volvebat tacito per tempora longa,
Sann im tiefen Gemüte gar lange Zeiten nur darauf,
Quo pacto sibi reginam coniungeret istam.
Wie zum Weib' er sich könnte die Königin dorten vermählen.

alte „Blutbrüderschaft" und necken sich gegenseitig mit ihren schrecklichen Verwundungen. Darauf heben sie den König sanft aufs Roß

. . . . . und kehren alsbald nach verschiedenen Seiten
Hier die Franken gen Worms, der Aquitaner zur Heimat.
Freudig wird er begrüßt und mit hohen Ehren empfangen.
Bald auch wird nach festlichem Brauch Hiltgunt ihm vermählet.
Und von allen geliebt, regiert nach dem Tode des Vaters
Walther noch dreißig Jahre das Volk, beglückt und gesegnet.
Sieg und Ruhm noch gewann der Held in gewaltigen Kämpfen . . . . .
Also singt von Walther das Lied. — Uns segene Jesus! (B.)

So schließt das Waltharilied mit einem eigentümlich deutschen Zuge, der — wie Vilmar sagt — „das sichere Bewußtsein des Ziels, der endlichen Bestimmung unter all den wilden Kämpfen und Fahrten in die Ferne und Fremde festhält".

Ruodlieb.

Das zweite dieser lateinischen Gedichte, der **„Ruodlieb"**, die erste romanhafte Erzählung auf deutschem Boden, stammt aus dem bayrischen Kloster Tegernsee, das schon im 10. Jahrhundert eine Kulturstätte war; als Verfasser hat man den Mönch Fromund vermutet, der um das Jahr 1000 lebte.

Auch in dieser, leider nur bruchstückweise erhaltenen Dichtung, die in gereimten Hexametern verfaßt ist, klingt die Heldensage an, doch nur gelegentlich und mit fast unbekannten Namen. Auch sonst ist der Charakter ganz verschieden: ist Walthari eine starke, unbändige Natur, wie sie aus der Völkerwanderung hervorging, so tritt uns in Ruodlieb schon ein verfeinertes, höfisches Wesen und ein lehrhafter Geist entgegen, die dem Heldenlied ganz fremd sind.

Ruodlieb hatte sich als Dienstmann eines großen Königs Anspruch auf Lohn erworben. Er erhält zum Abschiede zwei Brote, von denen er eines bei seiner Mutter und das zweite erst an seinem Hochzeitstage anschneiden soll. Beide sind aber nur wie Brot gestaltet und gemalt, in Wirklichkeit sind es zusammengelegte silberne Schüsseln von Gold und Schmuck. Dazu gibt ihm der König zwölf goldene Lehren, z. B. er solle keinem Rotkopf trauen, nie, um den Schmutz des Weges zu vermeiden, über die Saat reiten, bei keiner Kirche vorbeireiten, ohne darin zu beten u. s. w. Alle diese Lehren kommen nun im Laufe der Erzählung in Anwendung und werden durch die Erfahrungen des Helden erprobt.

Roswit.

Neben den Mönchsklöstern waren Frauenklöster die Kulturstätten in der Ottonenzeit; namentlich beteiligten sich die Nonnen in den mit den Benediktiner- und Chorherrnstiften verbundenen Frauenklöstern an dem Bücherabschreiben. In Gandersheim, einer Stiftung des sächsischen Königsgeschlechts, im Braunschweigischen, lebte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts die älteste deutsche Dichterin, die geistreiche Nonne **Roswit** (Hrotsuith), deren Leben und Dichten Rudolf Köpke („Die älteste deutsche Dichterin. Kulturgeschichtliches Bild aus dem 10. Jahrhundert") mit geschichtlicher Treue gezeichnet hat. Leider hat auch sie ausschließlich in lateinischer Sprache ihre Werke abgefaßt.

Einem edlen Sachsengeschlechte um 930 entsprossen, kam sie früh nach Gandersheim, wo die Nichte Kaiser Ottos I., die Äbtissin Gerberga, ihre Nonnen im Verständnisse der lateinischen Dichter unterrichtete. Roswit machte unter ihrer Leitung rasche Fortschritte, lebte sich in die Werke Vergils, Ovids und Terenz' ein und versuchte ihnen bald nachzueifern. In lateinischen Hexametern schrieb sie ein Gedicht zu Ehren Marias, Legenden, das Leben Ottos des Großen

in einem Epos „Gesta Odonis“ (die Taten Ottos), das für die Flucht und Verfolgung der Königin Adelheid (s. Beil. 7) als Quelle gilt, und eine Geschichte ihres Klosters, verflochten mit der Vorgeschichte der Ottonen. Endlich wagte sie sich an Dramen in lateinischer rhythmischer Prosa und schrieb sechs Stücke. Mit Vorliebe stellte sie das weibliche Märtyrertum dar, die Kraft und die Heldenstärke, die selbst das schwache Weib durch den Glauben gewinnt. Die Klosterschwestern waren das erste Publikum Roswitens, die unzweifelhaft originelle dichterische Kraft besaß. „Was ihr hemmend entgegenstand, war der Mangel der volkstümlichen Sprache, die Unmöglichkeit, sie für ihren Zweck zu verwenden, und der Bildungsstand des Volkes überhaupt, das solche Erscheinungen noch nicht zu fassen vermochte.“ Später wurden ihre Werke durch Abschriften außerhalb des Klosters verbreitet. Eine solche wurde 500 Jahre nach ihrem Tode aus dem Staube der Klosterbibliothek zu St. Emmeran in Regensburg von Conrad Celtes ans Licht gezogen und im Jahre 1501 herausgegeben. Mit staunender Bewunderung begrüßten die Gelehrten jener Zeit sie als „germanische Muse“, und ihr Ruhm verbreitete sich nach Frankreich, Italien und England. Ottomar Pilz hat neuerdings die Dramen Roswitens ins Deutsche übersetzt.

Tiersage. Unter den Erzeugnissen der lateinischen Dichtung dieser Zeit begegnen uns endlich auch einige, die der **Tiersage** angehören.

Die Tiersage ist nicht ursprüngliches Eigentum unseres Volkes, wie J. Grimm und ältere Forscher glaubten, sondern die Mönche brachten die lateinischen Tierfabeln, die aus dem Orient stammen, nach Deutschland. Dichterische Phantasie schuf hier, anknüpfend an ihre lehrhafte Tendenz, daher stets mit satirischer Färbung, aus ihnen erzählende Tiergedichte, indem sie die menschlichen Züge der Tiere mehr und mehr erweiterte. Man gab ihnen Namen nach Art der Menschennamen: der Bär hieß Bruno (Braun), der Wolf Isangrim (urspr. Eisenhelm, dann eisengrimmig), der Fuchs Ráginohard oder Reginhard (erzstark, weise, klug), woraus hochdeutsch Reinhard, niederdeutsch Reineke (d. i. Reinhardchen) wurde.

Gewissermaßen die Grundlage der späteren Tierdichtungen, welche noch heute unter dem Namen Reineke Fuchs volkstümlich und zugleich weltbekannt sind, bildet die „Ecbasis captivi“, ein lateinisches Gedicht von 1229 leoninischen, d. i. gereimten Hexametern, in welchem ein lothringischer Mönch um 940, unzufrieden mit seiner klösterlichen Gefangenschaft, die Flucht eines Kalbes (Mönches) aus dem mütterlichen Stalle (Kloster) erzählt. Es gerät in die Gewalt des Wolfes und wird in dessen Burg geschleppt. Während diese nun von dem Stier und anderen Tieren unter Anführung des Fuchses belagert wird, berichtet der Wolf seinen Freunden von der Ursache seiner Feindschaft mit dem Fuchs etwa folgendes: Als der Löwe, der König der Tiere, einst erkrankt war, lud er alle Untertanen, vor ihm mit Heilmitteln zu erscheinen. Nur der Fuchs zögerte. Der König beschloß, ihn zu strafen, und der rachsüchtige Wolf errichtete schon den Galgen. Da nahte der Listige. Er riet, als einziges Mittel der Rettung, dem Wolf das Fell abzuziehen und den Kranken darein zu hüllen. Der König, genesen und dankbar für die rührende Pflege, ernannte den Fuchs zum Reichsverweser, und dieser bestellte nun alle Tiere zu einer großen Hoffestlichkeit.

Diese Fabel wurde nun immer mehr erweitert, und so entstanden die großen Tierepen, von denen unten (S. 51) die Rede ist.

Deutsche Volksdichtung. Während so am Hofe und in der gelehrten Welt der Klöster die deutsche Dichtung im zehnten Jahrhundert nur im ausländischen Gewande zulässig befunden und gepflegt wurde, lebte sie in den niederen Volksklassen fort. Bauern und Städter sangen in ihrer Muttersprache, was sie aus dem Schatze

der Sagen von den Vätern überkommen hatten, oder auch was die Ereignisse des Tages ihnen besingenswert erscheinen ließen, und dies vererbte sich dann als Volkslieder und Märchen auf spätere Geschlechter.

So die Abenteuer Graf Konrads, eines wackeren Helden Kaiser Ottos I., welcher, obwohl klein von Gestalt (weshalb er „Kurzebold" genannt ward), doch groß an Herzhaftigkeit und Körperstärke, einst einen mächtigen Löwen, ein anderes Mal einen riesigen Slawen erlegte; Erzbischof Hattos Verrat an Adelbert von Babenberg im J. 904, und ähnliche Ereignisse. Diese Geschichtslieder (sageliet) gingen ebenso wie die Namen ihrer Verfasser — Sänger und Spielleute — leider verloren.

Die Geistlichen aber pflegten daneben vielfach die Prosa in deutscher Sprache, so namentlich in dem bereits rühmlich erwähnten Kloster **Sankt Gallen.** Deutsche Prosa.

Dort lebte der oben (S. 30) genannte Mönch Notker Labeo († 1022), der u. a. die Psalmen verdeutschte und sich als Übersetzer so auszeichnete, daß die Zeitgenossen ihn mit dem Beinamen „der Deutsche" ehrten. Ein anderer Mönch, Williram zu Fulda (seit 1048 Abt von Ebersberg in Bayern), schrieb eine Übersetzung und Erklärung des Hohen Liedes, die den Arbeiten von St. Gallen aber nicht gleichwertig ist. Auch erstand in dieser Zeit neben der lateinischen, noch fortdauernden, die deutsche Predigt, die seitdem nie ganz verstummte.

Im 11. Jahrhundert wandten sich die Geistlichen wieder mehr und mehr der deutschen Dichtung zu, besonders in Bayern und den österreichischen Alpenländern. In paarweis gereimten, meist vierhebigen Verszeilen von ziemlich rohem Bau und unreinem Reim behandelte man Teile des alten Testaments, wie die Schöpfungsgeschichte (Genesis) und das 2. Buch Mosis (Exodus), neutestamentliche Stoffe, wie die Geburt und Jugend Christi, und lehrhafte Vorwürfe, wie: vom Recht, d. i. von den drei Tugenden Treue, Gerechtigkeit und Wahrheit, durch deren Betätigung der Mensch allein ein Gott wohlgefälliges Leben führen kann. Aus der Menge der uns erhaltenen Gedichte hebe ich nur einige hervor. Aufleben der deutschen Dichtung.

Auf Veranlassung des Bischofs Günther von Bamberg (1057—1065), verfaßte **Ezzo,** der Scholastikus des Klosters, ein deutsches Lied von den Wundern Christi, welches auf der Wallfahrt desselben nach Jerusalem 1064 gesungen werden sollte. Es war von solcher Wirkung, daß viele, die es hörten, „eilten sich zu münchen" (Mönche zu werden). Auch einer Art poetischer Weltbeschreibung begegnen wir; von dem Entdecker und Herausgeber, Hoffmann von Fallersleben, **Merigarto** (meerumgebener Garten — Erde) benannt. Es ist nur ein Bruchstück, das vornehmlich von den Gewässern der Erde und von einigen wunderbaren Quellen handelt. Schließlich ist noch eine österreichische Klausnerin, **Frau Ava,** zu nennen, welche drei Gedichte: vom Leben Jesu, vom Antichrist und vom jüngsten Gericht verfaßte und wahrscheinlich mit der 1127 zu Göttweih in Österreich gestorbenen Klausnerin gleichen Namens identisch ist. Ezzo. Merigarto. Frau Ava.

Eine Stelle aus dem ersten Gedicht möge den Zustand unserer Sprache nach dem Übergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen veranschaulichen. Leben Jesu.

Die Feinde Jeſu hatten ihm die Ehebrecherin (Joh. 8, 7—11) zugeführt und ihn gefragt, was mit ihr geſchehen ſolle:

Dô sprach er durch sîne guote,
swer die ê (Geſetz) habe behuotet,
der solte si stéinen,
anders neheiner (keiner).
Dô si daz vernâmen,
unwirdlichen (unwillig) si sâhen,
fliehen si begunden,
ze den turn (Turm) si ûz drungen:
dâ ne bestuont inne nehein lîp (niemand)
wanne (als) Christ unde daz wîp.
Dô screip (ſchrieb) der gotes werde
mit den vingeren an der erde;
vil lange er nider nîhte (neigte),
dar nâch er ûf blihte.
duo sprach er ze der gemeinen:
„Wâ sint, die dich wolten steinen?“
Dô sprach daz suntige wîp:
„Hie nist, hêrre, nehein lîp!“
Duo sprach daz êwige lieht:
„Ich verteile (verurteile) dîn ouch nicht!
Nû denche an die sêle,
unde ne sunde niht mêre:
ze wâre (wahrlich) sagen ich iz dir —
dîne sunde sint vergeben dir!“

Die meiſten Erzeugniſſe dieſer Zeit ſind, vom künſtleriſchen Standpunkt betrachtet, recht unbedeutend. Die deutſche Kunſtdichtung ſchlummerte im 10. und 11. Jahrhundert, während unſer Volk politiſch ſich mächtig erhob und die Gelehrſamkeit in voller Blüte ſtand. Doch die Zeit nahte heran, wo auch für die Poeſie ein Frühling in ungeahnter Herrlichkeit anbrechen ſollte.

Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung.

(Von den Kreuzzügen bis zur Reformation, 1100—1500.)

Abb. 10. Verziertes D aus einem Psalterium des 13. Jahrh. im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Der Aufruf der Päpste zu einem Kreuzzug wider die Ungläubigen im heiligen Lande zündete später unter den Deutschen als unter anderen Völkern des Abendlandes. Aber dann ergriff der Kreuzeseifer sie auch um so gewaltiger. Die ganze Idee dieser seltsamen Heerfahrten mußte ja unseren Vorfahren nach vielen Seiten zusagen; sie entsprach ihrer angestammten Wanderlust, sie entsprach ihrem kriegerischen und frommen Sinne. Wie es im „Heliand" einen poetischen Ausdruck gefunden, hatten die Deutschen sich Christus stets gern als einen Völkerfürsten vorgestellt, und jetzt rief er sie zum Kriege wider seine Feinde. Begeistert vernahmen sie seine Stimme und folgten ihr wie der eines Schlachtengottes, der gleich dem alten Heidengott vor den wandernden Scharen daherfuhr. Nicht umsonst waren die alten Heldenlieder von dem Drachentöter Sigfried, dem Riesenvernichter Dietrich und anderen Recken in der Hütte des Landmannes, in der Werkstatt des Handwerkers jahrhundertelang forterklungen; jetzt bot Gott selbst sein Volk zu solchen Heldentaten auf — wie entzückt gehorchten da die Mannen, denen der Kampf eine Lust war! Dazu kam die alte Sehnsucht nach Abenteuern wie nach den wunderbaren Goldschätzen des Morgenlandes. Fast zwei Jahrhunderte ging dieser Kriegsdrang durch die abendländische Welt, und wenn er bei uns am frühesten sich ernüchterte, so hatte er doch in allen Volksschichten ein neues Leben erweckt, das wie reines Gold aus den Schlacken der wilden und mit unlauteren Elementen mannigfach durchsetzten Bewegung hervorleuchtete und befruchtend auf die schlummernde Dichterkraft wirkte. Kreuzzüge.

Eine neue Welt hatte sich den erstaunten Blicken der Deutschen eröffnet in dem wunderbaren, märchenhaften Morgenlande, und phantastisch geschmückt drang die Kunde davon in die Heimat zurück. Der Gesichtskreis der ganzen Nation hatte sich unermeßlich erweitert, und wenn auch zunächst die Allmacht der römischen Kirche durch die Kreuzzüge vollendet wurde, so begann mit ihnen doch auch eine allgemeine, der Reformation vorarbeitende Bildung sich zu verbreiten, die später der Macht der Päpste verderblich wurde. Eine erneute heilsame Berührung der getrennten Völker des Abendlandes hatte stattgefunden Das Morgenland.

und ein brüderliches Band sich um sie geschlungen, das freilich den gelegentlichen Bruderstreit nicht ausschloß: die Geistlichkeit war mitten in das Volksleben getreten mit Kreuzpredigt und Kreuzgesang und war mit den Laien hinausgezogen zur Kreuzestat an die allen Christen gleich wichtigen und heiligen Stätten des Erlösungswerkes; dazu war der deutsche Adel in Verbindung mit dem entstandenen Ritterstande, angeregt durch das französische und flandrische Ritterwesen, zu edleren Sitten und höherer Bildung gelangt — das rohe Handwerk der Waffen war im glänzenden Gepränge der Turniere zur ritterlichen Kunst, zum Gottes- und Frauendienst geworden. In den Städten war überdem die Wohlhabenheit und Selbständigkeit gewachsen, und der darin erblühende Handel und zunehmende Verkehr mit fremden Völkern war den Wissenschaften und Künsten förderlich. Malerei und Baukunst nahmen einen neuen Aufschwung. Nicht länger hatte am Hof und in den Klöstern das Lateinische die Alleinherrschaft, deutsche Sprache und deutsche Dichtung kamen wieder zu Ehren. Den vornehmsten Anteil an dieser neuen Entwicklung des gesamten geistigen Lebens hatte das ruhmreiche Haus der **Hohenstaufen**, vornehmlich der alle anderen Herrscher seiner Familie hoch überragende Friedrich Rotbart, wenn auch erst nach seinem Tode die mittelhochdeutsche Dichtung in der ersten klassischen Epoche unserer Nationalliteratur sich zu voller Blüte entfaltete.

Hohenstaufen.

I. Die Vorbereitungszeit (1100—1170).

Friedrich Rotbart.

Die Regierungszeit Konrads III. und besonders Friedrichs I. war die Rüstzeit auf den Glanz unserer mittelalterlichen Poesie. Die Spielleute, welche als Träger der nationalen Poesie lange durch den Einfluß der Geistlichen zurückgedrängt waren, traten aus ihrer Verborgenheit hervor und schufen im Wettstreit mit den Sängern geistlichen Standes die ersten großen erzählenden Dichtungen weltlichen Inhalts, bis die ritterlichen Dichter im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts auf dem Kampfplatze erschienen und die höfische Dichtung zu künstlerischer Vollendung führten.

Die Sprache hatte eine eingreifende Veränderung erfahren. Die vollen althochdeutschen Vokale der Endsilben hatten dem tonlosen e weichen müssen, und der Umlaut hatte weiter um sich gegriffen. Auf sorgfältigen Bau der Verse und reinen Reim legte man mehr und mehr Gewicht. Zu dem stumpfen, einsilbigen Reim gesellte sich der klingende, zweisilbige. Fast alle Kunstepen dieser Zeit sind in paarweis gereimten Versen von vier Hebungen verfaßt.

Deutsch.

In dieser Zeit gewann auch der Name **Deutsch** (vgl. S. 20. 29) für Sprache und Volk einen festen Boden, denn nun erhielt das Volksbewußtsein gegenüber den Franzosen und ihren Dichtungen eine sichere Ausprägung. Die Ausdrücke Diutsche man und Diutsche lant werden im 12. und 13. Jahrhundert allmählich üblich und geläufig. So kam der zweite Gesamtname unseres Volkes in denselben Landen, am Rhein, auf, wie der erste, und trat

ebenso bedeutungsvoll in Gegensatz zu den Franzosen, wie einst der Germanenname im Gegensatz zu den Galliern gestanden hatte.

An der Spitze der von Geistlichen gedichteten Epen stehen zwei Werke, welche uns in ihrer Mischung geistlicher und weltlicher Stoffe den Übergang zu den rein weltlichen Dichtungen zeigen, das Annolied und die Kaiserchronik.

Das **Annolied** (Maere von Sente Annen) behandelt das Leben des heiligen Anno, der als Erzbischof von Köln 1075 verstorben, aus der Geschichte als Kanzler Heinrichs III. und nachheriger Reichsverweser während Heinrichs IV. Minderjährigkeit bekannt ist. Dieses bedeutende epische Gedicht, das Herder eine „wahrhaft Pindarische Hymne" nennt, wurde von einem unbekannten Geistlichen in oder um Köln im Anfange dieser Periode gedichtet.

Annolied.

Das von Martin Opitz kurz vor seinem Tode 1639 in Danzig herausgegebene Gedicht, dessen einzige Handschrift leider verbrannt ist, schickt seinem eigentlichen Gegenstande eine gedrängte Schöpfungs- und Weltgeschichte voraus. Es beginnt in echt volkstümlicher Weise, an das Nibelungenlied erinnernd:

Wir hôrten ie dikke singen	Wir hörten vielfach singen
von alten dingen,	von alten Dingen,
wi snelle helide vuhten,	wie starke Helden fochten,
wi si veste burge brâchen,	wie sie feste Burgen brachen,
wi sich liebiu winiscefte schieden,	wie sich liebe Freundschaften schieden,
wi rîche kunige al zegiengen.	wie reiche Könige all zergingen.

Der Dichter hält sich an die Bibel, knüpft aber, mit Schöpfung und Sündenfall anhebend, an ihre Erzählung alles, was er von Griechenland und Rom weiß, sodann den Ursprung und die weltgeschichtliche Bedeutung der berühmtesten Städte, und gelangt so auch an Köln, die altrömische Hauptstadt am Rhein, die Agrippa im Auftrage des Augustus gegründet habe. In Augustus' Zeiten nun geschah es, daß Gott vom Himmel niedersah. Da ward geboren ein König, dem die Himmel dienen, Jesus Christus. Sankt Peter, sein Bote, überwand zu Rom den Teufel, richtete dort des heiligen Kreuzes Zeichen auf und schrieb die Burg zu Christi Eigen. Von da sandte er heilige Männer, die Franken zu bekehren: deren erster Apostel ließ sich in Köln nieder. Seiner Lehre pflegten auch wohl, die nach ihm Bischöfe waren, 33 an der Zahl bis auf Sankt Anno, den wir zum Beispiel haben mögen. Als der dritte Kaiser Heinrich sich ihm befahl und er zu Köln mit Lob empfangen ward, da ging er mit des Volkes Menge, wie die Sonne, die zwischen Erd' und Himmel geht und beidenthalb scheinet. So ging der Bischof Anno vor Gott und Menschen: „ein Löwe saß er vor den Fürsten, ein Lamm ging er unter Dürftigen. Wo das arme Weib mit dem Kinde lag, deren niemand sich annahm, dahin ging er und bettete ihnen wohl." So mochte er mit Recht heißen „Vater aller Waisen". Er hatte viel Ehre von seinen Verdiensten um das Reich; damit sie ihm nicht schade, schliff ihn Gott, wie einen Goldstein, mit mancher Mühsal. Als Anno die vielen Wirrsale im Reich nicht zu lösen vermochte, da verdroß es ihn länger zu leben. Er fuhr gen Saalfeld in Thüringen, auf dem Wege tat sich ihm der Himmel auf, und er sah die göttliche Wonne, die er keinem weltlichen Manne künden durfte. Wie er da auf seinem Wagen im Gebete lag, umfing ihn solche Manneskraft, daß man sechzehn Rosse vor den Wagen spannte. Damals deuchte ihn, daß er sähe, was irgend künftig wäre. Sehr nahm sich's zu Herzen der heilige Mann, und von da an begann er zu siechen. In der Nacht darauf kam er in einen königlichen Saal zu wundervollem Gestühl, wie es mit Recht im Himmel wäre. Auf allen Stühlen

saßen heilige Bischöfe, nur einer stand ledig. Er durfte sich aber nicht setzen, bevor er einen Flecken auf seiner Brust hinweggetan hatte. Als nun Anno vom Schlaf erstand, wußte er wohl, was er tun sollte: den Kölnern schenkte er seine Huld wieder, wie sehr sie auch seinen Haß verschuldet hatten. Bald darauf stieg er zu Gottes Gegenwart auf. An seinem Grabe noch wirkte er schöne Zeichen.

Die Kaiserchronik.

Die **Kaiserchronik** (Der Keiser und der Kunige buoch), verfaßt um 1147 von einem Regensburger Geistlichen, vielleicht demselben, der das Rolandslied dichtete, ein Werk von über 18000 Reimzeilen, ist der erste Versuch einer deutschen Weltgeschichte. Sie beginnt mit der Erbauung Roms und erzählt dann, schnell zu Cäsar übergehend, welcher deutsche Stämme besiegte, von den römischen Kaisern und deutschen Königen bis auf Lothar und Konrad III. In diese oft wunderliche Geschichtserzählung sind allerhand Heiligengeschichten, Legenden, Sagen, Märchen eingeflochten. Der Grundgedanke aber ist: das deutsche Reich des Mittelalters sei die Erfüllung aller früheren weltgeschichtlichen Verheißungen und „die volle Blume, zu der die tiefe, in die Vorzeit eingeschlagene Wurzel den Saft getrieben".

Diese Dichtung enthält auch einen ausführlichen Abschnitt: von Kunig Karln, d. i. **Karl dem Großen,** der allerhand sagenhafte Züge aus seinem Leben erzählt und mit den Worten schließt:

„Solden wir sîne wundir alle sagen, | des zîtes inist nû niht,
sô muosen wir die wîle haben, | Karl hât ouch andere liet —"

woraus entnommen werden kann, daß sich damals bereits, wie in Nordfrankreich, ein Sagenkreis um seine Person gebildet hatte. Von diesen ursprünglich deutschen Karlsliedern ist leider nichts erhalten geblieben.

Karolingische Sage.

„Karl, der sich der alten deutschen Heldenlieder so treulich angenommen," sagt Uhland, „sollte doch nicht in der ihm selbst angeborenen, sondern in einer fremden Sprache den vollen Dank der Poesie empfangen." In der altfranzösischen Poesie hat sich die karolingische Sage und zwar von Anfang an mit kirchlicher, legendenhafter Färbung ursprünglich ausgebildet und ist von da erst auf deutschen Boden verpflanzt worden. Schon unter Karl dem Dicken hatte sich die Sagenbildung des größeren Ahnherrn bemächtigt, und seitdem war eine von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsende Zahl von Liedern entstanden, die Karls des Großen Krieg gegen die Ungläubigen in Spanien feierten und daraus einen fabelhaften Kreuzzug gestalteten, der dann in der Zeit der Völkerzüge nach dem heiligen Grabe noch weiter verherrlicht wurde. Ja, man dichtete Karl sogar eine Wallfahrt nach Jerusalem an, stellte ihn als einen Knecht Gottes dar, der alle seine Taten im bestimmten Auftrage Gottes vollbrachte, umgab ihn mit zwölf Helden, die als streitbare Apostel erschienen, und denen auch der Verräter nicht fehlte. Zu Jerusalem sollten er und seine zwölf Paladine die Dornenkrone des Heilandes empfangen haben — da fing dieselbe an zu blühen und so köstlichen Geruch zu verbreiten, daß sie alle meinten, im Paradiese zu sein. 150 Jahre nach Karls Tode findet sich diese Sage von seinem Heerzuge nach Jerusalem schon in einer lateinischen Mönchschronik. Dann aber tritt seine Person immer mehr hinter seinen Genossen zurück, oder vielmehr: sie bildet den geistigen Mittelpunkt des Ganzen, wie Uhland es in seinem schönen Gedichte „Kaiser Karls Meerfahrt" so charakteristisch dargestellt hat.

Unter den Zwölfen gelangte aber einer zu besonderem Ruhme, der historisch kaum genannte und gekannte **Roland**, und das von ihm handelnde Gedicht vertritt bei uns fast ausschließlich den ganzen karolingischen Sagenkreis, obgleich es sonst an einzelnen eigentümlichen Überlieferungen von Karl dem Großen nicht fehlt.

Roland. Das Andenken an Roland hat sich am lebendigsten im Munde des Volkes erhalten, es nennt die Bildsäulen, welche als Zeichen des Blutbanns in den Städten errichtet wurden, Roland; in den Pyrenäen heißen noch heute Berge, Felsen, Blumen nach ihm. Vor allem zeugt dafür dort, wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, das er in grauer Vorzeit zwischen Bingen und dem Siebengebirge durchbrochen haben soll, auf steilem Fels der alte Fensterbogen von Rolands angeblicher Burg, das vielbesungene Rolandseck.

Rolandssage. Der Ursprung der Rolandssage schreibt sich von einem sehr unbedeutenden Ereignisse her. Einhard, Karls d. Gr. mehrerwähnter Biograph, erzählt nämlich, es sei i. J. 777 eine arabische Gesandtschaft von Caesaris Augusta (Saragossa) nach Paderborn zu Karl, der dort ein Maifest hielt, gekommen und habe ihn um Hilfe gegen den Emir Abderrahman gebeten. Karl sei darauf im folgenden Jahre nach Spanien gezogen, habe Pampelona und Saragossa erobert, sei aber dann durch einen neuen Aufstand der Sachsen nach Deutschland zurückgerufen worden; auf dem Rückzuge habe sein Heer durch den Überfall eines Bergvolkes, der Wasconier (Gascogner), in den Pyrenäen sehr gelitten, und dabei sei denn Roland (Hruodlandus) geblieben.

An dieses Ereignis knüpfte die Sage an. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzte sie sich im nördlichen Frankreich, das vom 10.—14. Jahrhundert auch Kerlingenreich genannt wurde, fort und lebte in zahlreichen Liedern, besonders als in den Kreuzrittern neue christliche Streiter erstanden. Ihre Spuren finden wir in der im Anfang des 12. Jahrhunderts angeblich von Turpin verfaßten Chronik, die Friedrich Schlegel in deutschen Romanzen frei umgedichtet hat. Aus ihnen entstand auch im 11. Jahrhundert das Epos „Chanson de Roland“ (1861 von W. Hertz ins Deutsche übertragen), das zu den schönsten der romanischen Poesie gehört. Karl tritt darin als der machtvolle Schutzherr der Christenheit auf, die christliche Kirche als eine wehrhafte, äußerlich streitbare. Mit den Mauren in Spanien sinkt die Heidenwelt vor dem Kreuz in den Staub, und in Rolands Tod (778) spiegelt sich der irdische Kampf und auch der ewige Sieg der Gemeine der Heiligen ab. So ist ein christliches Heldentum erstanden, das an dem alttestamentlichen seine großen Vorbilder hatte.

Um das Jahr 1130 übertrug ein bayrischer Weltgeistlicher namens **Konrad** (Pfaffe Chunrat) auf Wunsch der Gemahlin des Herzogs Heinrichs des Stolzen, in dessen Diensten er stand, dies französische Gedicht zuerst ins Lateinische und goß es dann mit starker Betonung des geistlichen Elements in deutsche Verse um: das **Rolandslied** (Ruolandes liet), das immer wieder aufs neue überarbeitet wurde, umfaßt über 9000 paarweis gereimte vierhebige Verse.

Rolandslied. Sehr wertvoll ist die mit Miniaturen geschmückte Pfälzer oder Heidelberger Handschrift des Rolandsliedes, welche Wilhelm Grimm vollständig herausgegeben hat. Vermutlich noch im 12. Jahrhundert geschrieben, enthält sie 123 Blätter

mit fortlaufendem, nach den Reimzeilen nicht abgesetztem Text, in welchem die Anfangsbuchstaben durch rote Farben ausgezeichnet sind. Der Miniaturen sind 39; nach Wilhelm Grimm „leuchtet ein Gefühl von den Verhältnissen der menschlichen Gestalt in ihnen durch". Nach treuen Durchzeichnungen im Holzschnitt ausgeführte Proben davon findet der Leser unten. Die noch ältere Handschrift der ehemaligen Johanniter-Bibliothek zu Straßburg, im Jahre 1727 bruchstückweise von Schilter herausgegeben, ist leider im Jahre 1870 beim Brande der Bibliothek untergegangen. Auch sie war mit Bildern ausgestattet.

Wesentlich der Straßburger Handschrift ist Karl Bartsch in seiner Textausgabe des „Rolandsliedes", der ich meine Citate entnommen habe, gefolgt. Reichhaltige Wort- und Sacherklärungen und ein vollständiges Wortregister machen diese Ausgabe auch für den Nichtgelehrten sehr wertvoll und erleichtern das Verständnis des lesenswerten Gedichtes.

Konrad beginnt sein Lied mit einer Anrufung Gottes, die sich später bei verwandten Dichtungen oft wiederholt:

Scephâre aller thinge,	Schöpfer aller Dinge,
keiser aller kuninge,	Kaiser aller Könige,
wole thu oberister êwart,	wohl, du oberster Ewart (Hüter des Gesetzes),
lêre mih selbe thîniu wort,	lehre mich selbst deine Worte.
thu sende mir ze munde	Sende mir zu Munde
thîn heilege urkunde,	deine heilige Urkunde,
thaz ih thie luge vermîde,	daß ich die Lüge vermeide,
thie wârheit scrîbe	die Wahrheit schreibe
von eineme tiurlîcheme man,	von einem herrlichen Mann,
wie er thaz gotes rîche gewan:	wie er das Reich Gottes gewann:
thaz ist Karl der keiser.	das ist Karl der Kaiser.

Auf die dreimalige Mahnung eines Engels zieht Kaiser Karl mit seinem Heer und seinen zwölf Fürsten nach Spanien gegen die heidnischen Sarazenen (Wasconier): dort erfechten sie Sieg auf Sieg und erstürmen Stadt auf Stadt, bis sie vor Saraguz (Saragossa) gelangen, wo König Marsilie herrscht. Auch dieser erkennt, daß er sich nicht werde halten können; um aber dem drohenden

Darstellungen aus der Heidelberger Handschrift des Rolandsliedes nach der Ausgabe von W. Grimm.

Abb. 11. König Marsilie in Beratung mit den Seinigen, hinter ihm der Schwertträger und ein Alter mit geflochtenem Bart.

Abb. 12. Roland zu Pferde zwischen den fallenden Heiden, deren Helme sämtlich durchhauen sind.

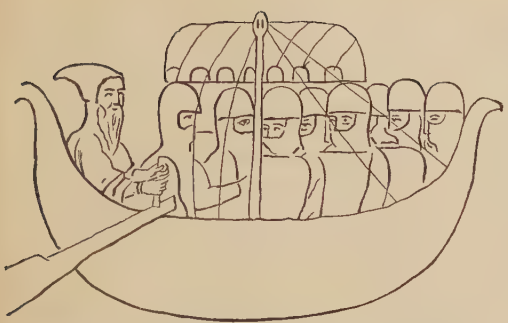


Abb. 13. Marsilies Oberherr langt mit 42 Vasallen zu Wasser an.

Abb. 14. Der gefesselte Genelun vor Kaiser Karl.

Verderben zu entgehen, beschließt er, den mächtigen Frankenfürsten durch scheinbare Unterwerfung zu besänftigen, um nach Karls Abzuge sich wieder frei zu machen und die zurückbleibenden Christen mit Leichtigkeit zu vernichten. Eine Gesandtschaft unter Leitung des klugen Greises Blanscandiz geht mit Geiseln in Karls Lager. Ein buntbewegtes Treiben empfängt sie: es ertönen laut der jungen Ritter Waffenübungen, dazwischen klingt fröhlicher Gesang und Saitenspiel. Inmitten dieser verschiedenen Gruppen sitzt in majestätischer Hoheit und Würde der Kaiser, — „seine Augen leuchteten wie der Morgenstern, den Feinden schrecklich, den Armen freundlich, dem Verbrecher gnädig und Gott ergeben." Er berät die Sache mit seinen zwölf Fürsten; der kühne Roland, Herr Olivier, Erzbischof Turpin und Herr Naimes von Bayerland durchschauen den trügerischen Plan des Feindes und erklären sich entschieden gegen einen solchen Frieden; aber der schlimme Genelun, Karls Schwager, der längst des Krieges überdrüssig ist, wirft seinem Stiefsohn Roland Blutdurst vor und rät zur Annahme. Karl läßt sich überreden, willigt in die Anknüpfung von Unterhandlungen und sendet Genelun als Gesandten mit 700 Mann nach Saragossa. Marsilie ist außer sich, als er aus seinem Munde Karls Bedingungen vernimmt: „sich taufen zu lassen, Karls Mann zu werden und die Hälfte von Spanien als Lehen anzunehmen" und will sich dafür an Genelun rächen. Da wird dieser, wie er unterwegs schon mit Blanscandiz es verabredet, an den Seinen zum Verräter. Er gibt dem König Marsilie selbst den Rat, in der Verstellung fortzufahren, um desto sicherer nachher seine Rache an der zurückbleibenden Nachhut auszuüben und das aufgezwungene Joch abzuwerfen. Scheinbar unbefangen kehrt Genelun zurück, meldet, daß Marsilie sich allem unterwerfen, und schlägt vor, Roland als den Würdigsten mit der anderen Hälfte Spaniens zu belehnen. Das geschieht: Roland bleibt mit den zwölf Fürsten und 20000 Knechten, Karl mit seinen Scharen zieht heimwärts. Bald danach wird Roland von einem ungeheuren feindlichen Heer angegriffen, aber er wehrt sich gewaltiglich und bringt den Heiden große Verluste bei, doch auch seine Schar schmilzt beträchtlich zusammen. Die Nacht bricht über den Kämpfen herein und trennt die Kämpfer; himmlischer Tau kühlt und stärkt die christlichen Helden. Am nächsten Morgen entbrennt der Streit aufs neue; lange ist Roland siegreich, aber immer neue Heere Marsilies und Hilfstruppen rücken heran, und die Bedrängnis der Christen steigt von Stunde zu Stunde; Roland sieht den Untergang der Seinen voraus — da ergreift er sein elfenbeinernes Wunderhorn Olivant (altfranzösisch Olifant von elephas, Elefant, Elfenbein), dessen Ton den Lärm der Schlacht übertönt und bis zu Karl dringt, der sich noch in den Tälern der französischen

Pyrenäen befand. Aber ehe der Kaiser, der trotz Geneluns Einsprache sofort zu Hilfe eilt, den Kampfplatz erreicht, sind die Karlinge alle gefallen, und Roland selbst ist auf den Tod verwundet. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte begräbt er seine Gefährten; sein Horn zerschlägt er auf dem Kopf eines Heiden, der ihn für tot hält und es ihm rauben will; sein Schwert Durandarte (altfranzösisch durendal von duare, hart werden), will er am Felsen zerschmettern, aber es bleibt ihm treu, „blank und unversehrt". Da legt er es neben sich zu Boden. Dann zieht er den rechten Handschuh aus, hält ihn gegen den Himmel, um ihn Gott zu weihen; ein Engel nimmt ihn aus seiner Hand. Zu Gott betend gibt er seinen Geist auf.

Thô Ruolant vone there werelt versciet,	Da Roland nun gestorben war,
vone himele wart ein michel lieht.	erschien ein großes Licht am Himmel;
sâ nâh there wîle	alsbald nach einer Weile
kom ein michel ertpîbe,	kam ein starkes Erdbeben:
thoner unt himelzeichen	Donner und Himmelszeichen
in then zwein rîchen	in den zwei Reichen,
ze Karlingen unt ze Yspaniâ.	zu Karlingen und zu Spanien.
thie winte huoben sih thâ:	Die Winde erhoben sich da —
sie zevalten thie urmâren stalboume.	sie stürzten die mächtigen Waldbäume,
thaz liut ernerete sih kûme.	die Menschen retteten sich kaum,
sie sâhen vile thikke	sie sahen gar häufig
thie vorhtlîchen himmelblikke.	die furchtbaren Himmelblitze.
ther liehte sunne ther erlasc.	Die lichte Sonne erlosch,
then heithenen gebrast:	den Helden gebrach (Hilfe),
thiu sceph in versunken,	die Schiffe ihnen versanken,
in theme wazer sie ertrunken.	im Wasser sie ertranken.
ther vile liehte tah	Der gar lichte Tag
wart vinster sam thiu naht.	ward finster wie die Nacht.
thie turne zevielen,	Die Türme stürzten um,
thiu scône palas zegiengen.	die schönen Paläste zerbrachen,
thie sternen offeneten sih.	die Sterne ließen sich sehen.
thaz weter wart mislîh:	das Wetter war furchterregend:
sie wolten alle wânen,	sie wollten alle wähnen,
thaz thie wîle wâre,	daß die Stunde da wäre,
thaz thiu werelt verenden scolte	wo die Welt enden sollte
unt got sîn gerihte haben wolte.	und Gott sein Gericht halten wollte.

Nach Rolands Tode langt Karl mit seinem Heer im Tal von Runzeval an; er rauft den Bart und schlägt die Brust, als er die gefallenen Helden alle erblickt. Ein Engel befiehlt ihm, Rache zu nehmen. Er sorgt für ehrenvolle Bestattung der Toten. Seine Trauer ist so groß, daß er Blut weint, auf einem Stein sitzend, der noch heute naß ist. Dann macht er sich auf zum Strafgericht an den verräterischen Heiden. Marsilie sendet ihm ein zahlloses Kriegsvolk entgegen, aber ein Licht kommt vom Himmel, und der Sieg entscheidet sich für die Christen. Der Ebro wird von dem Blute der getöteten Heiden gefärbt. Karl zieht vor Sarraguz, wo Marsilie inzwischen vor Kummer gestorben ist; seine Gemahlin Brechmunda öffnet dem Sieger die Tore und empfängt die Taufe. Nach Aachen zurückgekehrt, hält der Kaiser ein fürchterliches Gericht über Genelun, der von wilden Rossen in Stücke zerrissen wird.

sô wart thiu untriuwe gescendet.	So ward der Untreue mit Schmach gelohnt.
thâ mite sî thaz liet verendet.	Damit sei das Lied beendet.

In dem Rolandslied tritt uns das Bild religiöser Begeisterung, aus der die Kreuzzüge hervorgingen, aufs lebendigste entgegen; daher erhielt sich seine Volksbeliebtheit auch lange, und es wurde über das ganze christliche

Erklärender Abdruck des Anfanges von Lamprechts Alexander.

(Nach der Ausgabe von Karl Kinzel.)

Vorauer Handschrift.

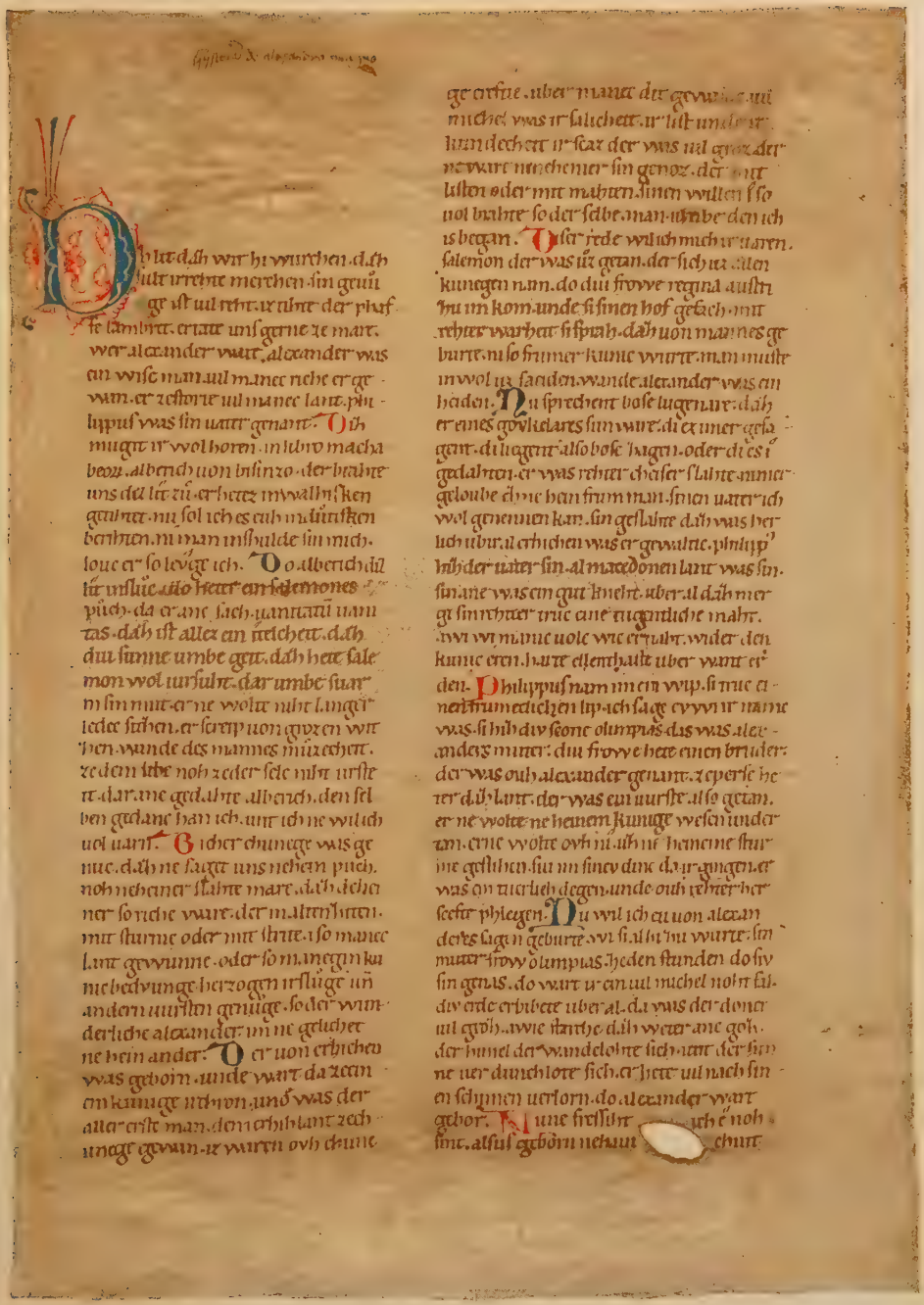
Diz lît, daz wir hî wurchen[1].
daz sult ir rehte merchen[2].
sîn gevûge[3] ist vil[4] reht.
iz[5] tihte[6] der phaffe Lambret.
er tâte uns gerne ze mâre[7].
wer Alexander wâre.
Alexander was[8] ein wîse[9] man,
vil manec[10] rîche[11] er gewan.
er zestôrte vil manec lant.
Philippus was sîn vater genant.
diz mugit[12] ir wol hôren[13]
in libro Machabeorum[14].
Alberîch von Bisinzo
der brâhte[15] uns diz lît zů.
er hetez[16] in walhisken[17] getihtet.
nu sol ich es euh in dûtisken[18] berihten.
nîman inschulde sîn mich[19]:
louc[20] er, sô leuge[21] ich.
dô Alberîch diz lît inslůc[22],
dô heter[23] ein Salemones půch[24],
dâ[25] er ane sach[26]:
vanitatum vanitas[27],
daz ist: allez ein îtelcheit[28],
daz diu sunne[29] umbegeit[30].
daz hete[31] Salemon wol virsûht[32].
dar umbe[33] swar in sîn mût[34].
er ne[35] wolte niht[35] langer ledec[36] sitzen,
er screip[37] von grôzen witzen[38],
wande[39] des mannes můzecheit[40]
ze dem lîbe noh ze der sêle niht versteit[41].
dar ane gedâhte[42] Alberîch.
den selben gedanc[43] hân ich.
unt ich ne wil [mih niwit langer sparn[44],
des liedis wil] ich volvarn[45].
Rîcher chunege[46] was genûc:
daz ne saget uns nehein pûch[47]
noh[48] neheiner slahte mâre[49],
daz deheiner[50] sô rîche wâre,
der in alten zîten[51]
mit sturme oder mit strîte[52]
î[53] sô manec lant gewunne
oder sô manegin[54] kunic[55] bedwunge[56],
herzogen irslůge[57]
unde andere vursten genůge[58],
sô der wunderlîche[59] Alexander:
im ne gelîchet[60] nehein[61] ander,
Der von Chrîchen[62] was[63] geborn
unde wart dâ ze einem kunige irchorn[64]
unde was der aller[h]êrste[65] man,
den î[53] Chrîhland[66] ze chunege gewan.
iz waren ouh chunege creftic[67]
uber manec dît[68] gewaltic,
vil michel[69] was ir sâlicheit[70],
ir list[71] unde ir kundecheit[72],

1. fertigen. 2. merken. 3. Sein Gefüge, seine Zusammensetzung. 4. sehr. 5. Es. 6. dichtete. 7. erzählte uns gern. 8. war. 9. weiser. 10. manches. 11. Reich. 12. könnt. 13. hören. 14. im Buche der Maccabäer. 15. brachte. 16. hat es. 17. wälsch. 18. deutsch. 19. beschuldige mich deshalb. 20. log. 21. lüge. 22. anschlug, begann. 23. da hat er. 24. Prediger Salomonis. 25. woraus. 26. sah. 27. Eitelkeit der Eitelkeiten. 28. Eitelkeit. 29. die Sonne. 30. umkreist. 31. hatte. 32. erfahren, erprobt. 33. um. 34. sein Sinn schmerzte ihn. 35. nicht. 36. ledig (müßig). 37. schrieb. 38. durch seine große Klugheit. 39. denn. 40. Müßiggang. 41. ist weder dem Leib noch der Seele nütze. 42. Daran dachte. 43. Gedanken. 44. mich nicht länger schonen. 45. vollenden (das Lied). 46. Mächtiger Könige. 47. kein Buch. 48. noch. 49. keiner Art Märe. 50. irgend einer. 51. Zeiten. 52. Streit. 53. = ie, jemals. 54. manchen. 55. König. 56. bezwang. 57. erschlug. 58. genug. 59. außerordentlich, ungewöhnlich. 60. gleichet. 61. kein. 62. Griechenland. 63. war. 64. erkoren. 65. hehrste. 66. Griechenland. 67. es gab auch sonst bedeutende Herrscher. 68. = diet, Volk. 69. sehr groß. 70. Seligkeit, Vollkommenheit. 71. Klugheit. 72. Verschlagenheit.

ir scaz[73] der was vil grôz:
der ne wart nî neheiner sîn genôz[74],
der mit listen oder mit mahten[75]
sînen willen î sô volbrâhte,
sô der selbe man,
umbe den ich is[76] began.
Diser rede wil ich mich irvaren[77]:
Salemon der was ûz getân[78],
der sich ûz allen kunegen nam.
dô diu frowe regina austri[79] zû im kom,
unde si sînen hof gesach[80],
mit rehter wârheit si sprah,
daz von mannes geburte
nî sô frumer[81] kunic wurte.
man mûste in wol ûz sceiden[82],
wande[83] Alexander was ein heiden.
Nû sprechent bôse lugenâre[84],
daz er eines goukelâres[85] sun[86] wâre.
di ez imer gesagent,
di liegent[87] alsô[88] bôse zagen[89],
oder di es î gedâhten.
er was rehter cheiser slahte[90].
nimer geloube[91] ez nehein[92] frum man.
sînen vater ich wol genennen kan.
sîn geslahte[93] daz was hêrlîch,
ubir al Chrîchen[94] was er gewaltic.
Philippus hîz der vater sîn,
al Macedonenlant[95] was sîn.
sîn ane was ein gût kneht[96],
uber al daz mer gî sîn reht[97].
. . . . . .
. . . . . .

er trûc eine tugentlîche maht[98].
awî wî[99] manic volcwîc[100] er vaht[101]
wider den kunic [X]ersen[102].
harte[103] ellenthafte[104] uberwant er den.
Philippus nam im ein wîp[105],
si trûc einen frumeclîchen[106] lîp[107].
ich sage iu[108], wî ir name was:
si hîz diu scône[109] Olimpias.
daz was Alexanders mûter.
diu frowe[110] hete[111] einen brûder,
der was ouh[112] Alexander genant,
ze Perse[113] heter[114] daz lant.
der was ein vurste[115] alsô getân[116],
er ne wolte neheinem[117] kunige wesen undertân[118].
er ne wolte ouh nî ûz neheineme[119] sturme geflîhen,
swî[120] im sîneu dinc[121] dâ irgîngen[122].
er was ein tûerlich[123] degen
unde [wolte] ouh rehter herscefte[124] phlegen.
Nû wil ich eu[125] sagen von Alexanderes geburte,
wî si alhî gewurte.
sîn mûter frow Olimpias
ze[126] den stunden dô siu sîn[127] genas,
dô wart ir ein vil michel nôtfal[128]:
diu erde erbibete[129] uberal.
dô was der doner vil grôz.
a wie starche daz weter[130] ane gôz[131].
der himel der wandelôte[132] sich
unt der sunne verdunchlôte[133] sich,
er hete vil nâch sînen schîmen[134] verlorn,
dô Alexander wart geborn.
Nû ne freiscit[135] ich ê noh sint[136]
alsus[137] geborn nehain chint[138].

73. Schatz. 74. seines Gleichen. 75. Kraft. 76. dies, diese Rede. 77. unterfangen. 78. hervorragend. 79. Königin von Mittag (Matth. 12, 42). 80. sah. 81. tüchtiger. 82. ausscheiden. 83. denn. 84. Lügner. 85. Zauberer, Gaukler. 86. Sohn. 87. lügen. 88. wie. 89. elende Kerle. 90. aus rechtem Kaisergeschlecht. 91. niemals glaube es. 92. kein. 93. Geschlecht. 94. Griechenland. 95. Macedonien. 96. volkstümlich = Held. 97. reichte seine Rechtsgewalt. 98. er war ein tüchtiger Held. 99. hei! wie. 100. Völkerschlacht. 101. focht. 102. König Xerxes. 103. sehr. 104. heldenhaft. 105. Weib. 106. tüchtig s. v. a. herrlich. 107. Leib. 108. Euch. 109. die schöne. 110. Frau. 111. hatte. 112. auch. 113. Persien. 114. hatte er. 115. Fürst. 116. beschaffen. 117. keinem. 118. untertan sein. 119. keinem. 120. wie ihm auch. 121. seine Sachen. 122. zu Ende gingen. 123. ruhmvoll. 124. Herrschaft. 125. euch. 126. zu. 127. ihn gebar. 128. große Bedrängnis. 129. erbebte. 130. Gewitter. 131. niedergoß. 132. verwandelte. 133. verdunkelte. 134. Schein. 135. erfuhr. 136. vormals noch nachher. 137. auf solche Weise. 138. kein Kind.



Anfang des **Alexanderliedes** des **Pfaffen Lamprecht.**

Nach der Handschrift des Stiftes Vorau (XII. Jahrh.) verkleinert.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Europa bis in den skandinavischen Norden hinauf verbreitet. Unter den Klängen eines Rolandsliedes zogen die Normannen Wilhelms des Eroberers 1066 in die Schlacht von Hastings. (Vgl. Uhlands Ballade: „Taillefer".)

Eine berühmte deutsche Umdichtung, der „**Karlmeinet**" des **Strickers**, eines österreichischen Dichters, entstand im 13. Jahrhundert mit manchen Zusätzen, so vornehmlich der ganz sagenhaften Jugendgeschichte Karls des Großen; auf andere, dem karolingischen Sagenkreise näher oder ferner angehörende Gedichte komme ich später zurück.

Geschichtliche Dichtungen.

Während der Verfasser des Rolandsliedes in der Dichtung seine geistlichen Anschauungen stark zum Ausdruck gebracht hat, hält sich der **Pfaffe Lamprecht** in dem **Alexanderlied** seinem dem griechischen Altertum entnommenen Stoffe gegenüber sehr zurück. Wie in allen ähnlichen Gedichten des Mittelalters beruht derselbe nicht auf irgend welchen Studien der alten Geschichte oder ihrer Poesie, sondern auf späteren sagenhaften Berichten; nicht die wirklichen Männer der Antike werden darin dargestellt, sondern deutsche Ritter in antiker Verkleidung und mit antiken Namen.

Lamprecht war ein mittelfränkischer Geistlicher, vielleicht aus Köln, und verfaßte sein Werk um 1130 nach einer romanischen Dichtung des Alberich von Bisenzun (Aubry de Besançon), aber mit selbständigem und selbstbewußtem Geiste, wie er unter Friedrich Rotbart in unserem Vaterlande erwacht war. (Vgl. Beilage 8.)

Alexanderlied.

Alexander der Große war schon dem sinkenden Altertum zu einer Romanfigur geworden; in dem von ihm gegründeten Alexandria hatte sich sein Leben zu einer abenteuervollen Dichtung gestaltet, die einerseits zu den Orientalen drang, aber auch den christlichen Völkern des Mittelalters, das in der Völkerwanderung und in den Kreuzzügen Ähnlichkeit mit Alexanders Zeit hatte, sehr zusagen mußte. Das in griechischer Sprache geschriebene Buch des sogen. Kallisthenes wurde dem Abendlande in zwei lateinischen Überarbeitungen zugänglich, welchen der französische Dichter folgte. Alle fahrenden Helden, alle Kreuzritter, begrüßten den Welteroberer mit Begeisterung und strebten ihm wie einem Ideale nach. — Das in Reimpaaren geschriebene deutsche Gedicht begleitet den Helden von seiner frühesten Jugend durch seine Eroberungszüge und wunderbaren Abenteuer bis zu seinem Tode. Großartig und gewaltig sind die Schlachten geschildert, ganz wie in der alten deutschen Heldendichtung. „Zum Kampf rüsteten sich da beidenthalben die Heere," heißt es von der letzten Schlacht gegen Darius, „und sie brüllten wie das Meer. — Von beiden Seiten flog das Geschoß also dicht wie der Schnee: den Recken ward da viel weh. Da erhob sich ein großer Schall, man blies die Heerhörner überall und die Trompeten zu dem Kampfe. — Sie schlugen und stachen, so daß die Speere brachen, dann griffen die Recken zu den scharfen Ecken (Schwertern) und fochten mit Zorn. — Der Sturm war grimmig und hart: mancher Helm da schartig ward und manche Brünne durchstochen ꝛc." — Nach seinen Siegen über Darius und Porus kommt Alexander in das Land der „Zauber und Wunder". Eines Tages gelangt er mit seinem Heer an einen herrlichen Wald; der süßeste, unvergleichlichste Gesang tönt ihnen aus den dichtverschlungenen hohen Bäumen, die keinen Sonnenstrahl durchlassen, wonniglich entgegen. Im Schatten dieser Bäume wuchern Blumen und Gras und Würze mancher Art; klare, kühle Quellen rinnen aus dem Walddickicht hervor und laden ein, die in dem Dunkel verborgenen Wunder zu schauen. „Gar manche schöne Mägdelein wir allda fanden, die da zur Stunde spielten auf dem grünen Klee, mehr denn hunderttausend. Die spielten und sprangen und sangen

so schön, daß ich und meine Helden vergaßen unser Herzeleid und alles Ungemach, das wir von Kindesbeinen an erduldet hatten. Wo kommen sie her die schönen Mägdelein? Wenn der Winter vorbei und der Sommer angeht und es zu grünen beginnt und die edlen Blumen im Walde hervorsprießen, hell rot und weiß in die Ferne leuchtend, und sie sich nun erschließen, so erblühen aus ihnen die Mägdelein ganz vollkommen, wie zwölfjährig anzusehen und anzuhören; die lachen und scherzen und singen mit den Vögeln um die Wette. Ihr Gewand — rot und weiß wie der Schnee — ist an sie gewachsen wie die Blätter der Blumen, aus denen sie geboren sind. Aber immer müssen sie im Schatten leben, denn welche die Sonne glühend bescheint, die welkt dahin und stirbt. Kinder des Sommers sind es, die gleich den Blumen der Mai in das Leben und der Herbst zum Tode ruft." — In dieser stillen Waldeinsamkeit schlagen nun Alexander und seine Recken ihre Gezelte auf und verleben mit den Mägdelein den Sommer in Wonne. Allein nur drei Monate und zwölf Tage währt ihr Glück. „Da die Zeit zu Ende ging, unsre Freude da zerging; die Blumen alle verdarben und die schönen Mägdlein starben; ihr Laub die Bäume ließen, und die Quellen ihr Fließen, die Vöglein ihr Singen — — da schied ich traurig von dannen mit allen meinen Mannen." — Nach manchem anderen Abenteuer kommt er ans Ende der Welt: „wo der Welt Abgrund steht, um sich herum der Himmel dreht, wie um die Achse ein Rad." Die ganze Welt liegt zu seinen Füßen, da treibt ihn der Hochmut, auch von den Engelchören Zins zu fordern. Trotz des Abmahnens der älteren Räte eilt er — unersättlich wie die Hölle — seinem neuen Ziele zu, gelangt an die Mauer des Paradieses und begehrt Einlaß; da überreicht ihm ein alter Mann einen wunderbaren Stein, aus dem soll er lernen, wie es um ihn stehe, und umkehren. So an der Paradiesespforte abgewiesen, eilt er nach Griechenland zurück, beruft alle Weisen der Erde, aber niemand vermag den Sinn des Steines zu deuten; endlich belehrt ihn ein Jude, der Stein, schwerer als Gold, aber leichter als eine mit Erde bedeckte Feder, sei ein Bild des Hochmutes, — das Paradies lasse sich nicht mit Gewalt gewinnen und nicht mit Gierigkeit; ins Paradies komme nur, wer sich selbst überwinde und seine Gierigkeit beherrschen lerne; so solle er an seinen Tod denken und in sich gehen. Alexander nimmt die Lehre zu Herzen, wird still und demütig, regiert zwölf Jahre lang mit Weisheit und Milde und stirbt dann an Gift. Da blieb ihm von allem, was er errungen, nicht mehr als Erde sieben Fuß lang wie dem ärmsten Mann. Darum:

denket an den êwigen lîb
und an daz êwige leben.
dar nâch sult ir immer streben.
lâzet alle giricheit
und habet immer arbeit
umbe daz himelrîche . . .
daz ir mit froweden mûzet varn
zô der himelischen scaren.

Einen rein weltlichen Charakter trägt die von einem hessischen Geistlichen sehr geschickt erzählte Legende von **Pilatus**, welche gegen Ende des 12. Jahrhunderts verfaßt, bereits eine bedeutende Entwicklung der Sprache und der Verskunst zeigt und uns nur in einem Bruchstück von 621 Versen erhalten ist.

Pilatus. Zu Mainz — erzählt das Gedicht — saß ein deutscher König, Latus, der über die Maas, den Rhein und den Main herrschte und von Pila, der Tochter eines einsam im Walde wohnenden Müllers, einen unechten Sohn hatte, namens Pilatus, der seinen Bruder, den legitimen Reichserben, umbrachte und von seinem Vater als Geisel nach Rom geschickt wurde. Dort lud er abermals eine Blutschuld

auf sich und wurde nun nach Pontus geschickt, um die wilden Völker daselbst zu bezwingen. Um seiner dort bewiesenen Tapferkeit willen erhielt er den Zunamen „Pontius“ und wurde später auch noch zur Bezwingung der Juden gebraucht. — Bis dahin reicht das Bruchstück der in Straßburg früher aufbewahrten und 1870 verbrannten Handschrift; die Legende aber erzählt weiter: Pilatus, nach Christi Tod wegen seines ungerechten Urteilsspruches von Gewissensqualen gefoltert, habe sein Leben freiwillig in dem Tiber geendet. Aber sein Geist hatte keine Ruhe und erregte im Flusse solche Überschwemmungen, daß man die Leiche aus dem Wasser hervorsuchte und ihn über das Meer in die Rhone führte. Aber auch hier tobte der Geist des Heilandsmörders dermaßen, daß man genötigt war, den Leichnam in einen tiefen Alpensee auf dem nach ihm benannten Pilatusberge bei Luzern zu versenken, wo er nun noch immer haust, böse Wetter erregt und den See wild aufwühlt, wenn man etwas hineinwirft. — Die römischen Legionen, namentlich die zu Jerusalem stationierten, zählten viele Deutsche in ihrer Mitte; angeblich sollen Westfalen den Heiland gekreuzigt haben. Das mag vielleicht die Annahme, Pilatus sei aus Deutschland gekommen, veranlaßt haben.

Unter den Werken rein geistlichen Inhalts verdienen besonders Erwähnung die Mariendichtungen. So verfaßte ein bayrischer Geistlicher **Wernher** (der Pfaffe) ums Jahr 1172 drei Lieder von der Jungfrau Maria (driu liet von der maget) nach einem im Mittelalter vielgelesenen lateinischen Buche von der Jugend Marias.

Leben der Maria.

Das durch eine schlichte, ja strenge und doch seelenvolle Sprache ausgezeichnete Gedicht, von dem sich leider nur ein paar Bruchstücke seiner ursprünglichen Fassung in verschiedenen Handschriften erhalten haben, erzählt im ersten Liede von den frommen Eltern der Maria, Joachim und Anna, denen nach zwanzigjähriger, kinderloser Ehe, durch einen Engel vorher verkündet, eine Tochter geboren wird, von welcher der kommen soll, der aller Welt Vater sei. Als die „Himmelsrose“, das reine „Magedîn“, geboren wird, die ihre Eltern „Maria“ nannten, fließt Honig und Milch aus der Erde, und Heil regnet vom Himmel. Nach dem dritten Jahr wird sie den Jungfrauen übergeben, die im Tempel dienen, und erwächst dort in Tugend und reinem Gemüte. — Im zweiten Liede wird weiter von der erwachsenen Jungfrau erzählt. Sie leuchtet wie die Sonne aus allem ihrem Geschlechte. Ihr Antlitz ist so edel (tugendlîche), ihre Augen so königlich, ihre Gebärde so rein, daß die Leute sie mit heiliger Scheu (mit vorhten) anschauen. Mit Arbeit in Leinwand und Seide und mit eifrigem Gebet bringt sie ihre Zeit zu. Alle Freier weist sie zurück. Endlich erwählt Gott für sie durch wunderbare Zeichen den Joseph, einen greisen, leibesschwachen Mann zum Gemahl. Doch er will nur ihr Pfleger sein, er gibt sie in die Obhut von fünf Jungfrauen, dann zieht er nach Capernaum. Bald darauf empfängt Maria die im Evangelium berichtete Verkündigung. Mit ihrem Besuch bei Elisabeth schließt das zweite Lied. — Das dritte Lied erzählt Josephs Rückkehr, die Reise nach Bethlehem, die Geburt des Heilandes. Maria liegt da in einem großen Lichte, es ist der Glanz der ewigen Sonne; sie küßt das Kind, das an ihrer Brust liegt, das klein zu sehen ist und groß zu sagen; das den Tod vertreibt, dem die Erde bebt, das die Berge erschüttert, hier hat es „gehüttet“ in der engen Höhle. Rind und Esel neigen die Knie, ihrem Schöpfer zu Ehren. Der Engel Schar kommt, dem neugeborenen Herrn zu dienen. Die Hirten und die drei Könige aus dem Morgenlande beten ihn an. Da heißt es:

III. 208. [der] eine truch (trug) in der hant die goltmassen wolgebrant:
damit bedûter (bedeutet er) die chraft v (vnd) die keiserlichen herschaft,
die der kunich (König) aller kunige hat, dem daz golt wol ze mazze (angemessen) stat.
der ander brahte wirovch (Weihrauch): daran erzaiget er ovch,

daz er got wære vnd ewart (Priester), der al die werlte (Welt) bewart.
der dritte mirren dar bot: damit urkundet er den tot,
den er sit (später) an dem cruce (Kreuz) leit; ia was do ein gewonheit,
daz man toten mit mirren behielt, daz ire dehein (kein) fule (Fäulnis) wielt (waltete, Macht gewänne);
daz opfer was bezæichenlich (symbolisch bedeutsam) —

Es folgen die Beschneidung, die Darstellung im Tempel, der Aufbruch nach Ägypten, endlich die Rückkehr in die Heimat nach Herodes' jähem Tode: der nachts entronnen war, fährt bei lichter Sonne wieder heim.

Wernhers Miniaturen.

Wernher besaß große Geschicklichkeit im Miniatur- und Glasmalen, und man vermutet, daß die 84 Miniaturen zu dem „Marienleben" ursprünglich von seiner Hand herrühren. Eine solche, der Handschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin entnommen, ist mit all ihrem Farbenreichtum bis in die geringsten Einzelheiten getreu in der Beilage (Nr. 9) nachgebildet.

Spielmanns-Dichtung.

Von Geistlichen und edlen Laien gepflegt, war die deutsche Dichtung neu aufgelebt; aber auch im niederen Volk, unter dem sie nie ganz erloschen, lebte sie in neuen Formen fort. Sänger, die ihm angehörten, zum Teil auch aus heruntergekommenen Leuten anderer Stände sich ergänzten, zogen als sogenannte **Fahrende** oder **Spielleute** durch die Lande; sie ließen sich namentlich bei Festen der Fürsten und Herren vernehmen und trugen da Helden- und Liebeslieder vor, oft solche, die sie selbst gedichtet. Namenlos tritt meist ihre Poesie auf, die frisch und lebendig, aber auch häufig nicht frei von einer gewissen Roheit der Sitte und der Kunst war. Aber weit herumgekommen in der Welt waren diese Leute. Den Kreuzheeren folgten sie und brachten orientalische Sagen und romanhafte Abenteuer mit heim aus dem wunderreichen Morgenlande. Das bedeutendste Gedicht, das uns aus dieser Spielmannspoesie überliefert worden, ist das Lied vom **König Rother,** ein Werk von unverkennbar poetischem Wert.

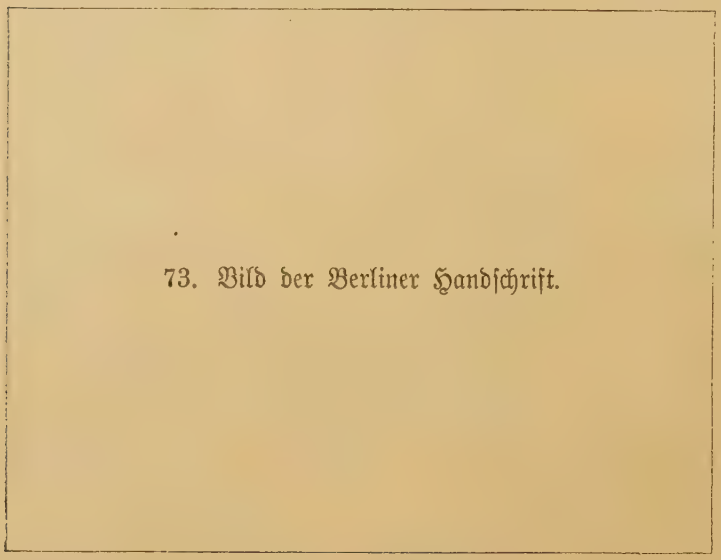
König Rother.

Der Verfasser, vom Niederrhein, aus der Gegend von Köln gebürtig, hatte wahrscheinlich den Kreuzzug von 1147 mitgemacht, hatte Italien und Konstantinopel gesehen und kleidete in seinem, vermutlich in Bayern um 1155 verfaßten Gedicht einen alten deutschen Stoff, der später in der altnordischen, in Island niedergeschriebenen Wiltinasage teilweise wieder erscheint, in ein modernes Gewand.

König Rother (in der Wiltinasage Osantrix von Schweden), der zu Bari in Apulien herrscht, hört von der schönen Tochter des Kaisers Konstantin in Konstantinopel (in der Wiltinasage Oda, Tochter des Hunnenkönigs Milias an der Nordsee) und schickt zwölf edle Grafen aus, um ihre Hand zu werben. Aber der Kaiser ist ergrimmt darüber und befiehlt, sie in einen finsteren Kerker zu werfen. Das geht Herrn Rother sehr zu Herzen, und er beschließt, nun selbst „in recken wîs", d. h. als fahrender Held über See zu fahren; um aber sein Ziel sicher zu erreichen, will er sich Dietrich nennen und vorgeben, er sei von König Rother verjagt und komme als Flüchtling Schutz zu suchen. Mit sich nimmt der König Asprian und seine Riesenbrüder: Eckart, der Treue pflegt, Abendrot den schnellen, und Widolt, „der die Stange trägt" und der ein so schrecklicher Wüterich war, daß seine Freunde ihn binden mußten, weil er sonst alles erschlagen hätte, und den man nur unmittelbar vor dem Kampfe loslassen durfte. In Konstantinopel angelangt, werden sie vom Kaiser gut aufgenommen, obwohl die Riesen jedermann Schrecken einjagen; denn Asprian ist so stark, daß er zum Spaße einen gezähmten Löwen an die Wand wirft und ihn in Stücke zerschmettert. Anderseits tut Rother solche Werke der Milde, daß alle Armen im Lande ihm hold werden

Erklärungstafel mit Auflöſung der Abkürzungen.
(Vgl. S. 46 f.).

eine truch in der hant. die goltmaſſen wolgebrant. damit bedut er die chraft. vnd die keiſer-



73. Bild der Berliner Handſchrift.

lichen herſchaft. die der kunich aller kunige hat: dem daz golt wol ze mazze ſtat. der ander brahte wirovch. daran erzaiget er ovch. daz er got wære vnd ewart. der al die werlte bewart. der dritte mirren dar bot. damit urkundet er den tot.
den er ſit an dem cruce leit. ia waf do ein gewonheit. daz man toten mit mirren behielt. daz ire dehein fûle wielt. daz opfer waf bezæichenlich.

Faksimile eines Blattes aus dem „Leben der Maria",
(Driu liet von der maget).
Pergamenthandschrift des Pfaffen **Wernher** (XII. Jahrh.) in der k. Bibliothek zu Berlin.
Die Anbetung der heil. 3 Könige.

Verlag von Velhagen & Klasing

Bielefeld u. Leipzig.

und Konstantins Mannen ihren kargen Herrn verlassen und in sein Gefolge treten. Dietrichs Ruhm dringt auch in die Kemenate der Königstochter und erregt ihr lebhaftes Verlangen, den vielgepriesenen Helden zu sehen. Auf ihren Wunsch ladet der Kaiser ihn zu einem großen ritterlichen Fest, bei dem Dietrich mit seinen Mannen alle anderen Gäste an Pracht überstrahlt. Vor Gaffern, die ihn fortwährend umringen, bekommt ihn die junge Königin gar nicht zu sehen, da läßt sie ihn in ihre Kemenate laden; er kommt, zieht ihr selbst einen goldenen Schuh an, wobei er ihren Fuß in seinem Schoß hält — ein alter symbolischer Verlobungsgebrauch, wodurch sie in seine Gewalt und in seinen Schutz tritt. Zugleich gibt er sich als Rother zu erkennen:

uu lâzich alle mîne dinc	Nun stelle ich alle meine Sachen
an godes genâde unde dîn,	auf Gottes Gnade und deine;
jâ stênt dîne vôze	wahrlich es stehn deine Füße
in Rôtherichs schôze.	in Rothers Schoße.

Die Königin verspricht, ihm übers Meer zu folgen. Die Gefangenen werden durch ihre Klugheit befreit und darauf in ihren Gemächern verpflegt. Mit ihnen hilft er dem Konstantin, einen mächtigen Gegner, König Ymelot von Babylon, der mit 72 heidnischen Fürsten gegen ihn gezogen, besiegen und entführt dann seine Braut nach seiner Heimat, während Ymelot die entstandene Verwirrung zur Flucht benutzt. Konstantin läßt seine Tochter mit List durch Kaufleute in Rothers Abwesenheit wieder entführen. Mit einer großen Flotte und starken Heeresmacht eilt nun Rother nach Konstantinopel, legt sein Volk in einen Hinterhalt zwischen Wald und Gebirg und geht als Pilger an den Hof und in den Saal Konstantins, wo eben seine junge Frau mit dem Sohn Ymelots, der inzwischen und zwar diesmal siegreich zurückgekehrt, vermählt werden soll. Heimlich steckt Rother ihr einen Ring zu, wird aber entdeckt und vor die Stadt geführt, um hingerichtet zu werden. Durch einen Ritter, Graf Arnold, dem Rother früher große Dienste erwiesen, wird er indes befreit, und seine herbeieilenden Mannen zersprengen die Heiden vollends. So gewinnt er sein Weib wieder, versöhnt sich mit ihrem Vater und steuert dann nach Hause, wo die junge Königin Pipin, den nachherigen Vater Karls d. G., gebiert. Nun regiert er in Glück und Herrlichkeit noch viele Jahre, bis Pipin ihm die Regierungslast abnimmt. Da gedenkt er seiner Seele und entsagt mit seiner Königin, deren Namen wir bis zum Schlusse nicht erfahren, der Welt — hi hât daz bûch ende.

Herzog Ernst.

Mit König Rother in manchen Zügen verwandt und ebenso unverkennbar unter dem Einfluß der Kreuzzüge entstanden ist die bis auf den heutigen Tag nicht ganz im Volk verklungene Sage von **Herzog Ernst,** die zuerst vor 1180 von einem mittelfränkischen Fahrenden in Bayern poetisch bearbeitet wurde. Sein Gedicht, von dem uns nur Bruchstücke erhalten sind, wurde dann auf der Scheide vom 12. zum 13. Jahrhundert und im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, weiterhin auch im 14. und 15. Jahrhundert umgedichtet und erweitert.

Der Held dieser romanhaft ausgeschmückten Sage ist aus drei historischen Persönlichkeiten zusammengewachsen, die drei auseinanderliegenden Zeiten angehören und unter drei verschiedenen Herrschergeschlechtern: den Karolingern, den sächsischen Ottonen und den Saliern, lebten. Es gibt nämlich in unserer Geschichte zwei aufrührerische Fürsten namens Ernst: der erste ein Bayer zu Ludwigs des Frommen Zeiten, der andere bekanntere, Kaiser Konrads des Saliers Stiefsohn, Giselas Sohn; beiden stand in inniger Freundschaft und Waffenverbrüderung gegen ihren Oberherrn ein Graf Wernher (abgekürzt Wetzel)

zur Seite. Mit der Geschichte des zweiten Ernst nun hat die Sage die des Ludolf von Schwaben, eines Stiefsohnes der Königin Adelheid, der sich gegen seinen Vater Otto I. empörte und seinen Oheim Heinrich von Bayern befeindete, vereinigt; in der sagenhaften Erzählung von Herzog Ernst ist dieser ein Herzog von Bayern, Adelheid seine Mutter, Otto sein Stiefvater und ein Pfalzgraf Heinrich sein Feind und Verfolger, und — zuwider dem blutigen Untergange des historischen Ernst von Schwaben — folgt auf seine langjährigen Irrfahrten die Versöhnung mit dem großen Kaiser aus dem Sachsenhause. Ohne Zweifel sind es aber die Wunder seiner abenteuervollen Kreuzfahrt, die der Erzählung eine so große Verbreitung und eine Fortdauer bis auf unsere Tage durch das gleichnamige Volksbuch verschafft haben. (Vergl. Uhlands Drama: „Ernst, Herzog von Schwaben".)

Inhalt des Herzog Ernst.

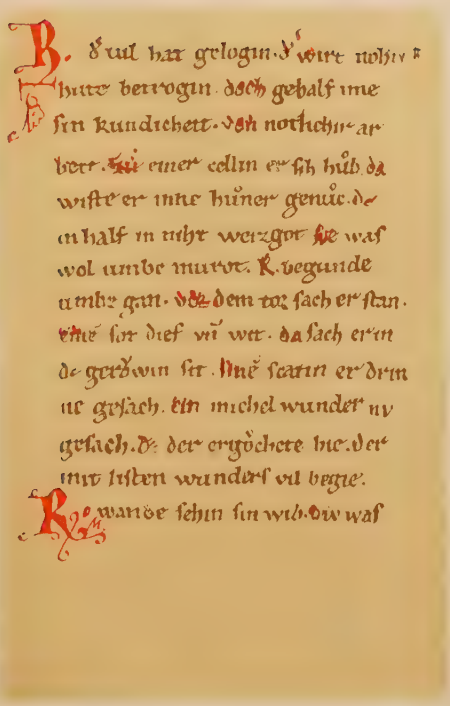
Adelheid, die Witwe eines Herzogs von Bayern, wird vom Kaiser Otto zur Ehe begehrt; sie ruft ihren Sohn Ernst herbei, um seinen Rat zu hören, und da er sich dafür ausspricht, reicht sie dem Kaiser die Hand. Anfangs steht Ernst bei seinem Stiefvater in hoher Gunst und wird sogar von ihm zum Nachfolger im Reich bestimmt, aber bald wird dieses freundliche Einvernehmen durch die Verleumdungen des Pfalzgrafen Heinrich, Ottos Schwestersohn, gestört. Der Kaiser läßt sich einreden, daß Ernst ihm nach Leben und Ehre trachte, entsetzt ihn der Reichsvogtei und läßt sein Herzogtum Bayern von Heinrich mit Raub und Brand überziehen. Mit zweitausend Schilden eilt der also Angegriffene herbei, entsetzt seine Stadt Nürnberg, die der Pfalzgraf belagert, und schlägt noch in einem Treffen bei Würzburg mit dem an seiner Seite kämpfenden Freunde, Grafen Wetzel, den Gegner in die Flucht. Als er aber erfahren, daß eben dieser Pfalzgraf ihn bei Otto verleumdet, kennt sein Zorn keine Grenzen mehr; wutentbrannt sprengt er selbdritter mit Graf Wetzel und einem anderen Ritter nach Speier, wo der Kaiser Hof hält. Hastig tritt er in das Gemach seines Stiefvaters, der in geheimer Beratung mit dem Pfalzgrafen begriffen ist, springt auf den letzteren zu und schlägt ihm das Haupt ab, dann geht er unerschrocken hinunter und reitet mit seinen Gefährten von dannen. Für diese gewaltsame Tat wird Ernst in die Reichsacht getan und sein Land aufs neue mit Krieg überzogen. Fünf Jahre blutigen Ringens geben dem Herzog die Überzeugung, daß er den Widerstand aufgeben müsse; er entschließt sich zu weichen und mit seinem Freunde Wetzel eine Fahrt nach dem heiligen Grabe anzutreten. Ein stattliches Gefolge von Rittern und Knechten — wohl tausend an der Zahl — schließt sich ihm an. Durch Ungarn und die Bulgarei ziehen sie nach Konstantinopel, wo sie sich auf 22 Kielen einschiffen. Von da an beginnen die Abenteuer, die bald an Homers Odyssee, bald an Sinbad den Meerfahrer erinnern. Am fünften Tag ihrer Meeresfahrt versenkt ein Sturm zwölf Kiele, die anderen werden zerstreut. Ernst und Wetzel treiben zwei Monate lang umher, bis sie endlich am Lande Kypria Anker werfen können. Dort erblicken sie eine einsame, prächtig erbaute und ausgeschmückte Burg voll langer, weiter Säle mit königlichen Stühlen und reich mit Speisen bedeckten Tafeln. Sie greifen zu, da keine Spur von Bewohnern sich zeigt, trinken von dem köstlichen Wein, ergehen sich in den schönen Gärten, baden in den goldenen Badekufen, in die das Wasser aus goldenen Röhren springt, da erhebt sich plötzlich rings um die Burg ein wüstes Geschrei, als wenn ein ungeheures Heer von Kranichen heranflöge; und in der Tat, herbei reitet ein mächtiges Volk mit Kranichhälsen und spitzen, ellenlangen Schnäbeln, in weiße Seide gekleidet, eine Königstochter aus Indien in ihrer Mitte, die wie eine betaute Rose unter Tränen daherschreitet. Der Schnabelkönig bietet ihrem roten Mündlein seinen langen Schnabel dar, und das rauhe Geschrei der Kraniche ist seine zarte Liebesrede. Zornig über diese Unbill fallen die Kreuzfahrer über das „Schnabelvieh" her, schlagen ihnen ihre langen Hälse ab, und es entbrennt ein hitziger Kampf, in dem Ernst 500 seiner Leute verliert und dennoch die Befreiung

Erklärender Abdruck zu „Isengrims Not".

Reinhart der vil hat gelogin[1],
der wirt noh[2] hute[3] betrogin;
doch gehalf ime sin kundicheit[4]
von notlichir[5] arbeit[6].
zû einer cellin[7] er sih hûb[8],
da wiste[9] er inne hûner[10] genûc,
daz inhalf in niht,[11] weizgot;
sie was[12] wol umbemurot[13].
Reinhart begunde[14] umbe gan[15],
vor dem tor sach[16] er stan
einen sot[17] dief unde wit[18].
da sach er in, daz gerouw in[19] sit[20],
sinen scatin[21] er drinne gesach[22]:
ein michel[23] wunder nu gesach[24]
daz der ergouchete[25] hie,
der mit listen wunders vil begie[26].
Reinhart wande[27] sehin[28] sin wib. diu was

---

1. gelogen. 2. noch. 3. heute. 4. Klugheit. 5. bedrängter. 6. Not. 7. Zelle, Klostergut. 8. sich hob, ging. 9. wußte. 10. Hühner. 11. half ihm nichts. 12. war. 13. ummauert. 14. begann. 15. herum zu gehen. 16. sah. 17. Brunnen. 18. weit. 19. gereuete ihn. 20. nachher. 21. Schatten. 22. sah. 23. großes. 24. statt geschach = geschah. 25. zum Gauch (Toren) wurde. 26. der mit Klugheit viel Außerordentliches beging, verübte. 27. wähnte, glaubte. 28. zu sehen.



Aus Heinrich des Glichesaeres „Isengrims Noth".

Untere Hälfte der 2. Spalte der 4. Seite.

Nach der Handschrift vom Ende des XII. Jahrhunderts auf der Landesbibliothek zu Kassel.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

der Königstochter nicht erlangen kann, denn das Kranichvolk sticht sie mit seinen Schnäbeln tot. Ernst fährt nun weiter, kommt nach zwölf Tagen ins Lebermeer (geronnenes Meer). An den Magnetberg, der alle Schiffe an sich zieht, rennt auch das seinige an, alles Eisenwerk wird ihm entzogen, es zerfällt, alle Mannen bis auf sieben kommen um und werden von Greifen weggetragen. Da kommt Ernst auf den Gedanken, sich und seine Genossen in Seehundsfelle einnähen und von den Greifen auch forttragen zu lassen. Im Greifennest angelangt, schneiden sich die Helden aus ihren Häuten heraus und leben in der Waldwüste, von hohen Gebirgen umschlossen, bis sie endlich durch die Felswände ein Wasser gleiten sehen. Sie bauen ein Floß und fahren durch den Karfunkelberg, in dessen Mitte sie einen köstlichen Edelstein erblicken, den Ernst losbricht, um die Krone des deutschen Kaisers damit zu schmücken. Endlich kommen sie heraus und in ein reiches Land zu den Arimaspen, Leuten mit einem Auge, deren König den Herzog Ernst lieb gewinnt und bei sich behält. Für ihn kämpfen die Schiffbrüchigen gegen das Volk der Plattfüße, die über Moor und Sumpf laufen, so daß weder Mann noch Roß ihnen folgen kann, besiegen sie, wie auch noch ein anderes Volk, das ganz nackt geht und so lange Ohren hat, daß sie sich damit bekleiden können. Auch ein Riesengeschlecht, dem Ernst nur bis an die Kniee reicht, schlägt er zu Boden. Nach sechsjährigem Aufenthalt bei den Arimaspen schifft sich unser Held auf einem Mohrenschiff, das mit Kaufmannswaren zum heiligen Grabe segeln will, ein und gelangt in das Land Ybian, wo er, mit dessen christlichem König verbunden, den heidnischen König von Babylon niederwirft. Endlich gelangt der wunderbare Held nach Jerusalem, wo er den Templern das heilige Grab verteidigen hilft. Sein Ruhm dringt nun auch in die Heimat, seine Mutter weiß den Kaiser zu seinen Gunsten zu stimmen und ruft ihn zurück. Am Christabend, da alle Welt sich der Geburt des Heilandes freut und der Friede vom Himmel kommt, langen sie vor Bamberg an, wo der Kaiser über Weihnachten Hof hält. Otto verzeiht ihm, gibt ihm sein Land und Wetzeln seine Herrschaft wieder. Dem Reiche schenkt Ernst den herrlichen Edelstein, den er aus dem Karfunkelberge mitgebracht, und der, sagt das Gedicht, noch heute in des Reiches Krone leuchtet und der „Waise“ genannt wird. Zu Roßfeld liegt Ernst mit seiner Gemahlin Frau Irmgart begraben, „zu deren Gnade große Wallfahrt ist“.

Schließlich besitzen wir aus dieser Vorbereitungszeit des zwölften Jahrhunderts auch das erste deutsche **Tierepos**. Wie oben (S. 34) gezeigt, war die Tiersage bisher nur in der lateinischen Klosterdichtung des 10. und 11. Jahrhunderts aufgetreten. Im Anfang des 12. war dann in Flandern das erste große lateinische Tiergedicht entstanden, das den Wolf zum Helden macht und daher „Isengrinus“ genannt wird. Zum deutschen Epos wurde sie etwa ein Menschenalter später gestaltet. Es geschah das um 1170 durch **Heinrich den Glîchesâre** (Glîchezâre = Gleisner), einen fahrenden Dichter des Elsasses, der eine französische Dichtung (le Roman du Renart) unter dem Titel „Isengrînes nôt“ (vgl. Beilage 10) in deutsche Verse übertrug. Tierepos. Heinrich der Gleisner.

Leider besitzen wir von der Urgestalt nur einige Bruchstücke, die 1839 in dem hessischen Städtchen Melsungen aufgefunden wurden, wo ein Rentmeister im J. 1515 die schöne Pergamenthandschrift zerschnitten hatte, um zu haltbaren Umschlägen für seine Rechnungen zu gelangen. Den größten Teil des Gedichtes kennen wir nur aus einer späteren Überarbeitung, welche die Altertümlichkeiten in Sprache und Reim beseitigt und das Gedicht nach dem Fuchs „Reinhart“ betitelt hat. Auch in diesem Tierepos finden sich einige satirische Anspielungen, vornehmlich gegen den geistlichen Stand, und aus der Poesie gingen diese Spöttereien dann in die Bild-

werke des Mittelalters über. Im Münster zu Straßburg befanden sich der Kanzel gegenüber zwei Reliefbilder, welche das Begräbnis des scheintoten Fuchses darstellten, die dann aber später, um Ärgernis zu verhüten, weggehauen wurden. Das eine stellte den Zug mit der Leiche dar: voran der Bär, Weihkessel und Weihwedel in den Händen; ihm folgten der Wolf mit dem Kreuz, der Hase mit der Kerze; hinter diesem die Bahre mit dem Fuchs, getragen von Eber und Bock, unter ihnen am Boden kauernd der Affe. Das andere zeigte das Totenamt: am Altar mit Kelch steht, im Brevier lesend, der Hirsch, hinter ihm der Esel, welchem der Kater ein gleichfalls aufgeschlagenes Buch vorhält.

Der Inhalt jenes alten, in zwölf Abenteuer geteilten Gedichts, das seinen Stoff ohne besonderen dichterischen Geschmack recht trocken behandelt, ist folgender:

Reinhart. In den ersten vier Abenteuern tritt Reinhart ganz in den Vordergrund; Streich auf Streich unternimmt er, aber alle mißlingen ihm, Schantecler der Hahn verhöhnt ihn; statt der Meise erschnappt er nur ihren Mist; von dem Käse, den Diezelin der Rabe hat fallen lassen, verjagen ihn Hunde; Dieprecht der Kater stößt ihn gar in eine Falle, aus der er nur mit Not und halb tot geschlagen entkommt. Da sucht und erlangt er die Genossenschaft des Wolfes Isengrin; Stärke und List verbinden sich zu Übeltaten. Aber Isengrin zieht dabei den Kürzeren; von seinem Genossen in den Weinkeller eines Klosterhofes gelockt, berauscht er sich, stimmt ein Lied an, wird ertappt und entkommt nur mit großer Not nach vielen Schlägen. Nun trennen die beiden sich — Reinhart baut sich ein festes Haus im Walde: Übelloch (im französischen Gedicht Malpertuis). Eines Tages gerät der hungrige Isengrin vor die Tür desselben und riecht die Aale, welche Reinhart sich gebraten. Um auch so gut zu leben, schließt er Frieden mit dem Schlauen — ja er will, da dieser sich für einen Cistercienser ausgibt, gleichfalls in den Orden treten. Nachdem ein Guß siedenden Wassers ihm eine Tonsur gebrüht, läßt er sich zum Fischen an einen zugefrorenen Teich führen und hält durch ein Loch im Eise den Schwanz hinein; so findet ihn ein Jäger und haut ihm den Schwanz ab. Reinhart hat schon längst zuvor das Weite gesucht. So häuft Reinhart auch weiterhin Schmach und Schande auf den armen Isengrin, der endlich beschließt, die Sache vor den König zu bringen. Vrevel der Löwe (d. h. der Kühne, französisch Noble), gewöhnlich nur der „Künec" genannt, war krank im Haupt — eine Ameise war ihm ins Ohr gekrochen — und meinte, er sei es deshalb, weil er so lange nicht zu Gericht gesessen. Nun naht seinem Throne Isengrin und bringt durch seinen Fürsprecher, Bruno den Bären, seine Klage gegen den abwesenden Reinhart vor; Randold der Hirsch urteilt: Reinhart solle gefangen und gehängt werden. Die anwesenden Tiere stimmen sämtlich bei; aber eine weise Olbente (ein Kamel) setzt es durch, daß der Angeklagte dreimal vorgeladen wird. Da wird auf einer Bahre eine von Reinhart totgebissene Henne herbeigetragen, der ihre Angehörigen wehklagend und Rache fordernd folgen. Bruno geht als Bote des Königs nach Reinharts Waldburg und ladet den Missetäter vor das Gericht, Reinhart erklärt sich bereit zu folgen, ladet aber den Bären vorerst zu einem Honigschmause ein. Er führt ihn zu einem gespaltenen Baumstamm — darin sei köstlicher Honig, redet er ihm ein. Kaum aber hat Bruno seinen Kopf im Spalt, da zieht der Fuchs den Keil heraus, und der Bär ist gefangen. Die Bauern werden durch einen Kärrner alarmiert, eilen mit Knütteln herbei — nur mit Verlust der Kopfhaut und der Ohren und dazu noch von Reinhart verhöhnt, vermag er zu fliehen und an des Königs Hof zurückzugelangen. — Noch einmal aber wird das Todesurteil aufgeschoben und Kater Dieprecht nach Übelloch entsandt. Auch ihn berückt Reinhart, indem er ihn in das Haus eines Geistlichen, wo viele Mäuse seien, und dort in eine Fuchsfalle führt. Glücklicherweise haut der herbeieilende

Dat drydde boek C lxiii

¶ Wo reynke myt grymbart deme greuynge quemẽ in den hoff. vñ wo reynke ſyne worde makede vor dem kõnynge. Dat erſte capittel

REynke quam echt in den hoff
Dar in he was vor klaget groff
Wele de eme nicht wol enghunden
Wñ de na ſyneme leuende ſtunden

Eine Seite (c) aus der ältesten illustrierten niederdeutschen Ausgabe des „Reynke de vos". Lübeck 1498.
Nach dem Exemplar der Wolfenbütteler Bibliothek.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Ritterliche Dichtung.

Im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts begannen nun **die Ritter** sich der Dichtkunst zu bemächtigen. Hervorgegangen aus dem Stande der Unfreien und durch ihre Herren, die Adligen und Fürsten, zum Hof- und Waffendienst zu Pferde (daher der Name rîter) berufen, hatten sie sich in den häufigen Fehden und besonders in den Kreuzzügen so ausgezeichnet, daß sie einen eigenen, bald hochgeehrten Stand (ritter) bildeten, der sich in seinen besten Vertretern die Pflege alles Edlen in Sitte und Kunst zur Aufgabe machte. Mit großem Eifer bemächtigten sie sich der Dichtkunst, der epischen wie der neu erwachsenden lyrischen, und leisteten bald in beiden Hervorragendes.

Indem sie nach dem Vorgang der Franzosen das höfische Leben und die Minne in der aus Frankreich entlehnten Gestalt des Frauendienstes in die leider fast ausschließlich der Fremde entnommenen und nur umgedichteten Stoffe verflochten, wurden sie die Schöpfer der **höfischen Poesie**, welche durch sie bald zu hoher Vollendung gebracht wurde. Als Vater der mittelhochdeutschen höfischen Poesie gilt **Heinrich von Veldeke**, welcher zuerst eine strengere Messung der Verse und reinere Reime einführte, so daß ihn Rudolf von Ems von Veldeke der wîse man, der rehter rîme alrêrst began nennt. Und Gottfried von Straßburg singt von ihm im „Tristan“:

Heinrich von Veldeke.

Er impete daz êrste rîs	Er impfte das erste Reis
in tiutescher zungen,	In unsrer deutschen Zunge,
dâ von sît este ersprungen,	Davon sind seitdem Äste entsprungen,
von den die bluomen kâmen,	Von welchen Blumen kamen,
dâ sî die spæche ûz nâmen	Denen sie die Zier entnahmen
der meisterlîchen fünde.	Zu jedem meisterlichen Funde.

Heinrich verfaßte sein bedeutendstes Epos, die **„Eneide“**, in niederfränkischer Sprache nach einem französischen Gedichte (Roman d'Enéas) und vollendete es um 1184. Es war ein beliebtes Unterhaltungsbuch der damaligen feinen Welt, besonders der Damen. Eine mit zahlreichen Miniaturbildern, welche die in dem Gedicht erzählten Begebenheiten illustrieren, ausgeschmückte Handschrift befindet sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin; die Illustrationen bestehen aus Federzeichnungen mit verschiedenfarbigen Tinten; die Gründe der Bilder sind mit Farben ausgefüllt und mit anders gefärbten Rändern umgeben.

Veldekes Leben.

Heinrich von Veldeke war aus ritterbürtigem Geschlecht und stammte aus dem Dorfe Veldeke bei Mastricht in den Niederlanden. Sein Name schon verrät seine Heimat, denn Feldeke ist die niederdeutsche Verkleinerung von Feld. Von seiner Jugendzeit wissen wir nichts, doch ist anzunehmen, daß er Lateinisch und Französisch lernte und sich früh mit nordfranzösischer Poesie beschäftigte, wozu er in seiner heimatlichen Grenzgegend gute Gelegenheit hatte. Um 1170 dichtete er nach einer lateinischen Quelle die Legende des Servatius, des Heiligen von Mastricht. Am Hofe von Kleve finden wir ihn dann als fertigen Dichter und wandernden Sänger. Dort hatte er über Dreiviertel (über 10000 Verse) seiner „Eneit“ vollendet, als ihm die Handschrift verloren ging. Er hatte dieselbe der „guten und milden“ Gräfin von Kleve zu lesen gegeben; da wurde sie zu der Zeit, als diese sich mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen vermählte, einer Hofdame gestohlen, der sie die Gräfin anvertraut hatte. Graf Heinrich von Schwarzburg, der im Gefolge

des Landgrafen nach Kleve gekommen war, hatte sie entwendet und nach Thüringen gesandt. Wohl neun Jahre war der schwer gekränkte Dichter seines Buches beraubt. Nirgends, wohin er gelangte, konnte er es finden, bis er einst nach Thüringen kam, zu des Landgrafen Ludwigs III. Bruder, dem Pfalzgrafen Hermann zu Sachsen in Neuenburg an der Unstrut, dem berühmten Freund und Förderer des Gesanges. Dieser gab ihm die Handschrift zurück und hieß ihn das Gedicht vollenden. „Denn die Rede deuchte dem Pfalzgrafen gut und das Gedicht meisterlich. Auf des Fürsten Bitte tat er, wozu ihm alle Lust schon vergangen war; ihm war er, seit er sein Kunde gewann, zu jedem Dienste bereit." Bei dem Pfalzgrafen Hermann blieb Veldeke längere Zeit, aber ehe er die „Eneit" vollendete, wohnte er einem Feste bei, das Kaiser Friedrich I. zu Pfingsten 1184 in Mainz veranstaltete. Der Rotbart hatte dort seine beiden Söhne, den jungen König Heinrich und den Herzog Friedrich von Schwaben, zu Rittern geweiht, ihnen „Schwert gegeben", sie nach uraltem germanischen Brauch wehrhaft gemacht. Die Feier hieß „Schwertleite", weil den Jünglingen in der Kirche das Schwert am Rittergurt zu tragen (leiten) verliehen wurde. Die Geschichtschreiber wissen dieses großartige dreitägige Fest nicht glänzend genug zu schildern; in der ganzen römischen Welt sei es kundbar geworden: dort habe die Welt alle ihre vergängliche Pracht zur Schau gelegt an Überfluß der Speisen, Mannigfaltigkeit der Kleider, Schmuck der Pferde, Gepränge und Lustbarkeiten jeder Art. Die Stadt faßte nicht die Menge der Gäste. Unzählige bunte Gezelte waren, gleich einer zweiten Stadt, auf dem weiten Felde umher aufgeschlagen. Auch fremdländische Fürsten, Ritter und Sänger waren dazu herbeigekommen. Da empfingen die anwesenden heimischen Dichter gewaltige Eindrücke und tauschten mit den fremden Lieder und Sagen, Kunstformen und Kunstfertigkeit aus. Uhland meint, „die prachtvollen Beschreibungen solcher Schwertleiten in manchen Rittergedichten, im Tristan u. a., ja selbst Sigfrids Schwertnahme in den Nibelungen können als Nachglanz jenes großen Festes betrachtet werden. Jedenfalls hat dort Veldeke, der erste namhafte Bearbeiter höfischer Aventüren, eine dauernde Anregung empfangen, welcher er in der „Eneit" im Anschluß an das Hochzeitsfest des Äneas einen beredten Ausdruck gab. — Veldekes Minnelieder geben noch zwei Andeutungen, die für sein Leben interessant sind. In einem derselben segnet er die ferne Geliebte, die ihm all über den Rhein, wo sein Leib ferne im Elend (in der Fremde) sei, den Mut erheitere. Ein anderes läßt erraten, daß der Dichter ziemlich zu Jahren gekommen:

Man seit al für wâr
nu manic jâr:
Diu wîp hazzen grâwez hâr.
daz ist mir swâr;
und ist ir misseprîs,
diu lieber hât ir âmîs
tump danne wîs.
Dest mê, noch dest min,
daz ich grâ bin:
Ich hazze an wîben kranken sin,
daz si niuwez zin
nement vür altez golt.

Uhland übersetzt das in freier Weise:

„Die Weiber, sagt man, hassen graues Haar; das ist mir leid und bringt der wenig Ehre, die ihren Freund lieber töricht denn weise hat. Nicht so sehr darum, daß ich selbst grau bin, aber ich hasse an Weibern den schwachen Sinn, daß sie neues Zinn lieber nehmen denn altes Gold."

Veldekes Bild.

Unser Bild (Beilage 12) stellt Veldeke dar, wie ihn die Große Heidelberger (Manessische) Liederhandschrift zeigt.

Da sitzt er, ein Jüngling mit Goldperlen um das Haupt, im tiefroten Kleide, mit blaugefütterter Kapuze und kurzen weiten Ärmeln, sinnend den linken Ellbogen auf das linke Knie gestützt und die Wange in der Hand auf blumigem Rasenhügel. Eine ganz entfaltete Liederrolle, auf die sein rechter Zeigefinger hindeutet, schwebt

von seinem Knie in großem Bogen zwischen den Blumen, die den ganzen Grund bedecken, und den umher hüpfenden und singenden Vögeln, wie ein hoher Türbogen. Gerade darüber steht des ritterlichen Dichters Goldhelm, mit Nasenband, Augen- und Luftlöchern und den beiden Helmschnüren. Gegenüber schwebt der Wappenschild, dessen Felder schräg von der Linken zur Rechten nieder, geteilt sind, oben golden, unten rot. Ein Storch steht hinter dem Sitzenden und auf seiner Schulter ein schwarzes Eichhörnchen, zum Zeichen, daß die Tiere seinem Sange lauschten. — Ein charakteristisches Bild für den Sänger der Minne, als welcher er in seiner „Eneit" nicht weniger hervortritt, denn als epischer Sänger von ritterlichen Heldentaten.

Veldekes Eneit.

Die Eneit, 13500 Verse umfassend, enthält die Geschichte des Äneas von der Zerstörung Trojas bis zur Erbauung von Alba in Latium. Doch treten die Heldentaten und großen Ereignisse hinter der Ausführung der Liebesepisoden zurück. So erzählt er die Zerstörung Trojas in wenigen Versen; rasch läßt er seinen Helden übers Meer nach Karthago zur Königin Dido gelangen, deren Liebe zu Äneas er in mehr als 2000 Versen feiert. Von den Göttern an seinen höheren Beruf gemahnt, entflieht Aneas und gelangt nach manchen abenteuerlichen Wanderungen in das Land des Königs Latinus in Italien, dem er Geschenke zusendet, um seine Gunst zu gewinnen. Aber Latinus ist dem trojanischen Fremdling schon gewogen, denn die Götter haben ihm geheißen, denselben wohl aufzunehmen, mit seiner Tochter Lavinia zu vermählen und ihm das Reich zu vererben. Aus diesem Göttergebot entsprießt Unheil für das Königshaus. Latinus hatte nämlich seine Tochter bereits dem italienischen König Turnus versprochen, dem Lavinias Mutter besonders geneigt war. Als dieselbe vergebens versucht, ihren Mann von seinem Vorhaben abzubringen, sendet sie Boten zu Turnus, teilt ihm alles mit und fordert ihn auf, den Eindringling zu vertreiben. So kommt es zum Kriege; nach langem Hin- und Herwogen des Streitgewühls soll ein Zweikampf zwischen Turnus und Äneas den Ausschlag geben. Ehe dieser beginnt, richtet die Königin an Lavinia die Frage, ob sie Turnus nicht liebe. Aber Lavinia, die noch nichts von Minne weiß, fragt harmlos dagegen:

„wo mite sal ich in minnen?" (Womit soll ich ihn minnen?)

woraus sich dann ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter über die Minne entspinnt, das ich in folgendem — etwas abgekürzt — mitteile. Die Mutter hat geantwortet: „Mit dem Herzen und den Sinnen"; da fragt die Tochter aufs neue:

Tochter: frowe, wie mohte ich mînen mût
an einen man gekêren?
Mutter: diu Minne sal dichz lêren
Tochter: dorch got, wer is diu Minne?
Mutter: si is von anneginne (Anbeginn)
gewaldich uber die werlt (Welt) al,
und immer mêre wesen sal
unz an den jungesten tach,
daz ir nieman ne mach
neheine wîs widerstân:
wande sie is sô getân,
daz mans ne hôret noch ensiht.
Tochter: frowe, der erkenne ich niht. —
— — — — — —
sô saget mir denne, waz minne is.
Mutter: Sô getân is diu minne,
daz ez rehte nieman
dem anderen gesagen kan,
dem sîn herze sô stêt,
daz sie dar in niene gêt,
der sô steinlîchen (wie ein Stein) lebet.
swer ir aber rehte entsebet (wahrnimmt),
unde zû ir kêret,
vile si in des lêret,
daz im ê was unkunt.
sie machet in schiere wunt,
ez sî man oder wîb.
sie begrîfet im den lîb
und die sinne garwe (gänzlich)
und salewet (trübt) im die varwe
mit vil grôzer gewalt.
sie machet in vil dicke (oft) kalt
und dar nâch sô schiere heiz,
daz her sîn selbes rât ne weiz.

Heinrich von Veldeke.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

Pro_ymnasiums
Hawthorne, N. Y.

solîch sint ir wâfen,
sie benimt imz slâfen
und ezzen unde trinken.
si lêret in gedenken
vile misselîche (mannigfach, wechselnd). — — —

Tochter: frowe, is denn minne ungemach?

Mutter: nein, si, niwan nâhen bî.
— — — — — —

Tochter: sô mûze mir si got verbieten.

Mutter: nein, jâ is si vile gût.

Tochter: waz meint denn, daz si wê tut?

Mutter: ir ungemach is sûze — —

(Ausgabe von Ettmüller.)

So geht das Zwiegespräch weiter fort. Die Tochter wird nicht überzeugt, so sehr ihre Mutter auch immer aufs neue in sie dringt. Erst als sie den trojanischen Helden erblickt, wird ihr das Geheimnis kund: „Da schoß sie Frau Venus mit einem scharfen Pfeil, der ward ihr ganz zur Qual. Denn in kurzer Stunde gewann sie eine Wunde in ihrem Herzen innen, so daß sie mußte minnen, ob sie wollte oder nicht wollte." Mit großer Entrüstung vernahm die Königin ihr Geständnis. Lavinia entdeckt ihre Liebe auch dem Äneas in einem Briefe, der nun um so freudiger in den Kampf ging und seinen Gegner niederwarf. Sie wird sein Weib, aber ihre Mutter härmt sich darüber zu Tode und stirbt im Wahnsinn.

II. Die Blütezeit (1170—1300).

Mit den ersten beiden Hohenstaufenfürsten ist die Erinnerung an zwei Kreuzzüge eng verknüpft. Konrad III. hielt 1148 seinen Einzug in Jerusalem, Friedrich Rotbart, der als Jüngling seinen Oheim zur Kreuzesfahrt begleitet hatte, zog noch einmal im hohen Mannesalter hinaus, als er vernahm, daß Saladin den Halbmond über der heiligen Stadt errichtet habe; der Sieg zog seinen erlesenen Streitern voraus, sein Kreuzzug gestaltete sich zur ruhmreichsten Waffentat des ganzen Mittelalters — aber der Held mußte in dem fernen Lande sein Leben lassen. 1190 fand er in der reißenden Strömung des Seleph den Tod; im Herzen seines Volkes und in dessen liebevoller Erinnerung begann er damit freilich erst recht zu leben, und seine heldenhafte Fürstengestalt leuchtet hell herüber bis in unsere Tage.

Friedrich Rotbarts Tod.

Abb. 15. Schreibender Klosterbruder in seiner Zelle, umgeben von den Geräten zum Schreiben und Illuminieren. Nach einer mittelalterlichen Zeichnung.

Seitdem erlosch die Begeisterung für die Kreuzzüge, zumal in Deutschland; und nur widerwillig zog Friedrich II. nach dem gelobten Lande. Der Einfluß des Auslandes, insbesondere Frankreichs auf deutsche Sitte und Bildung

Abb. 16. Metallbuchdeckel eines Lektionars. 13. Jahrhundert. Nikolaikirche zu Höxter.

wie auf unsere Dichtung währte aber trotzdem fort. In vornehmen Häusern hielt man französische Hofmeister zur Erziehung der Kinder. Kleidertrachten, Speisen, Spiele, Tänze kamen aus Frankreich; die französischen Namen dafür wie für Kunstausdrücke des Rittertums wurden ins Deutsche gemengt. Statt der heimatlichen Worte sage und maere hieß es âventiure, und die Gedichtstoffe entlehnte man nicht minder von jenseits des Rheins. Auch die bildende Kunst, die im 13. Jahrhundert einen neuen Aufschwung nahm, stand unter französischem Einfluß: aus dem nordöstlichen Frankreich entnahm man die Kunst des gotischen Stiles, die sich dort in zahlreichen großen und glanzvollen Monumenten entfaltet hatte; das Vorbild des Kölner Doms (1248 begonnen) ist die Kathedrale von Amiens. Aber in allen diesen Stücken überflügelte der Deutsche den Franzosen gar bald und führte auf selbständigen Wegen das Entlehnte einer eigenartigen Vollendung zu. So wurde die Hohenstaufenzeit die Blütezeit der bildenden ebensowohl wie der dichtenden Kunst.

Kunstblüte.

Im Schatten der himmelanstrebenden Gotteshäuser entstanden in den emporwachsenden Städten zahlreiche Kunstbauten für bürgerliche Zwecke: würdige Rathäuser und Gildenhallen, Brunnen, Tore, stattlich behäbige Wohnhäuser. Auch die Bildhauerkunst fing an in deutschem Sinn und Geist sich zu entwickeln: die Skulpturen an der Liebfrauenkirche zu Trier, die Statuen neben dem Westportal der Elisabethkirche zu Marburg u. a. stammen aus dem 13. Jahrhundert. Außer der Wand- und Glasmalerei wurde auch die Kunst, „die in Paris man nennt illuminieren," wie Dante sagt, in zahlreichen Handschriftenbildern oder Miniaturen geübt. Die geschickten Hände kunstfertiger Mönche wußten wertvolle Handschriften nicht nur herzustellen und mit Bildern auszuschmücken, wie es Abb. 15 zeigt, sondern auch kostbar zu binden in Decken von geschnitztem Elfenbein oder von getriebenem Golde, oft mit Edelsteinen und Kameen verziert. Als Beispiel gelte der hier abgebildete Buchdeckel eines Lektionars (biblisches Vorlesebuch in der römischen Kirche). Er besteht aus vergoldetem Kupfer. In der Mitte thront Maria mit dem Jesuskind in vertiefter Nische. An den vier Ecken sind die Evangelistensymbole zu

sehen. Auf dem mit Bergkristall und edlen Steinen geschmückten Rande sind oben und unten kreisförmige Medaillons angebracht, die in emaillierten Rändern phantastisches Getier enthalten. Das Kunstgewerbe entfaltete sich ferner in Waffen- und Goldschmiedearbeit, Holzschnitzerei und Weberei. Aber vor allem erblühte die deutsche Dichtung unter dem Einfluß der das nationale Selbstbewußtsein fördernden Taten und dem Anteil des mächtigen deutschen Kaisergeschlechts.

In zwei großen Gegensätzen tritt uns die Dichtung dieses Zeitraumes entgegen: in den deutlich geschiedenen Kreisen des Volksgesanges und der Kunstdichtung.

Volksgesang.

Große Ereignisse aus dem Leben des Volkes bilden den Stoff des **Volksgesanges** und wurden seit den ältesten Zeiten und durch die ganze mittelhochdeutsche Zeit durch Gesang von Mund zu Mund durch die Fahrenden (varnden liute) oder Spielleute fortgepflanzt. Denn gesungen ward auf Volksversammlungen und Volksfesten, vor König und Bürgersmann, auf der Burg wie unter der Dorflinde, was der reiche Schatz alter Lieder und Sagen darbot. Wer es gedichtet, weiß niemand, und niemand fragt danach; auch niemals mischt sich die Persönlichkeit des Dichters noch sein Urteil in das Lied — „alte Mären" von den Ahnen und Helden des Volkes und ihren Taten werden schlicht und einfach erzählt. Man nannte dies „singen und sagen".

Kunstdichtung.

In der **Kunstdichtung** dagegen tritt der einzelne Dichter in seiner ganzen Individualität uns entgegen: Jakob Grimm nennt sie eine „Arbeit des Lebens". Ihr sind fremde Stoffe gewöhnlich die liebsten, die der Dichter sorgsam behandeln und durch belebte malerische Schilderungen nach eigenstem Geschmack ausschmücken kann. Das wird nach Heinrichs v. Veldeke Vorbild im 13. Jahrhundert durch ritterliche und adlige Dichter zu hoher Vollendung gebracht. Wohl treten neben diesen auch bürgerliche „Meister" auf, doch auch sie treiben ihre Kunst in „höfischer" Weise. Darum heißt auch die Kunstdichtung „hövesch" oder „hovelîch" im Gegensatz zum Volksgesang, der lange Zeit als „dörperlîch" verachtet war. Aber ob ritterlich, ob bürgerlich, diese höfischen Dichter führten doch meist die Lebensweise der Fahrenden, traten bald in den Dienst eines Fürsten, bald zogen sie von Hof zu Hof, die vornehme Welt zu unterhalten, ja sie verschmähten es nicht, wenn die Not sie trieb, sich zeitweise gar unter die Spielleute zu mischen, wie Walther von der Vogelweide. Der Held des Nibelungenliedes und Vasall des Königs Gunther, der Sänger Volker, wird daher jetzt ein Spielmann genannt, der trefflich fiedeln konnte. Die Spielleute niederen Standes kamen viel in der Welt umher; von Hof zu Hof, ja von Land zu Land zogen sie und waren nicht nur Vermittler der Poesie für alt und jung, sondern oft auch Sprachmeister und Jugendlehrer. Das Dichten aber für die Hofkreise mußten sie meist den „begehrenden Rittern" überlassen und sich auf das Singen und Sagen alter einheimischer Dichtungen beschränken. Bald nahmen auch der Adel und die Fürsten an der edlen Kunst tätigen Anteil. Ihnen gingen die Hohenstaufen mit ihrem Beispiel voran. Von zweien dieses sanglustigen Geschlechts sind uns Lieder aufbewahrt, von Kaiser Heinrich VI., dem Sohne des großen Rotbart, und von König Konrads IV. Sohn, Konradin, dem letzten Sprößling des Hohenstaufenhauses, der sein junges Leben in Neapel unter dem Beil lassen mußte. Von ihm sind in der Heidelberger Handschrift zwei Lieder unter dem Namen „König Konrad der Junge" erhalten. Und als einst in Turin Graf Raimund III. von Toulouse an der Spitze einer Schar von Troubadours vor Friedrich Rotbart erschien, um ihn in Liedern zu begrüßen, erwiderte der Kaiser den dichterischen Gruß in provenzalischen Versen. Viele andere Fürsten folgten. Wir haben Lieder von König Wenzel von Böhmen, von den Herzögen Heinrich IV. von Breslau und Johann I. von Brabant, von Markgraf Otto von Brandenburg u. a. Und wer nicht selbst des Gesanges kundig

war, der schätzte ihn, übte daher die hohe Fürstentugend der „milte“ (Freigebigkeit) gegen die Dichter, wie Kaiser Friedrich II. und vor allen der Landgraf Hermann von Thüringen, dessen Hofhaltung auf der Wartburg bei Eisenach weit und breit dadurch berühmt war. Überall übte sich in Gesang und Saitenspiel wie in der Kunst der dichterischen Rede die fürstliche und edle Jugend, und wenn es auch keine Schulen der Dichtung gab, so lernten doch die jüngeren von den älteren Dichtern durch deren Beispiel und Beratung.

Für die höfische Dichtung gaben die Mundarten ihre Unterschiede mehr und mehr zu Gunsten einer Dichtersprache auf, die schnell die gesamte Literatur der Höfe beherrschte, während eine schärfere Ausprägung der Mundarten sich nur in der geistlichen Prosa und in der Volksdichtung erhielt. Diese Hofsprache, das eigentliche **Mittelhochdeutsch**, ist die aus der althochdeutschen herausgebildete oberdeutsche Sprache, die die Fülle und den Wohlklang der Endungen zwar eingebüßt hat, aber doch noch voller und musikalischer klingt, als das unter mitteldeutschen Einflüssen entstandene Neuhochdeutsch, wie man deutlich erkennt, wenn man z. B. mhd. guoten, liehter (spr. li-ech-ter) vergleicht mit dem ahd. kuatônô, liohtêrâ und nhd. Guten, Lichter 2c. Leider wurde die Reinheit der Sprache durch die Einmischung zahlreicher französischer Wörter und ganzer Redensarten und die französische Umbildung deutscher Wörter getrübt — so wurde aus dem ahd. Wort balcho, balke (Balken) Balkon; aus ahd. spehon (spähen) Spion (espion) 2c.; und aus der Dichtung ging davon nur zuviel in die Sprache des Volkes über. Natürlich legte die höfische Poesie auch großes Gewicht auf die Entwickelung der von Heinrich von Veldeke angebahnten höheren Verskunst, die im Laufe des 13. Jahrhunderts allmählich in Überkünstelung ausartete.

Mittelhochdeutsch.

Vom epischen Volksgesange.

Epischer Volksgesang.

Die alte Volksdichtung ist episch: ihr großer Stoff ist die **deutsche Heldensage**, die allen Stämmen unseres Volkes gemeinsame sagenhafte Erinnerung an die Stürme der Völkerwanderung, an die Großtaten der Ahnen. In deutschen wie in lateinischen Gedichten sind wir derselben bereits in der althochdeutschen Zeit begegnet; auf solchen Volksliedern hat die mittelhochdeutsche Zeit tätig fortgebaut und daraus zahlreiche, uns vollständig erhaltene große Volksepen geschaffen, die teils eine ganze Welt voll Helden und Heldentaten, teils einzelne Helden und ihre Erlebnisse darstellen. Hinter diesen Dichtungen stehen teilweise noch in den germanischen Göttermythus zurückreichende Überlieferungen. Wir unterscheiden in den auf uns gekommenen Gedichten sechs Sagenkreise.

Sagenkreise.

Der erste Sagenkreis ist der fränkische oder niederrheinische: Sigfrid (in der nordischen Sage Sigurd) ist sein Held und Xanten am Niederrhein dessen Hofstadt und Wohnsitz.

Der zweite ist der burgundische Sagenkreis: sein Held ist König Gunther, der historische Gundikar († 437), der das Reich der Burgunder in Gallien stiftete, aber mit seinem Volke durch ein wahrscheinlich im Dienste des Aëtius stehendes hunnisches Söldnerheer vernichtet wurde. Dieses in Wirklichkeit auf dem linken Rheinufer geschehene Ereignis wird von der Sage an Attilas Hof nach

Ungarn verlegt. Ihm zur Seite stehen die Könige Giselher und Gernot, der erstere auch aus dem burgundischen Gesetzbuche bekannt, und ihr Gefolge, dessen bedeutendste Mannen der uns schon aus dem Walthariliede bekannte Hagen von Tronje und der Spielmann Volker sind. Dazu kommen die der Sage angehörenden Frauen: Ute, Gunthers Mutter, Kriemhild, ihre Tochter, und Gunthers Gemahlin Brunhild. Die Hofstadt der Burgunderkönige ist Worms am Rhein.

Der dritte ist der ostgotische Sagenkreis. Der große Held desselben ist Dietrich, Dietmars Sohn, dessen historischer Name in der Völkergeschichte vorleuchtet als Theoderich, Theodemirs Sohn, der Gründer des ostgotischen Reiches in Italien (geb. 453, gest. 526), nach seinem Wohnsitz Verona, zu deutsch Bern, auch Dietrich von Bern genannt Er und sein Ahn Ermenrich († 376), der erste mächtige Ostgotenkönig, stammten aus dem Königsgeschlecht der Amaler und heißen deshalb, wie auch ihr Gotenvolk Amelungen. Dietrich und sein uns bereits bekannter Waffenmeister, der alte Hildebrand aus dem Geschlechte der Wölsungen, flohen, von Odoaker in der Rabenschlacht besiegt, zu Attila. Eine Reihe gewaltiger Recken stehen dem Amelungenfürsten zur Seite. (Vgl. S. 11 f. das Hildebrandslied.)

Der vierte ist der hunnische Sagenkreis, dessen leuchtender Mittelpunkt Attila oder Etzel († 453), der gewaltige Hunnenkönig und Welteroberer, ist. Der von ihm in der Geschichte durch ein Menschenalter getrennte Dietrich von Bern ist sein Schützling und gilt für eine Stütze des Hunnenreiches, für das er ficht, wie in der Geschichte sein Vater und seine Oheime. Neben Attila gehört der Geschichte an sein Bruder Bleda oder Blödel, auch Frau Helche, Etzels erste Gemahlin, die Tochter Oserichs. Dagegen ist sein Dienstmann Rüdiger, der Markgraf von Österreich, welcher als eine der anziehendsten Figuren des Nibelungenliedes mit vollem Rechte der Milde, der Edle, der Getreue genannt wird, eine ganz sagenhafte Erscheinung. Etzels Hofstadt ist die Etzelnburg in Ungarn, worunter man sich das heutige Ofen denkt.

Die in diesen vier Sagenkreisen auftretenden historischen Personen waren „hell oder blutig glänzend, die Sterne ihrer Volksstämme, und so stehen auch in der Sage ihre Namen, als die rechten Königsnamen, bezeichnend und vertretend je an der Spitze des angehörigen Stammes." Sie nehmen auch in dem Liede von der Nibelungen Not, das diese vier Sagenkreise in sich vereinigt, eine hervorragende Stelle ein. Außerdem hat jeder einzelne Sagenkreis noch sein besonderes Lied, oder auch mehrere Lieder.

Der fünfte Sagenkreis ist der mit dem ostgotischen sich mannigfach berührende langobardische, dem das Lied der Vorbereitungszeit von König Rother (S. 48) angehört. Außer Rother werden hier genannt König Otnit, ferner Hugdietrich und sein Sohn Wolfdietrich. Ihr Heimwesen ist zu Garten, d. h. am italienischen Teil des Gardasees; doch führen uns die Sagen auch nach dem südlichen Tirol und ins Morgenland. Im ganzen erinnert dieser Sagenkreis an die Zeit, wo die byzantinischen Kaiser noch ihren Machtplatz in Konstantinopel behaupteten, die Ostgoten aber, von Osten herabkommend, in die Stelle der weströmischen Kaiser traten.

Der sechste Sagenkreis, in welchem wenig Geschichtliches nachweisbar, ist der nordisch-friesische, dessen Schauplatz das Meer und die Nordseeinseln von Friesland (Hegelingen) sind. Die Helden dieses Kreises sind Hettel, König zu Hegelingen, und die ihm verwandten und lehnpflichtigen Recken: Wate von Stormen, Horant und Frute von Dänemark, Morung von Niefland und Irolt von Ortland. Die Tochter Hettels und seiner Gemahlin, Hilde von Irland, ist Gudrun, nach der unser zweites großes Epos, das Gudrunlied, nächst dem Nibelungenlied „die edelste Perle unserer epischen Poesie", benannt ist.

Endlich ist die westgotische Sage von Walther von Wasgenstein zu erwähnen, der als Geisel Attilas mit Hildgund aus dem Hunnenlande entflieht. (Vgl. S. 30 ff.)

Die nordischen Lieder von Sigfrid.

Schon früh wanderte die Nibelungensage aus Deutschland nach den nordischen Reichen. Hier wurde sie uns in den Liedern der alten Edda (vgl. S. 5 f.), in einer älteren Gestalt als in unserem Nibelungenliede aufbehalten und damit mancher gute, echte Zug überliefert, der zugleich für das Verständnis unserer Dichtung wichtig ist. In diesen Liedern der Edda heißt der Held des fränkischen Sagenkreises **Sigurd**. Er entstammte dem göttlichen, Odhin verwandten Geschlecht der Wölsungen und war einer der mächtigsten Heerkönige. Ein jugendlicher, siegmächtiger Gott war er ursprünglich in den Mythen des Volkes, und noch heute werden von ihm und seinem Geschlecht auf den Färöern im fernen Nordmeer Lieder zum Tanze gesungen. Von ihm erzählt die Wölsungen-Sage (Volsunga Saga), die — wahrscheinlich am Anfang des 13. Jahrhunderts geschrieben — in Prosa zu einem Ganzen zusammenfaßt, was in den Liedern der älteren Edda zerstreut liegt, das Nachfolgende.

Sigurd. Sigurd, Sigmunds Sohn, wird von dem weisen und kunstreichen Schmiede Regin erzogen und erwächst zum starken, heldenmütigen Jüngling. Regin, einst von seinem Bruder Fafnir um den Anteil an dem väterlichen Erbe betrogen, reizt ihn auf zur Ermordung des Räubers und schmiedet ihm dazu das gute Schwert Gram, das so scharf ist, daß es, in den Strom gehalten, eine dagegen treibende Wollenflocke zerschneidet, und Odhin verschafft ihm den gewaltigen Hengst Grane. So ausgerüstet zieht er mit Regin gegen Fafnir, der auf der Gnitaheide liegt und in Gestalt eines Lindwurms den größten Goldschatz, der Nibelungen Hort, mit dem Ögishelm hütet. Die drei Götter Odhin, Loki und Hönir, hatten einst denselben aus der Tiefe des Wassers (Niflheim, was die Urwelt des Wassers ebensowohl wie das Totenreich bedeutet, und wonach seine Bewohner, wie später die Besitzer des Hortes „Niflungar" — Nibelungen — genannt wurden) heraufgeführt, aber an Regins und Fafnirs Vater für die Ermordung seines Sohnes Ottr als Bußgeld abtreten müssen. So waren die Götter dem Fluche des Goldes, den der ursprüngliche Besitzer, der Zwerg Antwari, beim Raube darauf gelegt, entgangen, aber allen, die es weiterhin sich aneigneten, brachte es Verderben. Der erste Besitzer war von seinen Söhnen erschlagen, und jetzt sollte es dem zweiten, Fafnir, ans Leben gehen. Auf der Gnitaheide — der sagenberühmten Stätte, die man noch gegen das Ende des 12. Jahrhunderts kennen wollte und die nach der Angabe eines isländischen Reisebeschreibers aus jener Zeit zwischen Stadtbergen und Mainz lag — angelangt, gräbt Sigurd dem bösen Feind eine Grube, und als der Lindwurm giftsprühend über dieselbe kriecht, stößt er ihm von unten das Schwert ins Herz. Fafnir schüttelt sich, schlägt um sich mit Haupt und Schweif und weissagt sterbend, das Gold werde Sigurds Verderben sein. Als er von dem gebratenen Herzen des Drachen kostet, lernt der junge Held die Sprache der Vögel verstehen und hört ihren Rat, den heimtückischen Regin zu töten, um sein eigenes Leben zu erretten. Sigurd schlägt dem Schmiede das Haupt ab, füllt zwei Kisten mit dem Golde, lädt sie auf sein gutes Roß Grane und reitet davon. Unterwegs erblickt er auf einem Berge ein großes Licht, als lohte Feuer zum Himmel auf. Als er näher kommt, erkennt er mitten in der Waberlohe eine Schildburg (Brustwehr von Schilden)

und darauf ein Banner. Er dringt durch die Flamme hinein und findet einen Geharnischten fest schlafend daliegen. Er nimmt ihm den Helm ab, da sieht er, daß es ein Weib ist. Als er ihr mit seinem scharfen Schwert den Panzer aufschneidet, erwacht sie und erzählt ihm, sie sei die Walküre Brynhild (im Volksmärchen Dornröschen), von Odhin durch einen ihr in den Kopf gestoßenen Dorn in den Schlaf versenkt, weil sie wider des Gottes Willen in der Schlacht einen Helden dem Tode geweiht habe. Nimmer, habe er ihr verkündet, solle sie fortan kämpfen, sondern einem Manne vermählt werden. Sie habe dagegen das Gelübde getan, keinem sich zu vermählen, der Furcht kenne. Dem Sigurd reichte sie nun das Horn voll Met zum Gedächtnistrank, lehrt ihn Runen und andere Weisheit, und beide schwören einander Liebe und Treue. — Von da kommt Sigurd mit dem Horte zu Giuki, einem Könige am Rhein, dessen Söhne ein Freundschaftsbündnis mit ihm schließen. Seine Tochter Gudrun (die Kriemhild des Nibelungenliedes) hat einen unheilkündenden Traum; auf den Rat ihrer zauberkundigen Mutter Grimhild, die den Helden gern festhalten will, reicht sie Sigurd eines Abends das Horn mit einem Vergessenheitstrank. Von Stund an vergißt er die fernweilende Brynhild und nimmt Gudrun zum Weibe. Gudruns Bruder Gunnar will dagegen um Brynhild werben, und Sigurd begleitet ihn auf der Freiersfahrt. Brynhilds Burg ist von einem Flammenkreis umgeben, und keinem anderen will sie ihre Hand reichen, als dem, der keck durchs Feuer reitet. Gunnar spornt sein Roß, aber es scheut vor den Flammen zurück. Da tauscht er mit Sigurd die Gestalt, und mit geschwungenem Schwerte sprengt der Held durch den Feuerwall. Die Erde bebt, das Feuer wallt brausend zum Himmel, dann erlischt es. In Gunnars Gestalt steht der Held, auf sein Schwert gestützt, vor Brynhilden. Zweifelmütig schwankt sie auf ihrem Sitze, doch er mahnt sie, daß sie dem zu folgen gelobt, der durch das Feuer zu ihr gelangen werde. Drei Nächte bleibt er und teilt ihr Lager, aber sein Schwert liegt zwischen ihnen. Am Morgen wechseln sie die Ringe. Da wird Gunnars Hochzeit mit Brynhilden gefeiert, und jetzt erst erwacht in Sigurd die durch den Zaubertrank geschwundene Erinnerung an die Eide, die er ihr einst geschworen; doch hält er sich schweigend, und sie alle kehren heim ins Frankenland.

Eines Tages gehen Gudrun und Brynhild zum Rheine, ihre Haare zu waschen. Brynhild tritt höher hinauf am Strome, damit das aus Gudruns Haar rinnende Wasser nicht an ihr Haupt komme, weil ihr Mann doch der bessere sei. Das veranlaßt einen bitteren Streit über den Wert ihrer Männer, und im Zorn sagt Gudrun, daß Sigurd für Gunnar durch das Feuer geritten und den Ring mit ihr gewechselt habe. Gudrun zeigt das Kleinod, Brynhild aber wird todesblaß und geht schweigend heim. Sieben Tage liegt sie wie im Schlaf, doch sie schläft nicht, sie sinnt auf Unheil. Sie verlangt Sigurds Tod von ihrem Gemahl, der es mit seinen Brüdern und Mannen berät. Guttorm, der jüngste der Brüder, soll die rächende Tat ausführen. Er geht in Sigurds Kammer, aber als der Wölsung ihn mit den leuchtenden Augen ansieht, weicht er zurück. Auch ein zweites Mal entflieht er. Als er das dritte Mal kommt, ist Sigurd entschlummert, und da erschlägt ihn der feige Mörder an Gudruns Seite, die von seinem Blut überströmt wird. Jammernd schlägt sie die Hände zusammen, daß die Rosse im Stall sich regen und das Geflügel im Hofe kreischt. Da lacht Brynhild hell auf, als Gudruns Wehklage bis zu ihr dringt.

Gudrun sitzt über Sigurds Leiche; keine Träne kommt aus ihren Augen, aber ihr Herz droht zu springen vor Jammer. Brynhild durchbohrt sich mit dem Schwert und wird mit Sigurds Leiche verbrannt. Nicht lange danach muß Gudrun den mächtigen König Atli (Attila) von Hunaland, Brynhilds Bruder, heiraten. Da lüstet es diesen nach dem Hort Sigurds, den Gudruns Brüder behielten, und er ladet sie verräterisch zum Gastmahl ein. Vergeblich sucht Gudrun die Brüder durch Runen, die sie den Boten mitgibt, zu warnen. Sie kommen an,

reiten in Atlis Burg, und als ihnen der Hort abgefordert wird, greifen sie zu den Waffen. Gudrun selbst waffnet sich und ficht an der Seite der Brüder. Alles Volk der Brüder fällt, auch sie selbst müssen zuletzt unter Qualen ihr Leben lassen. Atli veranstaltet eine Leichenfeier und will sich dann mit Gudrun versöhnen; aber sie tötet ihre und Atlis beide Söhne, setzt die Schädel der Knaben dem König als Becher vor, läßt ihn daraus Met, mit dem Blut der Kinder gemischt, trinken und gibt ihm die Herzen derselben zu essen. In der Nacht ersticht sie ihn im Schlafe, zündet den Saal an, wo Atlis Hofmänner liegen, und springt ins Meer, um ihrem Leben ein Ende zu machen; aber starke Wogen heben sie empor und tragen sie zur Burg des Königs Jonakur, der sie zum Weibe nimmt.

So weit nur interessieren uns Gudruns Schicksale, da ihre weiteren Erlebnisse keinen Zusammenhang mit dem deutschen Epos zeigen.

Sigfrid-sage.

In dieser altnordischen Sage, der ältesten uns erhaltenen Gestalt der Sigfridsage, prägt sich noch ganz der ursprüngliche heidnisch-mythische Charakter derselben aus. In noch älteren, verloren gegangenen Liedern werden die Spuren des Übermenschlichen, die wir an Sigurd kennen lernten, noch weiter ausgeführt gewesen und derselbe ganz als der Frühlings- und Sonnengott erschienen sein, der auf glänzender, aber kurzer Heldenfahrt alle schlummernden Kräfte von den Ungeheuern und finsteren Mächten der alten Nacht befreit und sich dann mit der schönen Erdenjungfrau auf kurze Zeit vermählt, um sie bald für immer zu verlassen, wie das Jahr zuerst sich dem frisch aufknospenden Lenz verbindet und dann dem heißerglühenden Sommer seine Liebe zuwendet, doch nur zu bald den Herbststürmen und Winterschrecken zum Opfer fällt.

In die fernsten Zeiten unseres Volkslebens hinauf, in die Zeit der Drachen, der Riesen und der Zwerge, reicht auch ein uraltes deutsches Sigfridlied, das in seiner frühesten Fassung verloren ist und nur in Drucken aus dem 16. Jahrhundert sich erhalten hat; es ist zugleich das einzige, das den Sagenkreis von Sigfrid ohne Berührung mit den anderen vertritt: das Lied vom **hürnin Sigfrid**. Seiner Sprache nach stammt es aus der Zeit um 1400, dem Versbau nach aus dem 13. Jahrhundert, dem Stoff nach aus der altheidnischen Zeit.

Simrock hat es in neuhochdeutscher Bearbeitung in das „Kleine Heldenbuch" aufgenommen, Tieck es in seiner Ballade „Sigfrids Jugend" (vergl. Uhlands „Sigfrids Schwert") verwertet. In den „Deutschen Volksbüchern" nimmt die „wunderschöne Historie vom gehörnten (d. i. mit Haut von Horn) Sigfrid" seit dem 17. Jahrhundert eine Hauptstelle ein und ist noch in unseren Tagen der einzige volksmäßige Überrest der großen Heldensage; kunstgemäß haben sie in der Neuzeit Fouqué in „Sigurd dem Schlangentöter" und Wilhelm Jordan in seinen „Nibelungen" behandelt.

Vom hürnin Sigfrid.

Das Lied vom hürnin Sigfrid erzählt unseres Nationalhelden Jugendabenteuer, von denen Hagen im Nibelungenliede bei dem ersten Auftreten Sigfrids einen Teil berichtet. Sigmund, König in Niederland, hat einen Sohn mit Namen Sigfrid.

Der knab was so muotwillig, darzuo stark und auch gross,
das sein vatter und muotter der ding gar seer verdross:
er wolt nie keynem menschen seyn tag sein unterthon,
im stund seyn sinn und muote, das er nur zug darvon.

Die Räte des Königs sind der Meinung, man solle ihn nur ziehen lassen, so möge er ein kühner Held werden. Das geschieht. Sigfrid zieht von dannen und kommt zu einem Schmiede, dem er seine Dienste anbietet. Aber er schlägt Eisen und Amboß in den Grund; will man ihn darum strafen, so schlägt er den Meister und den Knecht. Da sinnt der Meister, wie er den Lehrling los werden kann. Nun liegt im Walde bei einer Linde ein gewaltiger Drache; dorthin schickt der Schmied den jungen Sigfrid nach Kohlen, in der Hoffnung, das Ungetüm werde ihn verschlingen. Aber jung Sigfrid erschlägt den Lindwurm, reißt Bäume aus und trägt sie im Tal zusammen, wo viele Drachen, Lindwürmer, Kröten und Nattern liegen; er wirft die Bäume auf sie und zündet sie an. Das Horn (die Hornhaut) der Würmer schmilzt in dem Feuer und fließt wie ein Bächlein dahin. Sigfrid taucht den Finger ein, und als die Flüssigkeit erkaltet, ist er wie mit Horn überzogen, da bestreicht er sich den ganzen Leib,

das er ward aller hürnen, dann zwischen schultern nit.
und an derselben statte er seynen tode lidt,
als ir in andern dichten hernach werdt hören wol.

Hierauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu Worms und will ihm die Tochter abdienen; das währte wohl acht Jahre. Als nun die schöne Kriemhild eines Tages am Fenster sitzt, kommt ein Drache und fliegt mit ihr davon. Die Burg ward erleuchtet, als wär' sie hell entbrannt. Traurig sehen Vater und Mutter dem in den Wolken mit seiner Beute verschwindenden Ungetüm nach. Der Drache trägt die Jungfrau in die Berge auf einen hohen Fels, der eine Viertelmeile weit Schatten wirft. Dort hält er sie ganz einsam bis in das vierte Jahr. Er hat sie sehr lieb und läßt es ihr an nichts mangeln, oft legt er sein Haupt in ihren Schoß, aber von seinem Atem erzittert der Fels. Am Ostertag wird er ein Mann, denn er ist durch den Fluch eines Weibes aus einem schönen Jüngling in einen Drachen verwandelt; nach fünf Jahren und einem Tage soll er wieder Mensch werden, dann will er Kriemhilde als sein Weib heimführen. Darum schlägt er ihre flehentlichen Bitten ab, sie nur einmal ihre Eltern sehen zu lassen. — Umsonst hat inzwischen König Gibich in allen Landen nach seiner schönen Tochter forschen lassen. Da reitet Sigfrid, nun zum Mann erwachsen, eines Morgens mit Habicht und Hunden in den Tann. Seiner Bracken einer führt ihn auf des Drachen seltsame Spur; ihm folgt der wunderkühne Mann rastlos, ohne zu essen und zu trinken, bis er am vierten Tage vor den Drachenstein kommt. Er weiß es aber nicht und sinnt noch, wie er aus dem finsteren Wald wieder hinausgelangen soll, da gewahrt er einen auf kohlschwarzem Pferde mit funkelnder Krone auf dem Haupte daherreitenden Zwerg, der ihm sagt, daß da oben die entführte Königstochter wohne, und ihm nach langer Weigerung, durch Sigfrids Gewalttätigkeit gezwungen, Auskunft gibt, wie er hinaufgelangen könne. Ein Riese, Kuperan geheißen, erzählt der Zwerg, dessen Name Eugel ist, hüte den Zugang zum Drachenfels, den müsse er erst besiegen. Diesen Riesen sucht Sigfrid nun in seiner Behausung auf. Es entbrennt ein wilder Kampf. Kuperan trägt eine ungeheuer lange stählerne Stange (wie stets die Riesen in allen Riesensagen), die an ihren vier Ecken scharf wie ein Messer ist und wie eine Glocke auf Turmes Dach erklingt; er hat einen Panzer an von lauterem Golde, getränkt in Drachenblut, und auf dem Haupte einen Helm von hartem Stahl, der wie der Sonne Strahl auf den Meeresfluten widerglänzt. Gewaltiglich schlägt der Riese auf das „kleine Bübchen" ein, wie er Sigfrid nennt, dieser springt behende fünf Klafter vorwärts und wieder zurück und trägt endlich den Sieg davon. Der Riese schwört ihm nun Treue und verheißt das schöne Mägdelein ihm herbeizuschaffen, aber treulos wie alle Riesen fällt er ihn bald darauf hinterrücks an, wirft ihn zu Boden, doch Eugel rettet ihn mit der

unsichtbar machenden Nebelkappe. Sigfrid rafft sich auf, wirft die Kappe weg und seinen Feind aufs neue zu Boden; nun schreiten sie weiter, der Stein wird aufgeschlossen, endlich erblickt der Held die weinende Jungfrau und findet das Schwert, mit dem allein der Drache besiegt werden kann, aber während er es betrachtet, überfällt der Riese ihn aufs neue heimtückisch. Ein Ringen folgt, davon der Stein erzittert — da muß der Ungetreue verlieren seinen Leib. Sigfrid — voll ungebändigter, blutgieriger Kampflust, wie sie nur die Urzeit kannte,

— griff in die Wunden dem ungefügen Mann
und riß sie auseinander, daß ihm die Kraft entrann;

dann packte er den Riesen trotz seiner Bitten

— bei dem Arme und warf ihn von dem Stein:
er sprang zu tausend Stücken; das freute das Mägdelein.

Kaum aber haben die zwei Herzlieben eine kurze Zwiesprach gepflogen, da hören sie einen lauten Schall, als „fiele das Gebirge rings über sie zutal." Der Drache kommt daher gefahren, weit vor ihm her schießt das Feuer, das von ihm ausgeht, grimmig stößt er gegen den erbebenden Stein. Die Jungfrau verbirgt sich in der Höhle, Sigfrid springt mit dem gefundenen Schwert zum Streit —

mit großen grimmen Schlägen der Held des Wurms begehrt;
der Wurm mit scharfen Krallen den Schild ihm niederreißt —

Der Stein wird über dem Feuer, das der Wurm auf Sigfrid schießt, glühend heiß, wie Eisen in der Esse, und schwankt vor dem ungestümen Kampfe. Eugels Brüder, Niblungs Söhne, verlassen aus Furcht, daß der Berg einstürzen möchte, ihre Höhle, in der sie den Hort ihres Vaters hüten, und tragen den Schatz hinaus, wo ihn dann Sigfrid nachher findet und von dannen führt. Nach einer kurzen Pause beginnt der wilde Kampf von neuem, der Drache speit Flammen, rot und blau, und umflicht seinen Gegner mit dem Schweife, um ihn von dem Felsen herabzuwerfen. Aber Sigfrid springt aus der Schlinge, eh' er sie zusammenzieht, und dringt mit erneuter Wucht auf das Ungeheuer ein. Des Wurmes Hornhaut wird erweicht von den Schwertschlägen und dem Feuer. Da haut ihn Sigfrid mitten entzwei; der eine Teil fällt vom Stein zu Stücken, den anderen stößt Sigfrid hintennach. So gewinnt er das edle Mägdelein und führt es als seine Braut von hinnen zusamt dem Nibelungenhort. Eugel geleitet das Paar; unterwegs fragt ihn Sigfrid nach seinem zukünftigen Schicksal, da weissagt ihm der Zwerg einen frühen Tod. — Zum Schluß wird auf ein verloren gegangenes Lied von Sigfrids Hochzeit hingewiesen; und damit geht es über in die Sagen, die der erste Teil des Nibelungenliedes enthält.

Aus den Göttern der Urzeit werden Recken, aus den Heiden Christen; die mythologischen Anschauungen weichen ethischen Ideen, dennoch schimmern die fernen Zeiten und dunklen Erinnerungen des Volkes, die ältesten Naturzustände und die abergläubische Religion noch durch in unserem Nibelungenliede. Altgermanisches Heidentum und Heldentum, dem die christlichen und ritterlichen Züge nur oberflächlich aufgeprägt sind, offenbaren sich in dem großen Volksepos unseres Mittelalters, dem

Nibelungenlied (der Nibelunge liet),

das mit der Strophe anhebt:

Uns ist in álten máeren — wúnders víl geseít
von héleden lóbebaéren — von grózer árebeit:
von fröuden hóchgeziten — von weínen ùnd von klágen,
von kúener récken stríten — muget ír nu wúnder hóeren ságen.*)

Sigfrids Tod.

Den Mittelpunkt des ersten Teils bildet **Sigfrids Tod.** Mit Kriemhilds Traum hebt die Erzählung an, hindeutend auf das große Leid, das ihr durch Mannes Minne bevorsteht. Wie ein lichter Frühlingsgott erscheint der junge Held, von dem man Wunderdinge erzählt, am Hof zu Worms, um die schöne Maid zu erringen, und wieder deutet das Lied auf den traurigen Ausgang hin. In jugendlichem Ungestüm fordert er alle zum Kampfe heraus, bleibt aber dann friedlich als Gast und erwirbt sich durch seine Heldentaten im Sachsenkriege den Dank seines Wirtes, des Königs Gunther und seiner Brüder. Beim Siegesfeste sieht er Kriemhild zum ersten Male:

Nu gie diu minneclîche — alsô der morgenrôt
tuot ûz trüeben wolken, — dâ schiet von maneger nôt,
der si dâ truoc in herzen — und lange hete getân:
er sach die minneclîchen — nu vil hêrlîchen stân.**)

Ihre Hand ist sein Lohn. Aber vor ihrer Vereinigung gilt es, Gunther bei der Werbung um Brunhild, die jungfräuliche Königin von Island, beizustehen. In der Tarnkappe, die er dem Zwergkönig Alberich abnahm, besteht er unsichtbar die reckenhaften Spiele der Walküre, die ihn schon kennt, und bei der Hochzeit bändigt er in gleicher Verhüllung die Gewaltige seinem Freunde Gunther. Diese Schuld büßt er mit dem Leben.

Denn als er mit seiner jungen Gattin auf Gunthers Einladung wiederum nach Worms kommt, wird Kriemhild, durch einen Streit mit Brunhild über die Vorzüge ihrer Gatten gereizt, unvorsichtig zur Verräterin der Tat. Die Königin der Burgunden sinnt auf Rache, und Hagen, der getreuste Lehensmann seines Königs, führt sie aus. Noch einmal ist Kriemhild unvorsichtig. Sie verrät durch ein Zeichen, wo Sigfried verwundbar ist.

„In deine Gnade leg' ich's viellieber Hagen, dir,
daß du deine Treue allezeit bewahrest mir;
wo man ihn treffen könne, meinen teueren Mann,
auf deine Treue und Gnade sei es dir kundgetan:

---

*) Die hiernach benannte **Nibelungenstrophe** besteht aus vier Langzeilen, die sich paarweise und stumpf reimen; jede derselben zerfällt durch einen Einschnitt in zwei Halbverse, davon hat der vordere in allen vier Zeilen je drei Hebungen oder Hauptbetonungen mit klingendem Schluß, der hintere dagegen nur in den drei ersten Zeilen ihrer drei, in der vierten aber vier Hebungen. (Vgl. in der neueren Poesie: E. M. Arndt: „Was blasen die Trompeten?" Uhland: „Des Sängers Fluch", Anastasius Grün: „Der letzte Ritter" u. a.) Sehr empfehlenswert ist für Freunde des Originals die Ausgabe von Böttticher und Kinzel: „Das Nibelungenlied im Auszuge nach dem Urtext mit den entsprechenden Abschnitten der Wölsungensage, erläutert und mit den nötigen Hilfsmitteln versehen." — Die Citate sind teils der Übersetzung von Simrock (S.), teils der von L. Freytag (F.), teils der von Bacmeister (B.), teils der von Legerlotz (L.) entnommen.

**) Nun kam die Minnigliche, gleich wie das Morgenrot
aus trüben Wolken leuchtet. Da wußte nichts von Not,
der sie so lang im Herzen getragen mit stillem Leid:
jetzt stand vor seinen Augen die hohe, wunderholde Maid. (L.)

Als aus des Drachen Wunden strömte das heiße Blut,
da badete sich darinnen der edle Ritter gut,
da fiel ihm zwischen die Schultern ein breites Lindenblatt,
und da kann man ihn treffen, davon mein Herze Sorge hat." (B.)

Da trifft ihn denn auch des Mörders Speer auf einer Jagd am Brunnen im Walde.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann,
das Blut aus seiner Wunde stromweis niederrann. (S.)

Mit der letzten Kraft sprach er zu seinem Mörder und dessen Genossen:

„Weh, ihr bösen Zagen,
was helfen meine Dienste, da ihr mich habt erschlagen?
Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran:
ihr habt an euren Freunden leider übel getan." (S.)

Hinterlist und Tücke haben den lichten Helden gefällt, und die Könige wußten darum.

Kriemhilds Schmerz ist maßlos. Sie bleibt in Worms und sinnt auf Rache. Den Nibelungenhort, den sie hat kommen lassen und von dem sie mit vollen Händen spendet, versenkt Hagen, Schlimmes fürchtend, in den Rhein. Von nun an heißen die Burgunden selbst Nibelungen, und als solche unterliegen sie zuletzt **Kriemhilds Rache**, von der der zweite Teil erzählt.

Kriemhilds Rache.

In langem Leid wird sie aus einer Holden eine Unholde. Etzels, des Hunnenkönigs, Werbung und Rüdigers, seines treusten Vasallen und Markgrafen Treuschwur weckt ihre Hoffnung, an den Burgunden die Blutrache zu üben. Nach dreizehn Jahren ladet sie sie ins Heunenland, und sie folgen trotz Hagens Warnung, trotz Utes Traum und der Nixen Weissagung. In Bechlaren lacht ihnen die letzte Freude, Giselher verlobt sich mit Dietlinde, der lieblichen Tochter Rüdigers. Auf Etzels Burg aber beginnt alsbald der Nibelungen Not. Gleich die erste Begegnung der Königin mit Hagen zeigt den Haß und Trotz bis in den Tod. Sie redet ihn an:

„Wer hat Euch eingeladen, wohlan, Herr Hagen, sagt,
daß Ihr in diese Lande hieher den Ritt gewagt,
da ihr die Leiden kennet, die mir durch Euch geschahn?
Wäret Ihr bei Sinnen, Ihr hättet's besser nicht getan."

Hagen sprach: „Mich holte niemand hier herbei,
doch lud man her zu Lande edler Degen drei,
die heißen meine Herren, ihr Vasall bin ich;
bei keiner Fahrt zu Hofe je zurücke hielt ich mich."

„Nun sagt den Grund mir weiter," sprach die Königin,
„weswegen Ihr verschuldet, daß ich Euch feindlich bin?
Weil Eure Hand mir Sigfrid den lieben Mann erschlug!
Bis an mein Lebensende nie bewein' ich ihn genug."

Er sprach: „Was soll das weiter? Der Rede setzt ein Ziel.
Ich bin derselbe Hagen, durch welchen Sigfrid fiel,
der tatenkühne Recke. Bitter er's entgalt,
daß einst die Herrin Kriemhild die schöne Brunhilde schalt!

Mächt'ge Fürstin, nimmer soll's geleugnet sein:
Ich habe Schuld an allem, ich, und ganz allein.
Mag Mann oder Weib sich, wer will, zur Rache nah'n.
Ich sag's, sonst müßt' ich lügen: ich hab Euch Leides viel getan." (F.)

Nächtliche Überfälle werden zwar durch der Freunde Volker und Hagen Wachsamkeit abgewendet, aber am folgenden Tage beginnen die Kämpfe bei der Festtafel.

Erklärungstafel zur älteſten (Laßbergſchen) Nibelungenhandſchrift.

(Text nach Barncke und wörtliche Überſetzung.)

(Aus der **XXIV. âventiure**: Wie die boten ze Rîne quâmen unt wie se danne schieden.)

— wir müezen an die vart: Es waldet guoter sinne, der sich alle zîte bewart.
— wir müſſen auf die Fahrt. Es waltet (beſitzt) guter Sinne, der ſich allzeit bewahrt (vorſieht).

Nu lât iuch unbilden, sprach dô Hagene, niht mîne rede darumbe: swie halt iu
Nun laßt euch verdrießen, ſprach da Hagen, nicht meine Rede darum: wie auch immer euch
geschiht, ich rât iu an den triuwen, welt ir iuch wol bewarn, sô sult ir zuo den Hiunen
geſchieht, ich rat' euch aufrichtig, wollt ihr euch wohl bewahren, ſo ſollt ihr zu den Hunnen
vil gewerlîche varn. Sît ir niht welt erwinden, sô besendet iwer man, die
viel (wohl) gerüſtet fahren. Da ihr nicht wollt ablaſſen, ſo entbietet eure Vaſallen, die
besten die ir vinden oder inder müget hân: sô wel ich ûz in allen tûsent ritter guot, sone
beſten, die ihr finden oder irgendwie möget haben, ſo wähl' ich aus ihnen allen tauſend Ritter gut, ſo
kan uns niht gewerren der argen Kriemhilde muot. Des wil ich gerne volgen, sprach
kann uns nicht ſchaden der argen Kriemhilde Sinn. Dem (darin) will ich gerne folgen, ſprach
der künec zehant. dô hiez er boten rîten wîten in sîn lant: dô brâhte man der
der König ſogleich. Da hieß er Boten reiten weithin in ſein Land: da brachte man der
helde driu tûsend unde mêr. si wânden niht erwerben alsô gremelîchiu sêr. Si riten
Helden dreitauſend und mehr; ſie glaubten nicht zu erwerben ganz ſo grimmiges Weh. Sie ritten
willeclîche in Gunthers lant; man hiez in gebn allen ros unt ouch gewant, die mit in
bereitwillig in Gunthers Land; man hieß ihnen geben allen Roſſe und auch Gewänder, die mit ihnen
varn wolden zuo den Hiunen dan: der künec in guotem willen der vil manegen
fahren wollten zu den Hunnen von dannen; der König in gutem Willen derer gar manchen
gewan. Dô hiez von Tronege Hagene Dancwart den bruoder sîn ir beider recken sehzec
gewann. Da hieß von Tronege Hagen Dankwart den Bruder ſein ihrer beider Recken ſechzig
bringen an den Rîn. die kômen ritterlîche: harnasch unt gewant, des brâhte vil die
bringen an den Rhein; die kamen ritterlich: Harniſch und Gewand, davon brachten viel die
degene in daz Gunthers lant. Dô kom der herre Volkêr, ein küene spilmann, hin ze hove
Degen in Gunthers Land. Da kam der Herr Volker, ein kühner Spielmann, hin zu Hofe
nâch êren mit drîzec sîner man: die hêten sölch gewæte, es möht ein künec
in ehrenvoller Weiſe mit dreißig ſeiner Mannen: die hatten ſolche Kleidung, ſie möchte ein König
tragen; daz er zen Hiunen wolde, daz hiez er dem künege sagen. Wer der Volkêr wære,
tragen; daß er zu den Hunnen wollte, das hieß er dem Könige ſagen. Wer dieſer Volker wäre,
daz wil ich iuch wizzen lân. er was ein edel herre: im was ouch undertân vil der guoten
das will ich euch wiſſen laſſen. er war ein edler Herr; ihm war auch untertan viel der guten
recken in Burgonden lant: durch daz er videln kunde, was er der spilman genant. Tûsent
Recken in Burgunden Land: weil er fiedeln konnte, war er der Spielmann genannt. Tauſend
welte Hagene: die hête er wol bekant, unt waz in starken stürmen hete gefrumt
wählte Hagen: die kannte er gut, und was in ſtarken Stürmen hatte vollbracht
ir hant, unt swaz sie ie begiengen, des hêt er vil gesehn: in kunde ouch ander nie-
ihr Hand, und was ſie je begingen, davon hatte er viel geſehen: ihnen konnte auch anders nie-
men niwan frümekeite jehn. Die boten von den Hiunen vil sêre dâ verdrôz, wande
mand nichts als Tapferkeit nachſagen. Die Boten von den Hunnen gar ſehr da verdroß, denn
ir vorht zir herren diu was harte groz: si gerten tägelîche urloubes von dan.
ihre Furcht vor ihren Herren die war ſehr groß: ſie ſtrebten täglich nach Urlaub von dannen.
des engunde (in) niht Hagene: daz was durch liste getân. Er sprach zuo sîme herren:
Das gönnte (ihnen) nicht Hagen; das war aus Klugheit getan. Er ſprach zu ſeinem Herren:
wir suln daz wol bewarn, daz wir si iht lâzen rîten, ê daz wir selbe varn dar
Wir ſollen das wohl verhindern, daß wir ſie etwa laſſen reiten, bevor wir ſelber fahren dorthin
nâch in tagen sibenen, wider in ir lant: treit uns iemen argen muot, daz wirt
hinterher in Tagen ſieben, wieder in ihr Land: trägt uns jemand argen Sinn, das wird
uns deste baz bekant. Sone kan ouch sich vrou Kriemhilt bereiten niht dar zuo,
uns deſto beſſer bekannt. So (anderſeits) kann auch ſich Frau Kriemhild bereiten nicht dazu,
daz uns durch ir ræte iemen schaden tuo: hât aber si den willen, ez mag ir
daß uns durch ihre Ratſchläge jemand Schaden tue: hat aber ſie den Willen, es mag ihr
leide ergân, wande wir füeren hinnen manegen ûz erwelten man. Sâtel unde
zum Unheil ausfallen, denn wir führen von hinnen manchen auserwählten Mann. Sättel und
schilde unt ander ir gewant, daz si füeren solden in Ezelen lant, daz was nu
Schilde und anders (dazu) ihr Gewand, das ſie führen ſollten in Etzels Land, das war nun
gar bereitet vil manegem küenem man: die Ezelen videlaere hiez man dô ze hove
wohl bereitet gar manchem kühnen Mann: Etzels Fiedler hieß man da zu Hofe
gân. Dô si die fürsten sâhen, dô sprach Gêrnôt: der künec wil nu lei(sten) — — — —
gehn. Da ſie die Fürſten ſahen, da ſprach Gernot: Der König will nun lei(ſten) — — — —

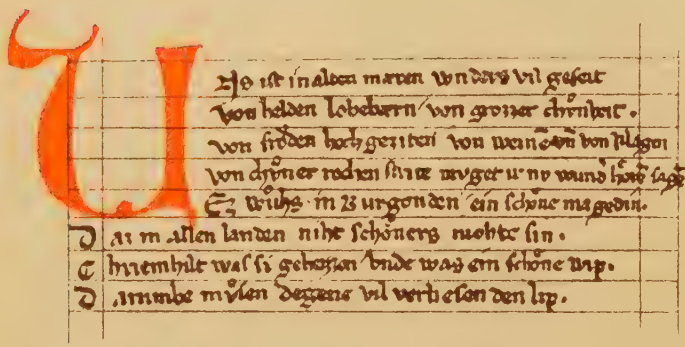
wir muzen an die vart. ez walde ir gvter sinne: d' sich alle zite bewart. N
lat ivch vnbilden. sprach do Hagene niht. nune rede dar vmbe: swie halt iv
geschiht. ich rat iv an den triwen. welt ir ivch wol bewarn. so solt ir zv
den Hunen. vil gewerliche varn. Sit ir niht welt erwinden. so besen
det iv man. die besten die ir vinden. od' ind' muget han. so wel ich vz in al
len. tusent ritt' gvt. sone chan vns niht gewerren. d' argen Chriemh' mvt.
Des wil ich gerne volgen. sprach d' kunic zehant. do hiez er boten riten. wi
ten in sin lant. do brahte man d' helde. driv tusent vn mer. si wanden niht
erwerben also greuelichiv ser. Si riten willechliche. in Gunthers lant.
man hiez in gebn allen. rosse vn ovch gewant. die mit in varn wolden.
zv den Hunen dan. d' kunic in gvtem willen. d' vil manigen gewan. Do
hiez von Tronege Hagene. Danchwart den brvd' sin. ir beid' rechen sehzich.
bringen an den Rin. die chomen ritt'liche. harnasch vn gewant. des brah
ten vil die degene. in daz Gunthers lant. Do chom d' herre Volker. ein
kvne spileman. hin ze hove nach eren. mit drizech siner man. die heten
solch gewete. ez mohte ein kunic tragen. daz er zen Hunen wolde. daz hiez
er dem chvnige sagen. Wer d' Volker wære. daz wil ich wizzen lan. er
was ein edel herre. im was ovch vndertan. vil d' gvten rechen. in Burgon
den lant. durch daz er videln kunde. was er d' spileman genant. Tusent
welt Hagene. die het er wol bechant. vn waz in starchen stvrmen. hete
gefrvmt ir hant. vn swaz si ie begiengen. des het er vil gesehn. in chvnde
ovch and's niemen. niwan frvmcheit iehn. Die boten von den Hu
nen. vil sere da v'droz. wande iv vorhte ir herren. div was harte groz.
si gerten tageliche. vrlovbes von dan. des engunde niht Hagene. daz was
durch liste getan. Er sprach zv sime herren. wir suln daz wol bewarn. daz
wir si ihe lazen riten. e daz wir selbe varn. dar nach in tagen sibenen. wid'
in ir lant. treit vns iemen argen mvt. daz wirt vns deste baz bechant.
Sone chan ovch sich vro Chriemh'. bereiten niht dar zv. daz vns durch ir
ratte. iemen schaden tv. hat ab' si den willen. ez mag ir leide ergan. wande
wir fvren hinnen. manigen vz erwelten man. Satel vn schilde. vn
and' ir gewant. daz si fvren solden. in Etzelen lant. daz was nv gar be
reitet. vil manigem chvnem man. die Etzelen videlære hiez man do ze
hove gan. Do si die fursten sahen. do sprach Gernot. d' chvnic wil nv lei

Eine Seite der Hohenems-Laszbergschen Handschrift [*C*] des Nibelungenliedes.
Stammt aus dem Anfang des XIII. Jahrh. Seit 1855 auf der fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Nibelungenlied.

Handschrift aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts.



Der Anfang des Nibelungenliedes in der *Hohenems-Münchener Handschrift* (A),
seit 1810 aufbewahrt in der K. Bibliothek zu München.

Erklärung und wörtliche Übersetzung.

Uns ist in alten mæren vonders vil geseit,
Uns ist in alten Mären Wunders viel gesagt,
von helden lobebærn, von grozzer chuonheit,
von Helden lobenswerten, von großer Kühnheit,
von frœuden hochgeziten, von weinen unn von klagen
von Freuden Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
von chuoner recken strite muget ir nu wunder hœren sagen
von kühner Recken Streite möget ihr nun Wunder hören sagen.

Ez wuohs in Burgonden ein schœne magedin
Es wuchs in Burgonden eine schöne Jungfrau
daz in allen landen niht schœners mohte sin.
daß in allen Landen nicht Schöneres mochte sein.
Chriemhilt was si geheyzen unde was ein schœne wip
Chriemhild war sie geheißen und war ein schönes Weib
darumbe muosen degene vil verliesen den lip.
darum (um derentwillen) müssen Degen viel verlieren den Leib.

Die burgundischen Knechte werden in ihrer Herberge überfallen und niedergemacht. Dankwart, ihr Führer, springt bluttriefend in den Saal, und Hagen schlägt Etzels jungem Sohne das Haupt ab. Eine Reihe von Einzelkämpfen folgt, in denen die besten Helden ihr Leben verlieren; Rüdiger, der den schweren Widerstreit der Pflichten gegen König und Freunde durchkostet, geht mit den Worten in den Tod:

Owê mich gotes armen, daz ich ditz gelebet[1]) hân.
aller mîner êren der muoz ich abe stân,[2]
triwen und zühte, der got an mir gebôt;
owê got von himele, daz michs[3]) niht wendet[4]) der tôt.

Swelhez[5]) ich nu lâze und daz ander begân,[6])
sô hân ich bœslîche und vil übel getân:
lâz aber ich si beide, mich schendet alliu diet.[7])
nu ruoche mich bewîsen, der mir ze lebene geriet![8])

Kriemhild läßt nachts den Saal in Brand stecken. Die Burgunden halten die Schilde über den Kopf, um sich vor den fallenden Bränden zu schützen, und trinken auf Hagens Rat Blut, um ihren brennenden Durst zu löschen. Nun greifen die Amelungen, Dietrichs Mannen, in den Kampf, die letzten Helden fallen, bis auf Gunther und Hagen. Hildebrand entrinnt, schwer verwundet und bringt Dietrich von Bern die Mär. Jetzt schreitet der Gotenkönig selbst zum Streit und bringt die Gegner gefangen vor Kriemhild. Diese verlangt von Hagen Herausgabe des Nibelungenhortes. Als er sie verweigert, solange noch einer seiner Könige am Leben ist, läßt sie dem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es eigenhändig vor den grimmen Mann. Als er ihr aber trotzig zuruft:

den schatz weiz nu nieman wan got unde mîn,[9])
der sol dich, vâlentinne,[10]) immer gar verholen sîn,

da entreißt sie ihm Sigfrids Schwert und schlägt ihm damit eigenhändig das Haupt ab. Dietrich aber rächt den Erschlagenen und tötet sie.

Mit leide was verendet des küneges hôhzît,[11])
als ie[12]) diu liebe[13]) leide ze aller jungiste[14]) gît[15])

Hie hât daz mær ein ende: ditze ist der Nibelungen nôt. —

So schreitet das Lied mit markigen Schritten von Ereignis zu Ereignis, immer vorausdeutend auf das furchtbare Ende, wo nach der Freude das Leid sich so erschütternd vollzieht. Wie ein sonniger Frühlingsmorgen tritt es uns zuerst entgegen, wo es von der Jugend Sigfrids und Kriemhilds und von ihrer Liebe erzählt. Aber von dem Augenblick, wo der junge Held unbedacht und in übergroßem Eifer, dem König zu helfen, Schuld auf sich lädt, häuft sich Schuld auf Schuld und Leid auf Leid. Kein versöhnender Zug tritt hervor als die Treue, aber es ist eine Treue, die sich in der Blutrache auslebt.

Die Ereignisse bilden in altepischer Weise die Hauptsache, die Charakteristik der Personen wird nur durch sie gegeben. Bei den meisten, wie bei den Königen Gunther, Gernot, Giselher und Etzel, ist sie rein typisch und ziemlich äußerlich. Nur einigen Hauptpersonen blicken wir tiefer in die Seele. In dem sonnigen Sigfrid ist das Ideal des deutschen Volkes verkörpert, die Macht der Finsternis in Hagen, das Kraftvolle ungebändigter Jungfräulichkeit in Brunhild, die holde Liebenswürdigkeit in Kriemhild. In ihr aber, deren Schicksal das ganze Lied zu-

[1]) erlebt. — [2]) verlieren. — [3]) mich davon. — [4]) befreit. — [5]) welches von beiden. — [6]) tue. — [7]) alles Volk. — [8]) so wolle Gott mich weisen, dessen Ratschluß ich mein Leben verdanke. — [9]) ich. — [10]) Teufelin. — [11]) Hoffest. — [12]) immer. — [13]) Freude. — [14]) zu allerletzt. — [15]) gibt.

sammenhält, finden wir den einzigen Charakter, der eine Entwicklung, eine Wandlung durchmacht. Wie fein ist diese Umgestaltung geschildert und mit welcher Steigerung bis zum Schluß!

Wahrlich, die Kunst, welche dieses Werk hervorbrachte, stand auf einer hohen Stufe der Entwicklung. Wieviel wir davon der dichtenden Volksseele zuschreiben müssen und wieviel dem Geiste eines Dichters, der die überlieferten Volkslieder zu einem solchen Ganzen zusammenschweißte, diese Frage wird wohl immer ungelöst bleiben, ebenso wie bei den Dichtungen Homers, denen sich das Nibelungenlied würdig, wenn auch nicht gleichwertig, an die Seite stellt.

Ganz ist der Dichter seines spröden Stoffes nicht Herr geworden. Wenn wir auch in vieler Beziehung den Eindruck einer einheitlichen Dichtung haben, ohne Lücken und Widersprüche ist sie nicht. Das liegt in der jahrhundertelangen mündlichen Überlieferung des Stoffes, in der viele Motive verblassen, weil sie nicht mehr zeitgemäß oder nicht mehr allgemein verständlich sind, andere aber mehr hervortreten und neue hinzukommen. So hat das Lied die Bedeutung des Hortes, den Fluch des Goldes, den Sinn, der sich mit dem Namen der Nibelungen verband, die ursprüngliche Walkürennatur Brunhilds, ihre Beziehungen zu Sigfrid u. a. vergessen, und doch klingen diese Dinge für den, der sie aus der nordischen Überlieferung kennt, noch hier und da leise an. Gleich im ersten Gesange ist der Zusammenhang nicht recht klar, und alle Erklärungsversuche helfen über die Schwierigkeit nicht hinweg. Sigfrid kommt nach Worms, die vielgepriesene Kriemhild zu freien. Bei seiner Ankunft aber und auch noch späterhin scheint er diesen Zweck seiner Reise vergessen zu haben. Denn statt seine Werbung vorzubringen, fordert er Gunther zum Kampf heraus. Er nennt sich einen Recken, der Krone tragen sollte, als wenn er kein erbberechtigter Königssohn wäre, und will dem König Land und Burgen, alles was er hat, abgewinnen, damit sie ihm untertan werden.

In allen diesen Stücken kann man doch nicht sagen, daß der Verfasser eine ganz einheitliche Dichtung zu stande gebracht habe, wie wir sie in den gleichzeitigen Kunstepen besitzen. Sein Stoff, die alten Volkslieder der Spielleute, deren Dasein durch viele Spuren und Nachrichten, durch Hildebrands- und Waltharilied bezeugt ist, war doch vielfach stärker als seine dichterische Kraft. Das zeigt sich nicht nur an dem angeführten Inhalt, das tritt auch in der Form hervor. Auch der Charakter der einzelnen Partien ist verschieden, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß wir darin absichtliche Kunst des Dichters erkennen müssen. Manche Erzählungen, wie die Fahrt nach Isenstein mit dem Anfang: Ez was ein künniginne gesezzen über sê, tragen ein entschieden altertümlicheres Gepräge und reckenhafte Züge, andere ein modernes, ritterliches durch breite Beschreibung von Waffen, Pferden und Hoffesten.

Diese Beobachtungen und andere veranlaßten daher den großen Philologen Lachmann die Einheit des Werkes zu bestreiten und 20 Lieder aus dem Überlieferten herauszuschälen, welche dem Dichter die Unterlage für sein Nibelungenlied boten. Ob diese jemals so oder auch nur ähnlich als selbständige Lieder von den Spielleuten gesungen worden sind, das läßt sich natürlich so wenig entscheiden wie die Frage, wieviel der Dichter Eigenes hinzugetan und ob er erst den Liedern die neue kunstvolle Strophenform gegeben hat. Unwahrscheinlich ist es, daß der lyrische Dichter, welcher dieselbe Form etwa gleichzeitig zu Minneliedern verwandte und Herr von Kürnberg genannt wird, auch der Verfasser des Nibelungenliedes war. Eine andere glaubhafte Vermutung über den Dichter läßt sich aber nicht aufstellen. Nur das ist wahrscheinlich, daß er ein Ritter war, der durch die ritterlichen Züge, welche er dem Werk aufprägte, die Dichtung hoffähig machte. Indem er sie aber aus einzelnen Liedern zu einem großen Epos formte und dies durch schriftliche Aufzeichnung in die Literatur erhob, raubte er der Volksdichtung von den Nibelungen das alte, ursprüngliche Leben.

Erklärungstafel zu der Probe der Berliner Nibelungenhandschrift.

(Text und wörtliche Übersetzung der ersten Spalte.)

Der kvnc volget vbil. Hagen sinen (l. sinem) man,
Der König folgte übel (mit Unrecht) Hagen seinem Mann;
die starchen vntriwe. begvnd er (l. begvnden) tragen an.
die starke Untreue begannen (zu) stiften an,
e daz iemen erfvnde. die recken vzzercoren.
eh daß jemand inneward, die Recken auserkoren.
von zweir frawen bagen. wart manc ritter [verloren (steht am Rande links).
Von zweier Frauen Zanken ward mancher Ritter verloren (zu Grunde gerichtet).

Wie Sivrit verraten wart. [XV. aventiure.]

AN dem vierden morgen. zwen vnde drizzic man.
An dem vierten Morgen zwei und dreißig Mann
Sah man zihof riten. daz wart do cvnt getan
sah man zu Hofe reiten; das ward da kund getan.
Gvnther dem richen. im wær wider seit.
Gunther dem reichen, ihm wäre Fehde angesagt.
von lug da wuohs den frawen. div vil grozzen [herzeleit (steht am Rande).
Von Lüge da (er)wuchs den Frauen das sehr große Herzeleid.

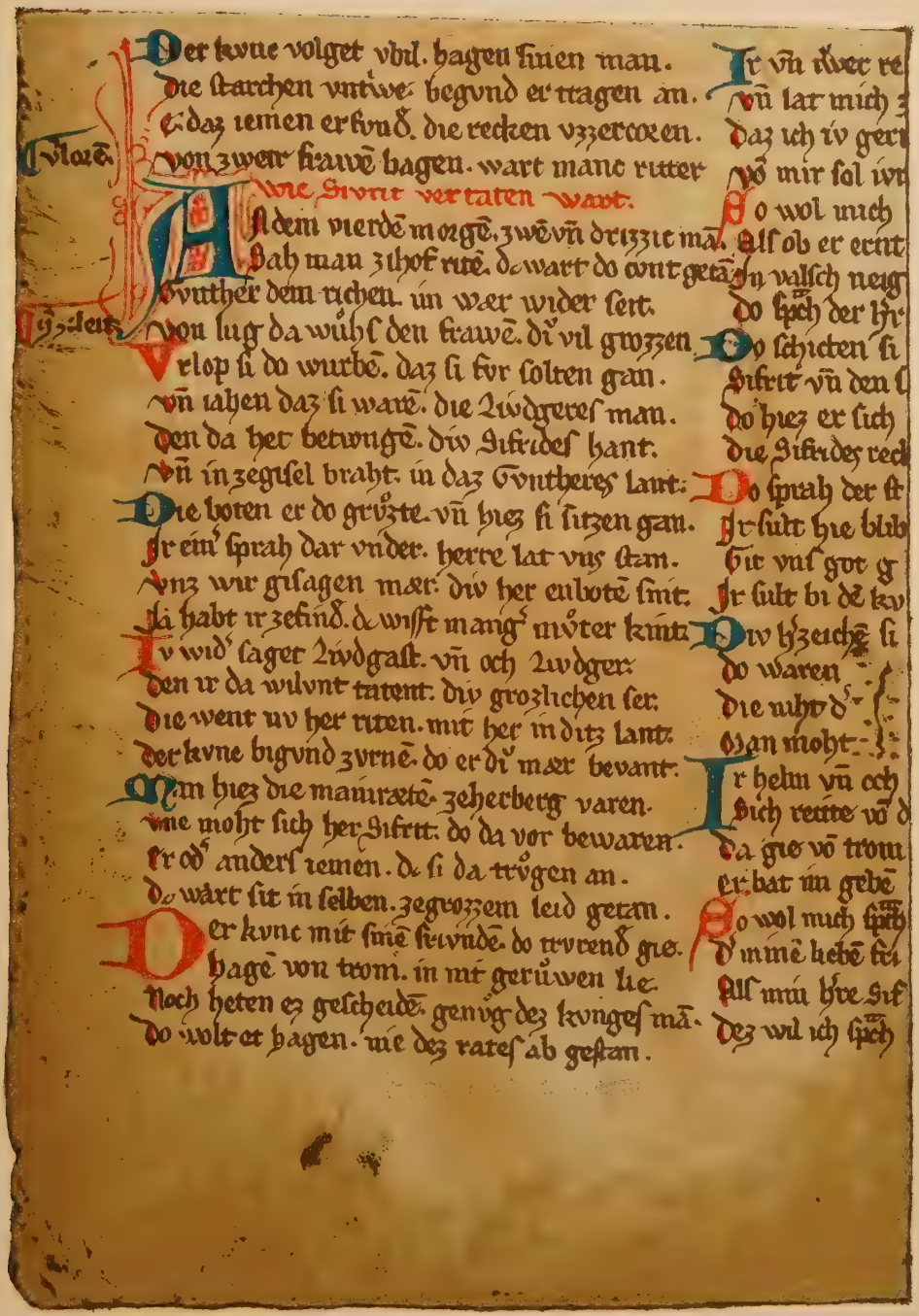
Vrlop si do wurben. daz si fvr solten gan.
Urlaub sie da warben (erbaten), daß sie vor (den König) sollten gehen,
vnde iahen daz si waren. die Livdgeres man.
und sagten, daß sie wären (die) Lüdegers Lehnsleute,
den da het betwngen. div Sifrides hant.
den da hatte bezwungen die Sigfrids Hand
vnde in ze gisel braht. in daz Gvntheres lant.
und (ihn) als Geisel brachte in (das) Gunthers Land.

Die boten er do grvozte. vnde hiez si sitzen gan.
Die Boten er da grüßte und hieß sie sitzen gehen.
jr einer sprah dar vnder. herre lat vns stan
ihrer einer sprach darunter: Herr, laßt uns stehen,
vnz wir gisagen mær. div her enboten sint.
bis wir gesagt haben (die) Mären, die hierher entboten sind;
ja habt ir ze finde. daz wisst manger mvoter kint.
traun habt ihr zu(m) Feinde, das wisset, mancher Mutter Kind.

Iv wider saget Livdgast. vnde och Livdger.
Euch widersaget Lüdegast und auch Lüdeger
den ir da wilvnt tatent. div grozlichen ser.
denen ihr da weiland tatet den sehr großen Schmerz:
die went (wellent) nv her riten. mit her in ditz lant.
die wollen nun her reiten mit Heer in dieses Land.
der kvnc bigvnd zvrnen. do er div mær bevant.
Der König begann (zu) zürnen, da er die Mären erfuhr.

Man hiez die mainræten. ze herbergen varen.
Man hieß die Verräter zur Herberge fahren.
wie moht sich her Sifrit. do da vor bewaren.
Wie mochte sich Herr Sigfrid da davor bewahren
er oder anders iemen. daz si da trvogen an.
er oder anders jemand, das sie da stifteten an?
daz wart sit in selben. ze grozzem leid getan.
Das ward nachher ihnen selbst zu großem Leid getan.

Der kvnc mit sinen frivnden. do trvrende (runende) gie.
Der König mit seinen Freunden da raunend ging.
Hagen von Troni (Tronege). in nit geruowen lie.
Hagen von Tronje ihn nicht ruhen ließ.
noch heten ez gescheiden. genvog dez kvngef man.
Noch hätten es gütlich beigelegt genug (viele) des Königs Lehnsleute,
do wolt et Hagen nie dez ratef ab gestan.
da wollte eben Hagen durchaus nicht von dem Anschlag abstehen.



Fakſimile einer Seite aus der Berliner Nibelungenhandſchrift (J) XIV Jahrh.

(„Wie Sigfrid verraten ward.")

Stammt aus Tirol, 1797 von Beda Weber auf Schloſs Montani im Vintschgau entdeckt, jetzt in der K. Bibliothek zu Berlin

Verlag von Velhagen & Klaſing

Bielefeld u. Leipzig.

Allen großen Handschriften des Nibelungenliedes ist ein in kurzen Reimpaaren, der gebräuchlichen Form der mhd. erzählenden Kunstdichtung, verfaßtes Spielmannsgedicht „**Die Klage**“ angehängt. An poetischem Wert jenem nicht vergleichbar bringt es die wehmütigen Empfindungen zum Ausklang, mit welchen wir den Untergang des Heldengeschlechts und Kriemhilds begleiten. Die Klage.

Es erzählt uns, wie Etzel, Dietrich und Hildebrand ihre Toten unter der Menge der Leichen heraussuchen, beklagen und bestatten. Dabei werden ihre Schicksale nochmals erzählt und ihre Tugenden gerühmt. Selten wird diese ermüdende Litanei durch belebtere Züge unterbrochen: Dietrich preist in ergreifenden Worten Kriemhilds Schönheit, als er ihre Leiche erblickt; Etzel gebärdet sich fast wahnsinnig vor Schmerz und versinkt in Stumpfsinn, als ihn Dietrich verläßt. Der alte Hildebrand ermahnt beide, ihren Schmerz zu mäßigen. Rüdigers Knappen kehren mit seinem Rosse, das sich immer nach seinem Herrn umsieht, nach Bechlaren zurück, wo den Frauen schon das Unglück durch schwere Träume verkündet ist. Gotelind stirbt vor Schmerz — Dietrich, der bald nach ihrem Tode in Bechlaren anlangt, sorgt für Giselhers junge Braut Dietlind. Der Spielmann Swemmel reist zu Kriemhilds Mutter, der alten Königin Ute, um ihr die Trauermär zu überbringen, unterwegs kehrt er bei dem Oheim der burgundischen Könige, dem Bischof Pilgerin in Passau ein, der alle diese Begebenheiten aufzeichnen läßt. Der greisen Ute, die den Untergang ihres ganzen Stammes überleben sollte, bricht das Herz vor Leid; zu Lorsch in der von ihr gestifteten Abtei wird sie begraben. In Burgund klagt sich Brunhild als Urheberin des ganzen Unheils an; ihr und Gunthers Sohn wird als König gekrönt.

Der bemerkenswerteste Zug der „Klage“ ist der, daß Kriemhilden von Gott vergeben wird, weil sie alle Blutschuld nur aus Treue auf sich geladen habe. Es heißt: „Dem getriuwen tuot untriuwe wê!“ Damit wird ihr Tun begründet und gerechtfertigt. Ja, der fromme Oheim Kriemhilds spricht es geradezu aus: „Hätten es nur die entgolten, die ihr Sigfriden totschlugen, so wäre sie des unbescholten.“ Deutsche Treue.

Von dem Nibelungenliede besitzen wir zehn vollständige **Handschriften**, außerdem einundzwanzig, die es nur bruchstückweise enthalten. Die drei bedeutendsten sind Pergamenthandschriften aus dem 13. Jahrhundert; zwei davon sind auf dem Schlosse Hohenems bei Bregenz in Vorarlberg entdeckt: die erste (A), die in München aufbewahrt und deshalb **Hohenems-Münchener** Handschrift genannt wird, ist zwar flüchtig geschrieben, enthält aber das Lied in der kürzesten Fassung (Beil. 14); die zweite (C), die sich früher mit der ersten in Hohenems befand, kam 1816 in den Besitz des Freiherrn von Laßberg; sie wurde deshalb **Hohenems-Laßbergsche** Handschrift genannt und ist 1855 in die fürstlich-Fürstenbergsche Hofbibliothek zu Donaueschingen aufgenommen: „schön, sorgsam und korrekt geschrieben“, wurde sie früher von Zarncke für die älteste aller erhaltenen Handschriften gehalten (Beil. 13). Die dritte (B) ist die **Sankt Gallener** Handschrift, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts dem Geschichtschreiber Ägidius Tschudi († 1572) gehörte, 1773 von dem Abt von St. Gallen Beda entdeckt wurde und seitdem in der dortigen Stiftsbibliothek aufbewahrt wird. — Aus dem 14. Jahrhundert und aus Tirol stammt u. a. die **Berliner** Handschrift (J), eine der älteren Überarbeitungen, die bis 1797 im Besitze eines Grafen Mohr sich befand, von Beda Weber auf dem Schlosse Montani im Vintschgau entdeckt, von ihm an einen Buchhändler und später nach England verkauft wurde, von dort aber um hohen Preis nach Berlin gelangte. Diese Handschrift in klein Folio trägt noch ihr altes Kleid, einen starken Holzdeckel mit Lederbezug, und ist in zwei Spalten mit blau und rotgemalten Anfangsbuchstaben zierlich geschrieben (Beil. 15). Unter den jüngeren Überarbeitungen nimmt eine zweite Berliner Handschrift (b*) die erste Stelle ein. Nach einem früheren Besitzer, dem Hanauer Bernhard Hundeshagen, heißt sie **Hundeshagens** Handschrift. Handschriften des Nibelungenliedes.

Sie stammt aus dem 15. Jahrhundert, ist auf Papier in Kleinfolio geschrieben und mit 37 sauberen Bildern geschmückt; die einzige Bilderhandschrift des Nibelungenliedes. In Mainz aufgefunden und durch mehrere Hände gegangen, kam sie zuletzt an den Baumeister van Embden in Bonn, der seinen Schatz aufs ängstlichste vor jeder Benutzung hütete und nur selten und dann gegen hohe Bezahlung und in feierlichster Weise (auf einem mit Kerzen erleuchteten Altare) von Fremden betrachten ließ. Seit dem 21. November 1867 befindet sie sich auf der königlichen Bibliothek in Berlin (Beil. 16).

Bearbeitungen und Übersetzungen.

Die Handschriften und Bearbeitungen unseres großen Epos bezeugen, daß bis zum 16. Jahrhundert das Lied im Volk bekannt und beliebt war. Kaiser Maximilian scheint beabsichtigt zu haben, es abdrucken zu lassen. Danach erlosch alle Teilnahme für das Gedicht, und mit dem 17. Jahrhundert geriet es in vollständige Vergessenheit. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lenkte der Züricher Professor Bodmer wieder die Aufmerksamkeit darauf, indem er 1757 den zweiten Teil des Nibelungenliedes nebst der „Klage" unter dem Titel „Chriemhilden Rache und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte" herausgab, zehn Jahre später auch eine poesielose Übersetzung in Hexametern: „Die Rache der Schwester" veröffentlichte. Das ganze Gedicht ließ sodann der Schweizer Myller, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, zum Teil aus A, zum Teil aus C, der von Bodmer benützten Handschrift (als ersten Teil des ersten Bandes einer „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrh."), abdrucken. Friedrich d. Gr. gestattete die Dedikation: am 19. Oktober 1782 übersandte Myller das Dedikationsexemplar an den König mit einem französisch abgefaßten Begleitschreiben; an den Rand des ihm vorgelegten Auszuges schrieb der alte Fritz „gut", woraus dann der Kabinettssekretär Eichel eine sehr gnädige Antwort, natürlich auch in französischer Sprache komponierte. Erst viel später — als der Schlußteil des ersten Bandes, der den Parzival enthielt, ihm überreicht wurde — scheint der König aber wirklich Notiz von dem Buche genommen zu haben; wenigstens richtete er erst am 22. Februar 1784 an Myller den folgenden, auf der Züricher Bibliothek unter Glas und Rahmen bis heute bewahrten Brief:

„Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urtheilt viel zu vortheilhafft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der Teutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind sie nicht einen Schuß Pulver werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens würde Ich dergleichen elendes Zeug nicht dulten; sondern herausschmeissen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal, in der dortigen großen Bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht

Euer sonst gnädiger König Frch."

Potsdam, d. 22. Februar 1784.

Goethe ließ das ihm von Myller zugesandte Exemplar ungelesen liegen, während Johann Heinrich Voß es als Rektor des Eutiner Gymnasiums mit seinen Schülern las und sie dafür begeisterte. Auch Johannes von Müller machte wiederholt nachdrücklich darauf aufmerksam. Der Druck der Fremdherrschaft hob sodann in mächtiger Weise das Interesse an dem alten Epos. 1806 wandte sich bereits Goethe, als „durch patriotische Tätigkeit die Teilnahme an diesem wichtigen Altertum allgemeiner geworden war", dem Gedichte zu und trug 1807 und 1809 einem ausgewählten Kreise von Damen eine improvisierte Übersetzung vor. Eine neue Anregung dafür empfing unser großer Dichter durch die 1827 erschienene, in sehr vielen Auflagen verbreitete Übersetzung Simrocks, und er charakterisierte dieselbe trefflich durch das bekannte Wort: „Sie erregt eine unwiderstehliche

Abenteuer, wie Kriemhild zu Etzel geführt ward.

Die Boten lasst reiten! so thun wir euch bekannt.
Wie die Königin fuhr durch das Land. —

Bild aus Hundeshagens Nibelungenhandschrift (b*) (XV. Jahrhundert)
in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Sehnsucht nach dem Original". Seitdem ist unser großes Epos wiederholt ins Neuhochdeutsche übertragen worden von J. v. Hinsberg, Zeune (in Prosa), Follen, G. Pfizer, K. Bartsch, vorzüglich von L. Freytag, anfangs mit Weglassung der von Lachmann für unecht erklärten 725 Strophen, jetzt vollständig. Der vielleicht am meisten dazu berufene, früh verstorbene Adolf Bacmeister hat leider nur eine stark verkürzte Bearbeitung für die Jugend herausgegeben, die allerdings „einen leichten Überblick über das Ganze und ein leichtes, wirksames Erfassen seines tragischen Inhaltes möglich macht" und allen zu empfehlen ist, die vor dem vollständigen Gedicht zurückschrecken. Seiner Bearbeitung reiht sich ebenbürtig die von Legerlotz an, der daneben auch eine vollständige Übertragung verfaßt hat. Übersetzungen.

Das Nibelungenlied ist ein deutsches Hausbuch geworden und wird in allen höheren Schulen gelesen und erklärt. In immer neuen Ausgaben kommt es heraus und wird von historischer, mythologischer und ästhetischer Seite fortschreitend wissenschaftlich beleuchtet. Die dramatische Dichtung (Hans Sachs, Hebbel, Geibel, Wilbrandt) und die Oper (Rich. Wagner) haben seine Stoffe sich angeeignet und auf die Bühne gebracht. Die Säle des Königsbaues zu München sind von der Meisterhand Schnorrs von Carolsfeld mit seinen Gestalten geschmückt, die durch Holzschnittnachbildungen zu Simrocks und Pfizers Übersetzung zum Allgemeingut geworden sind. Auch Cornelius hat das Nibelungenlied illustriert. Seine von Lips, Barth und Amsler gestochenen Zeichnungen erzählen in engem Rahmen die Geschichte von Sigfrid und Kriemhild, von Brunhilds Ankunft in Worms bis zu dem Augenblicke, wo Kriemhild beim Anblick des Ermordeten zusammenbricht (vgl. Abb. 17). So haben wir das durch Jahrhunderte vergrabene Erbe unserer Väter wieder errungen, und es wird täglich mehr unser Eigentum, wozu auch Wilhelm Jordans die alten nordischen Sagen damit zusammenschweißendes Epos: „Die Nibelunge", viel beigetragen hat. Auch in fremde Sprachen, ins Französische, Italienische, Englische, Ungarische, wie ins Niederdeutsche ist es übersetzt worden.

Abb. 17. Die Heimbringung der Leiche Sigfrids.
Deckengemälde von Julius Schnorr von Carolsfeld im Königsbau der Residenz zu München.

Die Dietrichsage.

Die späteren Dichtungen aus der Volkssage haben die ursprüngliche, erhabene Einfalt derselben schlecht bewahrt und den alten Kern mit teilweise recht wilden, ja rohen Spielmannserfindungen umhüllt. Sie sind im Urtext herausgegeben in Müllenhoffs „Deutschem Heldenbuch", im Auszuge von E. Henrici in Kürschners Sammlung.

Nächst Sigfried war **Dietrich von Bern** ein Lieblingsheld der deutschen Sage, und zahlreiche Lieder stellen ihn in den Mittelpunkt ihrer Mären. Auch Dietrichssage.

in der Dietrichssage werden wie im Nibelungenliede geschichtlich getrennte Begebenheiten mit dichterischer Kühnheit zusammengeschmolzen — ihr Kern ist Dietrichs Vertreibung aus Italien, seine Flucht zu Attila und seine Rückkehr. Geheimnisvoll verweben sich in diese Sage mythologische Erinnerungen an den alten heidnischen Donnergott. Wie Thor (Donar) in der Edda besteht Dietrich zahlreiche Kämpfe mit Riesen. Beide haben rotes Haar und ihr Atem ist eine verzehrende Zornflamme, die des Gegners Rüstung glühend macht. Und wie in Thors Haupte die Hälfte von Hrungnirs Steinkeil haftet, so wird Dietrich mit einem Pfeil in der Stirn verwundet, und ein Stück bleibt stecken; davon heißt er der Unsterbliche.

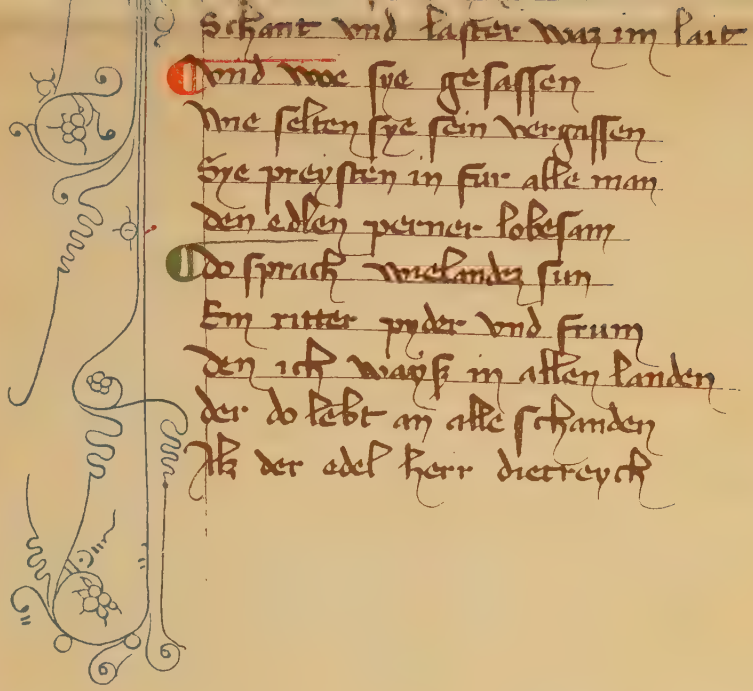
Nur einige der alten Volkslieder dieses Sagenkreises, die Simrock zum Teil in seinem **„Amelungenlied"**, zum Teil im „Kleinen Heldenbuch" neu und selbständig bearbeitet und vereinigt hat, seien hier eingehend erwähnt; zuerst das **„Eckenlied"** (Eggen liet) oder Lied von **„Ecken Ausfahrt"**, das Freiherr von Laßberg in einer Pergamenthandschrift des 13. Jahrhunderts aufgefunden hat. Es ist in einer dreizehnzeiligen Strophe, dem sogenannten Berner Ton, abgefaßt und bis ins 17. Jahrhundert im Volksgesange erhalten geblieben. Nach dem Straßburger Druck von 1559 hat es Oskar Schade 1854, nach allen Handschriften Zupitza 1870 herausgegeben.

Eckenlied.

Im Lande der Obinge zu Köln am Rhein wohnten drei Königinnen, um deren Huld drei Riesenbrüder, Fasold, Ebenrot und Ecke warben. Eines Tages unterhalten sie sich von den Heldentaten kühner Recken, als deren gewaltigster „von Bern Herr Dietrich" gepriesen wird. Das verdrießt den jüngsten der Helden, **Ecke**, und er gelobt, denselben gütlich oder mit Gewalt, lebendig oder tot, herbeizuschleppen. Sofort rüstet er sich zur Ausfahrt, zumal ihm der Königinnen eine, Frau Seburg, zum Lohn ihrer „Minne Sold" zusagt. Sie schenkt ihm eine herrliche Brünne, dazu Helm, Schild und ein berühmtes Schwert, „Sachs" geheißen, wappnet ihn und bietet ihm ein stattliches Roß an. Aber den ungefügen Ecke trägt kein Roß, er kann besser zu Fuß fortkommen und eine Woche Tag und Nacht gehen, ohne Hunger oder Müdigkeit zu spüren. Vögel und Wild fliehen vor dem Dahinstürmenden, an Dörfern und Städten saust er vorbei, bis er sein Ziel, Bern, erreicht hat. Dort vernimmt er, daß Dietrich ins Gebirg geritten, und so rennt er weiter an der Etsch hinauf in einem Tage bis Trient. Am nächsten Tage findet er im Walde den Ritter Helfrich, der von dem Berner mehrere klaffende Wunden erhalten, die ein „wilder Donnerschlag" geschlagen zu haben scheint — drei seiner Genossen liegen tot an seiner Seite. Endlich erreicht der fechtlustige Ecke den Gewaltigen und fordert ihn zum Kampf heraus. Dietrich weigert sich anfangs, mit dem Riesen, der über die Bäume ragt, zu kämpfen: vor allem will er nicht von seinem Pferde steigen. Ecke sucht ihn auf alle mögliche Weise zu reizen, endlich droht er, überall des Berners Zagheit zu verkünden, wenn er sich länger weigere. Da willigt Dietrich ein — spät abends, als die Sonne dem Sinken nahe, beginnt der grimmige Kampf. Bis in die Nacht hinein hauen sie aufeinander los beim Glanz des Feuers, das sie sich aus den Helmen schlagen. Endlich, als der Morgen schon angebrochen, unterliegt Ecke, will sich aber nicht ergeben, ja er zeigt seinem Gegner selbst die Fuge, wo seine Brünne zu durchbohren ist. Dietrich durchsticht den Riesen, hebt dann eine trübe Klage über den Tod des jugendlichen Helden an, nimmt dessen Brünne und Schwert und gräbt ein achtzehn Schuh langes Grab. Da legt er den Toten hinein, bedeckt ihn mit grünem

2

Ez waz zv pern gesessen
Ein ritter garvnfermessen
Der waz geheisen dietreich
Nindert vond man sein geleich
Pey den selben zeiten
In sturmen noch in streiten
Torst in niemant bestan
Er waz ein furst garlobsam
Er lebt an alle stande
Die fursten in dem lande
Die warn im alle vntertan
Er waz ein furst garlobsam
Die seinz landz pflagen
Wie selten sye derlagen



Anfang des Gedichtes vom Tiroler Zwergkönige „**Laurin**“.
Erste Seite der ältesten, auf der Kopenhagener Bibliothek aufbewahrten Pergamenthandschrift.
(Mitte des XIV. Jahrhunderts.)

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Erklärender Abdruck zum „Laurin".

Ez waz[1] zu Pern[2] gesessen
ein ritter gar unfermessen,
der waz[1] geheissen Dietreich.
nindert[3] vond[4] man sein geleich
pey[5] den selben zeiten,
in sturmen noch in streiten
torst[6] in niemant bestan.
er was ein furst gar lobsam,
er lebte an[7] alle scande[8].
die fursten in dem lande
die warn im alle untertan,
er waz[1] ein furst gar lobsam.
die seinz landz pflagen,
wie selten sye derlagen[9]
eer[10] und frumheyt[11].
schant und laster waz im lait[12].
und woe[13] sye gesassen,
wie selten sye sein vergassen,
sye preysten in fur[14] alle man,
den edlen Perner lobesam.
do sprach Wielandez sun[15],
ein ritter pyder[16] und frum:
„den ich waysz[17] in allen landen,
der do lebt an alle schanden
alz der edel herr Dietreich . . . .

---

1. war. 2. Bern. 3. nirgends. 4. fand. 5. bei. 6. wagte. 7. ohne. 8. Schande. 9. ſtatt: verlagen = durch Trägheit verkommen ließen. 10. Ehre. 11. Tapferkeit. 12. leid. 13. wo. 14. vor. 15. Sohn. 16. bieder. 17. lies: Ich en weiss = Ich weiß nicht.

Laube, wünscht ihm: „Gnad dir Gott, lieber Ecke“, und reitet hinweg, Eckes Haupt am Sattelbogen, das er den drei Königinnen überbringt.

Ein zweites Gedicht, **„König Laurin“** (Kunech Luarin) oder der kleine Rosengarten, bringt den großen Gotenfürsten in Verbindung mit Zwergen. Aus älterer Zeit stammend wurde es im 13. Jahrhundert von einem höfisch gebildeten Dichter umgedichtet und seitdem wiederholt bearbeitet. (S. Beilage 17.)

König Laurin.

Im Tiroler Gebirg hat der Zwergkönig Laurin einen mit vier goldenen Pforten und mit einem seidenen Faden statt der Mauer zum Schutz umgebenen Garten; wer sich erkühnte, diesen Faden zu zerreißen, oder gar die Rosen anzutasten, dem schlug er Hand und Fuß ab. Dort hält er eine schöne Jungfrau, Similde, die Tochter Herzog Biterolfs von Steiermark, die er einst von der Burg zu Steier unsichtbar entführt, in strenger Haft. Da macht sich Simildens Bruder Dietleib, der gezwungen dem Zwergkönige diente, eines Tages auf, um bei Dietrich von Bern Rat und Hilfe zu suchen. Sogleich bricht der Held auf, um das Abenteuer zu bestehen, nur begleitet von Wittich, Wielands Sohn; der alte Hildebrand, Dietleib und Wolfhart folgen ihm nach. Sieben Meilen des Waldes sind sie geritten, da verrät ihnen der Duft der Rosen die Nähe des berühmten Gartens. Der Berner hat seine Lust daran, Wittich aber zertrümmert die goldenen Pforten und zertritt die glänzenden Blumen. Kaum ist die Tat vollbracht, da reitet Laurin herbei, gewaffnet mit Speer und Schwert, — weithin leuchtet von Gold und Edelstein seine Rüstung und sein Reitzeug. Sein wunderbarer Gürtel gibt ihm die Stärke von zwölf Männern; auf dem Haupt hat er eine leuchtende Goldkrone. Zornig fährt Laurin auf die Eindringlinge los und fordert zur Buße von jedem die rechte Hand und den linken Fuß. Wittich nimmt zuerst den Streit auf, wird aber von seinem zwerghaften Gegner aus dem Sattel geworfen und gebunden. Nun geht auch Dietrich dem Kleinen zu Leibe und versucht auf Hildebrands Rat, ihn mit Schwertschlägen zu betäuben. Aber Laurin macht sich unsichtbar und bringt Dietrich große Wunden bei; ja er wirft ihn in den Klee. Zornflammen gehen aus des Berners Munde, aber er bezwingt den Zwerg erst, als er ihm — auf Hildebrands Rat — den Gürtel abgerissen. Nun hat Laurin seine Stärke verloren und fleht um Gnade. Dietrich versagt sie, da ruft der Besiegte in Todesangst Dietleib als Verwandten zur Hilfe, der sie nicht verweigern mag. Nach langem, heftigem Ringen der beiden Helden vermitteln die anderen Recken eine Aussöhnung, danach gehen sie alle, auf Laurins Einladung, in dessen hohlen Berg. Tageshelles Licht strahlt ihnen aus dem edlen Gestein des Berges entgegen — Saitenklang begrüßt sie. Sie werden köstlich bewirtet und von dem Zwergvolke mit Gesang und Tanz belustigt. Aber hinter alledem lauert der Verrat. Durch zauberhafte Einwirkung wird ein Nebel auf die Helden geworfen, daß keiner den anderen sieht; dazu senkt sie ein betäubender Zaubertrank, der ihnen als Wein vorgesetzt wird, in festen Schlaf. So ist es leicht, sie zu binden und in einen tiefen Kerker zu werfen. Dietleib wird besonders eingesperrt, nachdem er sich geweigert, allein befreit zu werden; aber seiner Schwester gelingt es, ihn sicher herauszuführen. Er wirft den Genossen ihre Waffen zu; Dietrich verbrennt seine Bande mit der Glut seines Feueratems, zerschlägt die Eisenringe mit den Fäusten und löst auch die Fesseln der Genossen. Unterdessen hat Laurin, den ein Zauberring schützt, durch einen Hornstoß ein ganzes Heer von Zwergen um sich versammelt, das aber nach langwierigem Kampfe völlig besiegt wird. Dietleib führt seine Schwester in die Heimat; Laurin wird gefangen nach Bern geführt, wo er als Gaukler sein Brot verdienen muß. — Aus dieser Sage vom Zwergkönig Laurin entnahm Fouqué eine Reihe der besten Züge für seinen Ritterroman: „Der Zauberring“.

In den zwei vorstehend skizzierten Gedichten werden **Dietrichs Jugendabenteuer** erzählt, von denen übrigens noch einige andere Lieder („Sigenot, Dietrichs Drachenkämpfe, Dietrichs Ahnen") handeln. Von seinem Oheim Ermenrich — wie die Sage will — bekriegt, von den treulosen Helden, Heime und Wittich, verlassen, während der junge Alphart („Alpharts Tod"; lies Alp-hart) für ihn sein Leben läßt, flieht er zu Etzel („Dietrichs Flucht") und besiegt mit dessen Hilfe in der Schlacht bei Raben (der historischen Schlacht bei Ravenna zwischen Theoderich und Odoaker, 493) seinen Oheim, was in der **„Rabenschlacht"** (Strît vor Rabene) geschildert wird.

Rabenschlacht.

Zum Kampf wider Dietrichs Oheim sammelte sich zu Etzelnburg ein großes Heer. Von dem Anblicke der mächtigen Scharen entflammt, baten auch Etzels zwei Söhne, Scharf und Ort, mit Dietrich reiten zu dürfen. Frau Helche ist sehr dagegen. Ihr hat geträumt, ein Drache sei durch ihrer Kammer Dach geflogen, habe ihre Söhne weggeschleppt und sie auf der Heide zerrissen. Endlich aber willigt sie ein, auch Etzel tut es, zumal Dietrich verspricht, über ihr Leben zu wachen und sie nicht über Bern hinausreiten zu lassen. Nun brachen die Kriegsscharen auf und zogen durch Österreich gen Bern, wo Etzels Söhne mit Dietrichs jungem Bruder Diether unter des alten Helden Ilsan Obhut zurückgelassen wurden. Als aber das Heer fort ist, um Ermenrichs Kriegsmacht bei Raben aufzusuchen, bestürmen die Jünglinge Ilsan mit der Bitte, sie nur ein wenig aus der Stadt reiten zu lassen; endlich gibt er nach, und ohne auf ihn zu warten, eilen sie hinaus. Vor den Toren lagert ein starker Herbstnebel; die drei Reiter geraten auf einen falschen Weg und müssen auf der Heide übernachten. Ilsan, der ihnen inzwischen nachgeritten, findet sie nirgends mehr und stößt vergeblich seine Jammerrufe in den alles verhüllenden Nebel. Ganz unglücklich kehrt er in die Stadt zurück. Am Morgen, als die drei Waghälse ihre Rosse satteln, gewahren sie in dem hellerglänzenden Sonnenschein, dem endlich der Nebel gewichen, den Recken Wittich, der von Dietrich abgefallen nnd zu Ermenrich übergegangen war. Kecken Mutes, obwohl ohne Harnisch, gehen sie auf den Verräter los, ohne sich von seinen Warnungen abhalten zu lassen. Scharf reitet zuerst auf ihn zu und bringt ihm einige Wunden bei; da zuckt Wittich mit Grimm das Schwert Miming, — mit gespaltenem Haupte stürzt Etzels Sohn vom Rosse. Nun will Ort seinen Bruder rächen, aber auch er wird niedergehauen, obgleich Diether ihm beisteht. Dieser setzt den Kampf nun allein fort und weiß sich lange durch seine Behendigkeit und Gewandtheit gegen den stärkeren Gegner zu behaupten: endlich bricht er zusammen, durch das Achselbein bis auf den Gürtel gehauen.

Diesen Tod viel sehr zu beweinen begann
mit seinem ganzen Herzen der ungetreue Mann — —
„Könnte ich dir noch helfen aus aller deiner Not,
Gott möge mich verdammen, ich wollte gerne liegen tot!
Nun muß ich sicherlich räumen alle Lande vor Dietrich!"

Wittich wollte nun fortreiten, aber die Kraft versagte ihm, und er mußte sich auf der Heide niederlegen. Inzwischen tobt die Schlacht bei Raben elf Tage lang — Ermenrich wird von seinem Neffen schließlich besiegt und entflieht. Als Dietrich noch in voller Siegesfreude auf der Walstatt weilt, kommt Ilsan mit der Botschaft, daß er die drei jungen Helden verloren. Außer sich vor Wut schlägt ihm der Berner, wie er gedroht, das Haupt ab. Als die drei Erschlagenen gefunden werden, fällt Dietrich klagend auf sie nieder, küßt sie, rauft sich die

Haare vor Schmerz aus, weint Blut und wünscht sich den Tod. Als er dann nochmals die Wunden genauer betrachtet, erkennt er, daß sie mit Wittichs Schwerte Miming geschlagen sind. Da macht ihn Rüdiger darauf aufmerksam, daß der Verräter eben über die Heide reitet. Wütend springt Dietrich auf und spornt so hastig sein Roß, daß keiner der Seinigen ihm folgen kann. Feuer sprüht von den Hufschlägen. Dennoch gelingt es ihm nicht, den Flüchtling einzuholen, obgleich sein Roß Falke vom Blute trieft und er selbst vor Zorn glüht, daß sein Harnisch weich wird. Endlich ist er ihm ganz nahe, kaum eines Roßlaufes Weite liegt zwischen beiden — Wittich ist bis an den Meeresstrand getrieben — da eilt die Meerminne (Meerweib) Waghild, Wittichs Ahnmutter, zu seiner Hilfe herbei und nimmt ihn samt seinem treuen Rosse Scheming zu sich in den Grund des Meeres. — Dietrich jagt nun zurück, erstürmt die Stadt Raben, dann sendet er den uns aus dem Nibelungenliede bekannten Markgrafen Rüdiger nach Etzelnburg zurück; als er ankommt, laufen die herrenlosen Rosse der Königssöhne mit blutigen Sätteln auf den Hof. Die Königin verwünscht bei diesem Anblick den Berner, aber als Rüdiger erzählt, wie er seinen eigenen Sohn und seinen einzigen Bruder ebenfalls verloren, verzeiht sie ihm und legt selbst bei Etzeln Fürsprache für ihn ein. Als der Berner anlangt und sein Leben zur Sühne anbietet, bricht die Königin in Tränen aus, und Etzel nimmt ihn wieder zu Gnaden an. — Eine Episode dieses Gedichts hat Herm. Schreyer unter dem Titel: „König Dietrichs Ausfahrt" sehr ansprechend erneuert.

Wie wir gesehen haben, geht die Sage sehr frei mit den Helden der Völkerwanderung um. Nach der großen Rabenschlacht läßt sie Dietrich von Bern noch zwölf Jahre an Etzels Hofe verweilen und erst nach dem Untergange der Nibelungen, nach dreißigjähriger Abwesenheit, in sein Reich zurückkehren. Endlich, als sie sich ganz in der Schilderung seiner Abenteuer erschöpft hatte, verfiel sie darauf, die bisher strenge auseinandergehaltenen Helden Dietrich und Sigfrid im Kampfe miteinander zusammenzuführen. Das geschah in dem Volksepos von „Biterolf und Dietleib" und in dem jüngeren vom **„Rosengarten zu Worms"** (auch zur Unterscheidung von Laurin der „große Rosengarten" genannt), das Wilhelm Grimm „einen der letzten Triebe der erlöschenden poetischen Kraft" nennt, und das in verschiedenen Bearbeitungen uns erhalten ist. In neuhochdeutscher Übertragung hat es Simrock in das „Kleine Heldenbuch" aufgenommen.

Der Rosengarten zu Worms.

Zu Worms am Rhein saß König Gibich mit drei Söhnen und einer Tochter Kriemhild. Um diese bewarb sich Sigfrid, ein Held aus Niederland, dessen Stärke so groß war, daß er Leuen fing und sie mit den Schwänzen über die Mauer hängte. Nun hatte die „kaiserliche Magd" viel Wunders von Dietrich gehört und hegte keinen lebhafteren Wunsch als den, die beiden Degen zusammenzubringen, um zu sehen, welcher das Beste tun würde. Die wunderschöne Maid besaß aber einen schönen Rosengarten (noch heute findet sich der Name in Worms), eine Meile lang und eine halbe breit, von einem feinen Seidenfaden umspannt und von zwölf Helden gehütet, unter denen sich auch Sigfrid befand. Um nun ihren Wunsch zu erfüllen, ließ sie dem Berner entbieten: er solle mit zwölf Helden gen Worms fahren, um mit den Hütern ihres Gartens sich zu messen: siegten sie, so wolle sie jedem einen Kranz von Rosen, ein Halsen und ein Küssen geben. Auf Hildebrands Antrieb beschloß der Vogt von Bern die Herausforderung anzunehmen. Die Zwölfzahl der Helden voll zu machen, wird aus dem Kloster Isenburg der streitbare Mönch Ilsan, Meister Hildebrands Bruder, herbeigeholt. Man pocht heftig an

die Klosterpforte, — Ilsan, der in einem zwanzigjährigen Mönchsleben die Kampflust noch nicht eingebüßt, läßt sich Schwert und Harnisch bringen, um die Ruhestörer zurückzuweisen. Dann entsendet er einen Mönch:

„Geschwinde geht mir schauen, was vor der Pforte sei." —
„Herr, es ist ein Alter, und führt der Wölfe drei
Und eine güldene Schlange auf des Helmes Band."
„Waffen über Waffen! Das ist mein Bruder Hildebrand!"

„Bei ihm hält ein Junger auf einem schnellen Pferd,
Mich dünkt an seiner Haltung, er sei ein Degen wert,
Der führt auf dem Schilde einen Leun, der schreckte mich."
„Er mag es wohl vollbringen: es ist mein Herre Dieterich!"

Nun tritt Ilsan vor die Pforte, wo ihn sein Bruder begrüßt:

„Benedicite, Bruder," sprach Meister Hildebrand.
„Nun geleite dich der Teufel," sprach der Mönch zuhand,
„Daß du das Jahr lang reitest und kommst nicht unter Dach!"

Als aber Hildebrand ihm erzählt, daß der Berner ihn mit nach Worms nehmen wolle, da sträubt er sich wohl anfangs ein Weilchen, dann aber erwacht die alte Abenteuerlust in dem Graubart — rasch wirft er seine Kutte in das Gras, und es zeigt sich nun sein altes Sturmgewand.

Da schaute der von Berne Mönch Ilsans Schwert:
„Eines guten Pred'gerstabes seid Ihr dabei gewährt,
Wem Ihr den Bann entschlaget mit Eurem Pred'gerstab,
Ich geb' Euch meine Treue, es folgt ihm bis ins Grab."

Mit des Abtes Erlaubnis steigt Ilsan zu Rosse, von den Flüchen der Brüderschaft begleitet, weil er sie immer bei den Ohren und Bärten umhergezogen hatte, wenn sie nicht tun wollten, was er ihnen gebot. — So fahren nun die Helden weiter gen Worms. Am Rhein finden sie den riesigen Fergen Ruprecht, der für die Überfahrt Fuß und Hand verlangt. Ilsan ruft ihm herüber, er sei mit elf geistlichen Brüdern da, ob sie der Ferge überfahren wolle. Der will's: als er aber den Mönch in Waffen findet, wird er ganz zornig.

„Dienet Ihr so gewaffnet unserem Herregott
In Harnisch und in Ringen, das ist der größte Spott!
Ihr habt mich betrogen bei dieser Überfahrt:
Warum hast du gelogen, du alter Ziegenbart?"

Als er nach diesen Worten mit dem Ruder auf Ilsan losfuhr, gab der Mönch ihm einen so ungefügen Stoß, daß er im Schiff sich streckte, so lang er war und groß. Nun führte er die Recken aus Amelungenland hinüber. Bald liegen sie vor Worms zu Feld, und im Rosengarten beginnen die Kämpfe. Unter diesen ist am launigsten und lebendigsten Ilsans Kampf mit Volker von Alzei erzählt. Ilsans Auftreten in Worms hat sogleich aller Aufmerksamkeit erregt, die Frauen lachen, wie er über dem Harnisch die Kutte trägt, dazu läßt er seiner Laune ganz den Zügel schießen — er wälzt sich vor Lust und Übermut in den Rosen, braucht seine Fäuste gegen jeden, der ihm in den Weg kommt, spottet über Kriemhild und Gibich — endlich wird Volker der Fiedelmann herbeigerufen, um dem frechen Mönche den Bart zu zerzausen. „Wie die wilden Teufel, so griffen die zwei sich an."

Volker dem Bruder einen Streich über zog,
Daß der gute Pred'gerstab seiner Hand entflog.
„Du zahlst mir den Geigenstreich, den du mir hast getan:
Ich verschrote dir die Saiten," sprach der Mönch Ilsan.

Herr Volker sprach: „Ein Fiedler will ich noch immer sein,
Ich weiß wohl zu streichen mit dem Fiedelbogen mein.
Was ich damit erreiche, muß auseinander gehn.“
Anliefen sich aufs neue die Degen ausersehn.

Hin und her treiben sich die beiden mit blutigen Schlägen auf der Heide — endlich versetzte der Mönch dem kühnen Fiedelspieler einen so fürchterlichen Hieb, daß die Königstochter dazwischen springt und die beiden Kämpfer trennt. Aber obgleich sie den übermütigen Mönch ausschilt, kann sie ihm den Rosenkranz und den Kuß doch nicht weigern.

Einer nach dem anderen sind sie überwunden, die Recken von Worms — endlich springt der zwölfte, Sigfrid von Niederland, auf den Plan und fordert mit trotzigen Worten seinen Gegner heraus. Dietrich von Bern will es lange nicht aufnehmen mit dem Drachentöter, dessen Haut hörnen ist. Der alte Hildebrand stachelt ihn aber an, zuerst mit Worten, endlich sogar mit einem derben Faustschlag. Dafür haut Dietrich ihm viele Schläge über mit dem flachen Schwert, wird dabei aber so heiß, daß er bald auch zum Streite mit Sigfrid rennt.

Da mehrten sie sich beide des heißen Kampfes Not,
Daß ihre lichten Helme vom Feuer wurden rot,
Es sprang aus beiden Seiten aus ihres Helmes Wand:
Wie der Schmied an der Esse, so schürten sie den Brand.

Das Ende ist Dietrichs Sieg: die Flamme fährt ihm vom Mund, daß Sigfrid vor Hitze trieft und endlich durch Harnisch und Horn geschlagen Kriemhilden in den Schoß fällt, die rasch einen Schleier über ihn wirft. Auch Dietrich empfängt Rosenkranz und Kuß.

Alle zwölf vom Rhein sind nun besiegt, aber der Mönch Ilsan hat jedem seiner 52 Brüder einen Kranz gelobt. So fordert er denn 52 Recken heraus, sie mußten auf den Plan, die allein bestand der kühne Mönch Ilsan. Ebensoviel Kränze muß ihm nun Kriemhild geben, aber auch ebensoviele Küsse — da rieb er ihr mit seinem rauhen Barte das zarte Antlitz wund, daß ihr rosenfarbenes Blut in die Rosen floß. König Gibich muß sein Land von Dietrich zu Lehen nehmen. Da verflucht er den Garten, der die Rosen trug, und die Torheit Kriemhildens. Im fröhlichen Mut reiten die Sieger heimwärts nach Bern — Ilsan aber kehrt zum Entsetzen der Brüder, die seinen Tod erhofft, zurück in das Kloster. Er drückt ihnen die 52 Rosenkränze in die Platten, daß ihnen das Blut über Stirn und Ohren rinnt, dann zwingt er sie seine Sünden für ihn abzubüßen, und als sich einige des weigern, knüpft er ihre greisen Bärte zusammen und hängt sie reihenweise an eine Stange, bis sie ihm den Willen tun. — „Hiemit so hat ein Ende das Rosengartenlied.“

Wie das Leben und die Taten des großen Ostgotenkönigs, so kleidet die Sage auch Dietrichs Tod (historisch plötzlich eingetreten im Jahre 526) in ein mythisches Gewand verschiedenartiger Gestaltung; bald verschwindet er, und niemand weiß, wohin er gekommen, bald wird er von Geistern entführt. Doch in einem altdeutschen Gedichte ist sein Ende nicht behandelt worden.

Dietrichs Tod.

Wie Etzel, wie Karl der Große und Friedrich Rotbart — das ist das Gemeinsame dieser verschiedenen Sagen — wird Dietrich in unbekannte, geheimnisvolle Ferne entrückt, von wo er einst wiederkommen soll. In der wilden Jagd aber sieht ihn der Volksaberglaube noch oft durch die Lüfte sausen, wie Gottfried Kinkel es in seiner Ballade „Dietrich von Berne“ dichterisch frei schildert.

Gedichte des langobardischen Sagenkreises.

Schon in der Vorbereitungszeit lernten wir ein diesem Sagenkreise zugehöriges Epos, König Rother (S. 48 f.), kennen; es erübrigt, einen Blick auf drei andere zu werfen: König Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich.

Die Sage von **Ortnit** (künec Ortnîdes mervart unde tôt) um 1226 von einem Dichter bayerischer oder österreichischer Herkunft in Verse gebracht, ist ein Volksgesang im sogenannten Hildebrandston, von dem noch weiterhin die Rede sein wird, doch mit Nibelungenstrophen untermischt. Die älteste erhaltene Ortnithandschrift, in Folio, dreispaltig auf Pergament um 1358 geschrieben, stammt aus Windhagen; sie befindet sich in der k. k. Hofbibliothek in Wien. (Beilage 18.) Simrock hat das Lied im „Kleinen Heldenbuch" erneuert.

Ortnit. **Ortnit,** der junge König in Lamparten (Lombardei) auf der Burg zu Garten (Garda) konnte lange keine kronwürdige Braut finden. Endlich hört er von der Tochter des Heidenkönigs Machorel zu Muntabur in Syrien, der alle Werber bisher enthauptet hatte. Ehe er die gefahrvolle Fahrt antritt, reitet er in die Wildnis am Gartensee, wo er in dem Zwergkönige Alberich seinen Vater entdeckt. Aus dem Berge holt dieser nun für Ortnit eine leuchtende Rüstung samt dem herrlichen Schwerte Rose und verspricht ihm, stets in seiner Nähe zu bleiben, solange er einen wunderkräftigen Ring habe, den ihm die Mutter gegeben. Nun geht es auf das Meer und vor die Königsburg Muntabur auf des Gebirges Höhe. Alberich, überall unsichtbar gegenwärtig, hat den Sohn und sein Heer so weit sicher geführt. Mit seiner Hilfe gelingt es Ortnit auch, die Tochter des Heidenkönigs zu gewinnen. Alberich führt sie heimlich zur Burg hinaus, wo Ortnit sie vor sich zu Rosse hebt und mit ihr davonreitet. Die Scharen Machorels verfolgen ihn, er treibt sie aber alle zu Paaren und erreicht ungefährdet sein Schiff. Auf dem Meere wird Ortnits Braut getauft und Sidrat geheißen. Nach der Heimkehr wird ihre Vermählung zu Garten gefeiert. Bei dem Feste erscheint Alberich, die Goldkrone auf dem Haupt, mit einem Edelstein, der wie die Sonne leuchtet, und singt, selber unsichtbar, bezaubernde Weisen zu den Klängen seiner Harfe. — Ortnit und seine Gemahlin leben nun lange glücklich, da schickt ihr Vater einen wilden Jäger mit zwei jungen Drachen ins Gebirge oberhalb Trient, um Ortnit zu verderben. Groß geworden, verwüsten sie das Land bis vor die Burg von Garten. Ortnit wird von den Lindwürmen getötet.

Die Sagen von dem fränkischen Theoderich, in der Sage **Hug-** und **Wolfdietrich** genannt, sind durch gemeinsame Bearbeitungen auch äußerlich verbunden, wie sie innerlich ein Ganzes bilden. Sie stammen von Spielleuten des 13. Jahrhunderts, sind aber wiederholt umgestaltet worden. Simrock hat sie ins Neuhochdeutsche übertragen und in das „Kleine Heldenbuch" aufgenommen.

Hugdietrich. **Hugdietrich,** der Sohn des Anzius, ist König von Konstantinopel und wird nach seines Vaters Tode vom Herzog Berchtung erzogen. Zwölf Jahre alt berät er sich mit seinem Erzieher über die Wahl einer Frau. Nach sorgsamer Erforschung empfiehlt ihm derselbe die schöne Hildburg, die Tochter des Königs Walgund zu Salneck (Saloniki), berichtet aber zugleich, sie sei in einem hohen Turm eingeschlossen und solle niemals heiraten. Um sie mit List zu gewinnen, verkleidet sich Hugdietrich in Jungfrauentracht, geht mit langwallendem gelbem Haar zur Kirche, lernt sticken und bricht endlich mit großem Geleit nach Salneck

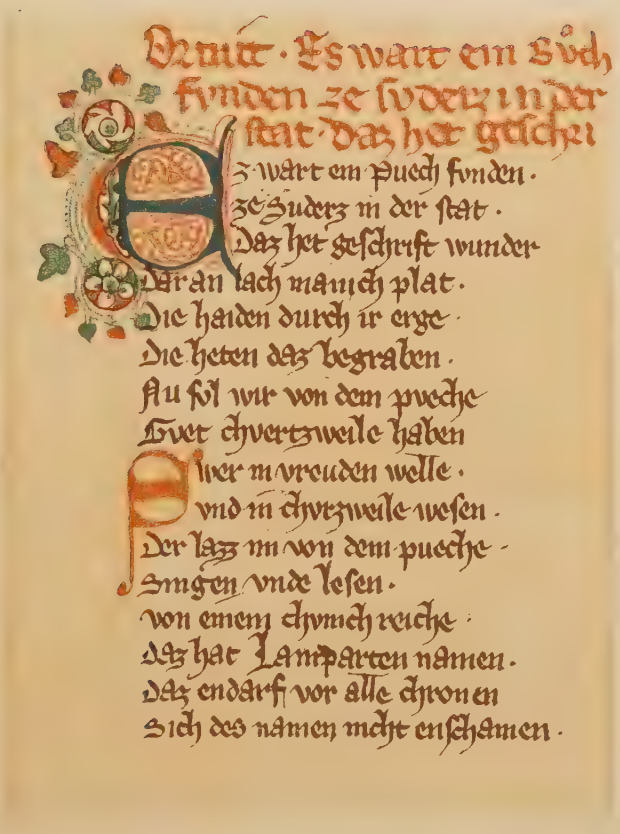
Erklärender Abdruck zum „Ortnit".

Es wart ein puech[1] funden ze Suderz in der stat,
daz het geschrift[2] wunder[2], dar[3] an[3] lach[4] manich plat[5].
die haiden durch ir erge[6] die heten daz begraben.
nu sul[7] wir von dem pueche guet chuertzweile haben.

Swer[8] in vreuden welle[9] und in churzweile wesen[10],
der lazz im von dem pueche singen unde lesen
von einem chunichreiche, daz hat Lamparten namen.
daz endarf[11] vor alle chronen sich des namen nicht enschamen[12],

---

1. Buch. 2. wunderbare Schrift. 3. darin. 4. lag. 5. Blatt. 6. Bosheit. 7. ſollen. 8. jeder, der. 9. will. 10. ſein. 11. darf, braucht. 12. ſchämen.



Ortnit · Es wart ein Sůch
funden ze suderz in der
stat · daz het geschri
Ez wart ein puech funden ·
ze Suderz in der stat ·
Daz het geschrift wunder
Dar an lach manich plat ·
Die haiden durch ir erge ·
Die heten daz begraben ·
Nu sol wir von dem pueche
Guet chvertzweile haben
Swer in vreuden welle ·
vnd in chvrzweile wesen ·
Der lazz im von dem pueche ·
Singen vnde lesen ·
von einem chvnich reiche ·
Daz hat Lamparten namen ·
Daz endarf vor alle chronen
Sich des namen nicht enschamen ·

Anfang des „Ortnit".

Aus der ältesten erhaltenen Ortnit-Handschrift (Blatt 71) in der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

auf, wo er sich für Hildgund, die vertriebene Schwester des Griechenkönigs ausgibt und von König Walgund freundlich aufgenommen wird. Hildgund erwirbt rasch die Gunst des Königspaares, sie wirkt kunstvolle Arbeiten mit Gold und Seide und lehrt es auch die Mägde der Königin. Für den König fertigt sie eine Haube (Mütze) aus feingesponnenem Gold — zum Lohn erbittet sie, Hildburg kennen zu lernen. Die Jungfrau kommt vom Turm herab, sitzt der fremden Prinzessin gegenüber, der sie zierlich das Brot vorschneidet und den Becher reicht. Zuletzt erbittet die Königstochter sie sich zur Gespielin. So gelangt Hugdietrich mit ihr in den Turm, wo sie zusammen eingeschlossen werden. Zwölf Wochen spielt er seine Rolle, lehrt schön Hildburg Gold spinnen und sticken, dann vermag er sich nicht länger zurückzuhalten und gibt sich zu erkennen. Sie erwidert seine Liebe, und rasch vergeht ihnen ein Jahr. Da langt Berchtung an, um Hildgund nach der Verabredung unter dem Vorwande, daß der Bruder sie wieder zu Gnaden annehmen wolle, heimzuholen. Ungern entläßt der König die angebliche Gespielin seiner Tochter, und voller Trauer bleibt Hildburg zurück, die bald darauf einem Sohne das Leben gibt, der ein rotes Kreuzlein zwischen den Schultern mit auf die Welt bringt, an dem sie ihn später wiedererkennt; denn nur zu rasch soll er ihr entrissen werden. Eines Tages kommt Hildburgs Mutter zum Besuche, da läßt die erschrockene Wärterin das Kindlein in seidene Tücher gebunden in das Gebüsch des Burggrabens nieder; als die Mutter aber abends ihre Tochter verläßt, ist es nirgends zu finden. Ein Wolf, der oftmals dort Hühner und Fasanen fing, hatte es in den Wald getragen, seinen Jungen zur Speise. Doch da diese noch klein und blind waren, ließen sie das Kind unverletzt. Am nächsten Morgen geht König Walgund auf die Jagd: die Wölfe werden bis in ihre Höhle verfolgt und dort erlegt, — da findet man das Kindlein jämmerlich weinend. Der König schlägt sein Gewand um das hilflose Wesen, bringt es seiner Gemahlin und läßt es **Wolfdietrich** taufen, weil es bei den Wölfen gefunden worden. Bald bekommt es auch Hildburg zu sehen, die ihrer Mutter nun alles gesteht. Diese vergibt ihr, der Vater auch; es wird nach Hugdietrich geschickt, er kommt, küßt sein Kind und spricht zu ihm, indem er den mit lichtem Golde um und um beschlagenen Mantel fallen läßt:

„Wolfdietrich, mein liebes Kindelein,
Konstenopel soll dein eigen vor andern Erben sein."

Nach großen Festlichkeiten führt er sein Weib heim nach Konstantinopel, wo sie noch zwei Söhne bekommen. Frühzeitig stirbt Hugdietrich.

Wolfdietrich.

Wolfdietrich, dem sein Vater auf dem Sterbebette Konstantinopel aufs neue zugeteilt, wurde von seinen jüngeren Brüdern aus seinem Erbe vertrieben, aber sein alter Freund, Berchtung von Meran, schwur mit seinen sechzehn Söhnen, ihm das Erbe wieder gewinnen zu helfen. Es kommt zu mehrtägigem wildem Kampfe, in dem sechs Söhne Berchtungs fallen und Wolfdietrich vollständig geschlagen wird. Von da an ist sein Leben ein Gewebe von Irrfahrten, Abenteuern, Zauberspuk, aber durch all diesen Wirrwarr geht ein leuchtender Faden hindurch: die unermüdliche Treue, mit welcher er seine durch Zauber von ihm getrennten Dienstmannen — Berchtung und seine zehn Söhne — aufsucht. Diese sind von seinen Brüdern je zwei zusammengeschmiedet und müssen auf der Burgmauer Wachdienst leisten; sehnsüchtig schauen sie Tag für Tag nach ihrem Herrn aus, aber Jahre vergehen, ehe er kommt und sie befreit. Auf seinen Wanderungen kommt er auch nach Garten, wo er seines Freundes Ortnit Tod rächt, sich mit seiner Witwe Liebgart (nach einer Handschrift: Sidrat) vermählt und die Kaiserkrone empfängt. Nun steht ihm ein Heer zu Gebot, das er gen Konstantinopel führt, um seine Dienstmannen zu befreien, die er auf allen Irrzügen niemals vergessen. In der Nacht geht er selbzwölfter als Pilger verkleidet an den Schloßgraben, wo er die Dienstmannen ihr zehnjähriges Leid klagen hört. Herbrand, einer von Berchtungs

Söhnen, erzählt, was ihm geträumt: ein Adler sei herbeigeflogen, die Könige zu verderben, und hätte die Gefangenen befreit. Da naht ihm der Pilger Wolfdietrich und bittet für sich und die anderen um Brot und Wein. Nun erzählt Herbrand von seines Vaters Tod: „Zu Pfingsten hielt der König zu Konstantinopel einen Hof, reich Gewand trugen alle Fürsten, nur sie, die Herzogskinder, trugen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da rief ihr Vater: O weh, Wolfdietrich, lebtest du noch, du ließest uns nicht in solcher Armut! Danach sprach er nichts mehr, er starb vor Herzeleid." Auf diesen Bericht gibt Wolfdietrich sich zu erkennen; gerührten Herzens stimmt er ein in die Klage um seinen Meister. Da knieen die Wächter nieder auf der Mauer und flehen zu Gott, wenn es wirklich ihr Herr sei, ihre Bande zu lösen zum Zeichen, daß sie ihm Treue gehalten die langen Jahre hindurch. Da zerspringen ihre Ringe; über die Mauer eilen sie in den Burggraben und begrüßen jubelnd ihren Herrn. Sie öffnen ihm die Tore, und er zieht ein in sein rechtmäßiges Erbe; seine Brüder unterliegen in einer großen Feldschlacht. Wolfdietrich führt sie gefangen nach Garten und begnadigt sie auf Fürbitte der Kaiserin. Berchtungs Söhne werden reich belohnt „mit Gaben allesamt". — Nach langen Friedensjahren überläßt Wolfdietrich seinem Sohne die Herrschaft und geht in das Kloster Tuskal am Ende der Christenheit, um für seine Sünden Buße zu tun. Aber in einer Nacht möchte er sie vollbringen. Da richten ihm die Mönche im Gotteshause eine Totenbahre und lassen ihn allein im weiten Raum.

Da kamen nachts die Geister, die er im Leben schlug;
Mit denen mußt' er streiten, da hatt' er Leides genug.

Die alten Feinde kamen herbei in breiter Schar,
Ein jeder wollt' es rächen, der ihm erlegen war.
Er kam vor ihnen allen die Nacht in große Not;
Denn die da mit ihm fochten, die scheuten nicht mehr den Tod.

So trieb es Wolfdietrich eine winterlange Nacht,
Mit ungezählten Toten focht er in heißer Schlacht,
Vor Müde wie vor Hitze ward dem Helden weh,
Das Haar auf dem Haupte ward ihm so weiß wie der Schnee.

Morgens trugen ihn die Brüder für tot aus dem Münster; aber er kommt wieder zum Leben und weilt noch sechzehn Jahre im Kloster —

Und diente treu dem Herrn, sagt uns das Buch fürwahr.
Da trugen Engelhände zu Gott ihn sicherlich.

Der Sagenkreis der Nordsee.

An das Meer mit seiner Unendlichkeit und Schönheit, mit seinem bunt belebten Treiben, mit seinen Gestaden und Eilanden, in Wogenbraus und Sturmesdrang führt uns der Sagenkreis der Nordsee, dessen Schauplatz die ganze Küste der Nordsee umfaßt und uns bald nach Ditmarschen und Friesland, bald nach Irland, Seeland und der Normandie versetzt. Ein einziges Werk vertritt diesen Kreis, unser zweites großes Nationalepos, das

Lied von Gudrun,

das zwischen 1210 und 1215 von einem österreichischen Volkssänger, also leider fern von seiner ursprünglichen Meeresheimat, verfaßt wurde, das uns

aber nur, von Spielleuten vielfach überarbeitet, in einer einzigen Handschrift aus dem 16. Jahrhundert erhalten ist, die wir Kaiser Maximilian I., „dem letzten Ritter" (1493—1519), verdanken. (Beilage Nr. 19.)

Maximilians für die Schönheit und Herrlichkeit vergangener Zeiten warm empfänglicher Sinn drängte ihn, die Dichtungen des deutschen Mittelalters seinem Volke durch eine große umfassende Sammlung von Abschriften zu erhalten. Diese in einem Pergamentbande vereinigte Sammlung ist unter dem Namen der „Ambraser Handschrift" bekannt, weil sie früher auf dem kaiserlichen Schlosse Ambras in Tirol aufbewahrt wurde, von wo sie seitdem nach Wien gebracht worden ist. Unter den Gedichten, welche jene Sammlung enthält, befindet sich auch das Gudrunlied. Ambraser Handschrift.

Die **Gudrunsage** war wie die deutsche Heldensage ein auf uralten Überlieferungen beruhendes Gemeingut unserer die Nordsee umwohnenden Vorfahren. — In der nordischen Gestaltung erzählt uns die jüngere Edda des Isländers Snorri (vgl. S. 6) die Sage also:

Hedin (Hettel), König Hjarrandis (Horants) Sohn, entführte eines Tages Hilde, die Tochter des Königs Högni (Hagen), in dessen Abwesenheit. Zurückgekehrt von der Versammlung der Könige entbot Högni sofort seine Mannen, schiffte sich mit ihnen ein und setzte dem Räuber nordwärts längs der Küste nach bis zu der Insel Haey (einer der Orkneys). Da gewahrte er Hedin mit seinem Volke. Als Hilde ihren Vater erblickte, ging sie ihm entgegen und bot ihm in Hedins Namen Frieden und zur Sühne ein kostbares Halsband an. Högni wies das Anerbieten mit harten Worten zurück; Hilde mußte unverrichteter Sache umkehren und ihrem Geliebten mitteilen, daß ihr Vater von keiner Sühne hören wolle. So stiegen denn die beiden Könige ans Land und ordneten ihre Heere. Noch einmal, ehe der Kampf anhob, rief da Hedin seinen Schwäher Högni an und bot ihm Frieden und viel Gold zur Buße. Es war vergeblich. Högni sprach: „Zu spät bietest du Frieden! Schon habe ich Dainsleif, mein Schwert, das Zwerge schmiedeten, gezogen; einmal entblößt muß es Menschen töten; niemals fehlt es beim Hiebe und schlägt Wunden, die unheilbar sind." Und Hedin antwortete: „Wohl rühmst du dich des Schwertes, aber nicht des Sieges! Das Schwert nenne ich gut, das seinem Herrn getreu ist." Da begannen sie den Kampf, den Hiadningawig (Kampf der Hiadninge, d. i. Hegelinge), und schlugen sich einen ganzen Tag lang; mit einbrechender Nacht kehrten sie zu den Schiffen zurück. Doch während die Könige schliefen, ging Hilde auf die Walstatt und erweckte durch Zaubermacht die Gefallenen, so daß sie mit erneuter Kraft weiterkämpfen konnten, als die Könige am Morgen auf dem Schlachtfeld wieder erschienen. So dauerte der Streit fort Tag für Tag, und alle Männer, die da fielen, und alle Waffen, die auf der Walstatt lagen, wurden zu Stein. Aber wenn es tagte, standen stets alle Toten wieder auf und kämpften mit den wieder tauglich gewordenen Waffen. „So," heißt es in den Liedern, „werden die Hiadninge fortfahren bis zu Ragnarökr, der Götterdämmerung." Sage von Hilde.

Unsere „Gudrun" besteht aus zwei selbständigen Hauptteilen; in dem älteren ist Hilde, die Königstochter von Irland, in dem jüngeren ihre Tochter Gudrun der Mittelpunkt — beide werden entführt, verfolgt und veranlassen eine heiße Schlacht. Aber verblaßt ist die in dem alten mythologischen Kern der Sage uns entgegentretende Vorstellung des Kampfes zwischen Frühling und Winter, zwischen Licht und Nacht, der, in dem ewig sich erneuernden Streit der nachts erweckten Toten vorgebildet, sich alljährlich in der Natur wiederholt und erst mit dem Weltuntergange am jüngsten Tage ein Ende findet. Hilde und Gudrun.

Auch in anderen Sagen stammverwandter Völker, der Angelsachsen, der Dänen 2c., finden sich Spuren der Gudrunsage: überall ist der blutige Kampf um die geraubte Tochter der Mittelpunkt des Ganzen, und Anklänge an einzelne Momente tönen nach bis in die neueste Zeit in unseren Märchen (Aschenbrödel. Nymphe des Brunnens. Altweibertage); aber alle Gestalten und Gestaltungen der Sage überstrahlt die Heldin unseres Gedichtes und ihr Sieg über langes bitteres Leid durch die Ausdauer und Treue des echt weiblichen Herzens. So bildet das Gudrunlied einen wohltuenden Gegensatz zum Nibelungenliede, das seinen ernst düsteren Grundton: „Aus Freude Leid" auch über den heitersten, sonnigsten Szenen erklingen läßt und an seiner Heldin zeigt, wie auch die edelste Frauentugend der Treue zur dämonischen Leidenschaft entarten kann. Und doch ist Gudruns Geschichte kein bloßes Liebesabenteuer. Um sie kämpfen zwei mächtige Geschlechter den Kampf der Vertilgung. Aber durch blutigen Streit werden sie zum Frieden und zur Aussöhnung geführt, wozu Gudruns Edelmut in jeder Weise beiträgt, während im Nibelungenlied ein großes edles Geschlecht zu Grunde geht durch den Rachedrang eines Weibes.

Zu dem Doppelepos von Hilde und Gudrun hat ein Spielmann eine Vorgeschichte hinzugedichtet, so daß das Ganze drei Generationen umfaßt.*) Die zur Anwendung gebrachte Strophe unterscheidet sich von der Nibelungenstrophe durch den klingenden (weiblichen) Reim der dritten und vierten Langzeile und dadurch, daß die zweite Hälfte der letzten Zeile meist fünf Hebungen hat.

Gudrunlied. I. Hagen von Irland. (Abenteuer I—IV.) An die zweite Strophe des Nibelungenliedes anklingend hebt die erste „âventiure" an:

Ez wuohs in Irlande ein rîcher künic hêr;
geheizen was er Sigebant, sîn vater der hiez Gêr:
sîn muoter diu hiez Uote und was ein küniginne.
durch ir hôhe tugende sô gezam dem rîchen wol ihr minne.

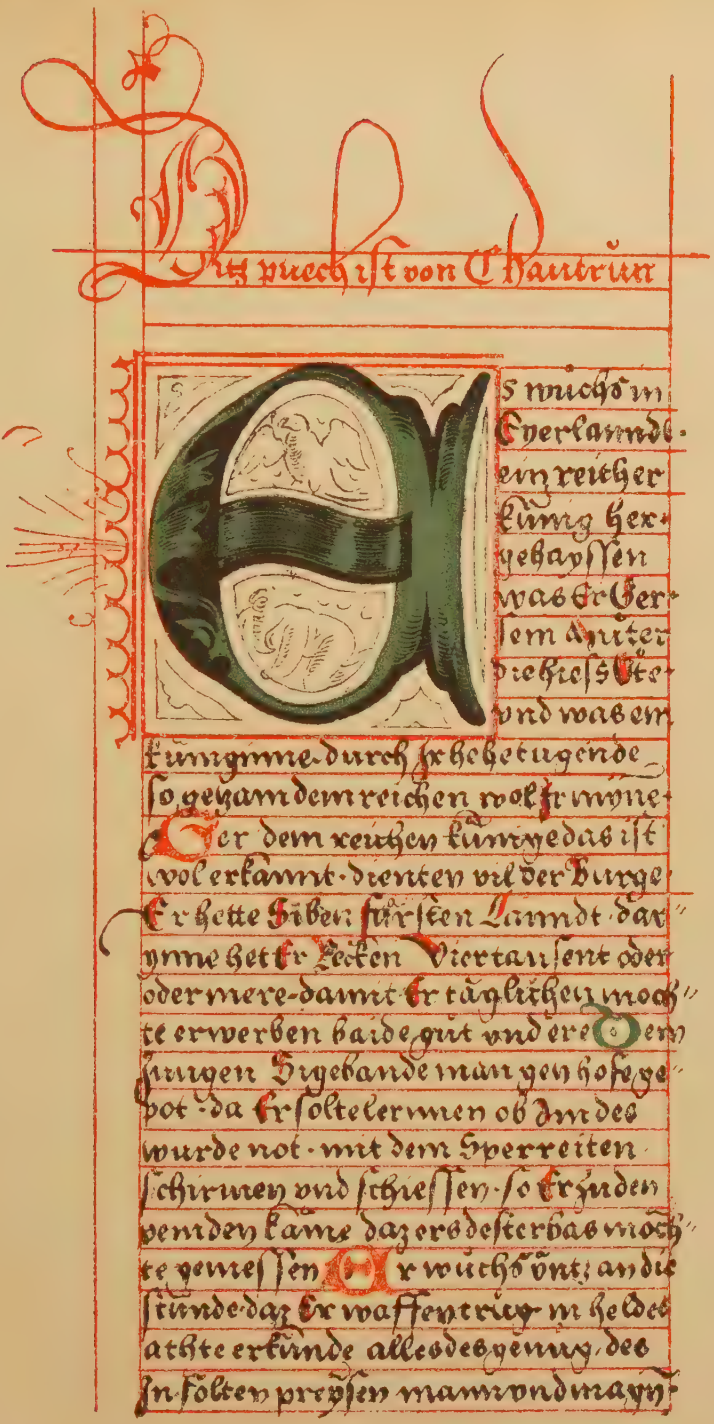
Es wuchs in Irlanden ein reicher König hehr,
Er war geheißen Sigebant, sein Vater, der hieß Ger;
Seine Mutter die hieß Ute, der Preis der Königinnen;
Ob ihrer hohen Tugend geziemte wohl dem Herrscher ihre Minne. (S.)

Hagen. Dem Königspaar wird ein Sohn geboren namens Hagen, an dem Vater und Mutter ihre lichte Augenweide sahen. Als er sieben Jahre alt ist, wird ein großes Fest veranstaltet, zu dem von weit und breit die Helden herbeiziehen. Ritterspiele und Lustbarkeiten aller Art finden statt: laut lachen die Gäste über das Spiel eines Fahrenden. Darüber wurde des jungen Hagen vergessen, der allein im Garten sich belustigte. Plötzlich schattet es wie eine Wolke, der Wald bricht zusammen vor eines Greifen Kraft, der herbeigeflogen kam; der Riesenvogel schließt das schreiende Kind in seine Klauen, trägt es hoch in die Lüfte und fliegt mit ihm weithin zu seinen Jungen. Einer derselben packt das Kind und fliegt mit ihm von Baum zu Baum, aber seine Kraft verläßt ihn, das Kind entfällt ihm und birgt sich im Gesträuch. Unfern davon wohnten in einer Höhle drei Königstöchter, die der Greif früher geraubt hatte und denen es ebenfalls gelungen war, aus seinem Bereich zu flüchten. Sie gewahrten den hilflos daliegenden Knaben, nahmen ihn zu sich und stillten seinen Hunger mit Wurzeln und Kräutern. So wuchs er unter ihrer Obhut und Pflege zum Jüngling heran. Da scheitert eines Tages ein Schiff an den Felsklippen, und ein gewappneter Ritter wird als Leiche ans Gestade getrieben. Dadurch kommt Hagen zu Rüstung und Waffen, die er rasch gebrauchen lernt. Mit diesen vermag er sich zu wehren, als die Greifen ihn bald darauf überfallen;

*) Die Citate sind teils der Übersetzung von Simrock (S.), teils der von Bacmeister (B.), teils der gekürzten Bearbeitung von Löschhorn (L.) entnommen.

Erklärungstafel zur Gudrunhandschrift.

Ambraser Handschrift. (Mit Auflösung der Abkürzungen.)	Text von Karl Bartsch.	Übertragen ins Neuhochdeutsche von K. Simrock.
Ditz puech ist von Chautrun	— — — — — — — — —	(Dies Buch ist von Gudrun.)
1. Es wuochs in Eyerlanndt. ein reicher kunig her. — — — — — — — — gehayſſen was Er Ger. ſein Muoter die hieſs Vote. vnd was ein küniginne. durch Ir hehe tugende so gezam dem reichen wol Ir mynne.	Es wuohs in Îrlande ein rîcher künic hêr; geheizen was er Sigebant, sîn vater der hiez Gêr. sîn muoter diu hiez Uote und was ein küniginne. durch ir hôhe tugende sô gezam dem rîchen wol ir minne.	Es wuchs in Irlanden ein reicher König hehr, er war geheißen Sigeband, sein Vater der hieß Ger; seine Mutter die hieß Ute, der Preis der Königinnen; ob ihrer hohen Tugend geziemte wohl dem Reichen ihre Minne.
2. Ger dem reichen künige das ist wol erkannt. dienten vil der Burge. Er hette Siben Fürſten Lanndt. darynne het Er Recken. Viertauſend oder [oder] mere. damit Er täglichen mochte erwerben baide guot vnd ere.	Gêre dem rîchen künige, daz ist wol erkannt, dienden vil der bürge; er het siben fürsten lant. dar inne het er recken vier tûsent oder mêre, dâ mite er tegelîchen mohte erwerben beide guot und êre.	Gere dem reichen Könige, das ist wohl bekannt, dienten viel der Burgen in sieben Fürsten Land: darinnen hatt' er Recken viertausend oder mehre, damit er alle Tage mocht' erwerben beides Gut und Ehre.
3. Dem Jungen Sigebande man gen hofe gepot. da Er solte lernnen ob Im des wurde not. mit dem Sper reiten. ſchirmen vnd ſchieſſen. ſo Er zu den veinden käme daz ers deſter bas möchte genieſſen.	Dem jungen Sigebande man gên hove gebôt, dâ er solde lernen, ob im des wurde nôt, mit dem sper rîten, schirmen unde schiezen, so er zuo den vînden kæme, daz er's diu baz möhte geniezen.	Sigband den jungen man an den Hof entbot, wo er lernen sollte, das würd' ihm künftig Not, mit dem Speere reiten, schirmen und schießen: käm' er zu den Feinden, so würd' ihm Frommen einst daraus entsprießen.
4. Er wuochs vntz an die ſtunde. daz Er waffen truog in heldes achte er kunde alles des genuog. des In ſolten preyſen. mann vnd magen.	Er wuohs unz an die stunde, daz er wâfen truoc, in heldes ahte er kunde alles des genuoc, des in solden prîsen man unde mâge.	Er war nun so erwachsen, daß er die Waffen trug recht in Heldenweise; da übt' er auch genug, was ihm Ehre mochte vor Mann und Freund erwerben.



Anfang des Liedes von „*Gudrun*“.

Faksimile der auf Kaiser Maximilians I Veranlassung um 1517 gemachten, einzig erhaltenen Handschrift, früher in Schloss Ambras (Tirol), seit 1806 im Belvedere zu Wien aufbewahrt.

Verlag von Velhagen & Klasing Bielefeld und Leipzig.

er erlegt einen nach dem andern, alte und junge. Nun war Hagen Herr des Gestades und des Landes, das er hin und herjagend durchstreifte. Speise genug schaffte er täglich herbei; eines Tages erlegte er ein Gabilun, ein wunderbares Tier, dem er die Haut abzog und dessen Blut er trank, wodurch er übermenschliche Kraft gewann. Endlich taucht ein Schiff am Horizonte auf, Hagen ruft laut durch Sturm und Wellengetös dasselbe an. Die Schiffer steuern dem Lande zu, — die Jungfrauen, in wildes Moos gekleidet, erscheinen ihnen als wilde Meerweiber. Der Schiffherr steigt aus und fragt die Jungfrauen und Hagen nach ihrer Herkunft. Es stellt sich heraus, daß Hagens Vater mit dem Schiffherrn Krieg geführt, und dieser will den Jüngling als Geisel behalten. Da packt Hagen dreißig Schiffsleute, schleudert sie ins Meer und zwingt die anderen, nach Irland zu fahren. So gelangt er in seine Heimat. Ute erkennt ihn an einem goldenen Kreuz auf der Brust; mit Freudentränen empfangen ihn Vater und Mutter. Sigebant überläßt ihm die Krone, und die schönste der drei Jungfrauen, Hilde von Indien, wird seine Gemahlin. Seine Tapferkeit erwirbt ihm den Beinamen „vâlart (Teufel) aller künege", und als seine Tochter, auch Hilde genannt, herangewachsen ist, macht er seinem Namen Ehre und läßt die Boten aller, die um ihre Hand werben, aufhängen — „er gönnte sie keinem, der über ihm nicht wäre."

II. Hildens Entführung. (Abenteuer V—VIII.) Der Ruf von Hildens Schönheit ist auch ins Land der Hegelinge (Harlingerland?) an die deutsche Nordseeküste gedrungen, und König Hettel begehrt sie zur Frau. Fünf ihm verwandte Hettel. und lehenspflichtige Helden, Wate von Stürmen oder Sturmland (Stormarn in Holstein), Horant und Frute von Dänemark, Morung von Nifland und Irolt von Ortland rüsten sich auf das gefährliche Unternehmen, ihrem Herrn die Braut zu gewinnen. Aus Cypressenholz wird für sie ein Schiff erbaut, die Masten und die Wände bis zum Bug mit Silber beschlagen, die Ruder mit lichtem Golde bewunden, die Segel von Seide gewirkt, die Anker aus Silber geschmiedet. Siebenhundert streitbare Männer werden im Schiffsraum verborgen: die Helden wollen sich für Kaufleute ausgeben, die vom König Hettel vertrieben seien. Dazu hatte Frute einen Kram von kostbaren Waren aller Art mitgenommen. In Irland angelangt überbringen sie Hagen reiche Geschenke und erbitten seinen Schutz und das Marktrecht. Sie werden willig aufgenommen, Frute schlägt seinen Kram auf und macht gute Geschäfte. Auf Hildens Wunsch läßt ihr Vater die Fremden an den Hof kommen. Ihre Gebärde, ihr prächtiger Anzug erregen Verwunderung. Gewaltig breit und lang ist Wates greiser Bart. Seine Locken sind mit Gold umwunden. Die Hegelinge werden auch in die Frauengemächer geführt, und die Frauen befragen den alten Wate scherzend, was ihn besser bedünke, zur Seite schöner Frauen zu sitzen oder im harten Kampf sich herumzuhauen? Der Streit, antwortet er, zieme sich besser für ihn. Bald darauf hat er Gelegenheit, dem König zu zeigen, was er im Kampfe leisten kann, obwohl er sich stellt, als wisse er wenig davon. Horant Horants Gesang. von Dänemark ist ein sangeskundiger Mann. Der König und sein ganzer Hof sind über seine süßen Weisen entzückt; denn er sang

Mit herrlicher Stimme, so daß es wohl gefiel
Allen, die es hörten: stumm ward der Vöglein Spiel.

Als er der Lieder dreie gar zu Ende sang,
Da ward den kühnen Helden die Stunde nimmer lang.
Sie hätten's nicht geachtet gleich einer Spanne Zeit,
Wären sie dabei geritten auch tausend Meilen weit.

Die Tiere in dem Walde ließen die Weide stehn,
Die Schlangen die da pflegten durch das Gras zu gehn,
Die Fische, die da kamen durch kühle Flut geschwommen,
Vergaßen ihre Sitte. Heut sollt' die Kunst ihm frommen. (L.)

Denn die Königstochter kann den Sänger nicht genug hören, sie bescheidet ihn heimlich in ihre Kemenate, er singt ihr die schönste seiner Weisen, ein Lied der Meerfrauen, und meldet ihr dann die Werbung seines Herrn. Hilde zeigt sich willig, dieselbe anzunehmen, wenn Horant ihr abends und morgens singen wolle. Der Bote erwidert, am Hofe seines Herrn seien fortwährend zwölf Sänger, deren Lieder noch weit besser klängen als seine eigenen, am schönsten aber sänge König Hettel selbst. Sie verabreden darauf, daß an einem der nächsten Tage Hilde auf das Schiff eingeladen werden solle, um es zu besehen. Am vierten Tage danach verabschieden sich die Gäste von König Hagen unter dem Vorwande, daß ihr Herr nach ihnen gesandt und Sühne geboten habe. Sie bitten Hagen mit seiner Tochter, ihrem Schiffe noch einen Besuch zu schenken. Am nächsten Morgen kommt Hagen mit Frau und Tochter an den Strand. Während der König dort verweilte, um die Buden zu beschauen, ging seine Tochter mit ihren Jungfrauen auf das Schiff; kaum hatte sie es betreten, da werden die Anker gelichtet, die Segel entfaltet, und die im unteren Raume versteckten Gewappneten springen auf das Verdeck. Hagen voller Wut wirft vergebens seinen Speer nach ihnen, und als er zu Schiffe sie verfolgen will, findet sich's, daß alle Kiele durchlöchert sind. Unterdes segeln die Hegelinge mit ihrer schönen Beute freudig heimwärts — in Waleis, der westlichen Grenze von Hettels Reich, landen sie — Hettel empfängt sie am Gestad. Unter lichten Blumen in seidenen Gezelten sitzen die Helden um Hagens Tochter. Aber als der Abend niedersinkt, sehen sie Segel auf dem Meere herannahen — es ist Hildens Vater, König Hagen, der andere Schiffe ausgerüstet hat und den Räubern nachgefahren ist. Eine blutige Schlacht wird am Waliser Strand geschlagen. Heller Feuerglanz sprühte aus harten Helmen den holden Frauen zur Ehre; wie Schneegestöber fliegen die Speere; Hettel wird von Hagen verwundet, Hagen von Wate. Auf Hildes Fürsprache scheidet Hettel die beiden, und der wilde Hagen versöhnt sich mit der Tochter und dem Eidam, ja geleitet sie in Hettels Königsburg, wo das Paar festlich vermählt wird.

Gudrun.

III. 1. Gudruns Entführung. (Abenteuer IX—XIX.) Hettel und Hilde haben zwei Kinder, einen Sohn Ortwin, eine Tochter Gudrun, die bald ihre Mutter noch an Schönheit übertrifft. Mächtige Fürsten werben um die Hand der Hegelingentochter. Der König Sigfrid von Morland (Land des Moors; nach anderen Maurenland) sucht durch ritterliche Tapferkeit ihr zu gefallen, aber Hettel versagt ihm ihre Hand, und er zieht mit Raub und Brand drohend fort. Darauf sendet Hartmut, der Sohn des Königs von Normannenland, sechzig Boten nach ihr, die mit einer abschlägigen Antwort zurückkehren. Das aber steigert nur Hartmuts Verlangen nach der schönen Jungfrau, und er beschließt, verkleidet und unerkannt an Hettels Hof zu gehen. Inzwischen ist ein dritter Freiersmann im Hegelingenland erschienen: Herwig von Seeland (friesische Seelande); auch er wird von Hettel verschmäht und abgewiesen. Kaum hatte er zornig das Land verlassen, da kam Hartmut, wie er sich's vorgenommen, wirklich unerkannt an Hettels Hof. Der Königstochter ließ er heimlich sagen, wer er sei; sie aber, die mit dem schönen Jüngling Mitleid fühlte, riet ihm, ihres Vaters Zorn zu fliehen und wegzueilen — es würde um sein Leben geschehen sein, wenn Hettel ihn erkennen sollte. Hartmut folgte dem Rat und zog heim, aber nur um sich zum Kriege zu rüsten; denn nun er die schöne Gudrun selbst gesehen, wollte er sie um jeden Preis erwerben. Inzwischen hatte Herwig seine Mannen gesammelt und war mit dreitausend vor Hettels Burg erschienen.

Es schlug aus manchem Helme den flammenheißen Wind
der Seelandskönig Herwig. Es sah des Wirtes Kind,
die schöne Gudrun, nimmer so herrliche Augenweide,
es deuchte sie so wacker der Held, das war ihr beides, lieb und leide. (B.)

Herwig und Hettel geraten im kühnen Heldenmut aneinander: „da flammte helle Glut aus ihrem Schildgespänge, da gab es rote Wunden" — endlich tritt Gudrun selbst dazwischen, es wird Frieden gestiftet und die Königstochter dem Helden verlobt — nach Ablauf eines Jahres soll er sie heimführen. — Als Sigfrid von Morland davon Kunde erhält, unternimmt er eine Heerfahrt gegen Herwig. Der Seelandskönig gerät in große Not und sendet Gudrun die schlimme Kunde; auf ihre Bitte zieht Hettel dem künftigen Eidam zu Hilfe. Verlobung.

Während so das Hegelingenland seiner streitbaren Männer ganz bar ist, rüsten Ludwig und Hartmut von der Normandie, welche durch Späher davon Kunde erhalten, ein gewaltiges Heer und segeln in das ferne Land; bald sehen sie hell die Burg der Hegelinge ragen Durch Boten läßt nun Hartmut nochmals der edlen Königstochter seine Minne antragen mit der Drohung, sie mit Gewalt fortzuführen, wenn sie ihm nicht freiwillig folge. Und als Gudrun es für unmöglich erklärt, dem Normannenfürsten anzugehören, weil sie Herwig verlobt sei, brechen Ludwig und Hartmut mit ihrem Heldenheer in die Burg und führen Gudrun mit ihrem Ingesinde, 62 Jungfrauen, unter ihnen Hildburg, hinweg. Weinend schaut ihnen die hilflose Mutter, Königin Hilde, nach; dann aber entsendet sie Boten mit der Unglücksmäre an Hettel und Herwig. Diese bieten Sigfrid einen ehrenvollen Frieden, und mit ihm vereint machen sie sich zur Verfolgung der Räuber auf. Auf dem Wülpensand (Wulpenwert), einer Insel an der Scheldemündung, rasteten die Normannen mit ihrer Beute, als die Rächer, die Hegelinge, herangesegelt kamen. Hier wurde nun die in des Pfaffen Lamprecht Alexanderliede (S. 45) schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erwähnte und in anderen alten Liedern durch ganz Deutschland besungene fürchterliche Schlacht geschlagen, die vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Nacht ununterbrochen währte — Normannenkriegszug.

man sah die Meeresflut
von all den Heldenleichen gefärbt in heißem Blut,
rot sah man allenthalben am Strande hin die Wogen. (B.)

Tiefer und tiefer sinkt der Abend, und mit ihm sinken immer mehr Hegelinge.

Hettel und Ludwig trugen hoch in der Hand
ihre scharfen Waffen; jedweder fand
nun erst am andern Kunde, wie stark und kühn er wäre;
Ludwig schlug da Hettel; das war viel Herzen eine leide Märe.

Als Wate der Grimme vernahm des Königs Tod,
da hub er an zu limmen (toben) wie ein Eber; Abendrot
sah man von Helmen scheinen bei seinen schnellen Schlägen:
so taten auch die Seinen; in großem Zorne sah man all die Degen. (S.)

Auch Ortwin und Horant wollen den gefallenen Fürsten rächen, aber in der Dunkelheit schlagen sie ihre eigenen Mannen zu Boden. So kommt der Kampf zum Stehen, und unter dem Schutze der Nacht gelingt es den Normannen, ihre Schiffe zu erreichen und mit ihrer Beute zu entfliehen. Als der Tag heraufdämmerte, waren sie weit im Meer, und die Hegelinge mußten sich überzeugen, daß es unmöglich sei, sie einzuholen. Still und schweigend kehrte Wate heim in die verlassene Burg, in die er sonst so oft mit lautem Freudenschall gezogen, und überbringt der entsetzten Hilde die Trauerbotschaft: Sieg der Normannen.

„Was soll ich verschweigen euch die Not?
Nicht will ich euch betrügen, sie liegen alle tot!" (B.)

Die Rache muß verschoben werden, fügt er hinzu —

„— bis sie alle, welche jetzt Kinder vor uns stehn,
zum Schwerte reif gewachsen; wohl mancher edle Waise
gedenkt dann seines Hauses und wird ein Helfer auf der neuen Reise."

Und Hilde sprach: „Gott laß es uns erleben!
Mir armen Frauen währet die Zeit zu lang dahin." (S.)

Im Normannenland.

III. 2. Gudruns Gefangenschaft. (Abenteuer XX—XXVII.) Die Schiffe der Räuber nahen dem Gestade des Normannenlandes. Freudig begrüßt König Ludwig die auftauchenden Türme seiner Hofburg, und freundlich macht er die weinende Gudrun darauf aufmerksam: es solle das alles ihr gehören, wenn sie sich mit Hartmut vermähle. Aber das stillt nicht ihren Kummer.

Es sprach die Hildentochter: „Ihr plagt mich ohne Not.
eh' ich Herrn Hartmut nehme, viel lieber wär' ich tot;
nicht solchen Hauses ist er, daß ich ihn möchte minnen,
den Leib will ich verlieren viel lieber als mir solchen Freund gewinnen." (B.)

Über diese Worte gerät der wilde Normannenhäuptling außer sich vor Wut, er packt die Jungfrau bei den Haaren und wirft sie in die schäumenden Wogen. Hartmut springt der Sinkenden nach, ergreift ihre blonden Zöpfe und zieht sie daran zur Höhe, dann legt er sie mit zärtlicher Sorge in eine Barke. So fahren

Gerlind.

sie zu Lande. — Boten benachrichtigen die Königin Gerlind und ihre Tochter Ortrun von der Ankunft der Helden und der Maid von Hegelingen; Mutter und Tochter eilen mit ihrem Ingesind den Kommenden entgegen. Gudrun erwidert den Kuß Ortruns, weist aber Hartmuts Mutter, die sie auch küssen will, mit strengen Worten zurück. Weiß sie doch, daß von der alten Königin alles bisherige Unheil stammt! Und sie ahnt, daß ihr noch Schlimmeres bevorstehe. Sie täuscht sich nicht, denn als Gudrun an Herwig festhält und sich beharrlich von dem abwendet, dessen Vater den ihrigen erschlagen, verspricht Gerlind dem erfolglosen Liebhaber, der Jungfrau Hoffart zu brechen, während er auf neue Heerfahrten ausziehe. Der junge König willigt ein, empfiehlt aber vor seiner Abfahrt noch der Mutter, „die arme Heimatlose doch ja in aller Güte zu lehren". Gerlind versucht es auch zuerst in Güte, da aber Gudrun fest bleibt, ruft sie ihr wild zu: „Und willst du nicht die Freude, so werde dir das Leid!"

Gudrun mißhandelt.

Die grausame Frau macht das Wort zur vollen Wahrheit. Alle ihre Gefährtinnen, die hochgeborenen Jungfrauen, werden von Gudrun getrennt und müssen Garn winden und spinnen — sie selbst, die Königstochter, muß schmachvolle Magddienste tun, den Ofen heizen, mit ihren Haaren den Staub abkehren und die Zimmer reinigen. Ihr Lager ist eine harte Bank; ihre Nahrung Roggenbrot und Wasser, ja sie wird von Gerlind geschlagen. Vergeblich ist Hartmuts bald freundlich überredende, bald hart drohende Zusprache gegen Gudrun, vergeblich Ortruns schwesterlich liebevolle Bemühung bei der ihr liebgewordenen Fremden. Hartmut, der zuerst der Mutter wegen ihrer grausamen Behandlung Gudruns gezürnt und ihr wiederholt den Weg zur Güte empfohlen hat, verliert nun auch die Geduld und überläßt die Unglückliche gänzlich ihrer Quälerin, die zornig ausruft:

„So will ich, daß die Dirne mir diene fort und fort;
meint sie so fest zu bleiben in ihrem Widerstreben,
so muß sie eben fronen, und keine Ruhe soll es für sie geben." (B.)

Fortan muß Gudrun der Königin Gewänder an den Strand tragen und bei Wind und Wetter, in Schnee und Kälte dort waschen. Die edle Fürstentochter Hildburg erlangt es durch ihr Bitten, daß sie an der schweren Arbeit teilnehmen darf. Sechstehalb Jahre müssen sie so für Gerlind und den ganzen Hofhalt waschen. Aber fest und unerschüttert bleibt Gudruns treues Herz.

Hildes Heerfahrt.

Dreizehn Jahre sind seit Gudruns Entführung verflossen, aus Knaben sind Männer geworden im Hegelingenlande, da beginnt Frau Hilde ein Heer zu rüsten wider die Normannen. Eine starke Flotte wird auf ihren Befehl gebaut,

Freunde und Mannen werden zum Rachezug aufgeboten, auch König Herwig eingeladen, daran teilzunehmen. Alle kommen sie herbei: Horant, Frute, Wate, Herwig, auch Ortwin, Gudruns Bruder.

Man sah von allen Enden einreiten in das Land
die Helden all, zu denen die Königin gesandt;
es mahnte sie die Ehre zum Dienste der Frau Hilden,
wohl sechzigtausend zogen herein zur Königsburg mit Speer und Schilden. (B.)

Unter Horants, des Helden von Dänenland, Führung segeln sie ab und erreichen nach stürmischer Fahrt die Küste der Normandie. Unbemerkt landen sie bei einem Berge, vor dem ein Wald sich ausdehnt.

Die Anker schossen nieder tief zu des Meeres Grunde.
Sie lagen in der Wildnis, in Sicherheit vor jedes Spähers Kunde. (B.)

Rosse und Waffen werden ans Land geschafft. Ortwin und Herwig erbieten sich, als Kundschafter vorauszugehen und nach Gudrun zu forschen.

Vogelbotschaft.

Eines Tages stehen die beiden Königstöchter am Meeresstrand und waschen, wie gewöhnlich, da sehen sie einen schönen Vogel daherschwimmen. Es ist ein göttlicher Bote, der ihnen mit menschlicher Stimme eine gute Botschaft bringt.

Da sprach der schöne Vogel zu Gudrun: „Sei bereit,
dir naht ein hohes Glücke, du heimatlose Maid;
und willst du mich befragen nach deiner Freunde Lande,
ich bring' von ihnen Kunde, Gott schickt mich dir zum Trost zu diesem Strande. (B.)

Und nun gibt er auf alle ihre sehnsüchtigen Fragen Antwort, erzählt von ihrer Mutter Hilde und dem Kriegsheer, das sie gerüstet und ausgesendet, von Ortwin und Herwig und von allen anderen Hegelingen, die zu ihrer Befreiung herbeigekommen sind. Danach verschwindet der wundersame Vogel und läßt die Frauen in nachdenklicher, doch hoffnungsvoller Stimmung zurück. Über den durch die Botschaft veranlaßten Gesprächen waschen sie aber träger als sonst und mußten harte Schelte darum von Gerlinden bei ihrer Rückkehr erleiden. Am nächsten Morgen, als sie wieder zur Arbeit hinaus müssen, ist Schnee gefallen. Umsonst bitten sie die hartherzige Königin, ihnen Schuhe zu geben; barfuß müssen sie durch den Schnee zum Strande waten.

Da mochten sie wohl schicken vor sich auf die Flut
viel sehnliche Blicke, von wo die Boten gut
ihnen nahen sollten, die sie aufzufinden
Hilde die reiche gesendet nach dem edeln Ingesinde. (S.)

Nahe Rettung.

Da gewahrten sie zwei Männer in einer Barke heranfahren. Ihrer Schmach sich schämend entfliehen sie. Aber die beiden, Herwig und Ortwin, springen aus der Barke und rufen sie zurück. Vor Frost beben die schönen Wäscherinnen in ihren nassen Hemden — ihre Haare fliegen im kalten Märzwinde — dennoch weisen sie die wärmenden Mäntel, welche die Männer ihnen bieten, zurück. Ortwin fragt nun nach dem Fürsten des Landes, der sie so elend dienen lasse; Gudrun gibt die gewünschte Auskunft. Herwig mischt sich nicht in das Gespräch —

Der stolze Herwig blickte Gudrunen oftmals an,
sie schien so schön, so herrlich dem königlichen Mann,
daß mancher tiefe Seufzer den Busen ihm erregte;
der Held verglich sie einer, die er im treuen Angedenken hegte. (B.)

Da fragte Ortwin weiter nach den Frauen und insbesondere nach Gudrun, die einst vor Jahren in das Land gekommen. Die sei im Jammer gestorben, antwortet die Gefragte. Tränen brechen aus der Männer Augen, — als aber Herwig den

Verlobungsring zur Begründung seines Schmerzes zeigt, da sagt die Königstochter lächelnd:

„Wohl kenn' ich dieses Ringlein, vorzeiten war es mein;
nun schauet einmal diesen, den mein Geliebter sandte,
als ich verlaßne Waise noch Freude sah in meines Vaters Lande!" (B.)

Da schließt Herwig die herrliche Königsmaid in die Arme und will sie sogleich mit sich hinwegführen, aber Gudruns Bruder erklärt sich entschieden dagegen; er wollte sie nicht dem Feinde wegstehlen. So scheiden sie denn, aber Herwig verspricht der Geliebten:

„Eh morgen scheint die Sonne, steh' ich vor diesen Toren,
vertraue meinem Worte, mit sechzigtausend Helden auserkoren. (B.)

Damit stoßen die Helden in die See, und — so lang sie können, folgen der Mädchen Augen ihnen durch die Wogen.

Jubel Gudruns

So betrübt auch Gudrun über das Scheiden war, sie jauchzte doch mutig auf in dem Gedanken an die bald nahende Befreiung. Freudig und zürnend zugleich warf sie die Leinwand in die Flut; dazu sei sie zu hehr, erklärt sie der ängstlich warnenden Genossin, daß sie für Gerlind je mehr wasche, seit zwei Könige sie geküßt und sie in ihren Armen gehalten. Spät abends langen sie vor der Königsburg an, wo die wilde Gerlind sie mit harten Worten begrüßt und Gudrun nach den Gewändern fragt. Als die „Wölfin" hört, daß die Königstochter sie ins Meer geworfen, befiehlt sie Dornruten zu binden und die Frevlerin damit zu züchtigen. Um dieser Schmach zu entgehen,

Da sprach die Schlaugewandte: „Eins, Frau, sei euch gesagt,
wenn ihr mich heut'ges Tages mit dieser Rute schlagt,
und je mit einer Krone mich Menschenaugen schauen
zur Seite eines Königs, dann lohn' ich euch, ihr dürfet auf mich trauen.

„Erlaßt mir diese Strafe, ihr tut es sicher gern;
den ich bis jetzt verworfen, jetzt wähl' ich ihn zum Herrn;
als Königin will ich wohnen in den normannischen Auen,
komm' ich zur Macht, dann tu' ich etwas, nicht sollt ihr euren Augen trauen." (B.)

Sofort meldet es die Königin ihrem Sohne, der freudig herbeieilt; aber als er Gudrun umarmen will, wehrt sie es ab —

— „Nicht doch, Hartmut, lasset das noch sein!
sähen es die Leute, Unehre brächt's euch ein;
ich bin ein' arme Wäscherin: wie sollt' es der gebühren,
wollt' ein reicher König sie umarmen oder nur berühren? (S.)

Da läßt er Gudrun und ihre Jungfrauen herrlich kleiden und bewirten, und als die Hegelingentöchter nun alle beieinander sitzen und die Frauen weinen, da — seit vierzehn Jahren zum erstenmal — lacht hell das Hildenkind. Als das der alten Königin berichtet wird, ahnt ihr Unheil, und sie warnt ihren Sohn, aber er schlägt es in den Wind und meint, dem armen Kinde sei das Lachen wohl zu gönnen. Die Jungfrauen gehen zur Ruhe, zum erstenmal wieder auf bequemem Lager, und wie jubeln sie, als Gudrun ihnen erzählt, daß die Hilfe und Rettung nahe sei, und als sie „Burgen und Huben" derjenigen ihrer Dienerinnen verheißt, die ihr den Morgen zuerst verkünden würde, der den Tag der Freiheit und Rache heraufführen solle.

Inzwischen waren Herwig und Ortwin zu ihren Genossen zurückgekehrt und hatten den Erfolg ihrer Fahrt berichtet. Als sie erzählten, in welchem Zustande sie Gudrun und Hildburg gefunden, da huben die Helden an zu weinen, aber Wate schalt sie drob und riet ihnen, lieber jetzt ohne Zögern aufzubrechen, um die

„weißen Kleider rot zu waschen, die ihre weißen Hände gewaschen an dem Meer." Er ruft:

„Die Lüfte sind so heiter, es scheint so reich und voll
der Mond vom Himmel nieder, mir ist im Herzen wohl;
nun brechet auf vom Strande, ihr lieben Herren! Als Gäste
stehn wir noch, eh' es taget, zusammen morgen vor Herrn Ludwigs Feste." (B.)

Aufbruch zum Kampf.

Bei hellem Mondschein segeln sie fort, und als der Morgenstern aufgeht, sieht eine von Gudruns Jungfrauen, die am Fenster steht, das Gefild leuchten von Waffen und das Meer voll Segel; raschen Schrittes eilt sie zu Gudruns Lagerstatt und weckt die Schlummernde. Gleichzeitig hört man von den Zinnen des Königs Wächter rufen:

„Wohl auf, ihr stolzen Recken, wohl auf, Herr, zu den Waffen!
Ihr kühnen Normannen, allzulang, mich dünkt, habt ihr geschlafen." (S.)

III. 3. Gudruns Befreiung. (Abenteuer XXVIII—XXXII.)

Dem Streite ging's entgegen; der Held von Stürmeland
begann ein Horn zu blasen, weit über den Ufersand
erklang es allgewaltig, wohl über dreißig Meilen,
zu Königin Hildens Banner sah man die stolzen Hegelinge eilen. (B.)

Und zum zweiten- und drittenmale blies der alte Wate, daß die Eckfteine fast aus ihren Fugen sprangen, dann hieß er den Degen Horant der Königin Hilde Banner hochauf schwingen.

Es graute sie vor Wate, man hörte keinen Laut,
da tönte Rossewiehern; des Königs Herwigs Braut
stand oben in der Zinne, in stolzer Reihe zogen
die kühnen Normannhelden und König Hartmut aus des Tores Bogen. (B.)

Vor der Burg.

Der Kampf beginnt vor der Burg; bald strömt zur Erde das Blut in roten Bächen nieder. Mannhaft sinken die Helden; der alte König Ludwig wird von Herwig erschlagen. Die böse Gerlind will dafür Gudrun töten lassen, aber Hartmut eilt dazwischen und scheucht den Mörder edelmütig zurück. Bald darauf gerät er in Kampf mit Wate und ist dem Falle nahe, da läßt Gudrun, durch Ortruns Bitten erweicht, bei dem Alten durch Herwig Fürbitte einlegen. Er weist es schroff zurück. Und als Herwig, Gudrun zu Liebe, kühn zwischen die Kämpfenden springt, schlägt ihm Wate einen so meisterhaften Schlag, daß er zu Boden stürzt; seine Helden helfen ihm von dannen und reißen auch Hartmut weg aus Wates Gewalt. So ist Hartmut in die Gefangenschaft seiner Feinde geraten und mit ihm achtzig seiner Ritter; die anderen kamen alle um.

Einnahme der Burg.

In ergrimmtem Sturme nahm nun Herr Wate die Burg, alles vor sich her niederhauend und selbst die Kinder in der Wiege nicht verschonend. Die Königin Gerlind, die sich zu Gudrun flüchtet, wird ihm durch eine Dienerin verraten; da packt er sie wild und ruft ihr zu in grimmem Zorne:

„Frau Königin Gerlinde,
jetzt laßt ihr nimmer waschen von meiner Landesfürstin holdem Kinde!" (B.)

Und damit schlug er ihr das Haupt ab. Dasselbe tat er auch der jungen Herzogin Hergart von Gudruns Gefolge, die Hartmuts Schenken um hohe Minne genommen und viel Hoffart getrieben. Ortrun aber und das andere Hofgesinde ließ er, auf Gudruns Fürbitte, leben.

Nun schwieg auf dem Gefilde des grimmen Kampfes Schall.
Da schritt der König Herwig in Ludwigs hohen Saal
Mit seinen Kampfgesellen: er war von Blute rot.
Wie trauten Gruß Frau Kudrun dem Heißgeliebten bot! (L.)

Es werden darauf die Toten aus den Kammern und Sälen der Burg herausgeschafft, von den Wänden das rote Schlachtenblut gewaschen, damit Gudrun darin wohnen könne, während die Helden hinausziehen, „das Erbe Hartmuts zu beschauen". Nun wird das Land ringsum verheert, die Burgen gebrochen. Nach solcher Vergeltung schiffen die Hegelingen sich wieder ein mit Gudrun und großer Beute; unter den Gefangenen Hartmut, der wackere Königssohn.

Heimkehr der Hegelinge.

Im Jubel fuhr nun das Hegelingenheer der Heimat zu; leicht schwebten ihre Schiffe bei günstigem Winde über das Wasser, und bald lag das von allen ersehnte Gestade vor ihren Augen. Königin Hilde, durch Wates Boten vorher benachrichtigt, empfing die Heimkehrenden am Strande, aber unter der Schar der Frauen erkannte sie Gudrun nicht, bis einer der Helden sie ihr zuführte und sie einander küßten — wie schnell da Leid und Trauer ihnen schwanden! Auf Gudruns Bitte gewährte sie auch Ortrun ihre Huld, die der Tochter in dem jahrelangen Elend eine treue Freundin gewesen war. Auch Hartmut und die Seinen wurden auf ihr Wort, nicht zu entfliehen, von den Fesseln befreit. Große Festlichkeiten wurden gerüstet zur Hochzeit Herwigs und der lieblichen Gudrun. Zur Aussöhnung des Hasses zwischen den feindlichen Stämmen wurde sodann Ortrun von Normannenland dem tapferen Ortwin vermählt, und Gudrun, die dazu selbst die Anregung gegeben, veranlaßte auch noch zwei andere Bündnisse: Hartmuts mit ihrer langjährigen Leidensgenossin Hildburg und Sigfrids von Morland mit Herwigs Schwester.

Gudruns Hochzeit.

Vier bräutliche Paare werden vereint, — Leid und Trauer wandeln sich in Freude, der Völker Streit und Hader in Frieden und brüderliches Bündnis zu Schutz und Trutz.

Übersetzungen der Gudrun.

Das Gudrunlied, das v. d. Hagen „die wunderbare Nebensonne der Nibelungen" nannte, wurde gerade 300 Jahre nach Maximilians Tode wieder ans Licht gezogen, aufmerksam untersucht und gelesen. Seitdem ist es wiederholt herausgegeben und in unser heutiges Deutsch übertragen, letzteres namentlich von Simrock, Ludwig Freytag, Wilhelm von Plönnies, Bacmeister, G. L. Klee, Legerlotz 2c. im Versmaß des Originals; von San Marte (Schulz) und von Emil Engelmann in einer den Originalcharakter etwas verwischenden, aber seine Schönheit der Neuzeit wirksam erschließenden, freien Umdichtung. H. Löschhorn hat in den Denkmälern der älteren deutschen Literatur den echten Kern gut herausgeschält und von den 1705 Strophen 750 übertragen und zu einem lesbaren Ganzen vereinigt. In seiner „Iduna" hat Heinrich Keck die Sage durch eine treffliche Wiedererzählung in Prosa dem modernen Verständnis nahe gebracht. Als Schauspiel ist es von Viktor v. Strauß, Julius Grosse u. a. bearbeitet worden. Im ganzen ist es unverdientermaßen viel weniger bekannt als das Nibelungenlied, dem es, wie Jakob Grimm urteilt, „an innerem Gehalt nahe steht" und das „es in der Anlage des Ganzen und regelmäßig fortschreitender Entwicklung übertrifft." Der Grund liegt darin, daß seine Schönheit durch die zum Teil recht törichte Überarbeitung der Spielleute arg entstellt ist.

Neuerdings hat Gotthold Klee die deutschen Heldensagen, aus den besten alten Quellen geschöpft, in geschmackvoller Prosa wiedererzählt: eine verdienstvolle Arbeit, die in hohem Grade geeignet ist, den reichen Schatz des alten epischen Volksgesanges unserer Jugend zu eröffnen.

Kunstdichtung.

A. Epische Poesie.

Während die national gesinnten Kreise und das einfachere Volk sich an diesen Spielmannsdichtungen erfreuten, herrschte an den meisten Höfen der Fürsten und des Adels zugleich mit dem französischen Geschmack und ritterlichen Sitten das **Kunstepos**. Mit vornehmer Geringschätzung blickten die meisten höfischen Dichter auf die heimatliche Sage herab und schöpften aus französischen Quellen. Anhäufung von seltsamen und fremdartigen Abenteuern herrscht in ihren Werken vor: „fremdiu mære und fremde namen hât diu aventiure" sagt Wirnt von Gravenberg im „Wigalois". Dazu wird der Fluß der Ereignisse durch breite Schilderungen und weitschweifige Reflexionen gehemmt, die dem Volksgesange ursprünglich fremd waren. Mit moralischen Betrachtungen, ja mit Gebet heben die Kunstepen oft an. Doch bilden den Gegenstand der Darstellung ritterliches Leben, ritterliche Abenteuer und der aus Frankreich eingeführte Frauendienst. Auch treten die Verfasser mit ihren Namen und ihren subjektiven Erörterungen öfter hervor. Jeder der bedeutenden Kunstdichter hat seinen eigenen Stil, der von späteren zum Muster genommen wurde. Als Begründer des höfischen Epos haben wir Heinrich von Veldeke (S. 54) kennen gelernt. Den Höhepunkt erreichte die neue Kunst in Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Hartmann von Aue. Ihnen ordnen sich die zahlreichen anderen fast sämtlich unter, teils als Nachahmer, teils als Fortsetzer ihrer unvollendet gebliebenen Werke. Hofepik.

Wolfram von Eschenbach.

Im bayerischen Kreis Mittelfranken, dem ehemaligen bayerischen Nordgau, vier Stunden von Ansbach, liegt ein kleines hochummauertes Städtchen, **Eschenbach**, der Stammsitz des altadeligen Geschlechtes, dem **Wolfram** als Ritter diente. Wann er geboren, wo er geboren, ist unbekannt, aber sicher ist, daß seine Geburt in die Zeit des großen Kaisers Rotbart fiel, wie sein Tod in die Friedrichs II. von Hohenstaufen. Der gedankenreichste und tiefsinnigste Dichter des Mittelalters war arm an irdischem Gut; er besaß nur ein sehr bescheidenes Lehen in Wildenberg, wohl in der Nähe des heutigen Dorfes Wehlenberg, das ehemals Wildenbergen hieß und eine Meile südlich von Eschenbach bei Altenmuhr liegt, und dieser Umstand wie die Sucht nach ritterlichen Abenteuern mag ihn auf die Wanderschaft getrieben, zum Fahrenden gemacht haben. Wolframs Leben.

Daheim in meinem eignen Haus
freut sich auch selten eine Maus —
die Maus muß ihre Speise stehlen;
die braucht man nicht vor mir zu hehlen;
ich finde keine offen —

scherzt er selber im „Parzival" über seine bedrängte Lage. Die ihm von Gott verliehene Kunst

Abb. 18. Das Wappen der bayerischen Familie von Eschenbach. Nach Siebmachers Wappenbuch.

war sein Reichtum, der Gesang oft die Quelle seines Unterhaltes. Als Dichter war er froh willkommen geheißen auf den Schlössern der Herren und Fürsten, wo er als Ritter einkehrte.

„Wer Schildes Amt üben will,
der muß durchstreichen Lande viel —"

sagt er selbst, und die Heidelberger Liederhandschrift stellt ihn dar, wie er im Ringpanzer, darüber den Wappenrock, das Schwert umgegürtet, das Haupt in geschlossenem Helm, den Schild in der Linken, das Banner in der Rechten, vor seinem gesattelten und gezäumten Rosse dasteht. Sein Wappen aber war nicht das in jener Zeichnung auf dem Schilde dargestellte, sondern wie es Konrad Grünenbergs altes Wappenbuch (1480—93) enthält; dieses zeigt im goldnen Schilde und auf dem den Schild krönenden Helme einen roten Topf mit Gießschnabel am Bauche und bogenförmiger Handhabe über der Mündung, aus dem oberen Topfe sprießen fünf tulpenartige weiße Blumen, wahrscheinlich Maiglöckchen. (Abb. 20, S. 115. Vgl. Beilage Nr. 20.)

Von Wolframs Lebensschicksalen ist wenig bekannt; aber wir wissen mit Bestimmtheit, daß er lange an dem Hofe des kriegerischen und doch so kunstliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen (1195—1215) weilte. Auf der Wartburg bei Eisenach hielt dieser freigebige Fürst, dessen Name auch in den Reihen der Minnesänger uns begegnet, einen friedlichen und prächtigen Hof und sammelte um sich einen Kreis edler deutscher Sänger, wie es sechshundert Jahre später ein Fürst desselben Landes in dem benachbarten Weimar tat. In lebhaften Farben schildert Walther von der Vogelweide das geräuschvolle Treiben an diesem Hofe:

Wer in den Ohren siech ist oder krank im Haupt,
der meide ja Thüringens Hof, wenn er mir glaubt:
käm' er dahin, er würde ganz betöret;

Ich drang so lange zu, daß ich nicht mehr vermag,
ein Zug fährt ein, ein andrer aus, so Nacht als Tag.
Ein Wunder ist's, daß da noch jemand höret.

Der Landgraf hat so milden Mut,
daß er mit stolzen Händen seine Habe vertut;
manch wackern Kämpen gäben ab die Zecher.
Sein hoher Sinn ist mir wohl kund:
und gält' ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
leer stünde dort nie eines Ritters Becher.

Schärfer spricht sich Wolfram, der hier mit Walther zusammenkam, über den Mißbrauch aus, der mit der Gastfreiheit dieses Hauses vielfach getrieben wurde. Er wünscht dem Landgrafen einen strengen Seneschall, der Ordnung schaffte —

da wahre Milde dir gebot
deinen Hof so bunt zu mischen,
daß zu den Werten, Höfischen
auch viel Verächtliche dringen —
darum muß Herr Walther singen:
„Gut und Böse, guten Tag."

Wolframs männliche Würde und sittlicher Ernst, der sich hier wie in allen seinen Dichtungen ausspricht, verschafften ihm an dem buntbelebten Hofe zu Thüringen eine hervorragende Stelle, wie auch der sagenhafte Nachklang an das dortige dichterische Zusammenleben: „Der Sängerkrieg auf der Wartburg", den wir später noch eingehender kennen lernen werden, eine solche ihm einräumt. In das Jahr 1207 legen die thüringischen Chroniken diesen Dichterkampf; um jene

Wolfram von Eschenbach.

Miniatur aus der Grossen Heidelberger (Manessischen) Handschrift.
(Verkleinert.)

Verlag von Velhagen & Klasing Bielefeld u. Leipzig.

Property of
Hawthorne, N. Y.

Zeit weilte wohl Wolfram schon auf der Wartburg; dort sang er seine „Tagelieder", dort dichtete er seinen „Parzival", der gegen 1215 vollendet sein mochte; dort empfing er die Anregung zu seinem „Willehalm".

Nach Landgraf Hermanns Tode, dessen Nachfolger Ludwig kein Freund der ritterlichen Dichtung war, verließ Wolfram Thüringen und kehrte in seine Heimat zurück. Dort starb er und ward im Frauenmünster zu Eschenbach begraben.

Aus mehrfachen Andeutungen seiner Gedichte können wir entnehmen, daß Wolfram verheiratet war; gern rühmt er das Glück des ehelichen Lebens, er gedenkt einer geliebten Tochter, spricht von dem Gehenlernen der Kinder. Sein großes Gedicht widmet er in zarter Weise einer Frau, deren Name unbekannt geblieben ist. In vielen Stellen seiner Dichtungen gibt sich eine hohe Frauenverehrung kund.

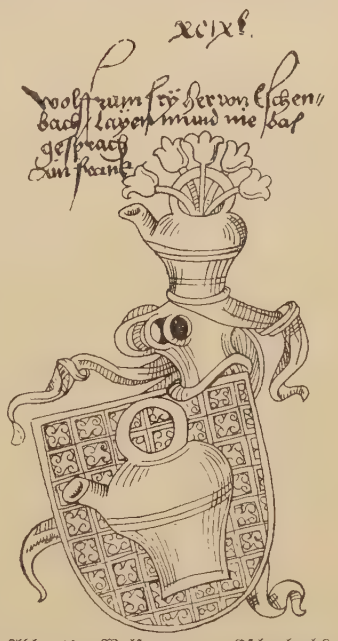


Abb. 19. Wolfram von Eschenbachs Wappen nach Konrad Grünenbergs Wappenbuch.

Wolfram besaß keine gelehrte Bildung, wie sie manche Dichter jener Zeit auf Klosterschulen erhielten; er war im Waffenhandwerk aufgewachsen und konnte weder lesen noch schreiben:

„Swaz an den buochen stêt geschriben,
des bin ich künstelôs beliben —"

gesteht er selbst im „Willehalm". (Vgl. Scheffels darauf bezügliches Gedicht: „Wolfram, dem Landgrafen Hermann den Parzival überreichend" in „Frau Aventiure" S. 29 ff.) Um so überraschender ist die Macht seines Gedächtnisses, das sicher festhielt, was er einmal vernommen hatte. Er besaß eine umfassende und gründliche Kenntnis heimischer und fremder Sagen und war auch so weit des Französischen mächtig, daß er die ihm nur vorgelesene französische Quelle seiner Dichtungen beherrschte. Er lebte mit ganzer Seele in den Stoffen derselben, die er in ihrer sittlichen Bedeutung auffaßte und christlich vertiefte. So erwarb er trotz manchen Widerspruchs und Spottes die Anerkennung und Bewunderung seiner Zeitgenossen, aber sein Ruhm überlebte sein Jahrhundert und ist aufs neue erstanden in unseren Tagen. Das Denkmal, das König Max II. von Bayern ihm in Eschenbach 1861 in Gestalt eines von seinem Standbild gekrönten Brunnens gesetzt, ist ein Ausdruck der neu erwachten Liebe unseres Volkes zu seinen Dichtungen.

Wolframs epische Dichtungen.

Wolframs lyrische Poesien sind wenig zahlreich und unbedeutender als seine drei epischen Dichtungen.

Diese sind: 1) Parzival. 2) Titurel (mehrere epische Einzellieder). 3) Willehalm.

Zum Verständnis des ältesten und bedeutendsten von Wolframs Gedichten, des **„Parzival"**, zu dem die Titurellieder gewissermaßen wie ein Teil zum Ganzen gehören, ist es nötig, die beiden Sagenkreise, welche demselben zu Grunde liegen und darin verschmolzen sind, zunächst kennen zu lernen. Es sind die Sagen von König Artus' Tafelrunde, in denen das weltliche Rittertum, und die vom heiligen Gral, in denen das geistliche Rittertum gefeiert wird. Teils bei den Briten, teils in Nordspanien und Südfrankreich entstanden, wurden diese Sagen in Frankreich künstlerisch ausgestaltet und kamen von dort zu uns.

König Artus und die Tafelrunde.

König Artus.

Artus oder Arthur, der letzte Held des erst von den Römern besiegten und auf kleinen Besitz zurückgedrängten, einst allein in Britannien herrschenden Keltenstammes, hatte sich durch seine Tapferkeit von einem kleinen Häuptling der Siluren oder Dammonier zum König aller Briten aufgeschwungen und als solcher mehrere namhafte Siege über die germanischen Eindringlinge des sechsten Jahrhunderts davongetragen, hatte die Freiheit, Sprache und Sitte des Vaterlandes geschützt und gegen die Fremden verteidigt. Bis an seinen Heldentod im Jahre 542 war es ihm gelungen, die Unabhängigkeit seines Volkes gegen die Sachsen zu behaupten; erst gegen 590 fand der Untergang der keltischen Macht in dem Verzweiflungskampfe um die Feste Caltranz statt, den ein britischer Barde, Aneurin, in seinem Epos „Gododin" später ergreifend schilderte. Damals auf den Rand und die Gebirgshörner des Inselllandes hinausgetrieben, sind die Kelten nie wieder emporgekommen, wenngleich sich ihre Sprache in Wallis, in der Bretagne, in Irland und in den Hochlanden von Schottland sogar bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Mit der Sprache ist auch die keltische Sage dort heimisch geblieben, vor allem aber zeugen noch heute zahlreiche Erinnerungen von der hervorragenden Stellung, die König Artus darin eingenommen. (In Deutschland erinnern die Artushöfe in Danzig, Thorn u. a. Städten an ihn.) „Um ihn sammelte sich," wie Vilmar es schön deutet, „das erlöschende Nationalbewußtsein des von Römern und Germanen aus der Reihe der herrschenden Völker Europas verdrängten Keltenvolkes," und „er hat zur Vergeltung der politischen Vernichtung seines Volkes mit seinen Heldensagen nahe an ein Jahrtausend lang die ganze romanische und germanische Welt erfüllt und poetisch beherrscht." Lange wähnte ihn sein Volk ungestorben wie das unserige seinen Kaiser Barbarossa und erhoffte seine glorreiche Rückkehr und damit seine eigene nationale Auferstehung; allmählich verblaßte aber die Heldengestalt, und es ward in den französischen Umbildungen und deutschen Bearbeitungen daraus ein mittelalterlicher Lehnskönig von großer Freigiebigkeit und dem Minnedienste hold, dessen Edle und Tischgenossen täglich auszogen und abenteuerliche Heldentaten verrichteten im Dienste der Frauen. Der Kern der so gestalteten Sage ist der folgende:

Artussage.

König **Artus**, Uters Sohn, hält Hof in Kaerllion ar Wsk, seiner Residenz am Usk in Wales mit Gwenhwywar (Ginevra), der Tochter eines Herzogs von Cornwallis, seiner schönen Gemahlin. Um sich hat er einen glänzenden Hofstaat von vielen tausend Rittern versammelt, die nicht zu Morgen essen, bevor sich ein Abenteuer gezeigt, das sie dann auf wunderbare Irrfahrten zu Heldentaten hinausführt. Zugleich sind aber diese unerschrockenen Kämpen auch Vorbilder edler Ritterssitte und feiner Hofzucht. Auf den Rat des Zauberers Merlin hat König Artus die Tafelrunde gegründet, einen engeren Kreis von zwölf auserwählten Rittern, der so nach der runden Tafel genannt ist, um die sie mit dem König und der Königin sitzen. Alle sind hier gleichberechtigt, die runde Tafel gestattet keinen Vorrang und keinen Ehrensitz. Dieser Tafelrunde anzugehören war die höchste Ehre eines Ritters. Es fehlte nie an Kurzweil — nirgends gab es wertere Aventiure als bei König Artus. Allein oder in Gemeinschaft zogen sie aus auf Abenteuer, deren Beschreibung den Inhalt zahlreicher Rittergedichte bildet, zur Beschützung bedrängter Fräulein, zur Bekämpfung fremder Ritter oder schreckhafter Riesen, zur Eroberung verzauberter Paläste u. s. w. Die hervorragendsten Helden sind Gawan, Artus' Neffe, Parzival (keltisch Peredur), Lohengrin, Tristan, Iwein, Erec, Wigalois u. a. Heldenhafte Züge der alten Volkssage zeigt die Gestalt des wilden Segremors, den man binden mußte, um ihn vom Fechten zurückzuhalten. Die oft scharfe Hofzucht wird durch den Seneschall Keie vertreten.

Mit dieser Artussage verband sich nun, zuerst in Frankreich

Die Sage vom heiligen Gral.

Wie Uhland es tief poetisch ausdrückt, sind die Dichtungen von der Tafelrunde „ein Kreis grüner, nur an der Spitze leicht geröteter Blätter, in denen die purpurne Blume selbst, die Sage vom Gral, ruht".

Ein köstlicher Jaspis, der edle Stein, durch dessen Kraft der Phönix aus der Asche sich verjüngt, war bei dem Sturze Lucifers aus seiner Krone gefallen, aber Engel hielten ihn lange schwebend in der Luft. Als Christus nun auf die Erde kommen sollte, kam auch jener wundervoll glänzende Stein dorthin, und es wurde daraus eine Schale verfertigt, die in den Besitz des Joseph von Arimathia gelangte. Aus dieser Schale reichte der Heiland in der Nacht, da er verraten wurde, seinen Jüngern das Brot des Lebens; in derselben fing Joseph das Blut des Gekreuzigten auf, das aus seiner Seite floß, da der Kriegsknecht Longinus sie mit der Lanze öffnete. Darum besaß diese Schale fortan Kräfte des ewigen Lebens. Wer sie anschaut, nur einen Tag anschaut, der kann in derselben Woche noch nicht sterben, wer sie unaufhörlich anblickt, dem wird nicht bleich die Farbe noch grau das Haar, und schaute er sie jahrhundertelang an. So berichtet die Sage, daß Joseph von Arimathia, von den Juden ins Gefängnis geworfen, in demselben 42 Jahre lang durch die Wunderkraft dieser Schale, die Christus ihm gebracht, ohne andere Speise am Leben erhalten worden sei. Diese Schale ist nun der **heilige Gral** (von dem altfranzösischen Wort greal, aus Lateinisch gradalis, das eine Schüssel mit stufenweis aufsteigenden Wänden bedeutet), zugleich ein Sinnbild der durch Christi Tod der Menschheit erworbenen Seligkeit. Dieser Gral ist so schwer, daß das ganze sündige Menschengeschlecht ihn nicht heben noch fortbewegen kann, und doch so leicht, daß die Hand einer keuschen Frau es zu tun vermag; denn nur Herzensreinheit hat diese Macht. Als nun Joseph bei der Zerstörung von Jerusalem durch Titus aus seinem Kerker befreit wurde, erhielt er von einem Engel den Befehl, für den Gral einen Behälter zu machen, den zu öffnen ihm alle Tage erlaubt sein solle. Er tat es und durchzog mit dem ihm anvertrauten Heiligtum die Lande, das Evangelium verkündend; so kam er eines Tages zu einem Könige Ebron, welcher zwölf Söhne hatte. Diese fragte Joseph, was sie einmal werden wollten; da entschieden sich elf für weltliches Leben und ehelichen Stand, der zwölfte aber erklärte, keusch bleiben und dem Gral sein Leben widmen zu wollen. Entzückt umarmte Joseph den frommen Jüngling und bestellte ihn zu seinem Nachfolger, wenn er selbst einst heimgerufen werde, mit dem Befehl, dafür zu sorgen, daß die Hut des Grales, zu dessen Aufbewahrung eine prächtige Burg erbaut wurde, immer in reinen Händen bleibe. Von da an ist es die höchste Ehre und Würde der Menschheit, das Heiligtum des Grales zu hüten. Gralsage.

Nach einer anderen Gestalt der Sage war lange Zeit nach Christi Tod niemand würdig erfunden worden, dieses Heiligtum zu hüten, und Engel mußten es schwebend in der Luft halten. Da wurde zu diesem Dienste **Titurel**, ein französischer Königssohn, nach Salvaterre in Biscaya geführt, wo er auf dem unnahbaren Berge Montsalvage (Montsalvatsch = wohlbewahrter Berg, Berg des Heiles; nach anderer Auslegung der wilde Berg) eine Burg baute für die Gralhüter und einen Tempel für das Heiligtum selbst. Titurel ward Gralkönig, weil er als der demütigste und treueste, der reinste und keuscheste Mann erfunden wurde, und sein Nachfolger darf nur werden, wer ihm gleicht. Unter ihm stehen die Gralritter, die nicht nach Stand und Geschlecht, sondern nur nach dem Maß ihrer Tugenden zu diesem geistlichen Ritterorden zugelassen werden, der sich fort und fort in starker Männlichkeit und Tapferkeit, in Treue gegen Gott und die Frauen, in Selbstverleugnung und Herzenseinfalt bewähren muß. Die Gralritter heißen Templeise, d. h. Tempelhüter oder Templer. (Dieser Zug der Sage erinnert Titurel.

an den historischen Tempelorden, der im südlichen Frankreich und nordöstlichen Spanien große Besitzungen hatte. Das erste Tempelhaus wurde 1136 in den Pyrenäen durch Graf Roger III. von Foix gestiftet.) Ernährt und erhalten werden sie durch den Gral, in den an jedem Karfreitag eine leuchtend weiße Taube die Hostie (das neue Manna und Brot des Lebens) vom Himmel niederbringt, wodurch seine Lebenskräfte immer wieder erneuert werden. Durch dieses heilige Rittertum findet nun die oft erwogene Frage, „wie der Welt Lob und der Seele Heil zu gewinnen sei," „wie Reichtum, weltliche Ehre und Gottes Huld in Einen Schrein kommen mögen," ihre Lösung. Ein ritterliches Leben in der Weihe des Christenglaubens ist Pflicht der Hüter des Grals.

Titurels Burg.

Hoch und herrlich ragen Titurels Tempel und Burg empor. Der Gipfel des Berges Monsalvatsch, auf dem dieselben sich erheben, besteht aus einem großen Onyx und ist so glatt und glänzend wie der Mond. Der Tempel, dessen Grundriß Titurel nach langem Sinnen eines Tages von unsichtbarer Hand auf dem Felsen aufgezeichnet findet, eine Rotunde, ist von 72 achteckigen Chören oder Kapellen kranzartig umgeben. Auf je zwei Kapellen steht ein Turm von sechs Stockwerken, auf der Spitze eines jeden dieser 36 Türme leuchtet hell ein Rubin, auf ihm ein hohes lichtes Kreuz von Kristall, auf dem Kreuz ein Adler von Gold mit ausgespannten Flügeln. Inmitten dieser Türme erhebt sich ein doppelt so hoher Turm, auf dessen Spitze ein Karfunkel tags erglänzt und nachts durch den tiefen Wald den Templeisen zur Heimkehr leuchtet. Der ganze Bau ruhte auf ehernen Säulen, von denen schlanke Bogen zu schwindelnder Höhe sich emporschwangen; oben umspannte sie ein prächtiges Gewölbe von himmelblauem Saphir, das mit hellen Karfunkeln wie mit Sternen übersäet war, und in dessen Mitte eine smaragdene Scheibe mit dem Lamm und der Kreuzesfahne sich befand. Auch die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond waren dort aus edlen Steinen gebildet, die bewegten sich Tag und Nacht, und goldene Cymbeln verkündeten mit süßem Ton die sieben Gebetsstunden des Tages, den König und die Ritter allezeit zu mahnen, „nach Gottes Thron zu trachten und alle Dinge zu verschmähen, welche der Himmelskrone verlustig machen, der Krone, welche die Armen gleich den Königen erhebt." Alle Altarsteine waren ebenfalls aus blauem Saphir, darüber lagen grüne Samtdecken ausgebreitet. Der Estrich bestand aus wasserhellem Kristall, unter dem man aus Onyx Fische und allerlei Meerwunder erblickte. Die Fenster aus lichten Beryllen und Kristallen kunstvoll geschliffen, trugen zu dem strahlenden Glanz des Innern bei, doch war er gemildert durch die aus farbigen Edelsteinen gefertigten eingesetzten Bilder, durch welche das Licht farbig hineinfiel. In der Mitte des Tempels unter dem großen Turm war der ganze Bau im kleinen nachgeahmt, ein kunstvolles Sakramentshäuschen, in dem der heilige Gral selbst aufbewahrt wurde. Ringsum in den Kapellen hingen Ampeln mit Balsamöl von farbigem Kristall, goldig und rosenfarbig Tag und Nacht erglühend. Am Westende war ein reiches Orgelwerk; ein großer goldener Baum mit Ästen und Zweigen und Laub voll der schönsten Singvögel, in die von Bälgen Wind geleitet wurde, so daß ein jeder nach seiner Art sang, je nachdem der kundige Meister das Werk spielte.

Dieser in dem jüngeren „**Titurel**" (s. S. 107) beschriebene Bau erinnert vielfach an den des Neuen Jerusalems in der Offenbarung Johannis, wenn auch deutsch umgebildet; Kaiser Karl IV. ließ nach dieser Schilderung die schöne Kreuzeskapelle auf der Burg Karlstein bei Prag bauen, die noch heute zum Teil existiert.

Um diesen von einer weiten Burg umschlossenen Tempel breitete sich ein dichter, sechzig Tagerasten weiter Wald von Ebenholzbäumen, Cypressen und Cedern aus, durch welchen niemand hindurchdringen konnte, der nicht gerufen war. Anderseits aber wurde das Geheimnis des Grals niemand erschlossen, wenn er nicht fragte; wer, wenn berufen, stumm und gleichgültig davor stehen blieb, der

war für immer ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Gralhüter. — So ist der Gral ein tiefsinniges Symbol des in Christus zu erlangenden Heiles, dessen nur der teilhaftig wird, der danach fragt, und der dem an ihn ergangenen Rufe nicht Gleichgültigkeit und Stumpfsinn entgegensetzt. Die Hostie, durch die der Gral seine nährende und verjüngende Kraft gewinnt, ist ein Sinnbild des Brotes des Lebens, das vom Himmel gekommen nicht hungern noch dürsten, das nimmermehr sterben läßt.

Die Gralsage mit der Artussage zu einem Kunstepos verbunden, aber im Vergleich zu dem eben Erzählten vielfach verändert, tritt uns in Wolframs größter Dichtung entgegen, in seinem

Parzival,

den er nach dem verlorenen Werke eines französischen Dichters geschaffen hat.

Dieses tiefsinnige, oft dunkele und schwer verständliche, aber künstlerisch bedeutende Gedicht ist ein Seelengemälde, das uns die innere Entwicklung des Menschen in epischer Form vorführt, wie es sechs Jahrhunderte später Goethes „Faust" im Drama und neuerdings Richard Wagners „Parsifal" in der Oper in anderer Weise erstrebt haben.

Parzival.

Parzival ist der Gott suchende, von Gott sich entfernende, ihn ganz verlierende und endlich nach schweren Kämpfen wiederfindende christliche Ritter. Diesem nach den höchsten sittlichen Gütern ringenden Helden des Gedichtes steht der nach weltlicher irdischer Lust trachtende **Gawan** gegenüber, der im weltlichen Sinn ein Ideal des Rittertums genannt werden kann. Parzival verschmäht das Rittertum nicht, aber er strebt über das irdisch beschränkte hinaus, sein Ziel ist das ihm unbewußt vorschwebende, endlich in der Gralburg erreichte: „ein ritterliches Leben in der Weihe des Christenglaubens", oder wie es der Dichter nennt: „zeitliches Heil im Abglanze des ewigen".

Vorgeschichte. Parzivals Vater Gahmuret, als jüngster Sohn des Königs von Anjou ohne Erbe, fährt wohlgerüstet aus auf Ritterschaft, um sich in der Fremde zu erkämpfen, was ihm daheim versagt ist. Nachdem er dem Kalifen von Bagdad lange in manchem Kriege gedient, befreit er in Zazamank die Mohrenkönigin Belakane und gewinnt ihre Hand und Krone. Aber die Sehnsucht nach neuen Heldentaten und das Verlangen nach Christenlanden und Christenmenschen ließen ihm keine Ruhe. Heimlich entfernte er sich aus dem Land, indem er ein Schreiben an seine Gemahlin hinterließ, in welchem er ihr die Gründe seiner Abreise darlegte und zugleich mitteilte, welchem Volke und Geschlechte er angehöre. Bald nach seiner Entfernung wird Belakane von einem Knaben entbunden, der weiß und schwarz wie eine Elster ist und Feirefiz genannt wird. — Gahmuret erreicht unterdes, von günstigen Winden gefördert, Spanien und landet in Sevilla. Da vernimmt er, daß König Kailet, sein Vetter, zu einem Turnier gezogen, welches die Königin Herzeloide von Waleis nach Kanvoleis ausgeschrieben, wobei sie als Siegespreis ihre Hand und ihr Land verheißen hat. Gahmuret, als

sein Blick die Frauen überglitt
und ihm die Königin erschien
lichtstrahlend, da durchzuckt es ihn
bis in die Füße.

Aus allen Tjosten geht er siegreich hervor, die Hand der Königin wird ihm zugesprochen, aber es bereitet ihm nur Qual; denn er will Belakanen nicht untreu werden; dazu kommen Boten von seiner Jugendgeliebten, Ampflise, Königin von Frankreich, an, die ihm melden, daß ihr Gemahl gestorben, ihre Hand frei sei und ihr Herz noch immer ihm gehöre.

„So nimm hin meine Krone
der Minne zu Lohne",

schreibt sie ihm. Um seine Not zu vollenden, gelangt in diesem Augenblicke noch die Nachricht von dem Tode seines Bruders Galoes an ihn. Sein väterliches Reich Anjou erwartet ihn als König. Von den widerstrebendsten Gefühlen wird er hin und her getrieben, es zieht ihn zu der schönen Herzeloide, die ritterliche Treue treibt ihn zu Ampflise, sein Gewissen mahnt ihn an Belakane — in schlaflosem Jammer vergeht ihm die Nacht. Aber Herzeloide will nicht von ihm lassen — am folgenden Morgen beruft sie ein Schiedsgericht, das den Ausspruch tut, er müsse Herzeloide zur Gemahlin nehmen und ihr Reich mit Anjou vereinigen. Zornig ziehen Ampflisens Boten heim. Gahmuret feiert nun seine Vermählung mit Herzeloide und tritt seine Herrschaft über ihr und über sein eigenes Land an. Anderthalb Jahre vergehen, manches Turnier wird gehalten, manches Fest gefeiert, da erfährt Gahmuret von der Kriegsbedrängnis seines ehemaligen Gebieters in Bagdad und zögert nicht, zu seiner Hilfe aufzubrechen. Durch Verrat verliert er fern von seiner Gemahlin sein Leben. Angstvolle Träume bereiten Herzeloide auf die Schreckenskunde vor. Laut ruft sie und jammert im Schlafe; ihre Dienerinnen springen herbei und wecken sie. Da kommt ein Knappe auf den Hof geritten — aus fernem Morgenlande bringt er den blutigen Speer, der Gahmuret den Todesstoß gegeben. Im Jammer genas sie vierzehn Tage darauf eines Sohnes. Es ist der Held unseres Gedichtes — **Parzival.**

Herzeloide.

Beidiu siufzen unde lachen	Aus ihrem Munde hörte man
kunde ir munt vil wol gemachen,	bald Seufzen und bald Lachen,
Sie fröwete sich ir suns geburt;	sie freut' sich ihres Sohns Geburt:
ir schimph ertranc in riuwen furt.	ihr Scherz ertrank in Tränenfluten. (B.)

Im Walde von Soltane.

Parzivals Jugend. Die Witwe entsagt ihrer Krone und zieht aus ihrem Lande; mitten im wüsten Walde von Soltane läßt sie reuten und pflügen — dort will sie ihr Schmerzenskind vor aller Kunde der Ritterschaft behüten, die dem Vater so verderblich gewesen. Bei Leib und Leben gebietet sie dem Ingesind, das sie mitgenommen, „daß von Rittern schwieg ihr Mund". So wuchs der Knabe gleich einem Einsiedler auf —

durch der Mutterliebe Sorgen
um königliche Zucht betrogen.

Nur ein Spiel wird ihm in diesem Waldesraum gestattet: er schneidet sich Bogen und Bolzen, womit er Vögel schießt. Aber doch ist sein Gemüt so weich, daß er in Tränen ausbricht und sich die Haare rauft, wenn er ein Vöglein traf, das zuvor so schön gesungen. Wenn er sich morgens am frischen Quell wäscht und über ihm der Vögel Sang ertönt, da „dehnet ihm der süße Laut die junge Brust". Weinend läuft er zu seiner Mutter, doch kann er ihr nicht sagen, was ihm geschehen. — „So geht's Kindern noch in unseren Tagen".

Die Königin forscht dem weiter nach, und so erblickt sie ihn eines Tages, wie er auf den Gesang der Vögel lauscht. Da wird sie inne, wie hiervon ihres Kindes Brust erschwillt. Sie ahnt die Regung, die zu kühnen Taten treibt. Da sendet sie ihre Knechte aus, die Vögel zu würgen und zu fangen, doch Parzival erbittet ihnen Frieden. Sie sieht ihr Unrecht ein:

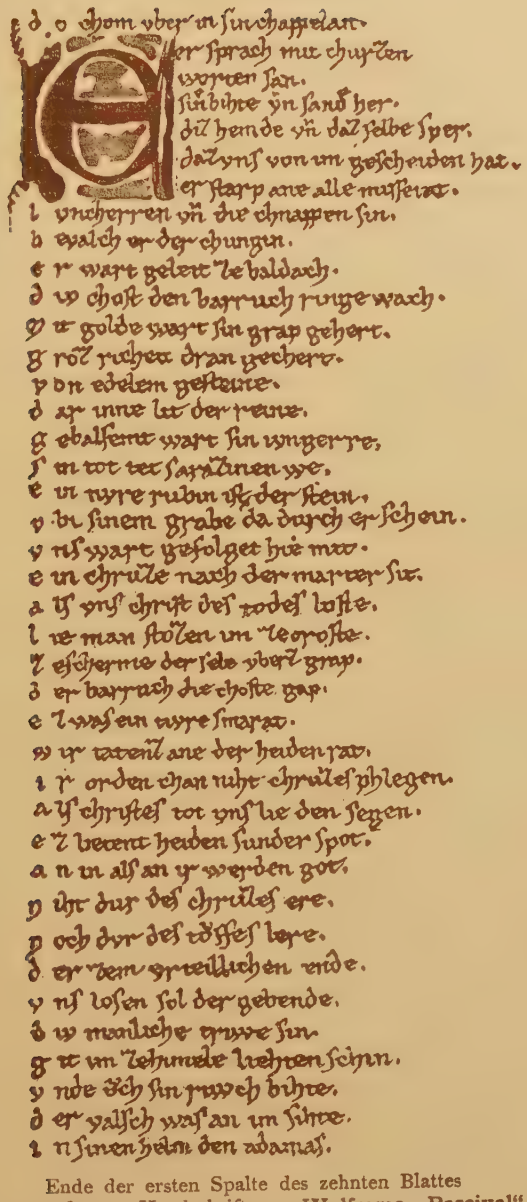
„Wie konnt' ich das Gebot
des höchsten Gottes auch verkehren!
Sollen Vöglein trauern meinethalb?"

Erklärender Abdruck des Stückes aus der Münchener Handschrift des „Parcival" (V. 3161—3199).

do chom[1] vber in[2] ſin chappelan.
Er[3] ſprach mit churzen[4] worten ſan[5]
ſine bihte[6] vnd ſande[7] her
diz hemde vnd daz ſelbe sper,
daz vnſ von im gescheiden hat.
er ſtarp ane[8] alle miſſetat,
jvncherren[9] vnd die chnappen[10] ſin
bevalch[11] er der chungin[12].
er wart geleit[13] ze Baldach[14],
div[15] choſt[16] den barruch[14] ringe[17] wach[18].
mit golde wart ſin grap[19] gehert[20],
groz[21] richeit[22] dran[23] gechert[24]
von edelem gesteine,
dar inne lit[25] der reine[26].
gebalsemt[27] wart ſin ivnger re[28].
ſin tot tet Sarazinen[29] we.
ein tivre[30] rubin iſt der ſtein
vbi ſinem grabe, da durch er[31] ſchein.
vnſ wart gefolget[32] hie mit[33]:
ein chruze[34] nach der marter ſit[35],
alſ[36] vnſ chriſt deſ todeſ loſte[37],
lie man ſtozen[38] im ze troſte[39]
ze ſcherme[40] der ſele vberz grab[19].
der barruch[14] die choſte[16] gap:
ez[41] waſ ein tivre[30] ſmarat[42].
wir tatenz ane der heiden rat,
ir orden chan niht chruzes phlegen[43],
alſ chriſteſ tot vnſ lie den ſegen.
ez betent[44] heiden ſunder ſpot
an in[45] alſ an ir werden got,
niht dur(ch) deſ chruzeſ[34] ere
noch dur(ch) deſ touffeſ[46] lere,
der[47] zem vrteillichen[48] ende
unſ loſen ſol der gebende[49].
div manliche[50] triwe[51] ſin
git im ze himele[52] liehten[53] ſchin[54]
vnde ouch ſin riweh[55] bihte.
der valſch[56] waſ an im ſihte[57].
In ſinen helm den adamaſ[58]

---

1. kam. 2. über ihn: er war inzwiſchen vom Roſſe geſunken und lag ſterbend am Boden. 3. = Gamuret. 4. kurzen. 5. alsbald. 6. Beichte. 7. ſandte. 8. ohne. 9. = die juncherren sin ſeine Edelknappen. 10. Knaben. 11. befahl. 12. Königin. 13. = geleitet, geführt. 14. = Baldac-Bagdad, der Sitz des Baruch. Baruc (barruch) bezeichnet: der Gebenedeite. 15. = diu, die. 16. = kost, Aufwand, Ausgaben. 17. geringe, leicht. 18. praet. von wëgen wog. 19. Grab. 20. geehrt, geſchmückt. 21. groß. 22. Reichtum. 23. darauf. 24. gekehrt, gewandt. 25. liegt. 26. der Reine, Edle. 27. einbalſamiert. 28. ſein junger Leichnam. 29. den Sarazenen. 30. richtiger: tiwer = teuer, köſtlich. 31. er = der Leichnam, der Tote. 32. folgen = beiſtimmen, bewilligen. 33. hie mit, in Bezug auf das Folgende. 34. Kreuz. 35. Sitte. 36. als, ſo viel als: mit der. 37. erlöſte. 38. aufſtecken, aufrichten. 39. Troſt. 40. Schirm, Schutz. 41. ez, das Kreuz. 42. Smaragd. 43. ihre Religion kennt das Kreuz nicht. 44. betent an [praep.] einen, jemand anbeten. 45. in, Gahmuret. 46. der Taufe. 47. der, der touf. 48. das Urteil gebend, entſcheidend: am jüngſten Tage. 49. Banden, Feſſeln. 50. ritterlich. 51. Treue. 52. im Himmel. 53. lichten. 54. Schein. 55. reuig. 56. Falſchheit. 57. ſeicht, gering = gar nicht vorhanden. 58. Diamant.



d o chom vber in sin chappelan.
Er sprach mit churzen
worten san.
sin bihte vn sand her.
diz hemde vn daz selbe sper.
daz vns von im gescheiden hat.
er starp ane alle misseiat.
l vncherren vn die chnappen sin.
b evalch er der chungin.
e r wart geleit ze baldach.
d iv chost den barruch ringe wach.
m it golde wart sin grap gehert.
g roz richeit dran gechert.
v on edelem gesteine.
d ar inne lit der reine.
g ebalsemt wart sin iungerre.
s in tot tet saraz inen we.
e in tyre rubin ist der stein.
v bi sinem grabe da durch er schein.
v ns wart gefolget hie mit.
e in chruze nach der marter sit.
a ls vns christ des todes loste.
l ie man stozen im ze groste.
z escherme der sele vberz grap.
d er barruch die choste gap.
e z was ein tyre smarat.
w ir tatenz ane der heiden rat.
i r orden chan niht chruzes phlegen.
a ls christes tot vns lie den segen.
e z betent heiden sunder spot.
a n in als an ir werden got.
n iht dur des chruzes ere.
n och dur des toffes lere.
d er zem vrteillichen ende.
v ns losen sol der gebende.
d iv manliche triwe sin.
g it im zehimele liehten schin.
v nde dich sin riwch bihte.
d er valsch was an im sihte.
i n sinen helm den adamas.

Ende der ersten Spalte des zehnten Blattes
aus der ältesten Handschrift von **Wolframs „Parcival“.**

In der Münchener Bibliothek (XIII. Jahrhundert), von fünf verschiedenen Händen, dreispaltig, in Folio geschrieben. Das mitgeteilte Stück enthält Gahmurets Beichte, seine Botschaft an sein Weib Herzeloyde und seine Bestattung.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Da will der Knabe wissen, was Gott ist, und sie erwidert:

„Das will ich treulich dir verkünden:
Er ist noch lichter als der Tag,
der ein Antlitz angenommen,
gleichwie Menschen Angesicht.
Mein Sohn, merk eine Lehre:
Ihn flehe an in jeder Not,
seine Treu half stets der Welt.
Doch einer heißt der Hölle Wirt,
ist schwarz und meidet Untreu nicht.
Von dem laß die Gedanken fern
und auch von Zweifels Wanken."
(B.)

So lehrt sie ihn das Licht von der Finsternis unterscheiden, und er hört aufmerksam zu, dann springt er wieder lustig durch den Wald, lernt das Gabilot (Jagdspieß) schwingen und erlegt manchen Hirsch, den er auf der Mutter Tafel liefert. Als er eines Tages so dem Weidwerk nachgeht, vernimmt er Schall von Hufschlägen, und gleich danach sprengen vier Ritter „hellblitzend in der Sonne Glanz" herbei. Da meint er zu erkennen, was die Mutter ihn gelehrt; er wähnt, jeder müsse ein Gott sein, fällt auf die Kniee vor ihnen nieder und ruft: „Hilf Gott, denn du kannst Hilfe reichen."

Artus' Ritter.

Einer weist ihn hart zurück, ein anderer aber belehrt ihn über seinen Irrtum und bedeutet ihm, daß sie Ritter seien, und daß König Artus die Ritterschaft verleihe:

„Kommt Ihr einst in dessen Haus,
so bringt er Euch zu Ritters Ehre,
daß Ihr Euch seiner nimmer schämt.
Ihr scheinet ritterlicher Art."

Staunend befühlt er ihre Ringpanzer und Waffen und erkundigt sich nach ihrem Gebrauch; einer von ihnen gibt freundliche Antwort. Alle finden, als sie den Knaben näher beschauen,

daß Mannesantlitz nie geriet
so schön wie seins seit Adams Zeit.

Endlich reiten sie davon, indem sie ihn Gott befehlen, der ihm wohl Schönheit, aber keinen Verstand gegeben. Aber seine Gedanken eilen ihnen nach; ganz außer sich läuft er zu seiner Mutter und ruft:

„Mutter, ich sah vier Männer licht,
lichter ist Gott selber nicht:
die sagten mir von Ritterschaft,
Artus' königliche Kraft
soll nach ritterlichen Ehren
mich Schildespflichten lehren."

Entsetzt hört sie ihm zu, als er nun auch ein Pferd von ihr erbittet, um zu König Artus zu reiten, und sie sinnt auf eine List, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Als sie seinem Drängen endlich nachgeben muß, schneidet sie ihm Kleider zu, wie sie die Narren tragen, aus grobem Sacktuch und Kalbfell, in der Hoffnung, daß er — von den Spöttern geneckt und gerauft — bald genug zu ihr umkehren werde. Mit mancherlei Lehren läßt sie ihn endlich ziehen. So beginnt Parzival in schmählicher Tracht seine Fahrt. Schmerzbewegt schaut ihm die Mutter lange nach, und als sie ihn nicht mehr erblickt, da fällt sie zur Erde und stirbt vor Jammer.

In die Welt.

Parzivals Ausfahrt. Träumerisch und ahnungslos reitet der Jüngling in die Welt hinaus, voll Wanderlust und Tatendrang und doch im Herzen treu der Heimat und der Mutter, deren Lehren er oft nur zu wörtlich anwendet. Gleich in den ersten Tagen trifft er mit Sigune, einer Verwandten, zusammen, die ihn über seine Herkunft und seine Erbansprüche belehrt. So kommt er in die Gegend von Nantes, wo König Artus Hof hält; ein Fischer weist ihm den Weg nach der Stadt. Vor den Toren begegnet ihm ein Ritter „mit blanker Haut und rotem Haar". Rot ist sein Roß, von rotem Samt die Satteldecken, rot seine Rüstung, sein Helm im Feuer rot entflammt, sein Schwert sogar, sein Schild glutrot, rot Schaft und Speer — es ist der kühne Ither, der rote Ritter genannt. In der Hand trägt der Rote einen goldenen Becher, den er keck von Artus' Tafelrunde

Ither.

weggerafft, so daß der Wein der Königin in den Schoß floß. Keiner der „Tafelrunder" hat es gewehrt. — Hier harrt er nun, ob sie es wagen, den Goldbecher des Königs zurückzuholen. Das am Hofe zu melden bittet er den jungen Knappen, der sofort kühn in die Stadt reitet, wo er durch seinen Aufzug allgemeines Aufsehen erregt. Vor König Artus geführt meldet er Ithers Botschaft und bittet, zum Ritter gemacht zu werden. Artus sagt es ihm zu, ja er will ihn köstlich dazu ausstatten. Parzival aber verlangt nur die Rüstung des roten Ritters, die er sich selbst erkämpfen will. Man lacht den jungen Toren aus, aber er läßt nicht nach mit Bitten, endlich gestattet es Artus, und Parzival reitet wieder hinaus. Die Königin Ginevra eilt mit ihrem Gefolge ans Fenster, um dem seltsamen Kampfe zuzuschauen; eine ihrer Edeldamen, die schöne Kunneware, die noch niemals lachen wollte, bis sie den gesehen, dem der höchste Preis beschieden, wird durch Parzivals Erscheinen zum hellen Auflachen bewogen, wofür sie von Keie, des Königs mürrischem Seneschall, vor versammeltem Hofe in roher Weise geschlagen wird. Inzwischen ist der jugendliche Held dem roten Ritter gegenüber getreten, hat keck dessen Roß und Rüstung gefordert, und als Ither ihn mit dem Schaft blutig geschlagen, den Wurfspieß nach des Gegners Haupte geschleudert. Lautlos fällt Ither zum Tode getroffen vom Rosse, sein Blut rötet die Blumen. Auf dem Roß des Besiegten und in seiner Rüstung, die er über die Narrenkleider angelegt, reitet Parzival, der hinfort selbst der „rote Ritter" heißt, von dannen, um zunächst sich in ritterlicher Zucht von einem Meister derselben unterweisen zu lassen.

Keie.

Parzivals Ritterschule. Schwer gewappnet reitet Parzival über Stock und Stein den ganzen Tag, so weit ihn das treffliche Roß nur trägt. Gegen Abend taucht vor ihm ein hochgegiebeltes und reichgetürmtes Schloß auf; es ist die Burg des greisen Fürsten Gurnemanz, eines „Hauptmanns der wahren Zucht", der im Schatten einer breiten Linde vor seinem Hause sitzt. Zutraulich redet ihn Parzival an:

Gurnemanz.

„Meine Mutter hieß mich nehmen Rat
von dem, der graue Locken hat;
drum laßt mich Euch gehorsam sein,
wie mir befahl die Mutter mein."

Der Alte antwortet freundlich zustimmend, wirft von der Hand einen Sperber empor, der sich, mit goldener Schelle klingend, als Bote in die Burg schwingt. Alsbald kommen schön und reich gekleidete Jungherren, die den Gast ins Haus führen und ihn entwappnen. Vierzehn Tage weilt er nun in dem gastfreien edlen Hause und macht eine treffliche Ritterschule durch: nicht nur fechten, Lanzen werfen und Rosse tummeln lernt er, sondern auch feine Sitten und guten Geschmack. Der vielerfahrene Hausherr gibt ihm gute Lehren für alle Verhältnisse des Lebens, rät ihm, nicht stets die Mutter im Munde zu führen und lästiges Fragen zu meiden. Bei allen Hausgenossen ist der schöne Jüngling bald beliebt, besonders hat ihn Gurnemanz ins Herz geschlossen, und gern möchte er, der alle drei Söhne im Kampfe verloren, ihn als Gemahl seiner Tochter Liaze bei sich behalten. Aber ob er ihr wohl ritterlich huldigt, die Minne ist ihm noch fremd, und es zieht ihn hinaus in die Weite. Betrübt entläßt ihn der alte Burgherr, dem zu Mute ist, als verlöre er den vierten Sohn. Parzival, der Torenkleider und des Torenwesens ledig, scheidet von dannen, auch voll Leides, und läßt sich von dem Rosse tragen, wohin dasselbe will.

Kondwiramur. So gelangt er nach der Stadt Pelrapeire im Königreich Brobarz, die durch eine langwierige Belagerung in die größte Hungersnot geraten war. Er bietet der Herrscherin Kondwiramur, deren Minne ein fremder Fürst mit Gewalt erwerben will, seine Dienste an:

Kondwiramur.

„Euer Gruß nur sei mein Sold,
ich bin Euch dienstbereit und hold."

So wird er eingelassen, und die Königin, die wie die junge Rose im Morgentau blüht, klagt ihm mit Tränen ihre Not. Der junge Held nimmt sich ihrer an, besiegt im Zweikampf die Führer der feindlichen Heere, befreit dadurch die belagerte Stadt und gewinnt Kondwiramurs Hand. Sie wird seine Gemahlin. Doch bald verläßt er sie und sein neuerworbenes Land; die Sehnsucht nach der Heimat und der Drang nach Abenteuern lassen ihm keine Ruhe, er bricht auf, um seine Mutter aufzusuchen, von deren Tode er noch nichts weiß.

In der Gralburg. Wieder läßt er seinem Rosse die Zügel und reitet wild über Blöcke, Sumpf und Moos ziellos in die Welt hinaus, am ersten Tage schon so weit, daß „ein Vogel es mit Müh' erflogen hätte". So gelangt er abends an einen See, wo Fischer geankert haben. Einen von ihnen, der herrliches Gewand trägt, als dienten ihm alle Lande, aber traurig in seinem Kahn sitzt, fragt der irrende Ritter nach einer Herberge. „Auf dreißig Meilen," antwortet der seltsame Fischer, „ist kein Haus zu finden als das eine dort, wo die Felsen enden. Gelangt Ihr dahin, so bin ich selber Euer Wirt." Parzival reitet den Weg über die Felsen und gelangt zu einer stattlichen, festen Burg mit vielen Türmen, der Gralburg. In der Gralburg. Doch kennt er ihren Namen nicht, noch weniger ihre Bedeutung. Auf seine Mitteilung, daß ihn der Fischer sende, senkt sich die Zugbrücke, und er reitet hinein. Auf dem Schloßhofe ist es öde und still, das Gras schießt zwischen den Steinen empor, Turnier und Festesklang scheinen hier etwas Fremdes zu sein. Als der Gast aber, von zahlreichen Junkern bedient, vom Pferde gestiegen und in die Burg hineingetreten ist, erblickt er die blendendste Pracht und eine nie gesehene Herrlichkeit. In einem weiten, festlichen Saale, von hundert mit Kerzen besteckten Kronleuchtern glänzend erleuchtet, sitzen auf hundert Ruhebetten vierhundert Ritter. Aloeholz brennt auf drei marmornen Feuerstätten; vor der mittleren ruht auf einem Spannbett in kostbares Pelzwerk gehüllt der Wirt des Hauses, auf dem Haupte eine Zobelmütze, deren Knopf ein lichter Rubin ist. Der sieche Mann, in welchem Parzival sogleich den traurigen Fischer wiedererkennt, ist König **Anfortas**, Parzivals Anfortas. Oheim, der den Gast neben sich sitzen heißt. Und nun öffnet sich eine stählerne Tür, und ein Knappe tritt herein, der eine Lanze trägt, an deren Schafte Blut herabrinnt. Lautes Weinen und Schluchzen ertönt rings im Saal. Als die Lanze ringsum getragen ist, verläßt der Knappe den Saal, und eine lange Reihe schöner Jungfrauen, in dunkeln Scharlach und Samt gekleidet, Blumenkränze im lockigen Haar, treten hinein. Es sind Fürstinnen und Edeldamen. Sie tragen kostbares Gerät, goldene Leuchter mit brennenden Kerzen, zwei elfenbeinerne Fußgestelle, auf die sie vor dem König eine Tafel von durchsichtigem Granatstein niedersetzen, zweischneidige Messer mit silberner Klinge, die sie auf den Tisch legen. Zuletzt kommt die Schönste der Schönen,

von ihrem Antlitz ging aus ein Licht,
wie bei des neuen Tags Beginn
die Sonne durch die Wolken bricht —

eine Jungfrau mit goldener Krone, Repanse de Schoie. Auf grünem Seidenkissen trug sie einen Stein von wunderbar funkelndem Schein, „des irdischen Segens vollsten Strahl," die unschätzbare Himmelsgabe, den **Gral**. Sie setzte ihn vor den Der Gral. König hin und zog sich dann in den Kreis der Gefährtinnen zurück Ein königliches Mahl beginnt, auf kleinen Wagen wird goldenes Tischgeschirr herbeigeführt. Hundert Knappen dienen vor dem Gral, nehmen Brot in weißen Tüchern und verteilen es auf die Tische; jeder versieht eine Tafel — wonach sie die Hand ausstrecken, sei es Speise, sei es Getränk, das spendet der Gral in Schüssel und Napf. Aber das wunderbare königliche Mahl ist kein Freudenmahl; tiefe Trauer ruht auf der ganzen Versammlung. Wohl bemerkt Parzival das Seltsame aller dieser Vorgänge, aber — eingedenk der Warnung seines Meisters Gurnemanz vor unnützen

Fragen — schweigt er und fragt nicht, auch dann nicht, als am Schlusse des Mahles ihm der König ein kostbares Schwert schenkt, das er selbst in gesunden Tagen geführt, und dabei seine schwere Verwundung erwähnt. Als nun die Jungfrauen wieder mit dem Gral in feierlichem Zuge hinausgehen, sieht Parzival durch die geöffnete Tür auf einem Ruhebett einen schönen schneeweißen Greis, ohne zu ahnen, daß es sein eigener Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel ist, und ohne danach zu fragen. Von Edelknaben wird er in sein Schlafgemach geführt, wo eine kostbare Ruhestätte ihn aufnimmt. Aber schwere Träume scheuchen den Schlummer von seinem Lager, bis er endlich einschläft. Als er spät am Morgen erwacht, findet er niemand zu seinem Dienste bereit. Vor dem Bette liegt seine Rüstung, dazu zwei Schwerter. Er kleidet sich an, wappnet sich, durchschreitet eine Reihe Gemächer — alle sind menschenleer, überall herrscht Todesstille, ebenso still ist es auf dem Burghofe, dessen Gras zerstampft ist. An der Treppe findet er sein Roß angebunden, Schild und Speer lehnen dabei. Er reitet wie im Traum über die Zugbrücke; kaum ist er hinüber, so wird sie hinter ihm aufgezogen, und ein Knappe ruft ihm nach:

„Ihr sollt der Sonne Haß erfahren — | und den Wirt befragen?
konntet ihr das Maul nicht auftun | Da habt ihr hohen Preis verschmäht!" (B.)

Nachdenklich, aber doch ahnungslos, welch ein Glück er durch sein mitleidloses Schweigen verscherzt hat, reitet er weiter, da hört er eine klagende Frauenstimme und findet, als er dem Tone folgt, eine Jungfrau, die den Leichnam ihres erschlagenen Geliebten wehklagend im Arm hält; es ist seine eigene, auch von ihm unerkannte Pflegeschwester Sigune, die ihm nun erklärt, wo er gewesen, und ihn heftig schmäht, als sie vernimmt, daß er die zu seinem Heil unerläßliche Frage unterlassen hat; ja sie flucht ihm, daß er das Leid über Anfortas gelassen, und will nichts mehr von ihm wissen.

Sigune.

An Artus' Hofe. In tiefem Sinnen setzt Parzival seinen Weg fort, planloser und träumerischer denn je. Eines Morgens, als er durch den Wald reitet, ist tiefer Schnee gefallen, er bemerkt es kaum — da jagt vor ihm ein Falke eine Schar wilder Gänse auf. Eine wird im Fluge getroffen, aus ihrer Wunde fallen „drei Blutstropfen rot" auf den Schnee. Als das Blut den Schnee rötet, und der Schnee das Blut mit Weiß mischt, wird Parzival an die Farbe seiner Geliebten gemahnt, und tiefe Sehnsucht nach Kondwiramur überkommt ihn; brütend über den drei „Blutzähren" ruft er:

„Kondwiramur, dir fürwahr | da ich fand, was dir so gleicht!
nur gleichen diese Farben. | Gottes Hand sei hoch gepriesen —
Mich läßt Gott an Glück nicht darben, | Kondwiramur, hier liegt dein Bild!"

Tief in Gedanken versunken steht er da; er denkt ihrer Tränen —

ihm schwebte vor ihr Angesicht, | zwei Zähren an den Wangen,
wie er's jene Nacht sah prangen: | die dritt' an ihrem Kinne.

Da „zwingt ihn der starken Minne Macht" — „die nahm ihm die Besinnung hin"; er mochte schmerzlich ahnen, daß Jahre vergehen würden, ehe er die geliebte Frau wiedersehen sollte. An derselben Stelle, wo er jetzt stand und auf die drei Blutstropfen starrte, war später das Zelt aufgeschlagen, in welchem er sie wiederfand, zugleich mit den zwei Zwillingssöhnen, die sie ihm in der Zeit der Trennung geboren. „So tritt," wie Vilmar bemerkt, „dasselbe Bild in Traumes Weise, als Erinnerung und als Vorbedeutung dreimal in sein Leben hinein, mit den Perlen der Tränen, mit den roten Tropfen im Schnee und mit den drei wiedergefundenen Lieben." — Unfern dem Orte, wo Parzival mit aufgerichtetem Speer wie schlafend zu Rosse hält, hat sich König Artus mit der Tafelrunde gelagert: sie sind ausgezogen, um den roten Ritter zu suchen und in ihre Genossenschaft

aufzunehmen. Da wird den Helden gemeldet, daß im Walde ein Ritter kampfbereit halte. Zwei von ihnen reiten hinaus; Parzival rennt sie nieder, versinkt danach aber sofort wieder in sein träumerisches Brüten. Noch ein dritter, **Gawan,** Gawan.
„der höchste Preis der Tafelrunde", ruft ihn vergeblich an; aber er kennt die Macht der Minne und merkt, was Parzival so unwiderstehlich fesselt, da nimmt er ein Tuch und bedeckt die Blutstropfen. Nun kommt Parzival zu sich und reitet mit Gawan zu König Artus' Lager, wo er mit großen Ehren in die Tafelrunde aufgenommen wird und mit Gawan treue Freundschaft schließt. Als aber der ganze Hof beim festlichen Mahle sitzt, wobei ein rundes Tuch die in Nantes zurückgelassene Rundtafel vertritt, da reitet plötzlich auf einem hohen fahlen Maultier ein mißgestaltetes Wesen in den Kreis. Es ist Kundrie, die Botin des Grals, Kundrie.
die nun vor König Artus hält und mit schriller Stimme ruft:

— „Die Tafelrunde ist entehrt,
Ein Falscher ihr angehört,"

dann reitet sie vor Parzival und fährt ihn an:

„Verdammt sei Eurer Schönheit Schein
und Eurer Glieder Manneskraft.
Läg' auch in meiner Hand Versöhnung,
Euch sollte sie wohl teuer sein.
Schrecklich dünk' ich Euch und unhold,
und bin doch lieblicher als Ihr.
Herr Parzival, nun sagt mir doch,
Wie hat sich das begeben,
daß Ihr den traur'gen Fischer saht
so ohne Freude, ohne Trost,
und habt ihn nicht vom Leid erlöst?
Er zeigt' Euch seines Jammers Last,
Ihr harter, undanbarer Gast!
Euch sollte seine Not erbarmen!
Daß Euer Mund noch ledig würde
der verruchten Zunge drin,
wie Euer Herz ist Mitleids bar!
Ihr seid zur Hölle schon bestimmt
im Himmel von des Höchsten Hand;
so seid Ihr's auch auf Erden,
erkennen Euch die Edeln recht,
Vom Heil verbannt, vom Glück verflucht,
Verächter alles edlen Ruhms,
der Mannesehre seid Ihr bar,
Ihr seid so krank an wahrem Wert,
kein Arzt kann Euch mehr helfen!" (B.)

Die Freude, die noch eben in dem königlichen Kreise geherrscht, weicht der Bestürzung und Trauer; Kundrie selbst weinend und händeringend reitet hinweg. Alle blickten traurig auf Parzival, der, ausgestoßen und der Welt zum Spott geworden, die Tafelrunde verläßt und mit Gott und den Menschen zerfallen trübselig hinwegreitet, um den Gral zu suchen.

In Trevrezents Klause. Während Gawan als weltlicher Ritter Abenteuer auf Abenteuer besteht und eine Reihe glänzender Heldentaten ausführt, die eingehend geschildert werden, irrt Parzival — von dem Dichter lange ganz aus dem Auge verloren — in der Welt umher, zu Roß und zu Schiffe, zu Land und zu Meer. Es ist die Zeit des Zweifels, der ihn ruhelos umhertreibt. Mit Gott und Menschen hadernd ist er sich selbst zuwider, innerlich zerfallen, ohne Frieden und ohne Freude. Nie betritt er ein Gotteshaus; nur wo es Streit gibt, wird er gesehen, und tapfer erweist sich sein Schwert im Zweikampf wie in der Schlacht. Fünf Jahre sind so vergangen, da reitet er eines winterlichen Tages, als ein dünner Schnee die Fluren bedeckt, in einem großen Walde. Ein kleiner Pilgerzug begegnet ihm: barfuß, in grauen, rauhen Kutten zieht daher ein greiser Ritter mit weißem Bart, schönen und lichten Antlitzes, mit ihm sein Weib und seine zwei Töchter, die „man mit Lust wohl möchte schauen"; nebenher laufen zierliche Frauenhündlein; Ritter und Knappen folgen unbewaffnet und demütigen Ganges hintennach. Parzival, dessen prächtige Rüstung gegen das Büßergewand des grauen Ritters sehr absticht, lenkt sein Roß aus dem Pfade. Da vertritt ihm der ehrwürdige Waller den Weg und beklagt ihn, daß er die heiligen Tage nicht ehre. Parzival erwidert: Irrfahrten Parzivals.

„Herr, mir fehlt jede Wissenschaft,
von des Jahres Lauf und Ziel
und wie der Wochen Zahl vergeht
und wie die Tage sind benannt:
ich diente einem, der heißt Gott,
eh' Schimpf und Schande seine Gunst,
die vielgepriesne, mir verhängte.
Wankte doch nie von ihm mein Sinn,
von dem man Hilfe mir verheißen:
die hat sich schwach an mir erwiesen!" (B.)

Da hält der Greis dem Zweifler vor, daß heute der Tag sei, „des alle Welt sich billig freut und doch in Leid befangen ist," der Tag, an dem Gottes Treue sich so hilfreich erwiesen, daß er für unsere Schuld am Kreuze gestorben, und rät ihm, falls er nicht ein Heide sei, den Karfreitag zu ehren und zu dem Zwecke die nahe Wohnung des heiligen Einsiedlers aufzusuchen, zu dem er selbst wie jeden Karfreitag eine Gottesfahrt getan. Den Töchtern tut es weh, daß der Ritter im eisernen Harnisch den Weg durch Eis und Schnee machen soll, sie bitten ihren Vater, ihn zu seinen Zelten einzuladen; allein Parzival lehnt es ab und lenkt sein Roß dem bezeichneten Ziele zu. Sein Herz ist tief bewegt, seit langer Zeit denkt er wieder an seinen allmächtigen Schöpfer; — er überläßt dem Roß die Zügel:

„Ist heute Gottes Hilfetag,
so helf er, wenn er helfen mag."

Trevrezent. Das Roß trägt ihn der Höhle zu, wo der Einsiedler Trevrezent ihn gastlich aufnimmt. In dem frommen Manne lernt er seinen Oheim kennen und erfährt von ihm die Wunder des Grals, auch den Tod seiner Mutter. Fünfzehn Tage verweilt er in dieser Stille und Abgeschiedenheit, beichtet dem Oheim und empfängt dessen eingehende Belehrung über Gottes Güte und Erbarmen und über die geforderten Eigenschaften eines echten Gralritters. Hochmut und Zweifel können niemals den Gral gewinnen: er selbst habe der Würde eines solchen entsagt, weil er sich so hoher Ehre unwert erkannt; sein Bruder Anfortas, der König im Gral, sei im Streit unterlegen, weil der Ruf weltlicher Liebe „zur Demut nicht völlig gut sei", — er sei mit einem vergifteten Speer (eben dem, den Parzival in der Gralburg durch den Saal habe tragen sehen) im Frauendienste verwundet worden und schleppe nun ein sieches Leben kümmerlich hin, das er doch nicht enden könne und dürfe, vielmehr schöpfe er täglich erneute Kraft aus dem Anschauen des Grals, bis eines Tages ein Ritter erscheinen werde, der nach dem Leiden des Königs und nach den Wundern des Grals fragen und sich dadurch als den bezeichnen werde, dem Anfortas die Herrschaft übergeben könne. Das sei aber niemand anders als Parzival. — — Kräuter und Wurzeln, aus dem Schnee gegraben, sind des Einsiedlers und seines Gastes karge Speise, dürre Blätter ihr Lager, und doch ist Parzival noch nie so köstlich bewirtet worden. An der Seele genesen und mit wiedergewonnenem Glauben und neuerstarktem Vertrauen auf Gott, von Sünden freigesprochen, verläßt er die Höhle seines Oheims und zieht seines Weges fröhlich weiter.

Parzival wird Gralkönig. Fünf Jahre lang ist Parzival nach dem Gral umhergestreift, während Gawan in Heldentaten weltlicher Ritterschaft sich auszeichnet und Abenteuer der Minne besteht. An dem Schauplatz dieses irdischen Glanzes, dem „Wunderschloß" (château merveil), zieht er gleichgültig vorbei zum Staunen der dort versammelten Helden. Später erst tritt er Gawan im Kampf gegenüber und besiegt ihn, danach besteht er einen Kampf mit dem Führer einer Heidenschar, in dem er seinen Halbbruder Feirefiz erkennt, — die Tafelrunde des Königs Artus öffnet sich aufs neue für den einst von ihr Ausgeschlossenen; und als er nun dort seinen Sitz wieder eingenommen, kommt Kundrie, dieselbe Gralsbotin, die ihm einst den Fluch verkündigt, angeritten in schwarzem Samtmantel mit goldenen Turteltauben, dem Wappen des Grals. Diesmal fällt sie zu Parzivals Füßen und fleht weinend um seine Huld. Dann wirft sie den

Erhöhung Parzivals.

Also parcifal des groles herre wart vnd
Anfortas erlose mit siner froge die do geschach.

Letztes Bild aus der dem späteren XIV. Jahrhundert angehörigen Heidelberger Bilderhandschrift des „Parcival".

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Schleier zurück, gibt sich zu erkennen und spricht mit feierlich erhobener Stimme zu Parzival:

„Nun sei in Demut herzlich froh;
wohl dir, dir ward ein hohes Teil,
du Krone alles Menschenheils!
Des Grales Inschrift ist gelesen:
Du sollst der Herr des Grales sein."
(B.)

Mit Freudentränen vernimmt Parzival diese Botschaft und macht sich sofort mit Kundrie auf den Weg nach Monsalvatsch. Eine Schar von Templern, die ihnen im Walde begegnet, springt von den Rossen und empfängt mit abgebundenen Helmen den neuen König, der nun seinen Einzug in die Gralburg hält. Dort erlöst er durch die Frage nach den Leiden seines Oheims und durch ein gläubiges Gebet vor dem Gral den alten Anfortas, der nun in blühender Schönheit vom Siechbett sich erhebt — Nachdem Parzival von seinem Königtum im Gral Besitz genommen, findet er auch seine Gemahlin Kondwiramur mit seinen beiden, ihm inzwischen geborenen Söhnen wieder, an derselben Stelle, wo einst Blut und Schnee ihm den Sinn entrückt. Nun läßt er den jüngeren seiner Söhne, Kardeiß, zum König über seine weltlichen Erbreiche krönen; der ältere, Lohengrin, soll einst des Vaters Nachfolger im Gralkönigtum werden. Es verkündet aber eine Inschrift am Gral allen seinen Rittern die Pflicht, niemals eine Frage nach ihrer Herkunft zu gestatten, wenn sie vom Gral ausgesendet werden. Lohengrin selbst, zum Gemahl einer Herzogin von Brabant bestimmt und in einem vom Schwan gezogenen Nachen nach Antwerpen geschickt, muß seinem jungen Weibe diese Frage verbieten; als dieselbe dennoch nach seiner Herkunft fragt, scheidet er von ihr für immer; das Schiff mit dem Schwan holt ihn wieder nach dem Gral zurück.

Die zum Schluß dieses großen Epos nur kurz berührte Geschichte **Lohengrins**, des Sohnes Parzivals, die in jüngster Zeit durch Richard Wagners Oper weiten Kreisen aufs neue geläufig geworden ist, führte um 1290 ein unbekannter bayrischer Dichter in einem ziemlich umfangreichen Gedichte aus. Die Schwanrittersage ist darin mit der vom Gral und mit sagenhaften Erzählungen aus dem Leben König Heinrichs des Voglers verbunden. Es galt lange für ein Werk Wolframs, dessen es aber durchaus unwürdig ist Lohengrin.

Ein ähnliches Schicksal hatte ein späteres Werk Wolframs, gewöhnlich **Titurel** (richtiger Schionatulander) betitelt. Titurel.

Es gehört ebenfalls der Gralsage an und behandelt eine Episode des Parzival. In zwei mehr volkstümlich gehaltenen Liedern wird die keimende Liebe Schionatulanders und Sigunens, der Urenkelin des Gralkönigs Titurel, wie ein Teil seiner Abenteuer, die er um ihrer Minne willen bei der Verfolgung eines Bracken mit kostbarem Halsband bestand, in kunstreicher Strophenbildung und mit lyrischem Schwunge erzählt. Fünfzig Jahre nach Wolframs Tode unternahm ein ihm gänzlich untergeordneter Dichter, der bayerische Ritter Albrecht von Scharfenberg, die Fortsetzung und Vollendung dieser Bruchstücke, wobei er es für gut hielt, seines großen Vorgängers Namen geradezu sich anzumaßen. In ungeheurer Ausdehnung und meist ziemlich abgeschmackter Weise behandelt er darin den Gralmythus, indem er eine Menge wüster Abenteuer hineinmischt. Dieser „Jüngere Titurel", der übrigens bei aller Manieriertheit und Geschmacklosigkeit doch auch echt poetische Stellen — wie die Bilder vom Tempel des Grals — enthält, wurde im Mittelalter, ja bis in unser Jahrhundert für ein echtes Werk Wolframs gehalten.

Das letzte epische, unvollendet gebliebene Werk Wolframs, **Willehalm von Oranse**, ist nach einem welschen Original entworfen, welches Landgraf Hermann von Thüringen dem Dichter verschaffte. Es gehört der kerlingischen Sage an, aber Willehalm.

Abb. 20. Miniatur aus der Kasseler Prachthandschrift des Willehalm von Oranse: Darstellung einer Huldigung.

es spielt nicht unter Karl dem Großen, sondern unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen, dessen Vasall Willehalm Graf von Oranse (Südfrankreich) eines Heidenkönigs Tochter entführt hat, die Vater, Gemahl und Kinder verläßt, um Christin zu werden. Die daraus sich entwickelnden Kämpfe, welche zu Gunsten der Christen enden, bilden den Inhalt des Gedichtes, das ebenfalls später von anderer Hand fortgesetzt worden ist.

Die Dichtungen Wolframs sind im Urtext herausgegeben von Lachmann und von Martin, der Parzival und Titurel von Bartsch; diese beiden Hauptwerke hat Simrock in der ihm eigenen, wort- und sinngetreuen Weise übersetzt. Den Kern des 25000 Verse umfassenden „Parzival" hat Gotthold Boetticher (B. in den vorstehenden Citaten) in sehr geschickter Weise herausgeschält und in unser heutiges Deutsch vortrefflich übertragen, während er das dazwischen Liegende, Nebensächliche in Prosa kurz erzählte. San Marte (Schulz) gab eine vollständige Übersetzung, Wilhelm Herz und Emil Engelmann eine freie Umdichtung des Epos.

Gottfried von Straßburg.

Gottfrieds Leben.

Von ihm weiß man noch weniger als von Wolfram von Eschenbach. **„Von Straßburg Meister Gottfrid"** nennen ihn seine Schüler und Nachfolger — er selbst hat sich in seinen Dichtungen nirgends als Autor genannt — und es ist wohl unzweifelhaft, daß er bürgerlichen Standes und daß die alte berühmte Bischofsstadt im Elsaß seine Heimat gewesen. Sein Leben fällt in das Ende des zwölften und den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide waren seine Zeitgenossen, die er in seinem Epos ebenso richtig charakterisierte wie den vor ihm lebenden Heinrich von Veldeke. Unabhängig von der Gunst der Großen, aber mit ihrem Leben genau bekannt und für ritterliches, höfisches Wesen begeistert, vielseitig gebildet, ja gelehrt und fremder Sprachen kundig, dabei ein Meister seiner Muttersprache, ging er um 1210 an das Hauptwerk seines Lebens, über dem ihn der Tod hinwegraffte und das er unvollendet hinterlassen mußte. In kräftigem Mannesalter ist er jedenfalls vor 1220 aus dieser Welt geschieden: als einen bartlosen Jüngling mit lockigem Haar stellt

ihn die Zeichnung der Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift dar, die mehrere seiner Minnelieder enthält. Gottfried ist der Dichter der Liebe, welche alle Schranken durchbricht, und zwar der vollendetste und seelenvollste; aber der Ernst der Gesinnung ist ihm durchaus fremd, und mit leichtem Sinn weiß er das sittliche Unrecht nicht nur zu beschönigen, sondern auch verführerisch schön darzustellen. Er feiert die Liebe in glühenden Farben, aber in ihrer Auflehnung wider das eheliche Gebot, freilich so, daß er die Schuldigen durch den Minnetrank der Verantwortung entzieht. In bewußtem Gegensatz zu der Lebensanschauung Wolframs, den er als den „Finder fremder wilder Märe" verspottet, predigt er den heiteren, um Gott und Menschen unbekümmerten Lebensgenuß, und das in einem zauberischen Redefluß, in einem geistvollen Spiel der Worte, Gedanken und Gefühle, das den Leser fesselt und hinreißt wie kein Werk eines seiner Zeitgenossen. Die feine Welt las ihn darum auch mit Vorliebe, zahlreich sind die Handschriften seines Epos, von denen sich sechs vollständige, auf Pergament geschrieben — drei darunter mit Miniaturen geschmückt — bis auf unsere Zeit erhalten haben, und fast in allen Jahrhunderten hat das Gedicht von **Tristan** und **Isolt** seine Leser, Bewunderer und Nachahmer gehabt.

Sage von Tristan.

Die Sage von **Tristan** ist eine keltische, ihre Heimat Britannien und Irland; über Frankreich fand sie den Weg nach Deutschland (wo schon dreißig Jahre vorher Eilhart von Oberge einen Tristrant verfaßte) und in Gottfried ihren meisterhaften Bearbeiter, der ausschließlich einem nordfranzösischen Werke in seiner Dichtung folgte. Das von ihm unvollendet zurückgelassene Werk hat mehrmals spätere Dichter zu Fortsetzung und Schluß gereizt, so im Jahre 1240 Ulrich von Türheim, um 1300 Heinrich von Freiberg; in neuerer Zeit folgten mit Bearbeitungen Hermann Kurz, Simrock und Wilhelm Hertz; die letzteren übersetzten das Gedicht Gottfrieds und dichteten nach der alten, auch in einem altenglischen Gedichte und in einer nordischen Prosadichtung enthaltenen Sage einen Schluß hinzu. In freierer Weise hat Immermann die Tristansage episch bearbeitet; auf die Bühne hat sie Richard Wagner in seiner Operndichtung gebracht. Gottfried erzählt folgendermaßen:

Inhalt des Tristan.

Ein Fürst im Parmenierlande, Riwalin, unternimmt nach glücklich beendetem Kriege wider seinen Lehnsherrn Morgan eine Fahrt zu Marke, dem berühmten König von Kurnewal (heute: Cornwall) und England, von dem er mit großen Ehren empfangen wird. Bald danach wird ein herrliches Maifest veranstaltet; da tut sich Riwalin im „wonnigen Turnei" durch seine Behendigkeit und Ritterlichkeit hervor, so daß alle Frauen ihn bewundern. Vor allen anderen aber ruhten die Augen der Schwester Markes, der schönen Blanscheflur, auf ihm mit Wohlgefallen — „sie hatt' ihn sich ins Herz geschlossen", und bald „lag auch sie ihm im Herzen". Da heißt es:

Der gedanchafte Riwalîn
der tete wol an im selben schîn,
dáz der minnénde muot
reht alse der frîe vogel tuot,
der durch die frîheit, die er hât,
ûf daz gelîmde zwî gestât;
als er des lîmes danne entsebet
und er sich ûf ze flühte hebet,
sô klebet er mit den füezen an.
sus reget er vedern und wil dan:
dâ mite gerüeret er daz zwî
an deheiner stat, swie kûm ez sî,
ezn binde in unde mache in haft;
sô sleht er danne ûz aller kraft

Der gedankenvolle Riwalin,
ein Beispiel ist an ihm verliehn,
daß der minnende Mut
wie der freie Vogel tut,
der frei auf manchem Zweig sich wiegt
und jetzt auf den geleimten fliegt;
wenn er nun verspürt den Leim,
so flög' er gerne wieder heim:
da klebt er mit den Füßen schon.
Er regt die Schwingen, will davon
und rührt an keinem Ort das Reis,
wär's noch so linde, noch so leis,
der ihm nicht neue Lähmung schafft.
So schlägt er dann aus aller Kraft

dar unde dar und aber dar,
unz er ze júngéste gar
sich selben vehtende übersiget
und gelîmet an dem zwîge liget.
— — — — — — — — —
als ergieng ez Riwalîne — —
(Ausgabe von Bechstein.)

her und hin und hin und her,
bis er mit seiner Gegenwehr
sich selbst zuletzt besiegt und fängt
und fest geleimt am Zweige hängt.
— — — — — — — — —
So war es Riwalin ergangen — —
(Simrock.)

Abb. 21. Riwalin in den Banden von Blancheflur, Markes Schwester, wie ein auf der Leimrute gefangener Vogel.
Miniatur aus der Münchener Handschrift des Tristan von Gottfried von Straßburg.
(13. Jahrhundert.)

An dieser Stelle enthält die Münchener Handschrift des Tristan die hier wiedergegebene Miniatur, die den Liebesjammer Riwalins im Anschluß an das Doppelgleichnis vom gefangenen Vogel symbolisch darstellt. Links der Vogel oben zwischen zwei ausgespannten, in Ringe eingefaßten Netzen wird sich im nächsten Augenblick fangen; der zeltartige Gegenstand in der Mitte ist ebenfalls ein Netz; die drei Kugeln bedeuten Beeren zum Anlocken der Vögel. Der Vogel rechts dagegen ist auf einer Leimrute gefangen. Neben der sitzenden Figur zur Linken oberhalb des Vogels steht im Original auf rotem Grunde der Name „Riwalin", der darauf hinweisen soll, daß der Vogel ein Bild Riwalins ist. Der Mann zur Linken, der auf den Vergleich mit den Vögeln hindeutet, ist wohl der Vogelfänger, also hier der Dichter selbst. Er schaut nach links auf den Vogel, der

zur Zeit noch frei ist, deutet aber an, daß er alsbald gefangen sein werde wie der Vogel, den er auf der Stange in der Hand hält; mit dem zweiten Finger deutet er auf den Mann rechts, der die Hände über den Kopf zusammenschlägt, den in Liebesjammer gefangenen Riwalin, dem es ebenso gehe wie dem Vogel.

Riwalins Sohn.

Bald danach wird Riwalin in einem Feldzuge wider Markes Feinde auf den Tod verwundet zum größten Schmerz Blanscheflurs, die ihn aufsucht und pflegt. Nach seiner Genesung nimmt er sie mit heim in sein Land, ehelicht sie, muß dann aber aufs neue in den Krieg, in welchem er den Tod findet. Blanscheflur genest eines Söhnleins, das ihr das Leben kostet. Riwalins Marschall Rual nimmt sich des früh verwaisten Knaben an, läßt ihn auf den Namen Tristan taufen und erzieht ihn wie seinen eigenen Sohn. Nach mancherlei Schicksalen gelangt nun Tristan in seinem vierzehnten Lebensjahre an den Hof seines Oheims Marke, ohne die Verwandtschaft mit ihm zu ahnen, wächst dort zum Jüngling heran, wird zum Ritter gemacht, erweist sich durch glänzende Taten als mannhafter Held und wird von seinem Oheim nach Irland gesandt, um für den schon alternden Mann die Hand der schönen blonden Königstochter Isolde zu erwerben. Tristan hatte diese schon früher kennen gelernt, und sie war seinem Herzen nicht gleichgültig geblieben, wie auch er ihre Liebe gewonnen hatte. Damals aber war er unerkannnt als Harfenspieler aufgetreten, und sie hatte nicht gewußt, daß er ihren Oheim im Zweikampf erschlagen. Jetzt, da sie erfährt, wer er ist, wandelt sich ihre Liebe in Haß, zumal er als Werber für einen anderen auftritt. Widerwillig beugt sie sich dem durch Tristans Tapferkeit und Gewandtheit herbeigeführten Beschluß der Landesherren, Markes Werbung anzunehmen. Die Rüstungen zur Heimfahrt gehen vor sich; während derselben bereitet Isoldens Mutter einen Minnetrank,

Der Minnetrank.

der mit so feinem Sinne
war ersonnen und erdacht
und mit solcher Kraft vollbracht:
wer davon trank, den Durst zu stillen
mit einem andern, wider Willen
mußt er ihn minnen und meinen,
und jener ihn, nur ihn den Einen.
Ihnen war Ein Tod, Ein Leben,
Eine Lust, Ein Leid gegeben.
— — — — — — — — — — — —

Das Glasgefäß, das ihn enthielt, übergab sie ihrer Nichte Brangäne, die Isolde in das ferne Land begleiten sollte, mit dem Auftrage, den zauberhaften Trank Isolden und ihrem Gemahl Marke am Hochzeitabende statt des üblichen Weines einzuschenken, dann würden die beiden ihr Lebtag in Liebe aneinander hängen. Sie sollte aber auf der Hut sein, daß niemand anders davon genieße. Aber nicht Marke und Isolde leeren miteinander den Liebestrank, sondern **Tristan** und **Isolde**, die auf der langen Seefahrt allmählich einander näher gekommen waren. Eines Tages empfangen sie ihn aus der Hand einer der Hofdamen, die ahnungslos das Gefäß herbeibringt, als Tristan nach einem Trunke verlangt. Dieser reicht den Becher Isolden, und als sie getrunken, stillt auch er seinen Durst. Brangäne tritt zu spät hinzu, — zum Tode erschrocken ergreift sie das Glas und wirft es in die See, aber es ist vergebens: Isolde hat ihren Haß vergessen, Tristan seinen Auftrag. In glühender Leidenschaft lieben sie einander und können fortan nie mehr voneinander lassen. Sorglos genießen sie die rasch dahinschwindenden Tage der Fahrt in nimmersatter sündlicher Lust; — erst als am Horizont die Küste von Kurnewall dämmert, werden sie ihrer Schuld inne, an der sich Brangäne mitbeteiligt hat. Aber der fortwuchernde Fluch der Schuld und die durch den Minnetrank entfachte Glut läßt sie nicht zur Einkehr und Umkehr kommen, vielmehr geloben sich die drei, verbündet zu bleiben zu List und Trug, treu bis in den Tod. Isolde vermählt sich dem König Marke, der von dem Hochzeitstage an von dem listigen, in allen Künsten der verbrecherischen Leidenschaft geübten Paare fort und fort betrogen wird. Marke, oft gewarnt und selbst mißtrauisch, wird doch immer wieder hinters Licht geführt, ja, er glaubt lange an ihre Unschuld, von der er sich durch allerhand

Proben aufs festeste überzeugt zu haben meint. Endlich merkt er indes doch ihre Untreue, aber ehe er an Tristan Rache nehmen kann, ist dieser bereits entflohen. Isolden läßt er auf den Rat seiner Freunde ungestraft. Tristan geht in die Normandie, aber überall verzehrt ihn die Sehnsucht; auch in Kämpfen und Fehden, die er aufsucht, findet er keine Ruhe. Da lernt er eine andere Isolde kennen, **Isolde Weißhand,** die Tochter eines Fürsten von Arundel, deren Name ihn beständig an seine ferne Geliebte erinnert. Er fühlt sich zu ihr hingezogen, aber in einsamen Stunden klagt er sich der Untreue an, und dennoch flieht er sie nicht. In seinem Herzen kämpft die alte Neigung mit der neuen, und er ist nahe daran, der alten untreu zu werden, ja, er sucht sich zu überreden, daß die blonde Isolde in Irland ihn nicht mehr liebe, während er um ihretwillen alle Frauen meiden und jeder Lebensfreude entbehren müsse. —

Fortsetzung des Tristan.

Hiermit bricht Gottfrieds Gedicht ab. Die Fortsetzer stimmen darin überein, daß Tristan Isolde Weißhand heiratet, ohne sie zu lieben, so daß die beiden Gatten ohne gegenseitiges Verständnis, ohne Annährung tief unglücklich nebeneinander hergehen. Tristan fällt endlich im Kampfe. Auch Isolde von Irland stirbt und wird mit Tristan in einem Grabe zur Ruhe bestattet. Blumen entsprießen demselben und bezeugen die Zusammengehörigkeit der Herzen.

Hartmann von Aue.

Hartmanns Leben.

Hartmann von Ouwe (der Ouwaere) war um 1170 in Schwaben geboren als Dienstmann der Freiherren von Ouwe (Aue), deren Schloß — nach Ludwig Schmids („Des Minnesängers H. v. A. Stand, Heimat und Geschlecht." 1874) scharfsinniger Vermutung — wahrscheinlich auf einem Berge über dem heutigen Pfarrdorfe Obernau (Obern-Owe) nahe Rotenburg am Neckar lag. Als Knabe besuchte er eine Klosterschule, wo er lesen, schreiben und lateinisch lernte, so daß er sich selbst „einen ritter sô gelêret, daz er an den buochen las" nennen durfte, während andere ihn als den „wîsen Hartman" bezeichnen. Als „tumber knecht" soll er unter dem greisen Rotbart 1189 ins gelobte Land gezogen sein, wofür es aber an probehaltigen Nachweisen fehlt. Als Ritter kehrte er nach langen Reisen im Vollbesitz der höfischen Bildung heim. Schmid vermutet, er sei mit einem reichen flandrischen Herrn in dessen Heimat gezogen, wo seit der Mitte des 12. Jahrhunderts das Rittertum in höchster Blüte stand, habe dort französische Sprache und französische Dichter (namentlich den berühmten und fruchtbaren Chrétien de Troyes) kennen gelernt, habe dazu in der ritterlichen Kunst tüchtige Lehrmeister und Vorbilder gefunden und etwa dort auch die Ritterwürde erlangt. 1189 oder 1197 nahm er noch an einem Kreuzzuge teil und starb — wie man annehmen darf — zwischen 1210—1220.

Hartmann galt seinen Zeitgenossen als der echteste Meister ritterlicher Hofdichtung. Besonders wird an ihm gerühmt „diu mâze", die Tugend der Mäßigung. In gelehrten Anspielungen wie im Gebrauch französischer Worte hält er Maß; seine Darstellungsart hat etwas sehr Klares und Durchsichtiges, seine Verse fließen anmutig und rein dahin. Gottfried von Straßburg rühmt von ihm:

Hartman der Ouwære,
ahî, wie der diu mære
beid' ûzen unde innen
mit worten und mit sinnen
durchvärwet (durchfärbt) und durchzieret!
wie er mit rede figieret (gestaltet)
der âventiure meine! (Meinung, Sinn)
wie lûter (lauter) und wie reine

sîn kristallîniu wortelîn
beidiu sint und iemer müezen sîn!
si koment den man mit siten an, (sie treten mit feinen Sitten an uns heran)
si tuont sich nâhe zuo dem man (schmeicheln sich ein)
und liebent rehtem muote (werden richtig Denkenden lieb).
swer (wenn einer) guote rede ze guote
und ouch ze rehte kan verstân,
der muoz dem Ouwære lân
sîn schapel (Kranz) und sîn lôrzwî (Lorbeerzweig).

Er ist deshalb auch am leichtesten verständlich und zur Lektüre in erster Linie jedem zu empfehlen, der die mittelhochdeutschen Gedichte im Original kennen zu lernen wünscht.

Außer seinen Minneliedern, auf die ich im nächsten Abschnitt zurückkomme, hat Hartmann vier epische Gedichte hinterlassen, von denen zwei, „Erec" und „Iwein", dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde angehören, der durch Hartmanns gefällige Bearbeitungen in Deutschland bekannt und beliebt wurde und bald einen unverkennbaren Einfluß auf den Geist des deutschen Rittertums ausübte. Diesen liegt, wenn auch wenig ausgeführt und minder klar hervortretend, weil durch die Menge der Abenteuer überwuchert, die Idee vom Widerstreit der ehelichen und ritterlichen Pflichten zu Grunde. Im „Erec" verliegt sich (führt ein tatenloses Leben) der Ritter um seines Weibes willen und wird von ihr zu ritterlichen Abenteuern angespornt, im „Iwein" verliert der Held beinahe durch all zu eifrig gepflegtes Rittertum seine Gemahlin.

1) **Erec** ist eine Jugendarbeit Hartmanns, was sich in einer ermüdenden Ausführlichkeit der Schilderung von Nebendingen zeigt — zur Beschreibung eines Pferdes und seines Schmuckes braucht er einmal 500 Verse — wie auch in der noch minder gewandten Handhabung der Sprache. Dennoch tritt auch hier schon der ernste Grundzug aller seiner Poesien hervor: „der Streit und die Versöhnung sittlicher Gegensätze", und das Gedicht ist reich an schönen, anziehenden Stellen. Es ist uns, wie die Gudrun, allein in der berühmten, oben (S. 83) erwähnten Handschrift der Ambraser Sammlung in Wien aus dem 16. Jahrhundert erhalten geblieben, von Moritz Haupt, später von F. Bech herausgegeben, von Fistes übersetzt.

Erec, ein vielgerühmter Ritter der Tafelrunde, gewinnt auf abenteuerliche Erec.
Weise die schöne Enite, die Tochter eines armen Grafen, zur Gemahlin und nimmt sie mit heim in seines Vaters Land, dessen Regierung er antritt. Das eheliche Glück, das er nun genießt, läßt ihn aber seiner früheren Heldenhaftigkeit vergessen und in ein unritterliches Wesen verfallen. Vordem, wird uns erzählt, war er biderbe und gut und hatte ritterlichen Sinn, jetzt aber fand er seine volle Befriedigung in Frau Enites Minne, über der er seine Ritterpflicht ganz vernachlässigte. Endlich wird er durch Enite selbst aus seiner träumerischen Verweichlichung aufgeschreckt und erfährt, wie sehr seine Lebensart den Hof und jedermann verdrieße. Er fühlt sich getroffen, aber da er durch das freie Wort seiner Gemahlin gegen dieselbe mißtrauisch geworden, nötigt er sie, mit ihm auf Abenteuer in die Welt zu ziehen und zu geloben, auf der ganzen Fahrt kein Wort zu sprechen, sondern ihm schweigend — wie ein Schildknecht — voranzureiten und nichts von dem zu sagen, was sie um sich her sehe und höre. Es beginnt nun eine neue Reihe von Abenteuern, die eben so viele Proben der Liebe und des Gehorsams Enites sind: sie bricht wiederholt sein Gebot, um ihn vor Gefahren zu warnen, und wird jedesmal hart dafür von ihm behandelt, ohne jedoch in ihrer Liebe zu wanken, noch ihm untreu zu werden. Durch List werden sie inmitten dieser Abenteuer an König Artus' Hof gelockt; aber Erec läßt sich nicht länger als eine Nacht halten, dann

zieht er mit Enite weiter. Neue Heldentaten folgen. Eines Tages aber brechen Erecs alte Wunden infolge eines gewaltigen Kampfes wieder auf, und er stürzt ohnmächtig zu Boden. Enite hält ihn für tot und will sich in das Schwert ihres Mannes stürzen, da erscheint der Graf Oringles von Limors, der sie daran hindert und sie zugleich zum Weibe begehrt. Als sie sich seinem Antrage widersetzt, bringt er sie und den für tot gehaltenen Erec auf seine Burg, wo alle Vorbereitungen zu einem feierlichen Leichenbegängnis getroffen werden. Vorher aber will der Graf Enite zwingen, sich mit ihm zu vermählen; sie erklärt, nicht von der Bahre ihres Gemahls weichen zu wollen — da schleppt Oringles sie mit Gewalt an die gerüstete Hochzeitstafel, ja schlägt sie sogar, als sie noch immer standhaft seinen Bewerbungen widersteht. Ihr Jammergeschrei erweckt plötzlich den Scheintoten aus seiner Betäubung; er springt von der Bahre auf und fährt in seinem Leichentuche wie ein Geist mitten unter die Tischgenossen, ergreift das erste beste Schwert und sticht damit den Grafen und seine nächsten Nachbarn nieder — die anderen ergreifen die Flucht. Noch in der dunkeln Nacht verläßt Erec mit seinem treuen Gemahl die Burg, unterwegs erzählt sie ihm alles, was sie erlebt, während er erstarrt dagelegen. Jetzt, da er ihre Treue hinlänglich erprobt, bittet er sie wegen seines Mißtrauens und seiner Härte um Vergebung. Beide haben sich voll bewährt, er in harten Kämpfen, sie in unermüdlicher Geduld und Liebe, so feiern beide eine neue, um so reinere und festere Vereinigung, die bis ans Ende ihres Lebens ihnen das höchste Glück gewährt.

2) **Iwein** oder „der Ritter mit dem Löwen" ist das bedeutendste und vollendetste, wohl auch das späteste aller Gedichte Hartmanns. Frei und selbständig behandelt er darin seinen wie im Erec aus dem „Chevalier au lion" Chrestiens von Troyes entnommenen Stoff, dessen fremdartiges Äußeres bei ihm ganz verschwindet hinter dem uns tief anmutenden deutschen Gewand, in das er ihn gekleidet. Darum war es auch sein am meisten gelesenes Werk, von dem noch viele Handschriften aufbewahrt sind. Der Grundgedanke des Iwein ist wie im Erec der Streit von Minne und Heldentum, der nach langer Dauer mit einer Versöhnung und festeren Vereinigung beider endet. — Die erste Ausgabe des „Iwein" durch Benecke und Lachmann war eine bahnbrechende Leistung der jungen germanistischen Wissenschaft; sie ist erneut durch Emil Henrici. Ins Neuhochdeutsche haben ihn Graf Wolf Baudissin und Friedrich Koch übersetzt.

Iwein. Am Abend eines großen, von König Artus veranstalteten Festes erzählt ein Ritter, wie er vor Jahren bei einem Zauberbrunnen im Walde von Brezilian von einem gewaltigen Kämpen aus dem Sattel geworfen sei und sein Roß außerdem eingebüßt habe. Iwein, der diese Erzählung voller Spannung mit angehört hat, erhebt sich, als sie beendet, mit dem Entschluß, das Abenteuer selbst zu wagen und den Freund zu rächen. Um König Artus zuvorzukommen, der geschworen, mit seiner ganzen Macht den Zauberbrunnen aufzusuchen, stiehlt er sich alsbald heimlich von dannen und erreicht glücklich sein Ziel. Es gelingt ihm, den Herrn des Brunnens, der zum Rachekampf herbeigeeilt ist, in die Flucht zu schlagen, dann verfolgt er seinen auf den Tod verwundeten Feind bis auf die Zugbrücke seiner Burg, dort aber sieht er sich, nachdem er den Burgherrn erschlagen hat, durch ein hinter ihm niederschlagendes Fallgitter, das ihm überdem das Pferd unterm Leibe zerschneidet, plötzlich zwischen zwei Toren eingeschlossen und gefangen. In dieser Not naht dem Helden eine Dienerin der Königin, die mitleidige Lunete, und entzieht ihn der Verfolgung der rachedürstenden Burgbewohner durch einen unsichtbar machenden Zauberring. Von einem Ruhebett, wohin sie ihn geführt, erblickt er die um den Tod ihres Gemahls wehklagende Königin Laudine, und alsbald überwindet ihn Frau Minne, daß er die schöne Witwe lieben muß. Die kluge Dienerin erkennt und begünstigt seine Neigung und sucht ihn zum Herrn des Landes zu

machen. Sie weiß die Königin zu überzeugen, daß sie sich nach einem neuen Gemahle umsehen müsse, um den Zauberbrunnen wider König Artus zu schützen, auch wisse sie von einem Helden, der noch viel tapferer sei als ihr erschlagener Herr und in heftiger Liebe gegen sie erglühe. Laudine will anfangs nichts davon hören, aber endlich gibt sie nach und befiehlt, Iwein schnell herbeizuholen. Sobald sie ihn erblickt, liebt auch sie ihn und wird seine Gemahlin. Gutmütig verteidigt der Dichter diesen Wankelmut. „Sie tat," meint er, „wie die Weiber immer tun, sie widersprechen aus Eigensinn dem, was ihnen doch gut dünkt. Daß sie oft das tun, was sie vorher verredet haben, das macht ihnen gar mancher zum Vorwurf, doch dünkt mich das eine gute Sitte zu sein — es kommt von ihrer Güte — wer ihnen daher Unstätigkeit vorwirft, dem stimme ich nicht bei. Ich will ihnen nichts als Gutes zugestehen. Möge ihnen alles Gute geschehen!"

Bald danach kommt König Artus mit seiner Schar zu dem Brunnen — Iwein sprengt als jetziger Schutzherr zum Kampfe herbei und wirft nach einem kurzen Gefechte den von Artus ausgesandten Ritter aus dem Sattel. Dann nimmt er das Roß des Besiegten, geht vor den König und gibt sich als Ritter Iwein zu erkennen. Darauf bewirtet er den ganzen Hof sieben Tage lang. Beim Scheiden rät Gawein, einer der Ritter der Tafelrunde, dem Neuvermählten, an Erecs Erfahrung ein Beispiel zu nehmen und sich nicht wie jener um seines Weibes willen zu verliegen. Auf diese Mahnung hin verläßt Iwein seine Gemahlin und verspricht ihr, binnen Jahresfrist zurückzukehren. Am Hofe des Königs Artus vergeht ihm unter Turnieren und ritterlichen Taten die Zeit so schnell, daß er sein Versprechen nicht pünktlich einhält; da erscheint Lunete plötzlich vor König Artus und verkündet im Namen ihrer Herrin, daß Iwein als ein Treuloser ihre Huld verloren habe. Über diese Nachricht verliert er den Verstand, irrt im Walde umher und lebt dort vom rohen Fleische des von ihm erlegten Wildes. Nachdem er von einigen Frauen, die ihn da liegen finden, durch Bestreichung mit einer wundertätigen Salbe geheilt worden, muß er noch Jahre lang umherstreifen, ehe er zum Frieden kommt. Ein Löwe, dem er im Kampfe mit einem Lindwurm beigestanden, ist auf seinen Irrfahrten sein unzertrennlicher Gefährte, der ihm das Wild aufspürt, an seiner Seite mit ihm speist und ihm in jeder Weise behilflich ist.

Der Löwe wacht' und lief
um ihn und um sein Roß.
Wie ein kluger Freund und Genoß
hütet' er und bewacht'
mit treuer Sorg' ihn jede Nacht.

Durch einen Zufall gelangt Iwein wieder in seines Weibes Land, wo er Lunete, durch den Haß des Truchsessen Laudines zum Feuertode verurteilt, in einer Kapelle eingeschlossen findet. Er kämpft mit Hilfe seines treuen Löwen siegreich für die unschuldige Lunete gegen deren drei Ankläger und zieht dann, ohne sich Laudine zu erkennen zu geben, seines Weges fort. Auf seinen weiteren Irrfahrten besiegt er noch gewaltige Riesen, erlöst dreihundert Jungfrauen aus ihrer Gefangenschaft und kämpft an Artus' Hof zwei Tage lang unerkannt gegen Gawein für eine Jungfrau, die von ihrer Schwester des Erbes beraubt ist. Endlich geben sich die beiden Helden einander zu erkennen und fallen sich vor freudigem Staunen in die Arme. Der Streit der Schwestern wird darauf geschlichtet, und an Artus' Hofe herrscht große Freude. Sobald Iwein von seinen Wunden geheilt ist, treibt ihn die Sehnsucht nach dem Lande seiner Gemahlin, deren Gunst er durch Lunetes Vermittelung wiedergewinnt. Eine aufrichtige Versöhnung der beiden Gatten findet statt, und so ist auch hier die Liebe wieder versöhnt mit dem Heldentum.

3) **Gregorius vom Stein** oder „der guote sündaere", eine der verbreitetsten Legenden, die noch bis ins 16. Jahrhundert in den Kirchen vorgelesen wurde, war

von Hartmann bald nach dem Erec gedichtet, wobei er wohl auch ein französisches Original vor sich hatte. Es ist eine christliche Ödipussage, deren Grundgedanke dahin zielt, daß wahre Buße auch die schwersten Sünden tilgt. Wie in den beiden Rittergedichten treten auch in dieser Legende sittliche Gegensätze einander gegenüber und kommen zum Austrag, wie es schon in dem von Hartmann selbst herrührenden Titel „Der gute Sünder" ausgedrückt ist. Ausgaben haben wir von K. Lachmann, F. Bech und H. Paul. Eine Übersetzung gab Fistes heraus.

Gregorius vom Stein.

Ein Fürst in Aquitanien hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, bei deren Geburt die Mutter das Leben lassen mußte. Als die Kinder zehn Jahre alt geworden, stirbt auch ihr Vater — die Geschwister wachsen in zärtlicher Liebe zu einander auf — durch die List des Satans wird ihr Verhältnis aber bald ein sündliches. Von bitterer Reue erfaßt wendet sich der Jüngling an einen alten Freund seines Vaters und entdeckt ihm seine Verirrung. Auf seinen Rat wandert er außer Landes, aber bald bricht ihm das Herz vor Sehnsucht nach der zurückgebliebenen Schwester, die inzwischen im Hause des väterlichen Freundes heimlich von einem Knaben entbunden wird. Dieser Knabe ist der „gute Sünder", von dem das Gedicht eigentlich handelt. Um die Ehre der unglücklichen Mutter zu retten, soll das Kind ausgesetzt werden; es wird in eine Kiste gelegt, eingehüllt in seidene Gewänder, dazu eine Summe Geldes zu seiner künftigen Erziehung, endlich eine Tafel, auf der vermerkt ist, daß es von hoher Geburt, sowie daß seine Mutter seine Base, sein Vater sein Oheim sei. Die Kiste wird sodann in eine ledige Barke gelegt und dem Meere und den Winden preisgegeben. Die Mutter lebt seitdem ein zurückgezogenes Büßerleben und schlägt alle Bewerbungen um ihre Hand aus.

Unterdes ist die Barke von den Meereswogen an ein fernes Gestade getrieben worden, in dessen Nähe ein Kloster liegt. Fischer sehen das herrenlose Fahrzeug, ziehen es ans Land und bringen das Kindlein dem Abt, der es einem von ihnen zur Erziehung übergibt. In der Taufe empfängt der Knabe den Namen **Gregorius**. Als er sechs Jahre alt ist, nimmt der Abt ihn zu sich ins Kloster und läßt ihn aufs sorgfältigste unterrichten. So wächst er zum Jüngling heran, da wird er einst spottweise von einem Kameraden ein armer Findling genannt. Der Abt, den er darüber auszuforschen sich beeilt, eröffnet ihm zögernd das ganze Geheimnis seiner Geburt, worüber Gregorius so unglücklich ist, daß er trotz der Warnungen seines frommen Pflegers sich dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, entzieht und beschließt, als Ritter in die weite Welt zu gehen und das Land seiner Geburt aufzusuchen. So verläßt er das Kloster und schifft sich, ritterlich gekleidet und ausgerüstet, aufs ungewisse ein. Die Winde treiben ihn an seiner Mutter Land, dessen Hauptstadt um ihrer Beharrlichkeit willen von einem Fürsten gerade damals belagert wurde. Er gelangt in die Stadt, entsetzt sie und vertreibt den feindlichen Heerführer mit seinen Kriegern. Zum Dank dafür heiratet die Befreite ihren Retter, ohne daß beide ahnen, wie nahe verwandt sie sind. Plötzlich offenbart sich das fürchterliche Geheimnis durch die Tafel, die Gregorius bei sich führt, beide werden von einem namenlosen Weh überfallen und wenden sich zur Buße. Er selbst erwählt das härteste Büßerleben auf einsamem Fels im wilden Meer, an eine eiserne Fessel geschlossen. Auf dem Stein, unter freiem Himmel, sitzt Gregorius in härenem Gewande nun siebzehn Jahre lang. Da stirbt der Papst, und den um die neue Wahl Streitenden wird durch Gottes Stimme offenbart, daß in Aquitanien ein Mann auf wildem Fels im Meere sitze, der allein des päpstlichen Stuhles würdig sei. Man sendet Boten dorthin — Gregorius weigert sich anfangs, dem überraschenden Rufe Folge zu leisten, willigt aber endlich ein, als Papst nach Rom zu ziehen. Unter Jubel und Glockengeläut wird er dort empfangen, — die Kunde von seinen wunderbaren Krankenheilungen, die durch alle Lande dringt, veranlaßt seine Mutter nach Rom zu pilgern, um dort Freisprechung von ihren Sünden zu

Erklärender Abdruck zum Anfang des „Armen Heinrich"

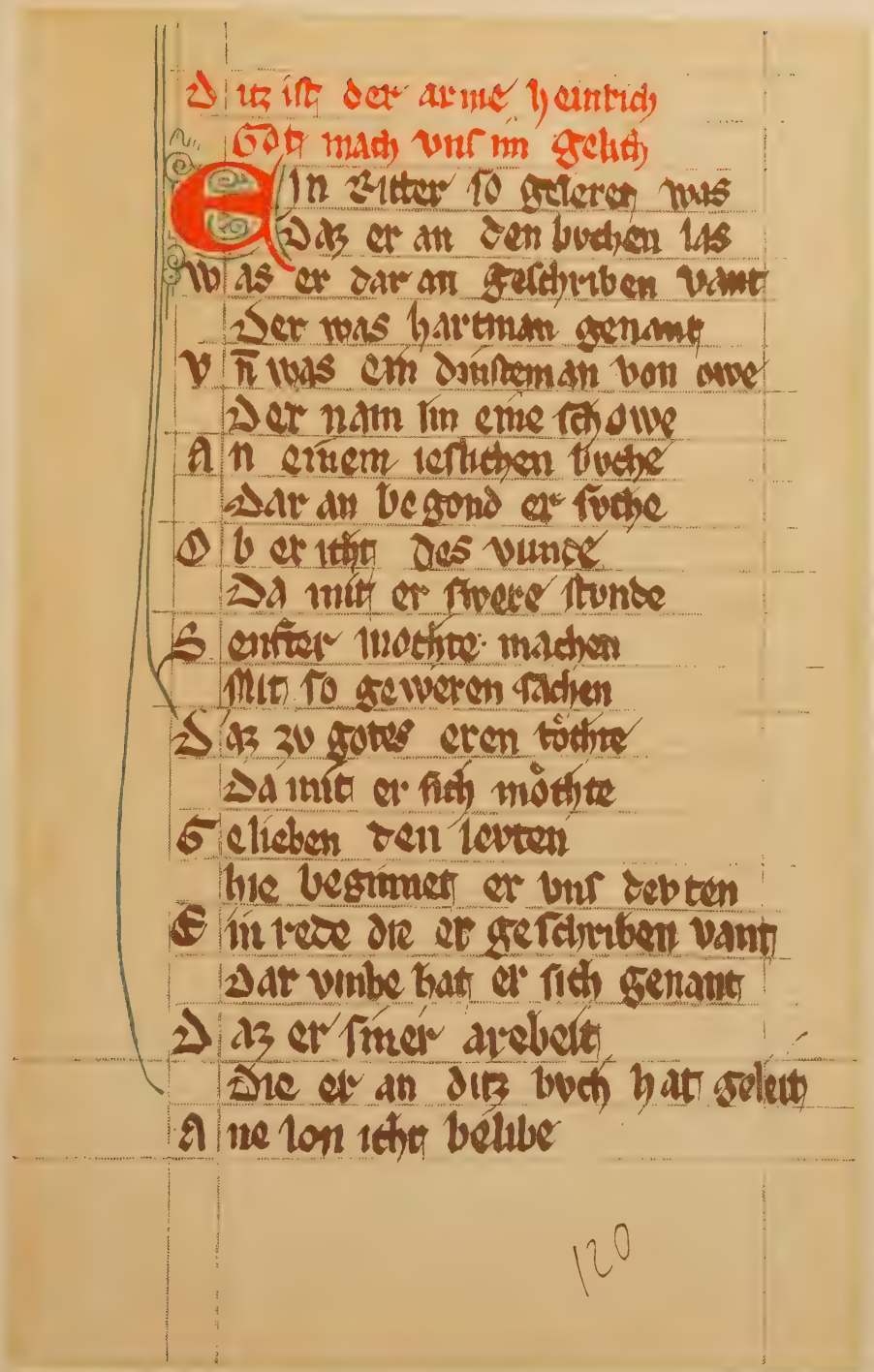
von Hartmann von Aue.

Ditz ist der arme Heinrich.
Got mach uns im[1] gelich[2].

Ein Ritter so geleret was[3],
daz er an[4] den buchen[5] las,
was er dar an geschriben vant:
der was[3] Hartman genant
unde was ein dinsteman von Owe[6].
der nam im[7] eine schowe[8]
an einem ieslichen[9] buche,
dar an begond er suche,
ob er icht des[10] vunde,
da mit er swere[11] stunde
senfter[12] mochte machen,
mit so geweren[13] sachen,
daz zu gotes eren[14] töchte[15],
damit er sich mochte
gelieben[16] den leuten.
hie beginnet er uns deuten
eine rede, die er geschriben vant.
dar umbe hat er sich genant,
daz er siner[17] arebeit,
die er an ditz buch hat geleit[18],
ane[19] lon[20] icht[21] belibe[22],

---

1. ihm. 2. gleich. 3. unterrichtet war. 4. in. 5. Büchern. 6. Aue. 7. sich. 8. Einblick. 9. jeglichem. 10. icht des = etwas von dem. 11. schwere. 12. leichter. 13. tüchtigen. 14. Ehren. 15. taugte. 16. beliebt machen. 17. seiner. 18. gelegt, verwendet. 19. ohne. 20. Lohn. 21. nicht. 22. bleibe.



Der Anfang des „Armen Heinrich“ von Hartmann von Aue.
Nach der Handschrift des XIII. XIV. Jahrhunderts (Nr. 241, Blatt 249b)
auf der Heidelberger Bibliothek.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

erbitten. Mutter und Sohn erkennen sich wieder und leben fortan, von Gott begnadigt, in heiliger Lauterkeit bei einander.

4) Der **arme Heinrich**, Hartmanns tiefsinnigste Dichtung, beruht auf der lateinischen Aufzeichnung einer alten Geschlechtssage und knüpft an die Familiengeschichte seiner Lehnsherren, der schwäbischen Herren von Aue an. Uhland nennt dieses kürzeste von Hartmanns Epen „eines der gediegensten und anmutigsten Gedichte des deutschen Mittelalters". Eine Ausgabe nach der Straßburger Handschrift mit Erklärungen veranstalteten 1815 die Brüder Grimm; dieser sind seitdem viele andere gefolgt. (Vgl. Beil. 23.) Ebenso häufig ist es übersetzt worden, am vollendetsten von Karl Simrock, zuletzt von G. Boetticher in den „Denkmälern der älteren deutschen Literatur", in freier künstlerischer Bearbeitung von Adelbert v. Chamisso. Eine freie prosaische Nacherzählung mit sieben charaktervollen Zeichnungen von Joseph Ritter von Führich ist 1878 herausgekommen. Der fromme Grundgedanke dieser Erzählung ergibt sich am besten aus ihrem Inhalt.

Der arme Heinrich.

Im Schwabenlande lebte einst ein Freiherr, reich an weltlicher Tugend und an Erdengütern, aber innerlich arm, da er wähnte, er könne Ehre und Gut ohne Gott haben: Herr **Heinrich von Aue**. Da fügte es Gott, daß ihn plötzlich die Miselsucht (Aussatz) ergriff — „nun ward er jedermann zur Last, und alles floh vor seinem Blick". Und die schwere Krankheit, an der einst Hiob gelitten, traf ihn um so schmerzlicher, als er nicht Hiobs Geduld besaß, sondern sich ungestüm dagegen aufbäumte. Da hört er von berühmten Ärzten in Montpellier und Salerno, und sofort bricht er auf, bei ihnen Heilung zu suchen. Alle halten ihn für unheilbar, endlich erklärt ein Meister in Salerno, daß er gerettet werden könne, wenn eine reine Jungfrau freiwillig ihr Herzblut für ihn dahingebe. Nach diesem Bescheid kehrt er verzweifelnd an seiner Genesung und alles Trostes bar zurück in seine Heimat, verschenkt seine Güter teils an Verwandte und Arme, teils an Gotteshäuser und behält sich nur einen Meierhof vor, auf welchem ein Bauer als Meier wirtschaftet, dem er früher viel Gutes erwiesen und der ihn nun gern in seine Familie aufnimmt. Dorthin zieht er, um fern von der Welt seine Siechtage zu verleben. Der Meier und seine Frau pflegen ihn aufs sorgfältigste; vor allem aber nimmt sich seiner liebevoll an ihr achtjähriges Töchterchen, ein schönes Mädchen, das fast nie von seiner Seite wich, so daß er es im Scherz sein „klein Gemahl" nannte und es oft durch kleine Geschenke zu erfreuen suchte —

in ihren Augen war er rein!
Mochten auch seine Gaben
daran mit Anteil haben,
so wirkt es doch zu allermeist,
den Gott ihr gab, der süße Geist.

Drei Jahre schweren Siechtums hatte er dort zugebracht, da fragt ihn eines Tages der Meier, wie es denn käme, daß ihm keiner der großen Ärzte von Salerno habe helfen können, und nun erzählt der arme Heinrich, was ihm von den weisesten Ärzten geraten sei und wie er danach aller Hoffnung auf Genesung entsagt habe. Auch die Tochter hatte diese Mitteilung des Kranken angehört und war darüber so bekümmert, daß sie die Nacht vor Weinen nicht schlafen konnte und durch ihre Tränen die Eltern aufweckte. Diese suchen sie zu beruhigen, aber ihr Herzweh schwindet nicht die ganze Nacht und den folgenden Tag, da kommt ihr, als die zweite Nacht hereinbricht, der Entschluß, ihr Herzblut für den geliebten Herrn hinzugeben. Der Gedanke stimmt sie wohlgemut und freudenreich; sie bleibt den Bitten und Drohungen ihrer Eltern gegenüber fest und unerschütterlich, ja es gelingt ihr endlich durch inständiges Bitten, deren Einwilligung zu ihrem kühnen Entschlusse zu erringen. Ihr zeitliches Heil, da ein gütiger Herr ihnen erhalten bleibe, des Mädchens ewiges Heil, da sie früh aus diesem vergänglichen und hinfälligen

Leben zum ewigen Heile gelange, sind es, worauf die Tochter sie hinweist — niemand als der heilige Geist, meint sie, könne ihr solche Gedanken und Worte einflößen. Auch Heinrich nimmt nach einigem Zögern ihr Anerbieten an und bricht mit ihr nach Salerno auf. Als er dem Arzte das junge Mädchen vorstellt, erstaunt dieser über ihren Mut, der allen seinen Vorstellungen von dem ihr bevorstehenden qualvollen Tode unerschütterlich widersteht. So soll denn die Opferhandlung vor sich gehen — festgebunden liegt die Jungfrau auf dem Tisch des Arztes, der sein Messer wetzt, um zum Herzen hin zu schneiden, da tritt in dem Gemüte Heinrichs, der das Wetzen gehört und durch eine Türritze sein Opfer erblickt, der Umschlag ein. Er bereut es, ihr Anerbieten aus bloßer Selbstsucht angenommen zu haben, er erkennt, wie töricht es sei, sich eigenmächtig von einem Leiden befreien zu wollen, das Gott über ihn als einen Sünder verhängt hat, nun kann er das Mädchen nicht sterben lassen. Er dringt in das Gemach, teilt dem Arzt mit, daß er ganz in Gottes Willen ergeben die Jungfrau am Leben lassen wolle. Auch ihr Sträuben stimmt ihn nicht um. Obgleich sie jammernd sich beklagt, daß ihr nun die reiche Himmelskrone verloren gehe, die sie gehofft habe zu erlangen, nötigt er sie, ihm in die Heimat zu folgen. Der Herzenskündiger aber hat die treue Hingebung und Opferfreudigkeit des Mädchens ebenso wie die völlige Sinnesänderung des armen Heinrich hinlänglich erprobt, und der heilige Christ zeigt jetzt, wie lieb ihm diese Gesinnung sei, indem er beide belohnt.

Dô erzeigte der heilige Krist,	von allem ir leide
wie liep ime triuwe ist,	und machete in dô zestunt
und schiet (erlöste) sî dô beide	reine unde wol gesunt.

Dadurch zeichnet sich, wie Uhland betont, Hartmanns Gedicht vor anderen Darstellungen dieser Opfersage besonders aus, daß nicht das blutige Opfer äußerlich vollbracht und durch ein eben so gewaltsames Wunder die Tote wieder ins Leben gerufen wird, sondern daß die freiwillige Hingebung geistig vollendet wird und dann die Genesung nur leise wie ein Tau vom Himmel sinkt.

In seiner Heimat wird der Genesene von den Angehörigen und Freunden mit großem Jubel empfangen. Von nun an widmet er sein neugeschenktes Leben ganz dem Dienste Gottes, gelangt durch dessen Gnade auch wieder zu Gut und Ehren und schenkt dem treuen Meier das Gehöft, auf dem er so lange als Siecher gelebt. Zuletzt ladet er alle seine Verwandten und Mannen ein und gewinnt von ihnen die Einwilligung zu seiner Vermählung mit der treuen Jungfrau, der er sein Leben verdankt.

Jünger und Nachfolger der drei Meister.

Schon das Mittelalter hob die drei Meister der höfischen Epik, Wolfram, Gottfried und Hartmann als die bedeutendsten Dichter jener Zeit hervor, obgleich es sie in ihrer Eigentümlichkeit wohl zu unterscheiden wußte und ihnen durchaus nicht gleiche Gunst erwies. Am beliebtesten waren unzweifelhaft Gottfried und Hartmann, und an sie hielt sich auch die große Mehrzahl der Dichtergenossen; doch auch Wolframs dunkle, gedankentiefe Sprache fand ihre Bewunderer und Nachahmer, wie den Verfasser des „Jüngeren Titurel" und des „Lohengrin" (vgl. S. 107) und noch andere, die oft in gespreizter Weise seinen Stil bis zur Karikatur verzerrten. Auf den Inhalt kam es einigen von ihnen dabei gar nicht an; es fertigte z. B. ein solcher Dichterling ein gereimtes Verzeichnis seiner Bibliothek in Wolframscher Manier. Hartmanns und Gottfrieds Stil glich die Mängel Wolframs aus und

förderte die Sprachgewandtheit, die Anmut und Leichtigkeit der ihnen nacheifernden Dichterschule, freilich auch eine sehr freie Auffassung der Moral, da Gottfrieds Einfluß in diesem Punkte sowohl Wolfram als Hartmann nicht zur Geltung kommen ließ. Doch sind unter den zahlreichen Nachfolgern und Jüngern der Meister nur wenige, welche besondere Erwähnung verdienen.

In Hartmanns von Aue Fußstapfen traten zwei Bearbeiter der Artussage, die wir zunächst ins Auge fassen.

Wirnt von Gravenberg.

1) **Wirnt von Gravenberg,** ein Franke aus adeligem Geschlecht, dem die Burg gehörte, deren Name bis auf den heutigen Tag dem darunter liegenden Städtchen Gräfenberg, zwischen Nürnberg und Baireuth, geblieben ist, dichtete um 1212 ein Rittergedicht von 11708 Reimzeilen: „**Wigalois**", der Ritter mit dem Rade", dessen Abenteuer viel phantastischer sind als die des Iwein. Ein welscher Knappe hatte sie ihm einst erzählt, und aus der Erinnerung ging er daran, „sie wieder zu leimen mit ganz neuen Reimen".

Wigalois.

Gawein, einer von König Artus' Rittern, hat sich mit der schönen Florie von Syrien vermählt und über dem Glück der Minne allen Heldenruhm und Tatendrang vergessen. Aber plötzlich ergreift ihn die Sehnsucht nach seinem Heldenkönig, und er erbittet von seiner Gemahlin Urlaub. Als er zu ihr zurückreiten will, kann er den Weg nicht mehr finden, da er einen Gürtel von zauberhaften Kräften, den er einst von dem Oheim Floriens geschenkt erhalten, nicht mitgenommen. So muß er endlich nach langem schmerzvollen Umherirren wieder an Artus' Hof ziehen, wo er fern von seiner Gemahlin zwanzig Jahre lebt. Inzwischen ist ein Sohn, den sie bald nach seiner Abreise geboren, zum Manne emporgewachsen, der, als er von seines Vaters Heldentaten hört, ihn kennen zu lernen wünscht. So geht er an König Artus' Hof, wo er sich **Gwi von Galois** (Wigalois) nennt und der Obhut des besten Ritters, seines eigenen Vaters, übergeben wird, ohne daß beide wissen, in welchem Verhältnis sie zu einander stehen. Kaum hat Wigalois das Ritterschwert empfangen, als eine Jungfrau am Hofe erscheint, die alle edlen Ritter aufruft, die schöne Larie von Korntin, eine Königstochter, deren Vater von dem grausamen Ritter Roaz von Gloys erschlagen sei, zu retten. Sofort macht er sich auf, um diesem Ruf Folge zu leisten; unterwegs besteht er die wunderlichsten, unerhörtesten Abenteuer mit Riesen, Zwergen, Drachen, Geistern u. s. w. Eines Tages gerät er in große Not. Er muß nämlich ein Tor passieren, vor dem ein mit Schwertern und Kolben bewaffnetes Rad sich mit unglaublicher Geschwindigkeit herumschwingt. Indem er nun davor steht und nicht hindurch kann, rückt hinter ihm ein undurchdringlicher Nebel wie eine Eisenmauer heran und schließt ihn vollends ein. Keine menschliche Kraft vermag ihn zu retten. Nur Gott kann es tun. Beim fahlen Mondschein schläft er ein, und unterdes kommt, „von der süßen Maide Kind" d. h. von Christus gesendet, ein starker Wind, der den Nebel zerstreut und das Rad zum Stillstande bringt. Darüber wacht er auf und kann nun bequem durch das Tor gehen. Endlich trifft er auf Roaz, den er zu Boden schlägt, worauf er die schöne Larie befreit und König von Korntin wird. Gawein kommt nun auch herbei, und zu großer gegenseitiger Freude erkennen sich Vater und Sohn.

Das von Graf Wolf Baudissin ins Neuhochdeutsche übersetzte Gedicht ist überreich an langen eingeflochtenen Reflexionen und unglaublich breiten Beschreibungen, die der Dichter zum Überfluß noch zu rechtfertigen sucht. So sagt er, nachdem er Floriens Kleid in über 100 Zeilen beschrieben:

„Wer nun das beneiden wollte,
daß sie trug so schönes Kleid,
das wäre eine große Torheit;
denn es bringt ja niemandem Schaden,
was ich auf sie mag laden
von Seide und von Borten
und von Schmuck mit Worten."

Dennoch fand dieses Gedicht bei den Zeitgenossen großen Beifall, blieb auch ein Lieblingsbuch der späteren Jahrhunderte, und an den Namen Wirnts knüpfte sich eine allegorische Erzählung „**Der Welt Lohn**“, von Konrad von Würzburg, deren Inhalt ich hier (in Uhlands Worten) gleich anschließen will.

Der Welt Lohn.

Wirnt von Gravenberg war ein Ausbund deutscher Ritterschaft, schön, tugendreich, und in allem vollkommen, womit man dieser Welt Preis erwirbt. Er trug ausgewählte Kleider; Birschen und Beizen verstand er wohl, Schachtafel und Saitenspiel war seine Kurzweil. Einem Ritterspiele wär' er über tausend Meilen nachgeritten, um den Sold der Minne zu erstreiten. Einst saß er allein in der Kammer und hatt' ein Buch in der Hand, darin er Aventüre von der Minne geschrieben fand. Damit hatt' er den Tag bis zur Vesperzeit vertrieben. Da war ein wunderschönes Weib herzugeschlichen, von deren lichter Farbe das Gemach erleuchtet ward. Sie trug kostbare Kleider und eine reiche Krone. Erschrocken sprang Wirnt auf und hieß sie willkommen. Die Frau dankt ihm: er solle nicht so sehr vor ihr erschrecken, sie sei es ja, der er lange her gedient, für die er oft Leib und Seele gewagt; nun sei sie hergekommen, um ihm den Lohn zu zeigen, der ihm für seinen Dienst werden solle. Wirnt wundert sich, daß er der Dienstmann einer Frau sein solle, die er doch nie gesehen; doch wolle er mit Freuden der Ihrige sein, nur möge sie ihm ihren Namen sagen. Da sprach sie: unter ihrer Krone stehen Kaiser und Königssöhne; Herzöge, Grafen und Freie biegen ihr das Knie: „die **Welt**“ sei sie geheißen, und ihren Lohn solle er jetzt sehen. Da wandte sie ihm den Rücken zu, der überall mit Schlangen, Nattern und Kröten behangen, mit giftigen Blattern bedeckt und von Maden bis auf das Gebein zerfressen war; ihr seiden Kleid war in ein schlechtes Aschentuch verwandelt. So schied sie von dannen. Der Ritter aber verwünschte solchen Dienst, schied von Weib und Kind, nahm das Kreuz an sein Gewand und hub sich über das wilde Meer, um in Gottes Heere gegen die Heidenschaft zu streiten.

Zazikhofen.

2) **Ulrich von Zazikhofen**, ein Thurgauer Ritter, empfing von Gui von Morville, einer der Geiseln, die für König Richard Löwenherz im Jahre 1194 gestellt und an Kaiser Heinrichs Hof gesandt wurden, ein welsches Buch „**Lanzelot vom See**“, das er auf die Bitte lieber Freunde ins Deutsche umdichtete. Es ist ein noch schwächeres Machwerk als „Wigalois“, eine kunstlose Anhäufung phantastischer, zum Teil sehr sittenloser Abenteuer.

Lanzelot.

Lanzelot, Artus' Neffe, wird als Kind von einer Meerminne, der Zauberin Viviane, geraubt, über einen See entführt und von ihr erzogen. Fünfzehn Jahre alt, entsendet ihn die Fee auf einem Roß, das er noch nicht reiten kann, in die Welt und sagt ihm, er werde seinen Namen erfahren, wenn er den besten Ritter, Iweret von Dodone, überwunden habe. Nach endlosen Kriegs- und Liebesabenteuern erreicht er dieses Ziel, vermählt sich mit Iwerets Tochter, Iblis, und lebt mit ihr sehr glücklich, bis sie beide an einem Tage sterben.

Da dies Gedicht auch gelegentlich den Tod des Königs Artus in einem Kampfe mit seinem empörerischen Neffen Morderoth erzählt, bildet es gewissermaßen den Schlußstein der Artussage, deren weitere Bearbeitungen immer geistloser werden und keine Erwähnung verdienen. In der vornehmen Welt schwärmte man jedoch fort und fort auch für die dürftigsten Ausläufer der Artuspoesie; noch im 16. Jahrhundert gaben süddeutsche Ritter gern ihren Kindern Namen, wie Parzival, Wigalois ꝛc. In unseren Tagen zeugt davon allein der Name „Arthur“, wie in der Bretagne noch heute eine Gruppe aufgetürmter Granitfelsen „Arthurs Schloß“ heißt.

Nachklänge der Artussage.

Aus der Karolingischen Sage (vgl. S. 40 ff.) wählte ein Nachahmer und jüngerer Zeitgenosse Gottfrieds, **Konrad Fleck**, ein schwäbischer „Meister“, also wohl bürgerlicher Herkunft, von dem wir sonst nichts wissen, sich nach einer altfranzösischen

Quelle einen Stoff, den er u. d. T. **„Flore und Blanscheflur"** (Blume und Weißblume) bearbeitete. Es ist dies eine zarte, anmutige und reine Liebesgeschichte, nächst der von Tristan und Isolde die bekannteste bei den Völkern des Mittelalters, und zwar die sagenhafte Jugendgeschichte der Großeltern Karls des Großen.

Flore und Blanscheflur.

Blanscheflur (blanche fleur = Lilie), die Tochter einer von den Sarazenen geraubten Gräfin, die in der Gefangenschaft bei dem König Venix in Spanien lebt, wird an demselben Tage und in derselben Stunde geboren, in der auch die Heidenkönigin einem Sohne, **Flore** (fleur), das Leben gibt. Die beiden Kinder werden von einer Amme gesäugt und miteinander erzogen. Im zartesten Alter lernen sie die Minne kennen, und ihre Liebe nimmt mit den Jahren zu. Als der König davon Kunde erhält, beschließt er die beiden zu trennen; seinen Sohn schickt er nach Mantua. Blanscheflur verkauft er an Handelsleute aus dem Orient, die sie nach Babylon bringen. Als Flore von seiner Reise zurückkehrt, gerät er außer sich, da sein Vater ihm erzählt, daß Blanscheflur gestorben sei; aber seine Mutter verrät ihm die Wahrheit und ermutigt ihn auszuziehen, um die Geliebte aufzusuchen. Zu seinem Schutz gibt sie ihm einen Zauberring mit, der seinen Träger vor dem Tode bewahrt. Nach langem Umherirren gelangt er nach Babylon, wo er seine Geliebte in der Gewalt des Sultans findet, der sie zu heiraten beschlossen hat. Es gelingt Flore aber, einen Turmwächter zu bestechen, der ihn in einem Korbe, ganz unter Blumen versteckt, in Blanscheflurs Gemach tragen läßt. Doch nur kurz ist die Freude ihres Wiedersehens — sie werden entdeckt und zum Flammentode verurteilt. Da keiner von beiden durch den Zauberring sich allein retten will, werfen sie ihn weg und wollen gemeinsam sterben. Durch diese Liebe gerührt schenkt der Sultan ihnen beiden das Leben und läßt sie nach der Heimat ziehen. Dort finden sie Venix gestorben und können nun den langersehnten Ehebund schließen, nachdem Flore zuvor Christ geworden. Ihre Tochter war Berta, Pipins Gemahlin, Karls des Großen Mutter. — Sie leben bis ins hundertste Jahr, sterben beide an einem Tage und werden in einem gemeinsamen Grabe zur Ruhe bestattet.

Rudolf von Ems.

Einen weiten und mannigfachen Kreis von Stoffen beherrschte und behandelte **Rudolf von Ems**. Er führt seinen Namen von der Burg Hohenems im österreichischen Vorarlberg, derselben Burg, in der zwei der wichtigsten Handschriften des Nibelungenliedes aufbewahrt und der Nachwelt erhalten wurden (S. 71). Er war Dienstmann des Grafen von Montfort und einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Dichter seiner Zeit. Der größte Lobredner Gottfrieds und der gelehrigste Schüler seiner Darstellungsweise hat er doch nur Gedichte von höchster Sittenreinheit und innerem Frieden uns hinterlassen. Am nennenswertesten sind darunter zwei, nach lateinischer Vorlage verfaßte, mit denen er in Hartmanns Fußstapfen trat, die Legende „Barlaam und Josaphat" und die poetische Erzählung „Der gute Gerhard". Außerdem hat er die Alexandersage und den trojanischen Krieg, ferner die romanhafte Geschichte Wilhelms des Eroberers (Wilhelm von Orleans) behandelt. Sein letztes Werk ist die „Weltchronik", in der er die Geschichte des Alten Testaments, aber auch die der heidnischen Völker erzählte. Als er sie bis auf Salomos Tod fortgeführt hatte, ereilte ihn selbst der Tod in Italien zwischen 1250 und 1254, vermutlich auf einem Kriegszuge im Gefolge des Kaisers Konrads IV. Die auch poetisch nicht unbedeutende „Weltchronik" war zugleich ein wichtiges Vermächtnis für den Laienstand, der bis auf Luthers Zeiten daraus fast allein Kenntnis des Alten Testaments gewinnen konnte.

Barlaam und Josaphat.

Barlaam und Josaphat. Josaphat ist der Sohn eines heidnischen Königs von Indien, vor dessen Palast Barlaam, ein gottgesandter Weiser von der Insel Sennaar, als Juwelier erscheint, der seinen köstlichsten Edelstein nur dem Königssohne selbst zeigen will. Dieses Juwel ist das Christentum, das Jo-

saphat durch den Weisen kennen lernt und zu dem er sich, allen Verboten und Drohungen des Vaters entgegen, bekehrt. Der Sohn verbreitet nun in seinem Reiche den Glauben an den Heiland mit großem Segen und herrlichem Erfolge; zuletzt gesteht auch der Vater, von harten Unglücksschlägen heimgesucht, die Göttlichkeit des Christentums zu, zieht sich in die Einsamkeit zurück und überläßt seinem Sohne das ganze Reich. Nachdem Josaphat die Vergänglichkeit alles irdischen Glückes erfahren, legt auch er die Krone nieder, sucht seinen greisen Lehrer auf und beschließt sein Leben unter Fasten und Beten in beschaulicher Einsamkeit. — Die Belehrung über einzelne tiefernste Wahrheiten ist in dieser Legende vielfach in Gleichnisse gekleidet, von denen eines, das von dem Mann in der Grube, wie die ganze Erzählung dem Orient entstammt und das ganze Mittelalter hindurch sehr beliebt war, oft einzeln aufgeschrieben und im Kloster Lorch auch gemalt worden ist. In neuerer Zeit hat es Rückert in seiner bekannten Parabel vom „Mann im Syrerland" bearbeitet. Von neueren Forschern wird die ganze Legende für eine persisch-arabisch-griechische Umbildung der Buddha-Legende gehalten.

Der gute Gerhard.

Der gute Gerhard. Kaiser Otto I., der Münsterbauer, ein weiser und gerechter Fürst, aber zu stolz auf seine gottgefälligen Handlungen, „rückt Gott seine Gaben vor". Da wird ihm durch einen Engel verkündet, daß er seinen Lohn schon dahin habe —

Gott suchet Herzensreine, | für die ist ihm alleine
die hat am Himmel teil, | die ew'ge Krone feil.

Ohne Demut und Lauterkeit des Gemütes — wird er belehrt — bleiben alle Opfer wertlos; er hätte es machen sollen wie ein schlichter Kaufmann, des Name im Buche des Lebens in goldener Schrift erglänzt — der **„gute Gerhard"** in Köln. Dorthin reist nun der Kaiser, um diesen Mann kennen zu lernen, aber es kostet ihm große Mühe, denselben zu bewegen, seine Geschichte zu erzählen. Endlich beginnt er, in anspruchsloser Weise Folgendes mitzuteilen. Es war eine Zeit, wo er nur nach Reichtum und besonders danach trachtete, daß man seinen Sohn den „reichen" Gerhard nennen möge; da hatte er aber einst auf einer Handelsreise nach dem Morgenlande eine Schar gefangener englischer Ritter und eine norwegische Königstochter in der Sklaverei angetroffen, und das hatte ihn so gerührt, daß er seinen ganzen Handelsgewinn hingab, um sie loszukaufen. Die Königstochter Irene, die einem im Seesturm mit seinem Schiff verschwundenen englischen Könige verlobt war, beherbergte er sodann jahrelang in seinem Hause zu Köln, aber der Bräutigam kam nicht sie abzuholen, und zuletzt mußte man glauben, daß er im Sturm sein Leben verloren habe. Inzwischen hatte Gerhards Sohn eine ernste und tiefe Neigung zu der schönen Jungfrau gefaßt, und diese hatte sich entschlossen, ihm ihre Hand zu reichen. Schon ist alles zur Hochzeit gerüstet, da läßt sich ein Pilger im Bettleraufzuge melden, es ist der totgeglaubte König von England. Der junge Gerhard verzichtet auf Minneglück und hohe Ehren; sein Vater rüstet sogar dem Königspaar die Reise nach England und geht ihm voran, um seine Ankunft zu melden. Kaum gelandet wird er von einigen Edelleuten, die er einst aus der Sklaverei errettet, wiedererkannt, und da innere Streitigkeiten das Land verwüsten, wollen sie ihn zum Könige ausrufen. Aber er weist das ganz entschieden zurück, ja schlägt jeden Lohn, jede Anerkennung aus und nimmt nur, „um des roten Mundes Irenes" willen, die ihn darum bittet, ein Kleinod an und kehrt als einfacher Kaufmann und Bürger nach Köln zurück. — Der Kaiser fühlt Scham und Reue, als der gute Gerhard seine prunklose Geschichte beendet, es war

der Demut duft'ge Blume | von allem falschen Ruhme
in ihm nun aufgeblüht, | geheilt Sinn und Gemüt.

Das Gedicht ist von Simrock ins Neuhochdeutsche übersetzt.

Konrad von Würzburg.

Der letzte aller höfischen Epiker war **Konrad von Würzburg**, um 1220 daselbst geboren, bürgerlichen Standes und als Fahrender von Bürgerlichen und Adeligen mild unterstützt. Auf seinen Wanderzügen kam er nach Straßburg und Basel, wo es ihm gelang, sich festzusetzen und ein eigenes Hauswesen zu gründen. Hier dichtete er seine bedeutendsten Werke, und hier starb er am 31. August 1287 zugleich mit seiner Frau Berta und zwei Töchtern, Gerina und Agnes, an einer Seuche. Sein Grab ist noch heute in der alten, an den Münsterchor angebauten Marien-Magdalenenkapelle zu sehen. Konrad war ein gelehrter, sprachenkundiger Mann, dazu ein Meister der Form, der eine staunenswerte Gewandtheit im Versbau entwickelte, wie er anderseits über einen unerschöpflichen Reichtum an dichterischen Gedanken und Bildern verfügte. Wenn es ihm aber auch gelang, Hartmanns Maß mit Gottfrieds Redeglanz, Gründlichkeit mit freischaffender Phantasie zu vereinen, so artet er doch oft in seinen größeren Epen in ein redseliges Wesen aus, und der Mangel poetischen Gehaltes wird kaum durch die Häufung von Gleichnissen mit Bildern verdeckt. Doch ist er ein Meister der kleinen poetischen Erzählung (mære), welche der Geschmack der Zeit den langen Rittergedichten vorzuziehen begann.

Unter Konrads Werken hebe ich zunächst seine Erzählungen im höfischen Geiste hervor. Die bedeutendste darunter, **„Engelhart und Engeltrut"**, ist eine Verherrlichung der Freundestreue.

Engelhart und Engeltrut.

Engelhart, der Sohn eines Edelmanns in Burgund, im Begriff auf Reisen zu gehen, erhält von seinem Vater beim Abschied drei Äpfel. Wenn er jemand auf der Reise treffe, der mit ihm Bekanntschaft anknüpfen will, solle er demselben einen der Äpfel geben. Wenn jener den ganzen Apfel aufesse, ohne ihm etwas davon zu reichen, so solle er ihn meiden — reiche er ihm aber ein Stück davon, so solle er seine Freundschaft annehmen. Der Sohn verspricht den Rat zu befolgen und reitet davon; ihm begegnen nacheinander zwei junge Leute, mit denen er die angeratene Probe versucht, die aber beide die Äpfel allein aufessen. Danach stößt er auf einen dritten, an Gestalt ihm völlig ähnlich, der nimmt den Apfel, schält ihn und gibt ihm die Hälfte zurück. Engelhart begrüßt ihn als Freund und wählt ihn zum Gefährten. Er heißt Dietrich von Brabant und wünscht ebenfalls im fremden Lande sein Glück zu versuchen. Sie gelangen miteinander nach Dänemark und werden am dortigen Hofe willkommen geheißen. Der König hält sie ihrer Ähnlichkeit halber für Brüder; sie versichern aber, nur ihre Gesinnungen seien brüderlich, und sie hätten sich verbunden, ihm ihre Dienste anzubieten, um „von seiner Tugend zu lernen". Bald haben sie sich am Hofe beliebt gemacht, und die treueste Freundschaft verbindet sie miteinander. Der König hat eine Tochter, **Engeltrut**, die sehr schön ist; ihren Augen und bald auch ihrem Herzen gefallen die zwei Freunde:

denn was den Augen sanfte tut,
das dünket auch dem Herzen gut,
und ist ihm wohl damite.

Da die beiden Freunde so ähnlich sind, gefallen sie ihr gleicherweise, zuletzt aber gibt der Name Engelhart den Ausschlag, weil er am meisten zu dem ihrigen stimmt. Da kommt eines Tages aus Brabant ein Bote an Dietrich, der ihm den Tod seines Vaters meldet und ihn auffordert, sein Land in Besitz zu nehmen. So sehr ihn der Verlust des Vaters betrübt, so schmerzlich ist ihm der Abschied von seinem Freunde, und er bietet alles auf, um diesen zu bewegen, mit ihm zu ziehen. Aber Engelhart hält es für undankbar, so schnell des Königs Dienst wieder aufzugeben, und Dietrich muß allein von hinnen. Bald darauf stirbt die Königin von Dänemark. Engeltrut ist darüber aufs tiefste betrübt und niedergeschlagen. Um sie aufzuheitern, gibt der Vater ihr Engelhart zum Kämmerer. Als derselbe eines Tages ihr bei der Tafel aufwartet, läßt er beim Vorschneiden plötzlich das Messer zu Boden fallen mit einer Verwirrung, die sofort sein Herz verrät. Das

Verhältnis, das sich nun zwischen ihnen entspinnt, wird aber von dem eifersüchtigen Neffen des Königs beobachtet und durch ihn dem König verraten. Ein Zweikampf soll entscheiden, ob Engelhart schuldig oder unschuldig. Engelhart, der sich seiner Schuld bewußt ist, fürchtet einen unglücklichen Ausgang und beschließt, seinen Freund Dietrich für sich kämpfen zu lassen. Er reist zu diesem nach Brabant, und sie verabreden, ihre Rollen zu vertauschen. Engelhart, der für Dietrich gehalten wird, bleibt in Brabant zurück; Dietrich kommt auf den bestimmten Tag in Dänemark an und besiegt seinen Gegner im Zweikampf. Zur Belohnung verspricht ihm der König die Hand seiner Tochter. Die Hochzeit findet statt, aber Dietrich legt ein Schwert zwischen sich und Engeltrut. Am folgenden Tage kehrt Dietrich nach Brabant zurück, und Engelhart begibt sich eilends nach Dänemark. Dort erhält er nach dem Tode des Königs die Krone und lebt mit seiner Gemahlin im größten Glücke.

Nicht lange darauf wird Herzog Dietrich von der Miselsucht (Aussatz) befallen. Er läßt sich ein Gartenhaus am Wasser bauen, wo er allein wohnt. Hier erscheint ihm in einer Nacht ein Engel, der ihm rät, zu Engelhart zu reiten und ihn zu bewegen, seine beiden Kinder zu töten und den Kranken mit ihrem Blute zu bestreichen, dann werde er genesen. Nachdem er lange diesem Auswege widerstrebt, entschließt er sich, nach Dänemark zu gehen, wo er von Engelhart aufs liebevollste aufgenommen wird. Lange kann er sich nicht entschließen, dem Freunde seinen Traum zu erzählen, endlich tut er es doch, da ihn derselbe immer aufs neue dringend fragt, ob er denn gar kein Heilmittel für seine Krankheit kenne. Engelhart, im Kampfe der Freundschaft mit der Liebe zu seinen Kindern, bittet Gott seinen Entschluß zu leiten und hält sich endlich verpflichtet, dem Freunde, der sein Leben für ihn gewagt hat, seine Kinder zum Opfer zu bringen. Mit schwerem Herzen vollbringt er die schreckliche Tat, und das Blut seiner Kinder heilt sofort den kranken Freund. Voll Freude über Dietrichs Genesung und doch voll Betrübnis über das dazu angewandte Mittel eilt Engelhart in die Kammer seiner Kinder zurück, da gewahrt er seine Lieblinge spielend auf dem Bett, jedes mit einem roten Faden um den Hals. Ein Wunder hat dem Vater die Kinder erhalten. Dietrich kehrt nach Brabant zurück, und beide Freunde leben von nun an sehr glücklich. Das Gedicht schließt mit folgender Moral:

Daß ein Herze wohlgemut
daran ein selig Bilde gut
zu lauterlicher Treue nehme
und sich der falschen Untreu schäme,
wenn er hört in seinen Tagen
von so fremden Wundern sagen,
als den viel trauten Gesellen zwein
um ihre hohe Treu erschien.

Unter Konrads kleineren Erzählungen ist die anmutigste die Sage von **Otte mit dem Bart,** die Karl Simrock sehr ansprechend ins Neuhochdeutsche übersetzt hat.

Otte mit dem Bart.

Mit **Kaiser Otte** ist Otto der Große gemeint, obwohl das Gedicht zu seinem Bilde mehrere Züge, wie den schönen roten Bart, bei dem er mit Vorliebe schwur, und die heftige Gemütsart seinem Sohne Otto II., dem Roten, entnommen hat. Einstmals feierte er um Ostern zu Bamberg ein großes Fest. Da ließ sich der junge Sohn des Herzogs von Schwaben verleiten, ein feines Brot, das auf dem gedeckten Tische lag, anzubrechen. Sofort ergriff ihn der kaiserliche Truchseß und züchtigte ihn mit seinem Stabe auf das heftigste. Empört hierüber stellte des Knaben Erzieher, Ritter Heinrich von Kempten, den Truchseß zur Rede, und da derselbe ihm trotzig antwortete, spaltete er ihm das Haupt. Als der Kaiser von diesem Morde unterrichtet wurde, schwur er bei seinem Barte dem Täter blutige Rache. Heinrich jedoch, der dies gehört hat, faßt den Kaiser bei dem Bart und droht ihn zu ermorden, wenn er den Eid nicht zurücknehme. Otto weicht der Gewalt und schenkt ihm das Leben, verbannt ihn aber für immer von seinem Angesichte. Heinrich kehrt heim nach Schwaben auf sein Lehen. Nach

zehn Jahren unternimmt der Kaiser eine Heeresfahrt über die Alpen und muß lange vergeblich vor einer starken Feste liegen, die er nicht erobern kann. Neue Streitkräfte werden aus der Heimat herbeigerufen; auch Heinrich wird trotz seines Sträubens von seinem Lehensherren, dem Abt von Kempten, gezwungen nach Welschland zu ziehen, wo er es aber sorgfältig vermeidet, vor das Angesicht des Kaisers zu kommen. Da gewahrt er eines Tages, während er im Bade liegt, daß einige Bürger der belagerten Stadt den wehrlosen Kaiser aus einem Hinterhalte überfallen wollen. Rasch springt er aus dem Bade, greift nach Schwert und Schild, stürzt auf die Feinde, haut sie nieder und kehrt, als ob nichts geschehen wäre, zu seinem Bade zurück. Der Kaiser, der ihn nicht erkannt, erkundigte sich, wer sein Retter gewesen, und als er es erfahren, läßt er ihn vor sich kommen, empfängt ihn zuerst scheinbar zornig und umarmt ihn dann lachend, indem er spricht:

„Ich danke dir mein Leben,
du edler Held erwählt,
doch war dir längst vergeben,
dir sei es nicht verhehlt.
Vom jähen Zorn, dem blinden,
seit du mich hast geheilt,
kein Urteil wieder finden
sah man mich übereilt."

(Simrocks Übersetzung.)

Aufs reichlichste belohnte er sodann seinen Lebensretter und ließ den Vielgetreuen nie wieder von seiner Seite.

In seinem „Schwanritter" erzählt der Dichter die Geschichte des Lohengrin; in seinem „Herzemäre" von einem liebenden Kreuzfahrer, der seiner Geliebten durch seinen Knappen sein Herz schickt. Sein lehrhaftes Gedicht „Der Welt Lohn" ist schon S. 120 erwähnt.

Der trojanische Krieg.

Gegen das Ende seines Lebens schrieb Konrad von Würzburg sein größtes und umfangreichstes Werk, über dem ihn der Tod überraschte, und das von anderer unbekannter Hand zu Ende geführt wurde, **„Den trojanischen Krieg"**, der gegen 50000 Verse lang ist. Konrad vergleicht sein Gedicht mit dem „unendlichen Meere, in welches zahlreiche Wasser sich ergießen, worin wohl ein Felsen versänke und er selbst kaum Grund fände." In diese ermüdend lange Dichtung, die vor Paris' Geburt mit Hekubas Traum und Achilles' Erziehung beginnt, sind die Argonautenfahrt, Iphigeniens Opferung u. a. hineingewoben. In dem Kriege selbst treten Ungarn, Russen, Dänen, Portugiesen und als die tapfersten von allen die Deutschen als Hilfsvölker des Menelaus auf, während die Heiden und Mohammedaner für Troja streiten. — Ebenso unvollendet ist die dem Französischen nachgedichtete Erzählung **„Partonopier und Meliur"**, in welcher übrigens ein ursprünglich deutscher Stoff zur poetischen Verwertung kam.

Heiliger Sylvester.

Außer diesen weltlich ritterlichen Erzählungen hat Konrad von Würzburg eine Reihe geistlicher Legenden gedichtet. In dem **„heiligen Sylvester"** erzählt er die Bekehrung des Kaisers Konstantin und seiner Mutter Helena zum Christentum. Sie geschieht dadurch, daß Sylvester, Papst zu Rom, einen wilden Stier, den das Haupt der Juden durch Aussprechung des Namens Jehovah tötet, durch die Kraft Christi wieder lebendig macht. Eine andere Legende, die sehr verbreitet war und häufig bearbeitet wurde, ist die vom **„heiligen Alexius"**, die nach mittelalterlichen Begriffen ein hohes Muster selbstvernichtender Enthaltsamkeit darstellt.

Heiliger Alexius.

Alexius, eines vornehmen Römers Sohn, der zur Zeit des Kaisers Theodosius lebte, vermählte sich mit einer edlen Jungfrau Adriatika. Am Abend des Hochzeitstages, der mit großem Pomp gefeiert wurde, sah Alexius in das brennende Licht, das zwischen ihm und seiner Braut stand. Dasselbe schien ihn an die Nichtigkeit aller vergänglichen Dinge zu mahnen, und er sprach zu seiner jungen Gemahlin: „Sieh, Adriatika, wie das Licht vor uns hell brennt, das doch schnell dahin sein

wird — so ist es um die Welt bestellt: jung und alt wird zuletzt zu Staube. Der Mensch ist ein Schatten, der bald dahin fährt, und eine Blume, die schnell verwelkt. Das tut der Tod: heute schön und klar, morgen mißgefärbt und der Erde gleich. So vergeht alle Herrlichkeit der Welt. Darum wollen wir uns vor der Welt erretten, unsere Seele pflegen und der vergänglichen Freude, der wir jetzt entgegengehen, entsagen." Als er so gesprochen, zog er den goldenen Ring von seiner Hand und gab ihn seiner Gemahlin zurück, die gottergeben antwortete: „Gott wolle deiner in Gnaden pflegen, er wolle dich behüten auf Straßen und auf Wegen, ich bleibe treu dir immerdar." So scheiden sie von einander. Alexius zieht von dannen, die Braut sinkt ohnmächtig nieder. Nach Pisa richtet er zuerst seine Schritte, dort vertauscht er sein reiches Gewand mit einem Bettlerkleide und kasteit sich, bis sein lichtes Antlitz erbleicht, sein lockiges Haar dünn und seine Gestalt unkenntlich wird. Die Boten, die sein Vater nach ihm ausgesendet, sehen ihn in Pisa unter der Bettlerschar, erkennen ihn aber nicht. Einige Zeit darauf zieht Alexius weiter nach Jerusalem, wo er zwölf Jahre verweilt, während seine Eltern und seine Braut mit heißen Tränen um ihn klagen. Endlich kehrt er in sein Vaterland zurück und kommt nach Lukka, da wird dem Kirchenhüter durch eine Himmelsstimme verkündet: vor dem Tore des Heiligtums liege ein Bettler im Gebet, den solle er in die Kirche führen; Gott bedürfe seiner für das Himmelreich. Als das geschehen, läuten alle Glocken der Kirche von selbst, und die Stadt strömt zusammen, um zu erfahren, was das zu bedeuten habe. Als sie es vernommen, loben sie Gott die ganze Nacht, aber Alexius will diesen Ehrenbezeugungen entfliehen, deshalb besteigt er ein Schiff, um nach Afrika zu fahren Doch nie gelangt er dahin, denn Stürme verschlagen sein Fahrzeug nach Rom. Als ein Bettler betritt er das Haus seines Vaters unerkannt, der ihm unter der Treppe seines Palastes ein Lager bereiten läßt. Die Diener verspotten und verhöhnen ihn, er aber erträgt alles geduldig. Vater und Mutter gehen täglich an ihm vorüber, die Geliebte redet ihn an und fragt ihn, ob er Alexius nicht auf seinen Pilgerfahrten begegnet sei, und als er es bejahte, fragte die Getreue weiter, ob er auch ihrer gedacht. „Ja", antwortete er, „er gedachte des Ringleins, das er dir beim Abschied gegeben, und deiner Traurigkeit; auch war sein Herz voll Kummer um Vater, Mutter und um dich, doch er hat auf alles Verzicht geleistet um des ewigen Lebens willen." So unterhielten sie sich täglich miteinander und fanden einen schmerzlich freudigen Trost in diesem Austausch. Endlich fühlte Alexius, daß sein Leben zu Ende gehe; auf ein Pergament schrieb er nieder, was er erlebt und erfahren, schloß das Blatt fest in seine Hand, und bald darauf verschied er. In dem Augenblicke seines Todes begannen alle Glocken in allen Kirchen Roms von selbst zu läuten, und bald ward es bekannt, zu wessen Ehre dieses geschehen. Alexius' Vater trat an die Leiche heran, deren Antlitz verklärt strahlte. Er gewahrte den Brief in des Toten Hand, vermochte ihn aber nicht herauszulösen. Ebensowenig gelingt es den beiden Kaisern Arkadius und Honorius, selbst der Papst vermag es nicht. Da tritt Adriatika heran, und sofort öffnet sich ihr die erstarrte Hand. In lautes Weinen und Klagen brechen sie alle aus, als sie erfahren, wer der Bettler gewesen; der Papst aber läßt den Leichnam in die Kirche tragen, wo zahlreiche Wunder an dem Sarge geschehen.

Zum Schlusse sei noch eines Lobgedichtes auf die Jungfrau Maria Erwähnung getan. Es ist betitelt **„Die goldene Schmiede"** und gehörte zu den beliebtesten Gedichten jener Zeit, wurde häufig abgeschrieben und vielfach nachgeahmt.

Die goldene Schmiede.

Konrad tritt darin auf als ein Schmied, der aus Gold und edlem Gestein den köstlichen Schmuck der „Himmelskaiserin" bereiten will. Das Gedicht hebt an: „Wenn ich in der Tiefe der Schmiede meines Herzens ein Gedicht aus Gold schmelzen und lichten Sinn aus Karfunkel in das Gold fassen könnte, so wollt' ich

ein durchsichtig leuchtendes, glänzendes Lob deiner Würde, hohe Himmelskaiserin, so wie ich wünschte, schmieden. Aber wenn auch meine Rede auf zu Berge flöge wie ein edler Aar, über dein Lob hinaus vermöchten die Schwingen meiner Worte mich nicht zu tragen: eher wird Marmor und Edelstein von einem Halm, der Diamant von weichem Blei durchbohrt, ehe ich zu der Höhe des Lobes gelange, welches dir gebührt; wenn man ausrechnet das Gestirn und der Sonnen Staub, und allen Sand und alles Laub vollkömmlich hat gezählet, dann erst wird dein Preis recht gesungen!" In glänzender Darstellung und fließender Sprache häuft der Dichter darauf — 2000 Verse lang — alles zusammen, was an Bildern und Gleichnissen in der heiligen Schrift, im Gebrauche der Kirche und im Munde des Volkes zum Lobe Mariens sich nur deuten und finden ließ: eine für alle dem Marienkultus Fernstehenden trotz mancher dichterischer Schönheiten doch sehr ermüdende Lektüre.

Einen seltsamen Gegensatz zu diesen bald poetisch überschwenglichen, bald krankhaft asketischen Dichtungen bietet einerseits die schalk- und schwankhafte, anderseits die lehrhafte Richtung dar, die sich in dieser Zeit Bahn zu brechen beginnt.

Stricker.

Beide Richtungen sind am wirksamsten vertreten durch den **Stricker** (Strickaere), einen Dichter, von dem wir nichts weiter wissen, als daß Österreich seine Heimat gewesen und daß er in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt und gedichtet hat. Von seiner Bearbeitung des alten Rolandsliedes war bereits in einem früheren Abschnitte (S. 45) die Rede. Mehr zu Hause war er auf dem Gebiete der Komik, das bewies er in seiner Erzählung von dem „**Pfaffen Amis**", dessen Schelmenstreiche und Schwänke, obgleich fremden Ursprunges, doch Vorläufer derer des berühmten urdeutschen Till Eulenspiegel sind.

Pfaffe Amis.

Der englische **Pfaffe Amis** erregt durch seine allzureichen Pfründe den Neid seines Bischofs, der ihm droht, dieselbe einzuziehen, wenn er nicht in einer Prüfung bestehe, die er mit ihm anstellen wolle. Amis weiß aber auf alle verfänglichen Fragen witzig zu antworten. So entgegnet er auf die Frage, wieviel Tage seit Adam her verflossen seien: „Sieben, wenn die um sind, kommen dieselben sieben wieder." Auf die Frage, wo die Mitte der Welt sei, antwortet er: „Die Kirche, die ich von Euch habe, liegt gerade in der Mitte; lasset es Eure Knechte mit Seilen messen, und wenn ein Halm breit fehlt, so sollt ihr die Kirche mir wieder abnehmen." — Wieweit der Himmel von uns sei? — „Soweit ein Mann rufen kann; steigt hinauf, Herr Bischof, und wenn Ihr da oben mich nicht von hier unten rufen hört, will ich verloren haben." Da der Bischof sich so geschlagen sieht, stellt er Amis ärgerlich die Aufgabe, er solle einem Esel das Lesen beibringen. „Zwanzig Jahre", entgegnete der Priester, „braucht ein Mensch, um etwas Rechtes zu lernen, ein Esel kann's nicht unter dreißig Jahren." Die Frist wird ihm eingeräumt, und er kauft sich ein Langohr. Diesem legt er ein altes Buch vor und streut Hafer zwischen die Blätter. Der Esel sucht nach der Speise und schlägt ein Blatt nach dem andern um. Als dann der Bischof erscheint, um sich nach den Fortschritten des grauen Schülers zu erkundigen, sagt ihm Amis, daß derselbe schon das A gelernt habe, auch die Blätter des Buches umschlagen könne. Das führt der Schüler denn auch vor dem hohen Inspicienten aus; denn da ihm Amis ein Buch ohne Hafer vorgelegt, dreht er, darüber entrüstet, die Blätter hastig um und läßt dazu sein Eselslied ertönen. Nach einiger Zeit stirbt der Bischof, und Amis, der trotz der guten Pfründe in Not geraten, zieht auf Gelderwerb aus in die weite Welt. Bald hat er völlig aufgehört, sich zu grämen und zu schämen, und auch mit heiligen Dingen treibt er seinen Spott und Spuk. Die nun mitgeteilten Schelmstücke sind charakteristisch für die Zeit, indem sie zeigen, wie tief bereits das An-

sehen der Geistlichkeit gesunken war, daß solche Dinge einem ihr angehörigen Priester in den Mund gelegt und mit Wohlgefallen angehört werden konnten. So begibt sich Amis nach Lothringen, wo er auf Befehl des Herzogs die Kranken heilt, indem er erklärt, den Siechsten unter ihnen töten und mit seinem Blute die anderen heilen zu wollen. Es erklären sich nun alle gesund, und der Betrug wird erst entdeckt, als der Betrüger mit seinem Gewinn längst über alle Berge ist. — Ein anderes Mal sucht er eine reiche und alberne Frau auf dem Lande auf, deren Mann eben nicht zu Hause ist. Er gibt sich für einen sehr frommen Mann aus und bittet sie, die Nacht im Hause bleiben zu dürfen, um zu beten, und sie willigt gern ein. Durch sein scheinheiliges Wesen weiß er sie dann so zu betören, daß sie ihm hundert Ellen feiner Leinwand schenkt, und damit beladen zieht er von dannen. Aber kaum hat der Schelm den Rücken gewandt, so kehrt der Hausherr heim, und als er erfahren, wie sich seine Frau hat anführen lassen, steigt er zu Pferde und jagt ihm nach. Als Amis ihn von ferne sieht, steckt er eine glühende Kohle in die Leinwand, und als der Reiter näher gekommen, bittet er ihn demütig, es ihn nicht entgelten zu lassen, was seine Frau um Gottes willen getan — sie habe ihm das Geschenk aufgedrungen. Damit reicht er ihm die Leinwand, und der Reiter reitet vergnügt zurück. Doch nicht lange, so entdeckt er den Brand, das Gewissen schlägt ihm, daß er eine Gottesgabe genommen — er hält die Flammen für eine Strafe Gottes — er jagt dem Pfaffen nach, holt ihn zurück und überhäuft ihn mit Ehren und Geschenken. Die schlimmste Geschichte aber, die doch auch den Zeitgenossen anstößig erschien und eine Umarbeitung des Gedichtes veranlaßte, war folgende. Eines Tages führt sich Amis bei einem reichen Propst als Laie ein und weiß sich so beliebt und geehrt zu machen, daß ihm die Verwaltung des Klostervermögens anvertraut wird. Nach einiger Zeit teilt er dem Propst mit, ein Engel habe ihm befohlen, Messe zu lesen. Der Propst versucht es mit ihm, und der angebliche Laie liest die Messe vortrefflich. Auf das Gerücht davon kommen von allen Seiten Geistliche, um den vom heiligen Geist erfüllten Mann zu sehen und zu prüfen. Nachdem er vier Wochen Opfergaben empfangen, macht Amis die Klosterleute insgesamt betrunken und geht mit den Opfergaben und mit dem Gut des Klosters davon. — Endlich nach noch vielen anderen Streichen begibt sich Amis mit seinem Gut in ein neues Kloster, wird daselbst Abt und erwirbt die ewige Seligkeit.

An dieses Gedicht reihten sich verschiedene kleinere Erzählungen, in welchen das schwankhafte Element vorwaltet, die aber durch eine angehängte moralische Nutzanwendung bereits einen Übergang bilden zu den lehrhaften **„Beispielen"** (bîspel), in denen das dürftige epische Element, das sich darin noch findet, bloß noch der Lehre als Unterlage dient.

Bîspel.

Diese **„Beispiele"** (nebenhergehende Reden, Gleichnisreden, da spel soviel als Erzählung, Rede bedeutet) sind das, was wir heutzutage „Fabel" nennen; und auch darin zeichnet sich der **Stricker** selbst dichtend und andere zur Nachahmung anregend aus. Außer Fabeln hat der Stricker mehrere rein lehrhafte Gedichte geschrieben, so die **„Klage"**, in welcher er über den Verfall der Sitten klagt, über die Zwietracht zwischen Pfaffen und Laien, über die Mißachtung der Frauen, über die Lasterhaftigkeit der Höfe ꝛc. In einem anderen Gedichte vergleicht er die Herren von Österreich mit einem „Fraß"; wie ein solcher sich an Speisen, so hätten sich jene an Singen und Sagen, an Fiedlern und Spielleuten übernommen, hätten ihre Gaben an solche verschwendet, woher jetzt Fasten, Kargheit und Verfall der Kunst eingetreten sei.

Wernher der Gartenäre.

Eine Erzählung volkstümlicher Art — Franz Pfeiffer nennt sie die „erste deutsche Dorfgeschichte" — welche für die Sittengeschichte des 13. Jahrhunderts,

insbesondere für das Bauernleben jener Zeit höchst charakteristisch und um so bedeutender ist, als sie zum ersten Male eine ernste Geschichte aus dem wirklichen Leben von allgemeiner Bedeutung zum Gegenstande hat, ist der „**Meier Helmbrecht**" von **Wernher dem Gartenære** (Gärtner). Über den Dichter und seine Lebensverhältnisse ist nichts Sicheres bekannt. Vermutlich war er um das Jahr 1250 Klostergärtner im Kloster Ranshofen bei Braunau östlich von München, unweit dessen der Schauplatz der Erzählung liegt. Von seiner Persönlichkeit legt sein Gedicht ein beredtes Zeugnis ab. Mit einem scharfen Blick für die Gebrechen seiner Zeit verbindet er ein tiefes Verständnis der menschlichen Natur und der gesellschaftlichen Verhältnisse, und, von dem Ernste sittlicher Lebensauffassung durchdrungen, fühlt er das Bedürfnis, der heranwachsenden, immer mehr verwildernden Jugend in der Geschichte des Helmbrecht, die er meisterlich aus dem Leben zu formen verstanden hat, ein warnendes Beispiel vor Augen zu stellen. (Böttticher, Denkmäler II, 2 gibt eine gute Übersetzung des Gedichtes. Gustav Freytag hat dasselbe im zweiten Bande der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" trefflich nacherzählt.)

Meier Helmbrecht.

Meier Helmbrecht ist ein Bauernsohn, der, von seinen Eltern verzogen, der Arbeit überdrüssig geworden, nach einem Ritterhof zu ziehen trachtet, um das müßige Leben der höfischen Leute führen zu können. Deshalb tritt er als Knappe in den Dienst eines Raubritters und treibt sich raubend und plündernd in der Welt umher. Völlig verbildet und dem Stande seiner Eltern entfremdet, kehrt er nach Jahren besuchsweise zu den Seinen zurück, die ihn zuerst freudig begrüßen, dann sich aber über den verdorbenen Sohn entsetzen. Als der Vater eines Tages den Freunden seines Sohnes den Schergen in Aussicht stellt, erklärt der Sohn, er wolle des Alten Gut in Zukunft vor seinen Gesellen nicht mehr schützen. Dann überredet er seine Schwester, mit ihm heimlich das Dorf zu verlassen und einem seiner Spießgesellen sich zu vermählen. Die Hochzeit wird unter den Raubgenossen glänzend gefeiert. Während sie aber noch bei dem Hochzeitsmahl sitzen, erscheint der Richter mit vier Schergen und hebt die ganze Gesellschaft auf. Neun von ihnen werden gehängt, Helmbrecht wird geblendet und, an Hand und Fuß verstümmelt, freigelassen. In so elendem Zustande erscheint er wieder vor seines Vaters Tür, dieser aber will ihn nicht mehr als seinen Sohn anerkennen und treibt ihn mit herben Worten von seines Hauses Schwelle, nur die Mutter gibt ihm ein Stück Brot mit auf den Weg, die von ihm beraubten Bauern rufen ihm Verwünschungen nach. Einige Tage später trifft er mehrere von ihnen im Walde; sobald sie ihn erblicken, fallen sie über ihn her und hängen ihn an den nächsten Baum. So nimmt Helmbrecht ein Ende, wie es der Vater ihm einst vorhergesagt.

Lehrhafte Dichtung.

Auch die **lehrhafte** Dichtung dieser Zeit in ihrer nüchternen Auffassung religiöser Wahrheiten wie praktischer Lebensweisheit bietet, wie oben angedeutet, einen auffälligen Gegensatz zu der Legendendichtung.

Schon im zwölften Jahrhundert tritt dieselbe hervor in zwei Gedichten rein geistlichen Inhalts, aber aus Laienmund: das Lied „von dem gemeinen lebene" und das „von des todes gehügede" (von der Erinnerung an den Tod), die einen Österreicher, **Heinrich von Melk**, zum Verfasser haben, der sich selbst einen Laien und „Gottes armen Knecht" nennt. Mit großer Schärfe straft der Dichter die damals schon unter der Geistlichkeit eingerissenen Laster.

„Möchte man," ruft er, „mit herrlicher Speise das Himmelreich gewinnen und mit wohlgestrählten Bärten und mit hochgeschorenem Haar, so wären sie alle heilig fürwahr!" Doch auch die weltlichen Stände erfahren seine Rüge in einer Sprache, die in ihrer großartigen Einfachheit oft an die Propheten des alten Testaments erinnert. Selbst die Frauen werden nicht geschont: „Sie sind gefall- und

putzsüchtig; sie machen ihr Gewand also lang, daß der Falten Nachschwang den Staub erregt, wo sie hingehen, als ob hierdurch das Reich desto besser stehe."

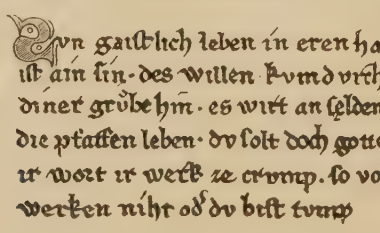
In dem zweiten Gedicht mahnt er voll tiefen Ernstes an den Tod und an die Lehren, die sich aus seiner Unvermeidlichkeit für uns ergeben.

Das dreizehnte Jahrhundert ist viel reicher an didaktischer Poesie, die bald einen epischen Charakter hat, bald in lyrischer Form auftritt. Zu jener Art gehören **„Der Winsbecke"** und **„Die Winsbeckin"**, zwei Gedichte von unbekannten Verfassern, die uns in der Heidelberger Liederhandschrift aufbewahrt sind.

Winsbecke. Der Winsbecke, vermutlich von einem fränkischen Dichter aus dem Geschlechte derer von Windesbach um 1210 verfaßt, enthält Lehren eines Vaters an seinen Sohn zu einem tugendhaften, frommen und tätigen Leben.

„Vor allem liebe Gott," ruft er ihm zu, „denn Er allein hilft dir aus der Not. Wer sich der Welt hingibt, muß an Leib und Seele verderben, des Menschen Leben schwindet hin wie das Kerzenlicht, und so reich an Gut einer auch war, es folget ihm doch nicht mehr nach in das Grab, als was er braucht, um seine Blöße zu decken." Und an einer anderen Stelle: „Willst du deinen Leib zieren, so minne und ehre die Frauen; sie sind ein wonniglicher Stamm, aus dem wir alle geboren sind. — Sie sind die beste Arznei gegen alle Wunden des Lebens; vor ihnen vergeht Kummer und Not wie der Tau." Und wieder: „Scheue kein Ungemach und keine Anstrengung; nur dieser wird Ehre zu teil, denn selten ist eine Maus der schlafenden Katze in den Mund gelaufen ꝛc. ꝛc."

Winsbeckin. Die Winsbeckin ist eine spätere Nachahmung, in welcher eine Mutter, „ein weibliches Weib," wie der Dichter sagt, ihrer Tochter Lehren der Weisheit gibt. Eine lange Unterweisung über das Wesen der Minne spielt darin eine Hauptrolle, und zuletzt teilt die Mutter die Minneregel mit, die darin besteht, daß „man Neid meide, den Verständigen zu gefallen suche und in Züchten wohlgemut sei".



Erklärender Abdruck.	Neuhochdeutsche Übersetzung.
Sun gaistlich leben in eren hab	*Sohn! geistlich Leben in Ehren führe,*
das wirt dir guot vnd ist ain sin	*das ist gut für dich und ist verständig,*
des willen kvm dvrch nieman abe	*von diesem Willen (Vorsatz) komm durch niemand ab;*
bring in zuo diner gruobe hin	*bring ihn zu deinem Grabe hin,*
es wirt an saelden din gewin	*es wird an Seligkeit dein Gewinn,*
enruoche wie die Pfaffen leben	*kehre dich nicht daran, wie die Pfaffen leben.*
du solt doch gotte dienen an in	*Du sollst doch Gott dienen an ihnen,*
sint guot ir wort ir werk ze crump	*sind gut ihre Worte, ihre Werke zu krumm,*
so volge dv ir worten nach	*so folge du ihren Worten nach,*
ir werken niht oder dv bist tvmp.	*ihren Werken nicht oder du bist töricht.*

Abb. 22. Eine Strophe aus dem „Winsbecke".
Nach der Weingartner Liederhandschrift (Seite 140).
(Ausgabe des Stuttgarter litterarischen Vereins.)

Ein Gedicht verwandten Inhalts ist der **„Welsche Gast"** von **Thomasin von Zircläre,** einem friaulischen Edelmann, um 1216 verfaßt: ein Lehrgedicht in zehn Büchern, das durch seine zahlreichen Illustrationen ebenso bemerkenswert wie für die Sittengeschichte wichtig ist. Poetisch wertlos und in ungeschicktem Deutsch abgefaßt, ist es doch bedeutsam als ein Denkmal der über Deutschland hinausreichenden Herrschaft deutscher Rede und Dichtung.

Der welsche Gast.

Der Dichter, der sich als einen Gast in Deutschland bezeichnet, leitet alle Tugenden von der Beharrlichkeit (stæte), alle Laster und Sünden von der Veränderlichkeit (unstætekeit) ab. Seine Lehren beleuchtet er durch allerlei hineinverwebte Mären, Erzählungen und Fabeln. Neben manchem Zuge kühner Freimütigkeit gegenüber dem Adel und der Geistlichkeit ist er doch nicht frei von Fanatismus; so freut er sich mit grausamem Spotte, wie der Herzog von Österreich die Ketzer so schön sieden und braten lasse. Wie fremd ihm das Wesen echter Poesie, davon zeugt, daß der Maßstab der gemeinen Wahrheit und des pädagogischen Nutzens ihm das entscheidende Merkmal für den Wert eines Gedichtes ist. Darum erklärt er sich auch gegen die höfische Poesie: „die Abenteuer im Parzival und Erec, wie sie in Lüge gekleidet sind, mögen wohl des Kindes Gemüt erfreuen" — meint er. „So mag auch der ungelehrte Mann, der tiefen Sinn nicht fassen kann, die Abenteuer lesen und sich an ihnen wohl sein lassen, — wer aber mehr verstehen kann, der soll seine Zeit nicht an den Erzählungen von Abenteuern verlieren, sondern der Lehre gute Zucht und der Wahrheit folgen."

Ein dem Werke Thomasins in mancher Beziehung verwandtes, wenn auch weniger systematisch durchgeführtes Werk ist der **„Renner"** von **Hugo von Trimberg,** eines sehr gelehrten Schulmeisters am Kollegiatstift zu Theuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte und fast fünfzig Jahre seines Amtes waltete.

Der Renner.

Die in so langjähriger Tätigkeit gesammelte Weisheit und Erfahrung legte er in dem ungeheuerlich gedehnten moralischen Gedichte nieder, das nicht weniger als 25000 Verse umfaßt, in das aber durch manche hübsche Fabel und Erzählung etwas Abwechslung und Leben kommt. Den seltsamen Namen „Renner" gab er seinem Werke, um die Planlosigkeit desselben gleich von vornherein zu charakterisieren; wie ein wildes Roß solle es rennen durch die Lande:

Renner ist diz buoch genannt,
wan ez sol rennen durch diu lant.

Dieses Rennen treibt er denn auch in solchem Maße, daß, wie er es selbst naiv zugesteht, das Roß mit seinem Reiter geradezu durchgeht. Und zwar gilt das innerlich wie äußerlich: von dem schönen Gedanken, daß christliche Weisheit die höchste sei, ausgehend versteht er sie doch nur zu empfehlen, indem er die glaubenslose Torheit und Verderbtheit schildert und ohne Erbarmen gegen die höheren Stände und ihre Laster eifert. Mit alledem hatte er aber den rechten Ton für seine Zeit getroffen, die er getreu wiederspiegelt. Sein Buch war beliebt wie wenige und blieb es bis ins 16. Jahrhundert, wo es zu Frankfurt (1549) gedruckt erschien.

Freidanks Bescheidenheit.

Das bedeutendste Lehrgedicht der mittelhochdeutschen Zeit und eine reiche Fundgrube der Volksweisheit ist aber unbedingt die um 1229 entstandene **„Bescheidenheit" des Freidank** (Vrîdanc).

Der Verfasser war vermutlich ein bürgerlicher Mann, vielleicht ein Fahrender, der mit dem Kreuzheer Friedrichs II. nach dem heiligen Lande kam und seine Dichtung zum Teil dort verfaßte. Wegen der vielfachen Berührungen seiner Lebensanschauung und seines Ausdrucks mit Walther von der Vogelweide meinten Forscher wie

Wilhelm Grimm und Wackernagel, dieser sei der unter dem Namen Freidank verborgene Verfasser. Doch läßt sich diese Vermutung nicht begründen.

Freidanks Gedicht nennt sich „Bescheidenheit“:

Ich bin genant bescheidenheit,
diu aller tugenden krône treit (trägt) —

worunter die damalige Sprache die richtige, maßvolle Beurteilung der Dinge, überhaupt dasjenige versteht, was klug und ehrenhaft ist und zugleich darin Bescheid gibt. Der Dichter, dessen Persönlichkeit anspruchslos zurücktritt, bietet uns einen „Weltspiegel, in welchem die verschiedenen Stände von dem Papst und Kaiser herab zu den Knechten, die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, der christliche Glaube, die gute Sitte, Tugend und Laster in mannigfaltiger Abwechslung dargestellt werden“. Kurz und klar hat Rudolf von Ems den Freidank und sein im Mittelalter vielgelesenes und allbeliebtes Werk charakterisiert. Er sagt im „Alexander“:

Die Torheit strafen und den Spott,
die Welt erkennen, lieben Gott,
des Leibes und der Seele Heil,
weltlicher Ehre einen Teil,
hat in des Lebens kurzen Tagen
kunstvoll gelehret zu erjagen
der sinnereiche Freidank,
dem ohne Falsch und ohne Wank
gehorsam jedes Wort erklang,
was er in deutscher Zunge sang.

So kam es denn, daß nicht nur die beiden nachfolgenden Jahrhunderte Freidanks Sprüche lasen, sondern daß 1508 Sebastian Brant eine neue Ausgabe der „Bescheidenheit“ veranstaltete, die noch 1583 in achter Auflage erschien. Neudeutsch bearbeitet haben sie Simrock und Bacmeister; nach dem letzteren teile ich ein paar für das Werk charakteristische Sprüche mit:

Wer da für diese kurze Zeit
die Freude gibt der Ewigkeit,
der hat sich selber sehr betrogen
und zimmert auf den Regenbogen.

Sich selbst kann niemand überwinden,
der sich die Welt nicht läßt entschwinden.

Ob du Knecht oder Freier bist —
wer von Geburt nicht edel ist,
der soll mit edlem Leben
sich selbst den Adel geben.

Am stärksten tritt des Dichters Freimut gegenüber Rom und dem Papst zu Tage, oft in einer ganz reformatorischen Weise:

Sankt Peter war ein rechter Degen,
den hieß Gott seine Schafe pflegen,
sie scheren aber hieß er nicht,
wie's heutzutage dort geschicht.

Die Sünde niemand mag vergeben
als Gott; zu diesem sollst du streben.
Der Ablaß dünkt nur Toren gut,
den da ein Schelm dem andern tut.

Dabei geht ein einfach frommer Sinn durch das ganze Buch, der zum Schluß in einem kurzen Gebet einen beredten Ausdruck findet.

Der Minnesang.

Unter den Hohenstaufischen Kaisern begann auch in Deutschland die **lyrische Dichtung** sich zu entfalten, die in Frankreich bereits am Schluß des 11. Jahrhunderts in voller Blüte stand.

In den Tälern der Provence
ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
holder, inniger Genossen —

singt Uhland, aber er weist auch in seiner trefflichen Charakteristik des deutschen **„Minnesanges"** nach, daß er keineswegs eine bloße Nachahmung des provenzalischen oder französischen war, wenn er auch daher unzweifelhaft manche Anregung empfing.

Wohl sang man hüben und drüben zu Ehren der Frauen, wohl war das Leben der beiden Völkern gemeinsame Grundton und so vorherrschend, daß die Lyrik fast nur durch die Minnedichtung vertreten wurde, aber dennoch entfaltete sie sich eigenartig auf deutschem Boden aus heimischer Wurzel, und bei mancher allgemeinen Ähnlichkeit sind die Troubadours und die Minnesänger doch grundverschieden. Den Troubadours ist die tiefe Achtung vor den Frauen, das zarte Verhältnis zwischen Mann und Weib, wodurch sich von jeher unser Volk ausgezeichnet, fast durchaus fremd. Während bei den Welschen der Leichtsinn, die Untreue der Frauen, die Eifersucht in den Vordergrund der Poesie treten, herrscht bei den Deutschen das stille Sehnen des Herzens, die Treue, die edle Weiblichkeit vor. Es liegt das schon in dem Wort **„Minne"** tiefsinnig ausgedrückt; denn dieses bedeutet das treue Gedenken an die Geliebte und charakterisiert das Reine und Geistige der deutschen Liebe, die vor allem in der Seele ruht. Reinmar von Zweter sagt von ihr:

Abb. 23. Zur Minnedichtung: Darstellung der Frau Minne. Elfenbeinerne Spiegelkapsel aus dem 13. bis 14. Jahrhundert. Berliner Museum. Diese anmutige Schnitzerei kann als höchst bezeichnende gleichzeitige Veranschaulichung des Minnedienstes gelten.

Minne ist das beste Wort, eine Vergoldung des Unedlen, ein Schutz über aller Tugend, ein Schloß des Geistes, das gute Werke hütet und verschließt. Sie ist ein Lehrer reiner Sitte, ein Hausgenosse der Keuschheit und Treue, das Edelste, was in der Welt ist, dem nur das Weib sich vergleichen läßt. Den Toren scheut sie, dem Weisen gesellt sie sich, Ehre, Treue und Scham stärkt die Minne,

und Walther von der Vogelweide besingt sie in folgendem Spruch:

Die Minne ist weder Mann noch Weib,
sie hat nicht Seele, hat nicht Leib.
Wie auch ihr Name sei bekannt,
ihr Wesen keiner noch erfand.
Nicht läßt sie sich vergleichen,
und doch kannst nie erreichen
du Gottes Gnade ohne sie.
In falsche Herzen kam sie nie —
sie ist nur edlen eigen.

(Adalb. Schroeter.)

Allerdings ist das Wort „Minne" wie so manches ihm ebenbürtige vor dem Mißbrauch nicht bewahrt geblieben, ja es ist später oft im schlechten Sinne gebraucht worden, namentlich in der Zeit des Verfalles des Minnesanges; aber als derselbe zuerst um 1170 an den Höfen der deutschen Fürsten und Edeln zu ertönen anfing und bald in tausend Herzen einen hellen Wiederklang fand, da hatte die Minne jene ernste Bedeutung, da war sie „ein Hort aller Tugend", da gab sie „Lieb' und Freude" reinster Art.

Frauendienst. So war auch der **Frauendienst**, der vorzugsweise Gegenstand des Minnesangs war, anfangs vorwiegend idealer Natur. Es war allgemein Sitte, daß jeder Ritter einer Frau diente, um eine Schöne warb und von Minne sang, und nicht selten steigerte sich die Verehrung bis zur törichten Schwärmerei, zuweilen auch bis zur sittlichen Verirrung. Neben tiefem Gefühl äußert sich darin oft eine krankhafte, seufzerreiche Empfindsamkeit, neben echter Herzensglut eine erkünstelte, manierierte Gefühlserregung und Wortspielerei. Überhaupt darf nicht geleugnet werden, daß die Sprache des Minnesanges oft ungelenk und breit war und bei allem warmen Gefühl und großer Naivetät und Innigkeit sich in einem engen Gedankenkreise bewegte. Bei den wenigen Grundtönen dieses Gesanges konnte es natürlich an ermüdenden Wiederholungen nicht fehlen, und nachdem er ein volles Jahrhundert rastlos erklungen, entartete und verfiel er wie die Welt des Rittertums, aus der er geboren war. Nur die edelsten und ernstesten unter den Minnesängern, deren Namen zugleich die Blütezeit der höfischen Lyrik bezeichnen, wie Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide haben neben dem Frauendienst auch dem **Gottesdienst** (Gottes Minne), den tieferen Gedanken des Glaubens, in ihren Dichtungen gehuldigt, so daß sie auch das, was sie auf den Kreuzzügen sangen, im Dienste Gottes sangen und nicht wieder im Dienste der Frauen wie so manche andere. Endlich widmeten viele, die als fahrende Sänger von Hof zu Hof zogen, aus freier Neigung oder um die „Milde" der Fürsten bittend, auch darauf pochend, ihre Lieder und Sprüche dem **Herrendienst**; aber nur wenige vermochten sich darin von Schmeichelei einerseits, von selbstsüchtiger Unzufriedenheit und aufbegehrerischem Wesen anderseits freizuhalten. Alles in allem genommen aber war der deutsche Minnesang doch „der gemütreiche Erstlingstrieb" der Lyrik, wie Scheffel ihn nennt, der in seiner „Frau Aventiure" einen Strauß von Liedern uns dargeboten hat, die in verjüngter Form uns wie Nachklänge jenes Dichterfrühlings unseres Volkes anmuten.

Gottesdienst.

Herrendienst.

Lenz und Liebe. Das Leben der Natur pulsiert durch alle Erzeugnisse des Minnesanges, vor allem der Frühling, dem im Mittelalter ja in froher Lust so viel gehuldigt ward. „Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger gold'ner Zeit" kann es von den Minnesängern allzumal heißen. Mit unaussprechlichem Jubel wurden die ersten Zeichen des wiederkehrenden Frühlings begrüßt, und die Maientänze fanden in den Tanzliedern einen lebhaften Wiederklang. Der Sänger ladet zum Tanz mit den Worten:

Laß springen den Reihen
uns, Fraue mein,

uns freuen des Maien,
uns kommet sein Schein.
Der vordem der Heide
bracht' schmerzliche Not,
der Schnee ist zergangen,
und sie ist umfangen
von Blumen so rot. (K. Kinzel.)

„Zu der blühenden Linde, dem liebsten und gefeiertsten Baum unserer Sänger, zieht die fröhliche Schar, die sich mit Rosenkränzen geschmückt hat. Eine Jungfrau in ihrem besten Feiertagskleide trägt den Maien vor, von dessen Spitze ein langer Schleier weht. Aus rotem Munde gleich einer Blüte singt die Trägerin vor, alle anderen singen nach. Wenn sie bei der Linde ankommen, hebt sich mit lautem Schalle der Maientanz. Die Jungfrau und ihre Gespielen singen den Reigen. Wer es hört, der eilt herbei. Jeder trachtet, mit der an den Tanz zu treten, die ihm in die Augen leuchtet:

Wo nun Lieb' bei Liebe geht,
da gibt Maie süßen Rat.

So werden die Zustände des liebenden Herzens fortwährend mit dem Leben der Natur in Beziehung gesetzt." Aus der Blumenwelt sind die Bilder zum Preise der Geliebten entnommen: „Sie ist meine blühende Rose gewachsen sonder Dorn" — „dein Mund ist röter denn eine lichte Rose in Taues Blüte" heißt es. Aber ein Wehklagen beginnt mit dem einbrechenden Winter. So singt Heinrich von Veldeke:

Seit die Sonne ihren Schein
vor der Kälte mußte neigen
und der kleinen Vögelein
süße Sommerlieder schweigen,
traurig ist das Herze mein.
Denn es muß nun Winter sein,
der uns seine Kraft will zeigen
an den Blumen und dem Klee.
Ihre Kleider
bleichten leider.
Davon ich viel Weh,
nimmer Freude seh'. (K. Kinzel.)

Ritterleben.

Anderseits spielt das Ritterleben mit seinem Glanz und seinen Festen hinein in die Minnedichtung. Mancherlei Herzenskämpfe ergeben sich aus der scharfen Abgrenzung der Stände im Mittelalter nach den Rechten der Geburt, nach den Rangstufen des Heerschildes, nach den Lehensverhältnissen.

Da klagen denn die Sänger, daß sie die Geliebte so selten sehen, da senden sie ihre Lieder, die der Sehnsucht einen Ausdruck geben, als Boten (Botenlieder), da suchen sie ein heimliches Stelldichein mit ihr, da werben sie um die Geliebte unermüdlich mit Dienst und Gesang, mit Schild und Speereskrachen durch Jahre, ja durch Jahrzehnte; da ziehen sie auf ihr Geheiß mit dem Zeichen des Kreuzes auf der Brust zur Befreiung des heiligen Grabes (Kreuzlieder). Sehr beliebt waren die Taglieder, in denen geschildert wird, wie zwei Geliebte bei Tagesanbruch leidvoll voneinander scheiden.

Frauen- und Marienpreis.

Das Lob der Frauen, die in ihren weiblichen Tugenden, später freilich auch von den goldglänzenden Haaren bis zu den schmalen Füßchen gefeiert werden, erhält bisweilen eine religiöse Weihe und gipfelt gewissermaßen in dem Preise der Jungfrau Maria, welcher zahlreiche Lieder gewidmet sind.

Sonst tritt das Christliche oft ganz zurück. „Frau Sälde", „Frau Zucht", „Frau Minne" werden angerufen, wenn auch nicht als Göttinnen, so doch „in lebendiger Erinnerung an das Walten geheimer Mächte, welche das Gemüt der Menschen regieren". In der Zeit des verfallenden Minnesanges wagen sich sogar in geistliche Handlungen unchristliche Gestalten; so kam der Ritter Ulrich von Lichtenstein als „Frau Venus" verkleidet in die Messe, und niemand nahm daran Anstoß.

Formen. Von großer Mannigfaltigkeit waren die **Formen** des Minnesanges, bei welchem Wort und Weise, d. h. Text und Melodie (auch Versmaß) immer zusammen gingen. Da aber die Weisen uns bis auf geringe Reste verloren gegangen sind, vermögen wir nicht mehr die volle Wirkung der Dichtungen auf die Hörer zu bemessen.

Alle Lieder wurden gesungen, zuweilen zum Tanz wie die „Reihen"; dazu kam die Begleitung eines Saiteninstrumentes, gewöhnlich der Fidel oder Geige. Wort und Weise zusammen machten den „Ton" eines Liedes aus, und einen solchen neu zu erfinden war das Trachten eines jeden Dichters; Walther von der Vogelweide allein erfand hundert verschiedene Töne; wer den Ton eines anderen gebrauchte, hieß ein „Tönedieb". Das mußte natürlich zur Überkünstelung führen.

Lieder. Die vorherrschende Form war das **Lied** (daz liet), worunter man ein meist aus drei Teilen bestehendes „Gesätze", eine dreiteilige Strophe verstand. Eine Reihe solcher Strophen, die wir jetzt ein Lied nennen, hieß diu liet (die Lieder).

Jede Strophe hob mit zwei gleichen Teilen an, dem Aufgesang, von den Meistersängern „Stollen" genannt, d. h. die beiden aufrecht stehenden Balken eines Bauwerkes, auf denen ein dritter ruht, der beiden eine feste Verbindung gibt; — sie tönte aus und löste sich in einem dritten, meist längeren Teil, dem Abgesang. Der Inhalt des Liedes war von dieser Dreiteilung ganz unabhängig. So ruhte die lyrische Strophe gewissermaßen auf zwei Pfeilern, die durch eine gemeinsame Überdachung zu einem Ganzen verbunden wurden. Anschaulich wird diese Form durch folgendes Lied Walthers von der Vogelweide:

Wer gab dir, Minne, die Gewalt, } erster Stollen
daß du so gar gewaltig bist? }
Du zwingest beides, jung und alt; } zweiter Stollen } Aufgesang.
dawider frommt nicht Kunst noch List. }

Doch lob' ich Gott, da doch dein Band
mich fesseln soll, daß ich das rechte Ziel erkannt,
dem man mit Ehren Dienste weiht!
Da will ich immer werben: Gnade, Herrin Minne!
Laß mich dir leben meine Zeit. } Abgesang.

Sprüche. Der **Spruch** bestand dagegen nur aus einer selbständigen Strophe. Der Inhalt der Sprüche war meist religiöser, ethischer oder politischer Art; dem Frauendienste bequemten sie sich nicht an. Sie wurden gesagt, d. h. mehr in melodramatischer Weise vorgetragen, nicht gesungen.

Leiche. Eine merkwürdige Form der damaligen lyrischen Poesie sind die **Leiche**, Gedichte größeren Umfangs, die in freierem Versmaß aus mehreren ungleichen Strophen von verschiedenen Versen bestanden und sich in mannigfaltigeren Reimverschlingungen als das Lied bewegten. Sie werden schon in den alten Heldenliedern erwähnt, erhielten aber erst später ihre kunstvolle Ausbildung. Sie hatten einen ganz musi-

kalischen Charakter, wie denn auch das Wort „Leich" so viel als „Spiel, gespielte Melodie" bedeutet, und ihre Form entstammte dem alten lateinischen Kirchengesange. Deshalb hatten sie meist einen ernsten und häufig einen religiösen Inhalt, doch gab es auch „Tanzleiche", die oft mit einer Liebesklage anheben, worauf sich der Betrübte in den Wirbel des Tanzes wirft, um sein Leid zu vergessen:

Was ich singe, das freut mich im Herzen nicht,
ich tanze, ich springe, eh daß mir Lieb von ihr geschicht.

Die vorherrschende Form war aber immer das Lied, das übrigens — wie vorhin angeführt — in zahlreichen Einzelarten auftrat. Nach dem Inhalt gab es Frühlings-, Minne-, Klage- und Freudelieder, Loblieder u. s. w. Lied.

Von Mund zu Mund getragen verbreiteten sich die Lieder durch das deutsche Land, oft darüber hinaus bis nach Italien. Der Name der Geliebten wurde stets mit zartem Takte verschwiegen, da des Liedes Inhalt niemals unter zweien blieb und der Frauendienst Heimlichkeit heischte. Schriftlich aufgezeichnet wurden die Lieder von den Dichtern, besonders anfangs, nur selten: der Edle und der reisige Dienstmann (Ritter) vermochten meist nicht zu schreiben, ebensowenig wie sie lesen konnten, so daß sie manchmal ein Brieflein der höher gebildeten Geliebten wochenlang ungelesen bei sich tragen mußten, wenn sie nicht gerade ihren vertrauten Kaplan oder Schreiber in der Nähe hatten. Dadurch ist es zu erklären, daß so viele Lieder und Leiche, von manchen Dichtern sämtliche, verloren gegangen sind. Vortrag und Verbreitung.

Der Leselust vornehmer Frauen, welche die Lieder ihrer Dichter, auf lange breite Pergamentstreifen geschrieben, sorglich zu Gedichtbüchlein zusammenhefteten, verdanken wir zu allermeist und allererst die Erhaltung zahlreicher Lieder; dazu kamen die Aufzeichnungen fahrender Spielleute, die das Bedürfnis fühlen mochten, ihrem Gedächtnis so zu Hilfe zu kommen. Zur größeren Bequemlichkeit befestigten sie die Pergamentstreifen an einem Stabe, um den sie dieselben rollten.

Von den Liedern der Minnesänger haben sich mehrere handschriftliche Sammlungen erhalten, von denen die

Große Heidelberger (sogenannte Manessische) Liederhandschrift

die bedeutendste ist. Es soll eine Zusammenstellung der Liederbücher sein, welche nach Angabe des Sängers Hadlaub der im 14. Jahrhundert lebende Züricher Ratsherr Ritter Rüdiger Manesse besaß, daher hat man sie auch Manessische Handschrift genannt. Dies zwar läßt sich nicht nachweisen, doch stammt sie wohl aus Zürich. Ein schönes Denkmal hat Gottfried Keller den Manesses als Liederfreunden und Sammlern in seinen „Züricher Novellen" (Hadlaub. Der Narr auf Manegg) gesetzt.

Prächtig ist dieses merkwürdige Liederbuch, welches 7000 Strophen von 140 Sängern enthält, ausgestattet. Es ist ein stattlicher, in rotes Leder gebundener Foliant, auf dessen Deckel das Wappen der Könige von Frankreich in reichem Golde prangt, mit 429 Blättern von starkem Pergament, auf die in schöner, gerader, deutlicher Schrift die Lieder verzeichnet stehen. Die Anfangsbuchstaben der Strophen sind in bunten Farben gemalt; den meisten Sängern ist ihr Bildnis voran gestellt, das immer eine ganze Seite einnimmt und noch jetzt in Gold und frischen Farben Große Heidelberger Handschrift.

glänzt. Jeder Sänger erscheint in einer für ihn charakteristischen Stellung oder Handlung, dazu sein Helm und Schild, allen voran Kaiser Heinrich VI. († 1197) im Purpurmantel mit Scepter und Krone und Konradin, der letzte Hohenstaufe, der jugendlich zu Roß ansprengt, mit zwei bellenden Hunden, die Hand nach dem Falken aufgehoben, der in der Verfolgung eines kleinen Vogels sich emporschwingt. Auf sie folgen Fürsten und Grafen, dann die alten Meister und ihre Jünger. Als Freund und Beschützer der Minnesänger und von den zeitgenössischen Dichtern hochgepriesen tritt gegen Ende des 13. Jahrhunderts noch auf König Wenzel II. von Böhmen (Künic Wenzel von Beheim), der Sohn des im Kampf gegen Rudolf von Habsburg 1278 gefallenen Ottokar (vgl. Grillparzers Drama: „Ottokars Glück und Ende" Bd. II.). Seine eigenen Lieder gehören zu den unbedeutendsten der Sammlung. Auf unserem Bilde (S. 139) erscheint er als König auf dem Throne, zu beiden Seiten die Wappen von Böhmen und Mähren. Mit der linken Hand reicht er einem zu ihm aufblickenden Manne einen goldenen Becher, ein anderer, der neben ihm kniet, hält in beiden Händen eine goldene Kugel (oder Schale?) empor, die er wohl auch vom Könige geschenkt erhalten hat. Zur Rechten Wenzels empfängt ein knieender geharnischter Ritter aus der Hand eines königlichen Schwertträgers eine Pergamentrolle. Zu Füßen des Königs heben ein Pfeifer und ein Geiger flehend die Hände empor.

Abb. 24. Konradin auf der Falkenjagd.
Verkleinerte Nachbildung eines Blattes der Großen Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

Ende des 16. Jahrhunderts befand sich diese reiche Sammlung im Besitz des Freiherrn von Hohensax, der sie auf seiner Burg Forsteck im Rheintale bei Feldkirch sorgfältig aufbewahrte. 1607 wurde sie für die kurfürstliche Bibliothek in Heidelberg angekauft; von da kam sie im dreißigjährigen Kriege auf noch unaufgeklärte Weise nach Paris (weshalb sie seitdem die Pariser Handschrift hieß), wo sie über zwei Jahrhunderte lang eines der kostbarsten Schaustücke im Handschriftensaal der großen Nationalbibliothek ausmachte. Im Jahre 1888 ist sie — dank den deutschen Kaisern Wilhelm I. und Friedrich III. und durch die Vermittelung des

Abb. 25. König Wenzel von Böhmen als Beschützer der Minnesänger.
Nach der Großen Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

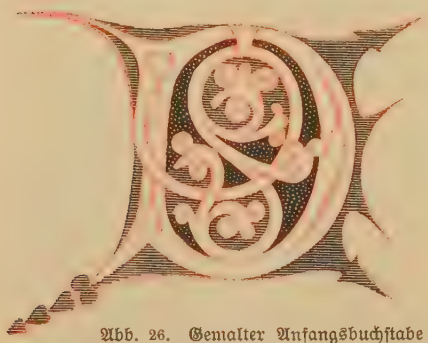
Buchhändlers Trübner — an ihre rechtmäßige Besitzerin, die Ruperto-Karola von Heidelberg, zurückgegeben worden und heißt nunmehr die Große Heidelberger Liederhandschrift, im Unterschiede von einer dort schon früher befindlichen kleineren, aber noch wichtigeren Handschrift.

Weingartner Handschrift.

Diesem großen Liederbuch hat eine ältere kleinere, nur fünfundzwanzig Minnesänger umfassende, aber auch illustrierte Sammlung zum Muster gedient, die im 16. Jahrhundert dem Schultheißen Marx zu Konstanz gehörte, der sie 1613 der Benedictinerabtei Weingarten zum Geschenk machte, wonach sie die **Weingartner Handschrift** heißt. Einen mehr meistersängerischen Charakter trägt die Jenaer Liederhandschrift.

Im Jahre 1810 kam die Weingartner mit anderen Handschriften nach Stuttgart in die Privatbibliothek des Königs von Württemberg, wo sie noch jetzt aufbewahrt wird. Sie ist zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf Pergament von mehreren Händen geschrieben und zählt 312 Seiten in Oktav zu je 28 Zeilen. Die Reimzeilen sind nicht abgesetzt, sondern nur, aber nicht immer genau, durch Punkte getrennt. Die Anfänge der Strophen sind durch abwechselnd rote und blaue Anfangsbuchstaben bezeichnet. (Vgl. S. 130.)

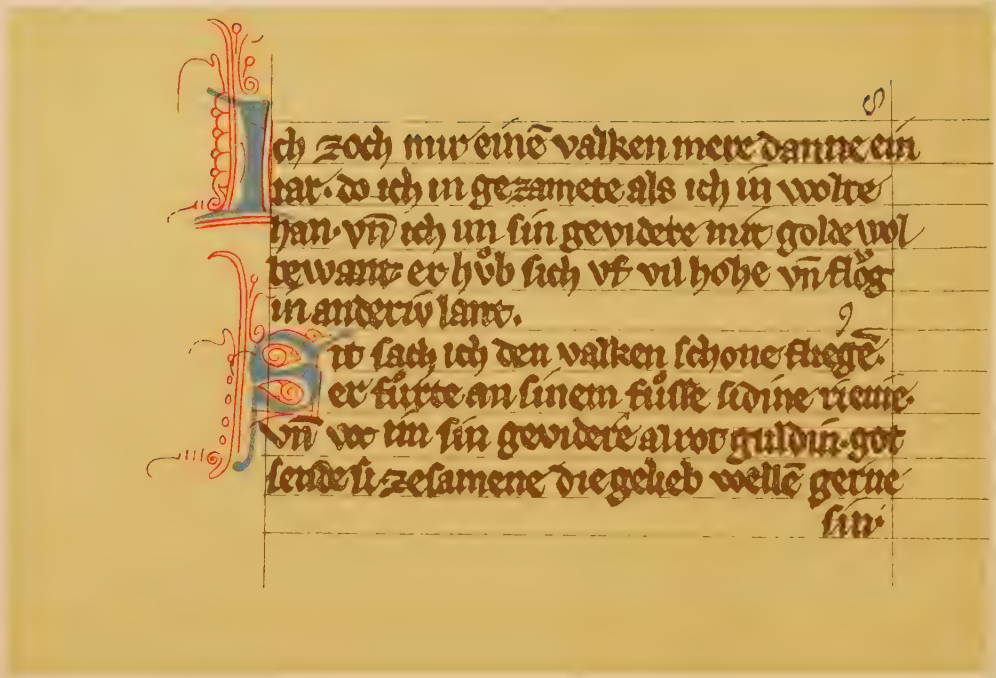
Die ältesten lyrischen Gedichte sind uns ohne Namen und Verfasser überliefert. Das schönste derselben findet sich am Schlusse eines merkwürdigen lateinischen Briefes, welchen ein Mädchen an ihren Freund, wie es scheint ihren Lehrer, einen Geistlichen, schrieb. Er ist erhalten in einer in der Münchener Bibliothek aufbewahrten Briefsammlung des Mönches Wernher von Tegernsee, abgedruckt in Lachmanns und Haupts „Des Minnesangs Frühling" (einer Ausgabe aller erhaltenen Lieder und Sprüche vor Walther von der Vogelweide), und übersetzt in G. Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" (Ges. Werke Band 17). Das Lied lautet im Urtext:



û bist mîn, ih bin dîn.
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen;
verlorn ist daz slüzzelîn:
dû muost immer dar inne sîn.

Abb. 26. Gemalter Anfangsbuchstabe aus Wernhers „Marienleben". Im Original ist das hier in schwarz wagerecht Schraffierte blau, das Geschrotene grün. Sonst genau wie in der Abbildung.

Solche kleine einfache Liebesliedchen mag es wohl schon länger im Volke gegeben haben. Aber zur Entfaltung kamen diese lyrischen Keime erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts, als sich das ritterliche, höfische Leben reicher entwickelte. Als man sich der erwachenden Liebe künstlerisch bewußt wurde, öffnete sich auch das Auge für das grüne Laub, die blumige Heide und der kleinen Vögel süßen Sang. Hoffnung auf Wiedersehen, Kummer über die



Zwei Strophen des **von Kürenberg.**

Faksimile-Nachbildung der grossen Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

Erklärender Abdruck.

Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr;
dô ich in gezamete, als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huob sich ûf vil hôhe und floug in anderiu lant.

Sît sach ich den valken schône fliegen:
er fuorte an sînem fuoſſe sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere alrôt guldîn:
Got sende si zesamene die gelieb wellen gerne sîn!

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Trennung, Erinnerung an genossenes Glück kommen zum Ausdruck in des Minnesangs Frühling.*)

„Der Nachtigallen der ist viel," sagt Gottfried von Straßburg im „Tristan" schon 1210 von den Minnesängern, und gewiß enthalten die uns überlieferten Liederhandschriften nur eine kleine Zahl von ihnen. Zu den ältesten gehört **Der von Kürenberg,** welcher aus dem ritterlichen Geschlechte Kürenberg. Kürenberg an der Donau in der Nähe von Linz stammte und um die Mitte des 12. Jahrhunderts lebte. Seine fünfzehn Lieder, von denen dreizehn in der Nibelungenstrophe gedichtet sind, zeichnen sich durch volkstümlichen Ton und innige Empfindung aus. Das schönste ist die Klage einer Frau, von Gottfried Keller (in den „Züricher Novellen") übersetzt (Beilage 24).

Ich zog mir einen Falken
länger als ein Jahr,
Und da ich ihn gezähmet,
wie ich ihn wollte gar,
Und ich ihm sein Gefieder
mit Golde wohl umwand,
Stieg hoch er in die Lüfte,
flog in ein anderes Land.

Seither sah ich den Falken
so schön und herrlich fliegen,
Auf goldrotem Gefieder
sah ich ihn sich wiegen,
Er führt' an seinem Fuße
seid'ne Riemen fein:
Gott sende sie zusammen,
die gerne treu sich möchten sein.

Gleichen Alters ist **Dietmar von Aist,** welcher vermutlich zwischen 1170 Dietmar von Aist. und 1200 in Diensten eines Herrn von Aist (in Oberösterreich) stand.

Das Gemälde der Heidelberger Liederhandschrift zeigt uns eine Frau, die ein Hündchen auf dem Arme trägt, vor ihr den Dichter als Kaufmann verkleidet, neben ihm einen beladenen Esel; vielleicht war die Frau dieselbe, von der er gesungen:

Ez stuont ein frouwe alleine
und warte uber heide
und warte ir liebes:
sô gesach si valken fliegen.
„Sô wol dir, valke, daz du bist!
du fliugest, swar dir lieb ist;
du erkiusest in dem walde
einen boum, der dir gevalle.
alsô hân ouch ich getân:
ich erkôs mir selbe man:
den welten mîniu ougen.
daz nîdent schœne frouwen.
owê, wan lânt si mir mîn liep?
joh engerte ich ir deheiner trûtes niet."

Es stand ein Weib alleine
und blickte über die Heide
und harrte des Geliebten.
Da sah sie Falken fliegen.
„O Falke, wie du glücklich bist!
Du fliegst, wohin dir lieb ist;
du erwählest dir im Walde
einen Baum, der dir gefalle!
Also hab' auch ich getan.
Ich erkor mir einen Mann,
den wählten meine Augen.
Des neiden mich die Frauen.
O ließen sie den Freund mir noch!
Begehr' ich ihrer Trauten keines doch!" (K.)

Dem 12. Jahrhundert gehörte auch der Ritter **Albrecht von Johans-** Johans- **dorf** an, jener Dienstmann des Bischofs von Passau, von dem Gustav Freytag dorf. sagt, daß „seine Klage über sieben Jahrhunderte hinweg vertraulich in unser Herz tönt".

*) Vgl. „Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling", ausgewählt, übersetzt und erläutert von Prof. Dr. Karl Kinzel (Denkmäler der älteren deutschen Literatur II, 1. 8. Aufl.), dem die mit K. bezeichneten Lieder entnommen sind.

„Als sie an meinem Kleide das Kreuz sah," singt er, „sprach die Gute, da ich ging: Wie willst du jetzt zwei Pflichten erfüllen, fahren übers Meer und doch hier sein: — — — Oft fühlte ich Weh, doch nie so großes Leid."

Spervogel. Sprüche voll kernhafter Lebensweisheit und geistlichen Inhalts dichtete in dieser ältesten Zeit **Spervogel**, vermutlich ein Spielmann aus Bayern, den die Heidelberger Handschrift mit einem Speer in der Hand darstellt, an welchem Vögel angespießt sind.

Von ihm stammt das älteste deutsche Weihnachtslied, das anhebt:

Er ist gewaltic unde starc,	Gewaltig ist er und ist stark,
der ze wihen naht geborn wart:	Der zur Weihnacht geboren ward:
daz ist der heilige Krist.	Das ist der heilige Christ.
jâ lobt in allez, daz der ist.	Es lobt ihn, was erschaffen ist.
niewan der tievel eine.	Allein der Teufel nicht;
durh sînen grôzen übermuot	Dem ward für seinen Übermut
sô wart ime diu helle ze teile.	Zur Straf' zu teil der Hölle hart Gericht. (K.)

Von der Allwissenheit Gottes handelt der Spruch:

Wurze des waldes	Wurzeln des Waldes
und erze des goldes	und Erze des Goldes
und elliu apgründe,	und jeder tiefe Abgrund
diu sint dir, hêrre, künde;	sind dir, Herr, alleine kund.
diu stênt in dîner hende.	Alles steht in deinen Händen;
allez himeleschez her	und das ganze Himmelsheer
dazn möht dich niht volloben an ein ende.	könnte nie, o Herr, dein Lob vollenden. (K.)

Veldeke. Mit dem Ritter **Heinrich von Veldeke**, der uns schon als epischer Dichter (S. 54 ff.) bekannt ist, trat um 1180 der Minnesang in seine Blüte.

„Wie wohl sang er von Minnen!" rühmt Gottfried von Straßburg von ihm. Mit Vorliebe singt er von Mai und Minne und schildert gern das reiche, aber kurze Freudenleben der Vögel, wenn „die Blumen entspringen, die Linden lauben und die Buchen grünen." Siehe das S. 155 abgedruckte Lied.

Friedrich von Hausen. Sein Zeitgenosse war **Friedrich von Hausen**, ein Pfälzer Edelmann aus der Nähe von Worms, der seinem Kaiser Friedrich Rotbart auf dem Kreuzzug in das Morgenland folgte, nachdem er, mehrmals von ihm mit wichtigen Aufträgen betraut, in Italien gewesen war. Er neigte schon vielfach, wie der spätere Minnesang überhaupt, zur Künstelei romanischer, insonderheit provençalischer Lieder, welche die Muster seiner Poesie waren. Dennoch liegt in der Eigenartigkeit seiner Gedanken oft ein feiner, ansprechender Sinn.

Zur Kreuzfahrt gerüstet scheidet er voll Wehmut von seiner geliebten Herrin und singt im Andenken an sie:

Es will mein Herze und mein Leib sich scheiden;
so lange waren innig sie gesellt!
Mein Leib will einzig kämpfen mit den Heiden,
doch hat mein Herz ein andres sich erwählt
vor aller Welt. Wie quält es mich so sehr,
daß Herz und Leib sich nicht mehr folgen beide!
Viel taten meine Augen mir zu leide.
Entscheiden kann den Streit allein der Herr.

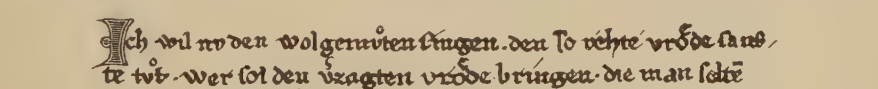
Von solchen Nöten glaubt' ich mich errettet,
da ich das Kreuz annahm zur Ehr des Herrn,
mein Herze enger nur mit mir verkettet:
doch bleibt beständig es in weiter Fern.
Welch reiches Leben sollte mir erstehn,
ließ fahren nur mein Herz sein töricht Streben!
Doch fragt es — merk' ich — nichts nach meinem Leben,
und wie es mir am Ende soll ergehn.

Doch, da ich, Herz, es nimmermehr kann wenden,
daß du mich traurig läßt und einsam hier,
so bitt' ich Gott, daß er dich wolle senden
dahin, wo man sich freundlich neiget dir.
O weh! Wie wird sich enden noch dein Wahn!
Wie durftest du entfliehen meinen Händen?
Wer soll dir deinen Kummer helfen enden
so treulich, wie ich sonst es hab' getan? (K.)

Und so zieht er von dannen und sendet über das Meer an sein fernes Lieb noch manchen heißen Gruß; daher stellt ihn die Große Heidelberger Handschrift dar, wie er kühn und keck auf dem dahingleitenden Schiffe steht und ein Blatt an die Geliebte in die Wogen wirft, daß sie es tragen in ihre Heimat, wo auch sein Herz noch weilte. So singt er auch manches Kreuzlied; in einem derselben tadelt er solche, die das Kreuz genommen haben und doch zu Hause geblieben sind:

Die wähnen dem Tode entronnen zu sein,
welche Gott um seine Fahrt betrügen;
aber einst wird ihnen die Pforte versperrt,
die Er auftut Seinen Knechten.

Friedrich von Hausen kehrte nicht heim. Wegen seiner Tapferkeit und seines Edelmuts im ganzen Kreuzheer geliebt und geehrt, fiel er wenige Tage vor seinem großen Kaiser in dem Treffen bei Philomelium in Kleinasien am Montag nach Himmelfahrt im Jahre 1190. Über seinen Tod entstand unter den Kreuzfahrern eine solche Trauer, daß sie alle vom Kampfe abließen und statt des Siegesgeschreis laute Wehklagen erhoben.



Erklärender Abdruck.	Neuhochdeutsche Übersetzung.
Ich wil nv den wolgemuoten singen	*Ich will jetzt den Frohgesinnten singen,*
den so rehte vroede sanfte tuot	*denen so rechte Freude wohltut (angenehm ist).*
wer sol den verzagten vroede bringen	*Wer soll den Verzagten Freude bringen,*
die man selten vindet wolgemuot	*die man selten findet frohgestimmt?*
wol in die so schone sich versinnent	*Wohl ihnen die so schön sich besinnen,*
das siu vroede minnent	*daß sie die Freude lieben,*
und das man guoten wiben sprichet guot!	*und daß man zu guten Weibern sprichet gut!*

Abb. 27. Ein Lied des Friedrich von Hausen. Aus der Weingartner Liederhandschrift. Ausgabe des Stuttgarter litterarischen Vereins.

Unter den Minnesängern dieser und der folgenden Zeit sind zwei Namensvettern hervorzuheben: 1) **Reinmar von Hagenau,** gewöhnlich **Reinmar der Alte** genannt.

Reinmar der Alte.

Er lebte längere Zeit am Hofe des Herzogs Leopolds V. von Österreich, mit dem er an dem Kreuzzuge von 1190 teilgenommen haben soll und auf dessen Tod (1194) er ein schönes Klagelied verfaßte. Hier wurde er auch der Lehrer Walthers von der Vogelweide. Er hat viele innige, seelenvolle Lieder gedichtet:

Wo Reinmar singt, da währt kein Jammer lang —

läßt ihn Scheffel sagen. Er übertraf seine Vorgänger durch Feinheit der Empfindung wie durch glücklichen Ausdruck und Fruchtbarkeit und hat die von französischen Mustern beeinflußte Kunst nach Österreich verpflanzt. Gottfried nannte ihn die „leitefrouwe" (Anführerin) des Nachtigallenheeres, und zahlreich sind seine Nachahmer. Sein Stil ist einfach, seine Form ernst und streng, seine Lieder fast schmucklos, aber innig und herzlich: „Sie ist mein osterlicher Tag und hab' sie in meinem Herzen lieb, das weiß er wohl, dem ich nicht lügen mag", singt er von der Geliebten. Insbesondere hat er die Botenlieder (vgl. S. 135) zuerst mit großem Glück bearbeitet und es verstanden, durch den darin herrschenden Gesprächston die Eintönigkeit des Minnegedankens angenehm zu beleben. Auch manches Kreuzlied hat er gesungen, in dem er den Streit seiner frommen Gedanken mit den Liebesgedanken hervorhebt:

Des Tages, da ich das Kreuze nahm,
da behütete ich meine Gedanken,
wie dem Zeichen ziemte, das ich trug,
und als ein rechter Pilgrim;
da glaubte ich sie bei Gott so stäte,
daß nimmer mein Fuß aus seinem Dienste träte.
Nun wollen sie aber ihren eigenen Willen haben
und so ungebunden fahren wie früher.
Diese Sorge ist nicht bloß mein,
sie tut auch anderen Leuten weh.

Reinmar von Zweter.

2) Der spätere **Reinmar von Zweter,** ein Rheinländer von Geburt, aber in Österreich aufgewachsen, der in seinen Sprüchen (Lieder hat er nicht hinterlassen) das politische und sittliche Leben seiner Zeit darstellt. Warm preist er den Segen der Ehe:

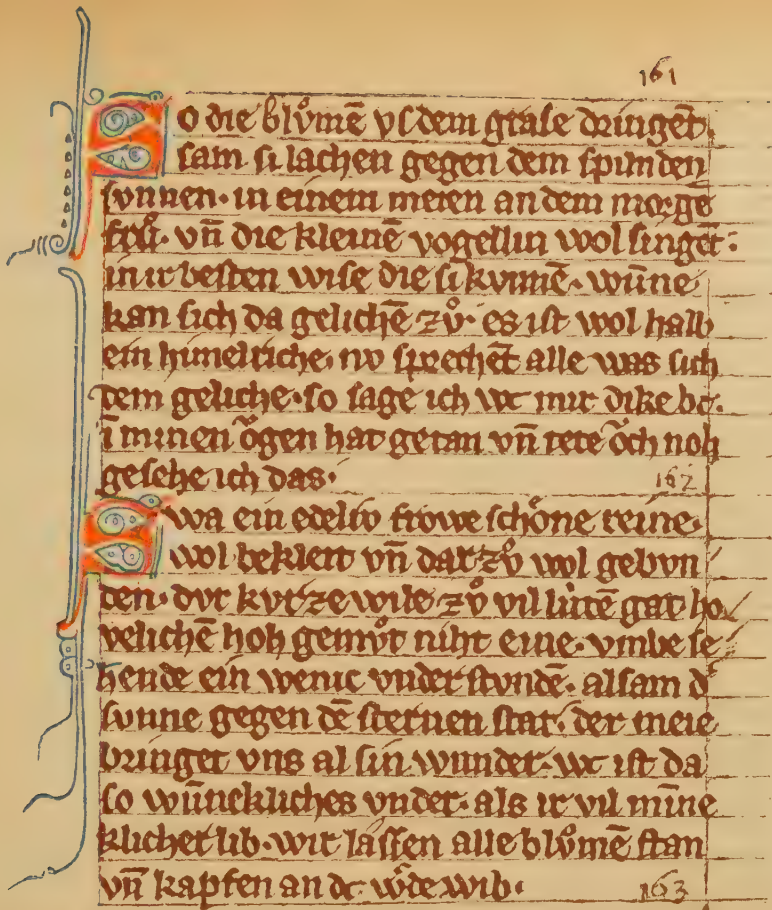
Ein Leib, zwei Seelen, ein Mund, ein Mut,
die Treue rein und in der festesten Hut!
Wo Liebe mit Liebe so mag sein,
da gilt das Silber nichts, noch Gold und Edelstein.

Nach längerem Aufenthalte am Prager Hofe, von 1236—1240, lebte er wieder am Rhein und soll zu Eßfelden in Franken begraben sein.

Als Reinmar von Hagenau starb, reichten die Zeitgenossen den dichterischen Ehrenkranz einem Sänger, dessen Name seitdem durch alle Jahrhunderte bis auf unsere Tage als der herrlichste geleuchtet hat, dem edlen

Walther von der Vogelweide.

Gottfried von Straßburg erklärt ihn in seinem „Tristan" für den Würdigsten, nach Reinmars Tode Anführer und Bannerträger der Sängerschar



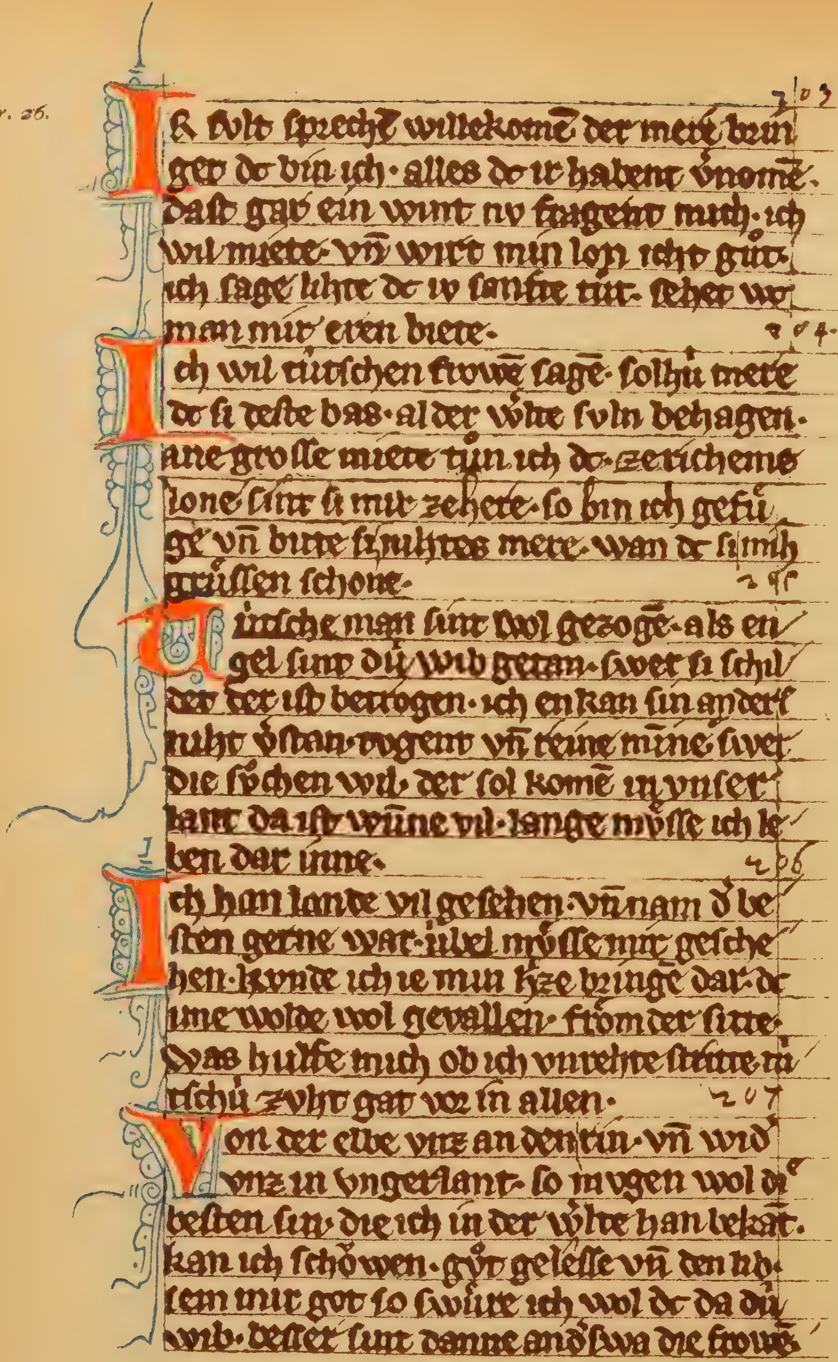
Faksimile-Nachbildung der Strophen 161 und 162 von Blatt 130 aus der *Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.*

Erklärender Abdruck.

So di bluomen us dem grase dringent,
sam si lachen gegen dem spilnden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
und die kleinen vogellin wol singent
in ir besten wise di si kunnen,
[waz] wunne kan sich da gelichen zuo.
es ist wol halb ein himelriche.
nu sprechent alle was sich dem geliche,
so sage ich, waz mir dike baz
in minen ougen hat getan und tete ouch noh, gesehe ich das.

Swa ein edeliu frowe schône reine
wol bekleit und darzuo wol gebunden
dur kurzewile zuo vil liuten gat,
hovelichen hoh gemuot, niht eine,
umbe sehende ein wenic under stunden.
alsam der sunne gegen den sternen stat:
der meie bringet uns al sin wunder,
waz ist da so wünekliches under
als ir vil minneklicher lib?
wir lassen alle bluomen stan und kapfen an daz werde wib.

Erste und zweite Strophe des Liedes **Walthers von der Vogelweide.**
«Wenn die Blumen aus dem Grase dringen» (S. 161. 162).


203
Ir sult sprechē willekomē der mere brin
ger d' bin ich · alles d' ir habent vnomē ·
daſt gar ein wint nv fragent mich · ich
wil miete · vn̄ wirt min lon iht gůt ·
ich sage lihte d' iv sanfte tůt · sehet wa
man mir eren biete · 204
Ich wil tiutschen frowē sagē · solhiu mere
d' si deste bas · al der welte suln behagen ·
ane grosse miete tůn ich d' · ze richemo
lone sint si mir ze here · so bin ich gefů
gē vn̄ bitte si nihtes mere · wan d' si mih
grůssen schone · 205
Tiutsche man sint wol gezogē · als en
gel sint diu wib getan · swer si schil
det der ist betrogen · ich enkan sin anders
niht v'stan · tugent vn̄ reine minne swer
die sůchen wil · der sol komē in vnser
lant da ist wunne vil · lange mvsse ich le
ben dar inne · 206
Ich han lande vil gesehen · vn̄ nam d' be
sten gerne war · übel mvsse mir gesche
hen · kunde ich ie min herze bringē dar · d'
ime wolde wol gevallen · fromder site ·
was hulfe mich ob ich vnrehte strite · tu
tschiu zuht gat vor in allen · 207
Von der elbe vnz an den rin · vn̄ wid'
vnz in vngerlant · so mugen wol d'
besten sin · die ich in der welte han bekant ·
kan ich schowen · gůt gelesse vn̄ den lib
lem mir got so swůre ich wol d' da diu
wib · bessert sint danne and'swa die frowē

Faksimile-Nachbildung der Strophen 203—207 auf den Blättern 133 und 134 der *Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift* (S. 165).

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Ir sult sprechen willekomen:
der [iu] mere bringet, daz bin ich.
alles daz ir habent vernomen,
daſt [= das ist] gar ein wint: nu fragent mich.
ich wil [aber] miete:
und wirt min lon icht guot,
ich sage lihte, daz iu sanfte tuot.
sehet, waz man mir eren biete.

Ich wil tiutschen frouwen sagen
solhiu mere, daz ſi deste bas
al der werlte suln behagen:
ane groſſe miete tuon ich daz.
ze richeme [waz wold' ich ze] lone?
sint si mir ze here:
ſo bin ich gefüge und bitte si nihtes mere,
wan daz ſi mih grüſſen schone.

Tiutsche man sint wol gezogen,
als engel sint diu wib getan.
swer si schildet, der ist betrogen:
ich enkan sin anders niht verstan.
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wunne vil.
lange müſſe ich leben dar inne.

Ich han lande vil gesehen
und nam der besten gerne war:
übel müſſe mir geschehen,
kunde ich ie min herze bringen dar,
daz ime wolde wol gevallen
frömder sitte.
was hulfe mich, ob ich unrehte stritte?
tiutschiu zuht gat vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rin
und wider unz in Ungerlant
ſo mugen wol die besten sin,
die ich in der werlte han bekant.
kan ich schouwen
guot geleſſe und den lib,
ſem mir got, so swüre ich wol, daz da diu wib
beſſer sint danne anderswa die frouwen.

Walthers von der Vogelweide Lied: «*Heisst mich froh willkommen sein*» in der Strophenfolge der Heidelberger (Manessischen) Handschrift (vgl. S. 166 f.)

Erklärender Abdruck.

1) In dürstet fere nach der lere, als er von Rome was gewon:
der im da schancte und in da trancte als e, da wurde er varnde von.
Swas im da leides ie gewar,
daz kam von simonie gar:
und ist er da so friunde bar,
das er en getar
niht sin schaden gerüegen.
kristentuom und kristenheit,
der disiu zwei zesamne ~~leit~~ sneit
gelich lanc, gelich breit,
lieb und leit,
der wolte ouch, das wir trüegen
in Kriste kristenliches leben. Sit er uns hat uf eine gegeben, so suln wir uns niht scheiden.
Swelh kristen kristen~~liches~~ tuomes pfliget an worten und an werken niht, der ist wol halb ein heiden.
Daz ist unser meiste not: daz eine ist an daz ander tot. Nu stiure uns got an beiden,
Und gebe uns rat,
sit er uns hat
sin hantgetat
geheiſſen offenbare.
Nu senfte uns, frouwe, sinen zorn,
barmherzig muoter us erkorn,
Du frier rose sunder dorn,
du sunnevarwiu clare!
Dich lobet der hohen engel schar:
doch brahten si din lob nie dar,
daz es vollendet wurde gar.
daz es ie wurde gesungen
in stimmen oder us zungen
us allen ordenungen
ze himel und uf der erde,
ich mane dich gotes werde.
wir bitten umb unser schulde dich,
daz du uns sist genedeclich,
so das din bette erklinge
vor der barmunge urspringe:
So han wir den gedinge,
diu schulde werde ringe,
damit wir sere sin beladen.
hilf uns, daz wir sie abe gebaden
mit stete wernder riuwe umbe unser missetat,
die nieman ane got und ane dich ze gebenne hat.

---

2) Ich sas uf eime steine
do dahte ich bein mit beine,
dar uf safte ich min ellenbogen;
ich hete in mine hant gesmogen
daz kinne und ein min wange.
do dahte ich mir vil ange,
wie man zer werlte solte leben.
deheinen rat kunde ich mir gegeben,
wie man driu ding erwurbe,
der deheines niht verdurbe.
diu zwei sint ere und varnde guot,
der ietweders dem andern schaden tuot;
daz dritte ist gotes hulde,
der zweier ubergulde.
die wolde ich gerne in einen schrin.
ja leider des mac niht gesin,
daz guot und weltlich ere
und gotes hulde mere
in einen schrin mugen komen.
stige und wege sint in genomen:
untriuwe ist in der saſſe,
gewalt ist uf der straſſe,
vride und reht sint beidiu wunt:
diu driu habent geleites niht,
diu zwei werdent e gesunt.

3) Ich sach mit minen ougen
man und wib tougen,
da ich gehorte und gesach
swas iemen tet, swaz ieman sprach.
ze Rome horte ich liegen
und zwene künege kriegen (l. triegen).
da von huob sich der meiste strit,
der e wart oder sit,
do sich begunden zweien
pfaffen und leien.
da was ein not vor aller not:
lib und sele lag da tot,
die pfaffen stritten sere:
doh wart der leien mere.
diu swert legten si danider
si griffen an die stole wider:
si bienen die sie wolten
und niht den sie solten.
da storte man diu gotes hus,
do horte ich verre in einer klus
vil michel ungebere:
da weinde ein klosenere,
er klagte gote siniu leit:
owe, der babst ist ze jung;
hilf, herre, diner kristenheit!

4) Ich horte diu waſſer dieſſen
und sach die vische flieſſen,
ich sach was in der werlte was,
walt velt loub ror und gras;
swaz fliuſſet oder fliuget
oder bein zer erde biuget,
daz sach ich und sage iu daz:
deheines lebet ane has.
daz wilt und daz ~~gebirge~~ gewürme
die stritten starke stürme,
also tuon die vogel under in;
wan daz sie habent einen sin;
si weren anders zenihte,
si schaffent guoht gerihte.
si setzent ~~guot~~ künige und reht,
und schaffent herren und kneht.
so we dir, tiutschiu zunge,
wie stat din ordenunge,
daz nu diu mugge ir künig hat
und daz din ere also zergat!
bekera dich, bekere!
die cirkel sin ze here,
die armen künige dringent dich:
Philippe, setze den weisen uf und heis si tretten hinder sich!

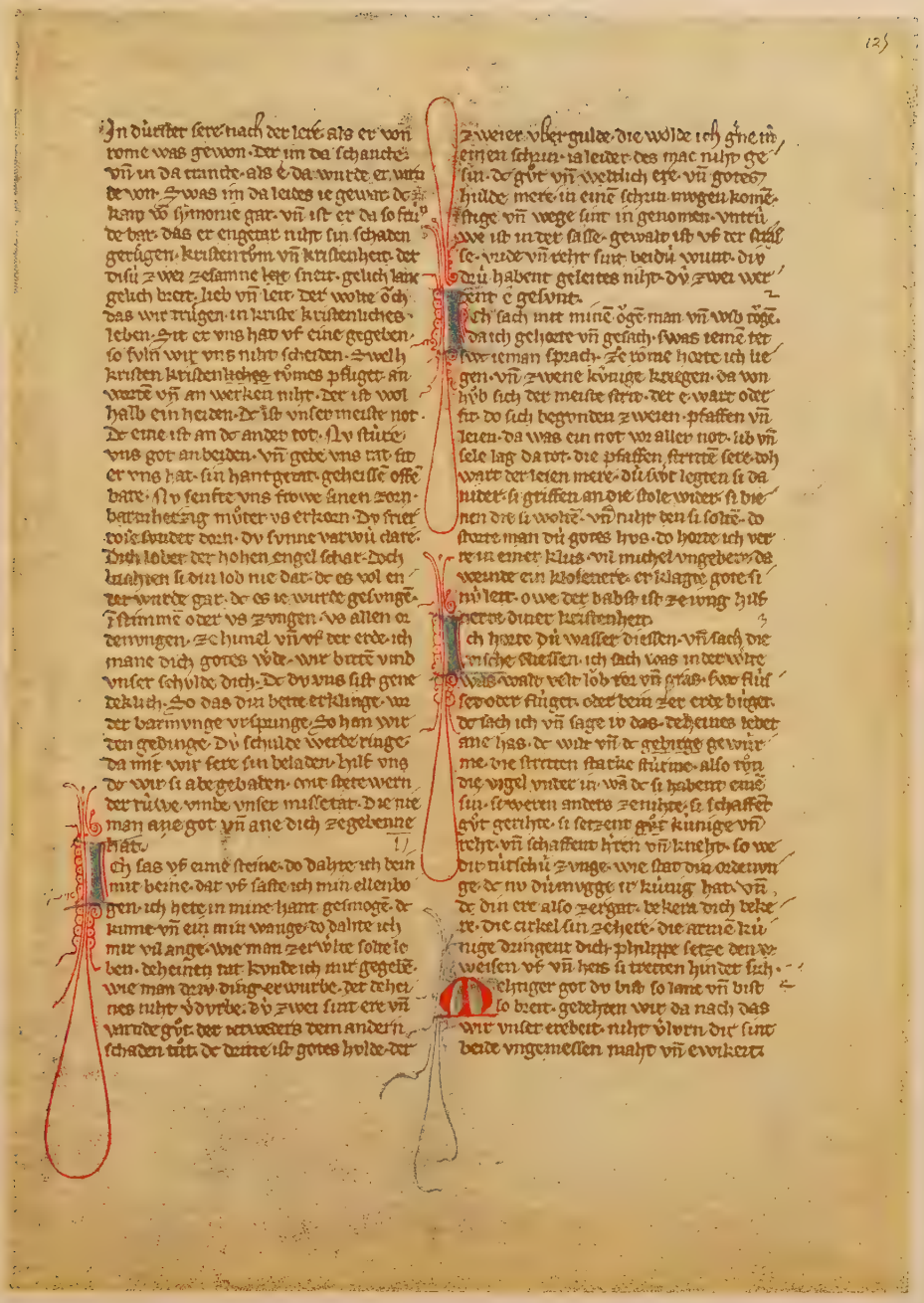
---

5) Mehtiger got, du bist so lanc und bist so breit:
gedehten wir da nach, das wir unser erebeit
niht verlurn! dir sint beide ungemeſſen maht und ewikeit.

Aus **Walthers von der Vogelweide Liedern:**

1) Schluss des Leiches: *Got, diner trinitate!* 2—4) *Der Wahlstreit* (vgl. S. 164. 166.)

5) Anfang des Spruches von *Gottes Unerforschlichkeit.*



Verkleinerte Faksimile-Nachbildung des ganzen Blattes 125
der *Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift* (S. 164).

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

zu sein; und je besser wir durch den Forscherfleiß unserer Gelehrten und die Übersetzungskunst unserer Dichter ihn verstehen lernen, desto näher tritt er auch uns, und desto mehr stimmen wir dem zeitgenössischen Urteile bei.

Walthers Leben.

Im Tiroler Lande, oberhalb der Brennerstation Waidbruck, unweit Bozen, liegen eng beieinander zwei Höfe, die noch heute die Vogelweide (ahd. fogilweida, ein Ort, wo Vögel entweder gehegt wurden oder sich zu sammeln pflegten) heißen. Dort stand nach einer ansprechenden, wenn auch nicht zu begründenden Vermutung die Wiege Walthers, der um 1170 geboren ritterlicher Herkunft war. Dort mag der Knabe in stiller, nur vom Vogelgesang belebter Waldeinsamkeit aufgewachsen, dort mag die Lust zum Gesange zuerst in seinem kindlichen Herzen erwacht sein. Die Dürftigkeit seines Elternhauses trieb ihn wohl schon früh aus dem heimatlichen Tal hinaus in die Welt. In Österreich lernte er, wie er sagt, „singen und sagen"; denn sein ganzer Reichtum war sein „Lied", und daraus mußte er ein Gewerbe machen, um leben zu können. So gelangte er an den glänzenden Hof des Herzogs Friedrich zu Wien; dort erhielt er eine ritterliche Erziehung und in Reinmar dem Alten einen Meister, wie er ihn nicht vortrefflicher sich hätte wünschen können. Rasch entwickelte sich seine Dichtergabe. Frühlings- und Liebeslieder, Wechselgespräche und Reihen, Walthers schönste und frischeste Dichtungen entstanden in diesen glücklichen Wiener Jahren und fanden rasch in der Nähe und in der Ferne Anerkennung.

Über sein eigenes Leben und Lieben geben seine Minnelieder wenig Aufschluß; allenfalls kann man daraus abnehmen, daß sein Herz von der Liebe zu einem niedrig geborenen Mädchen erfüllt war, dem er seine ersten Lieder widmete. Auch ein Name wird genannt; doch liegt darin wohl nur eine Anspielung auf die Sage von Walther und Hildegunde:

Meines Herzens tiefe Wunde,
die muß immer offen stehen,
sie werde denn heil von Hildegunde.

Die Liebe zu ihr machte ihn glücklich und trieb ihn immer aufs neue zum Preis der Geliebten und der Frauen insgemein; so in einem Mailied: „Sô die bluomen ûz dem grase dringent" — (Siehe Beilage Nr. 25)

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen
und dem Spiel der Sonne sie entgegen
fröhlich lachen in des Maitags Früh',
wenn die kleinen Vögelein wohl singen
helle Frühlingsweisen, wie sie pflegen:
dem kann andre Wonne gleichen nie.
Ist's doch fast ein Himmelreich.
Fragt ihr mich, was diesem gleich,
sag' ich euch, was besser doch
meinen Augen stets getan und tät' auch wieder heute noch.

Wenn ein' edle Frau, hold anzuschauen,
zierlich angetan, das Haar bekränzet,
tritt zur Kurzweil ein in frohen Kreis,
stattlich, hochgemut, mit ihren Frauen,
züchtig umschaut und durch Sitte glänzet:
wie vor Sternen trägt die Sonn' den Preis, —
dünkt der Mai uns wonnereich,
welche Wonne käme gleich
solches Weibes Huldgestalt?
Unsre Augen sehn nur sie, — vergessen sind die Blumen bald.

Nun wohlan, wollt ihr die Wahrheit schauen,
laßt uns mit gehen zu des Maien Feste!
Seine ganze Schönheit steht uns offen,
Schauet ihn und schaut die edlen Frauen:
Sagt, was dünket euch nun wohl das Beste?
Hab' ich nicht die rechte Wahl getroffen?
O, wer da mich wählen hieße,
daß ich dies um jenes ließe,
meine Wahl wär' schnell geschehn:
Du, Herr Mai, würdst eh' zum März, eh' ich dich, Herrin, ließe gehn. (K.)

Noch manches schöne Lied hat er im Dienste der Frauen gesungen, die schönsten aber, wenn er seine Stimme zum Preise der deutschen Frau überhaupt erhob:

Durchsüßet und geblümet sind die deutschen Frauen,
so Wonnigliches gab es niemals anzuschauen
in Lüften noch auf Erden noch in allen grünen Auen.
Lilien und der Rosen Blumen, wo die leuchten
im Maientaue durch das Gras, und kleiner Vögel Sang
sind gegen diese Wonne ohne Farb und Klang,
so man sieht schöne Frauen. Das kann den trüben Mut erquicken
und löschet alles Trauern in derselben Stund,
wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer roter Mund,
ihr glänzend Auge Pfeile schießt in Mannes Herzensgrund. (Simrock.)

Da Walther bis in sein vorgerücktes Alter der Minne gehuldigt und im Frauendienst gesungen hat (wohl vierzig Jahre und darüber habe er von Minne gesungen, versichert er selbst einmal), so ist es erklärlich, daß manche seiner Minnelieder, wie Uhland bemerkt, „an einer gewissen Trockenheit leiden und daß das Selbstbewußtsein, die Überlegung in manchen vorherrschen". Endlich wurde ihm der Kreis des Minnesanges zu enge, er fühlte das Bedürfnis einer umfassenderen Weltanschauung. Durch sein eigenes Leid und durch die Stürme, die gegen das Ende des 12. Jahrhunderts über das Reich hereinbrachen, gedrängt richtete er das Lied auf die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Kirche. Zuletzt sagte er sich feierlich von der Minne los; sein Minnegesang möge nun anderen dienen, und ihre Huld werde dafür sein Teil. Er segnet sich, daß er auf der Welt so manche froh gemacht, Mann und Weib. Und von der vergänglichen Minne, die nichts weiter ist als „vom Fische der Grat", wendet er sich jetzt zu der steten, ewigen Minne.

Im Jahre 1198 starb Walthers fürstlicher Gönner in Palästina, und in demselben Jahre trat auch ein verhängnisvoller Wendepunkt unserer Geschichte ein: der Beginn der langwierigen bösen Kämpfe der Gegenkönige. Da ergriff der Dichter, der in Friedrichs Nachfolger, dem Herzog Leopold VI. von Babenberg, keinen Gönner fand, den Wanderstab und ging von Wien nach Mainz, wo die Krönung Philipps von Schwaben soeben vor sich gehen sollte. Denn für ihn, des Rotbarts jüngsten schönen, liebenswürdigen Sohn, hatte Walther sich sofort entschieden. Der verderbliche Wahlstreit brachte einen Wendepunkt in Walthers Poesie — gleich im Beginn desselben entstand wohl jener für den Dichter so charakteristische Spruch: „Ich saz ûf eime steine —", der uns den tiefen Ernst seiner christlichen Lebensanschauung zeigt (siehe Beilage Nr. 27):

Ich saß auf einem Stein
und schlug Bein über Bein,
den Ellenbogen setzt' ich auf
und schmiegt' in meine Hand darauf
das Kinn und eine Wange.
Da dacht' ich bei mir bange,
wie man in dieser Welt sollt' leben.
Und keinen Rat konnt' ich mir geben,

Abb. 28. Die Vogelweide bei Bozen. Vermutliche Heimat Walthers von der Vogelweide.

wie man drei Ding' erwerbe
und keins dabei verderbe.
Der zwei sind irdisch Gut und Ehr',
die oftmals sich vertragen schwer,
und Gottes Huld das dritte,
das Gold in ihrer Mitte.
Die hätt' ich gern in einem Schrein.
Doch leider, das kann nimmer sein,
daß Gut und weltlich Ehre
und Gottes Huld einkehre
zusammen in ein Menschenherz.
Gehemmet sind sie allerwärts:
Untreue liegt im Hinterhalt
und auf der Straße fährt Gewalt.
Denn Recht und Fried sind tödlich wund.
Die dreie finden kein Geleit,
eh' diese zweie sind gesund. (K.)

Und mit dem folgenden Spruch greift dann Walther in den Wahlstreit ein:

Konnt' oft der Wasser Rauschen,
der Fische Spiel belauschen,
beschaute alles in der Welt,
Wald, Laub und Rohr, und Gras und Feld,
was kriechet und was flieget,
das Bein zur Erde bieget,
das sah ich und ich sag' euch das:
Der keines lebet ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme
die streiten starke Stürme,
wie auch die Vögel unter sich.
Doch darin sind sie einiglich:
Sie glaubten sich verloren,
wär' nicht ein Herr erkoren.
Sie wählen Könige und Recht,
sie setzen Herren ein und Knecht.
O weh dir, deutsches Land,
wie ist's um dich bewandt,
daß einen Herrn die Mücke hat,
doch deine Ehr' ist todesmatt.
Bekehre dich, bekehr, bekehr!
Die Fürsten dünken sich zu hehr.
die armen Kön'ge drängen dich.
So setz Philipp den Waisen auf! Dann sollen sie bescheiden sich! (K.)

So fordert er das deutsche Vaterland auf, die hochmütige Macht der kleinen Fürsten niederzudrücken, die „armen Könige", die mit um seine Krone warben, zurückzudrängen und dem Hohenstaufen Philipp „den Waisen", den einzigartigen Edelstein in der deutschen Kaiserkrone, den der Sage nach Herzog Ernst einst aus dem Zauberberge im Morgenland mitgebracht, aufzusetzen. Bald darauf hatte Walther die Freude, Philipp gekrönt zu sehen.

Walthers Bild.

Das Bild, wie er jugendlich, eine Herrenmütze mit hohem zackigem Pelzbräm auf den kurzen blonden Locken, auf einem blumigen Steine sitzt, sinnend ein Bein über das andere geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, die Wange in die Hand geschmiegt und so über die Welt nachdenkend, bezeichnet treffend das Wesen seiner Dichtung, und ganz angemessen ist es, daß er in der Heidelberger Handschrift, der unser Bild entnommen, vor seinen Liedern in dieser Stellung abgebildet ist. Das Ritterschwert mit herabhängendem Gurt steht zu seiner Linken an dem blumigen Steine; in der Rechten hält er den Anfang der über sein Haupt emporschwebenden Schriftrolle. Der Wappenschild hinter ihm führt in hellrotem Feld einen viereckigen Käfig mit gelbem Rahmen und einer Kugel an jeder der vier Ecken und sechzehn dünnen weißen Stäben, die oben und unten kleine Knöpfe haben. Dahinter, auf rotem Grunde, schreitet ein grüner Vogel mit krummem Schnabel. Auf dem von der Seite gesehenen Helme mit Nasenband, Augen- und Luftlöchern der Helmmaske und beider Schnüre steht ein ebensolcher Vogelkäfig, nur kleiner, mit elf Stäbchen. (Siehe Beilage Nr. 28.)

Die weitere Entwickelung der Dinge nötigt dem Dichter manche bittere Klage ab: die Aufstellung Ottos von Braunschweig zum Gegenkönig, der Verfall der Sitten und des Rechts wie der geistlichen Orden, worin er die schrecklichen Zeichen des nahenden Weltgerichts erkennt, endlich Philipps Niederlage und Ottos Krönung. Aber seine Vaterlandsliebe dringt immer durch, und wenn er oft bitter klagt und tadelt, kündet er doch auch begeistert den Preis des deutschen Landes vor allen anderen, die er durchwandert. So heißt es in dem Liede: „Ir sult sprechen willekomen." (Siehe Beilage Nr. 26.):

Heißt mich froh willkommen sein!
Der euch neues bringet, das bin ich;
eitle Worte sind's allein,
die ihr noch vernahmt: jetzt fraget mich!
Wenn ihr Lohn gewähret
und den Sold nicht scheut,
will ich manches sagen, was die Herzen freut:
seht, wie ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutschen Frauen
solche Dinge, daß sie alle Welt
noch begier'ger wird zu schauen:
dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt' ich von den Süßen?
Sind sie doch zu hehr!
Drum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr
als mich freundlich stets zu grüßen.

Lande hab' ich viel gesehn,
nach den besten blickt' ich allerwärts:
übel möge mir geschehn,
wenn sich je bereden ließ mein Herz,
daß ihm wohlgefalle
fremder Lande Brauch:
wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
und zurück bis her an Ungarland,
da mögen wohl die Besten sein,
die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
hilf mir Gott, so schwör' ich, daß sie besser hier
sind als andrer Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
deutsche Frau'n sind engelschön und rein;
töricht, wer sie schelten kann,
anders wahrlich mag es nimmer sein.
Zucht und reine Minne
wer die sucht und liebt,
komm in unser Land, wo es noch beide gibt.
Lebt' ich lange nur darinne!*)

(Simrock.)

So führte Walther, seitdem er die Kaiserstadt an der Donau verlassen, das Leben eines fahrenden Sängers. Zu Pferde durchstreifte er die Lande, trug seine Lieder vor und begleitete sie mit der Geige auf Ritterburgen und an Königshöfen. Von der Elbe bis an den Rhein und wieder bis ins Ungarland ist er gewandert; von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Trave hat er die Menschen studiert. Zwischendurch (zwischen 1204 und 1211) weilte er am Hofe von Thüringen; im österreichischen Zeiselmauer hielt er sich im November 1203 auf, wo er nach dem einzigen über ihn erhaltenen urkundlichen Zeugnis von einem Bischof einen Pelzrock erhielt.

Hermann von Thüringen.

Hermann, Landgraf von Thüringen († 1217), war, wie wir früher gesehen, ein großer Förderer der Dichtkunst. Er hatte Heinrich von Veldeke in den Stand gesetzt, seine „Eneit" zu vollenden und Wolfram von Eschenbach veranlaßt, den „Wilhelm von Oranse" zu bearbeiten. Vornehmlich ist er durch den sagenhaften **Sängerwettkampf** berühmt, den in unserer Zeit Moritz von Schwind an der Wand des Sängersaales der thüringischen Landgrafenburg durch ein Gemälde verherrlicht hat. Dieser Sängerkrieg soll im Jahre 1207, dem Geburtsjahr der heiligen Elisabeth, auf der Wartburg stattgefunden haben. Die Heidelberger Handschrift enthält die auf S. 151 nachgebildete Darstellung desselben. Sie besteht aus zwei Feldern: oben sitzen auf einem Throne der Landgraf Hermann von Thüringen mit der achteckigen Fürstenmütze auf dem kurzgelockten Haar und die Landgräfin Sophia im Hermelinmantel mit dem Barett auf den langen Locken als fürstliche Beschützer der unten versammelten sieben Kämpfer: in der Mitte der ungarische Zauberer Klingsor; ihm zur Linken Reinmar der Alte, dann Walther v. d. Vogelweide, abgewandt mit dem aufgehobenen Zeigefinger der Rechten zu seinem Nebenmann, dem „tugend-

*) Die Reihenfolge der Strophen in der Simrockschen Übersetzung entspricht einer älteren und kleineren Heidelberger Handschrift aus dem 13. Jahrhundert, die auch im Textlaut hie und da von der großen, aus Paris dorthin zurückgekehrten sogen. Manessischen Handschrift abweicht. (Vgl. die Beilage Nr. 26.)

haften Schreiber", d. i. Kanzler Heinrich von Rispach, deutend. Am anderen Ende sitzt barhaupt im Oberkleid mit kurzen weiten Ärmeln, bedeutsam den rechten Zeigefinger gegen Klingsor aufhebend, Herr Biterolf, von des Landgrafen Hofgesinde, den Rudolf von Ems seinen Freund nennt; neben ihm Wolfram von Eschenbach, mit achteckiger Herrenmütze gleich Klingsor, die offene Rechte gegen ihn gewandt; zwischen ihm und Klingsor endlich der sagenhafte Heinrich von Ofterdingen in ruhiger Haltung, mit der Linken vor der Brust.

Inhalt des Sängerstreites.

Das Gedicht, das diesen Wettstreit im Wechselgesange mit untermengter Erzählung darstellt, stammt aus der Zeit gegen 1300 und gehört dem Verfalle des Minnegesanges an. Die sieben erwähnten Dichter sind auf der Wartburg zusammengekommen, um über die Vorzüge milder Fürsten zu streiten. Heinrich von Ofterdingen erhebt den Herzog Leopold von Österreich, ihm treten Wolfram von Eschenbach und andere entgegen, die den Landgrafen von Thüringen verherrlichen. Walther von der Vogelweide zeigt sich anfangs ungehalten auf Österreich und gibt dem König von Frankreich vor allen anderen Fürsten den Preis. Später bereut er sich von Österreich losgesagt zu haben und vergleicht Leopold mit der Sonne, aber über die Sonne stellt er den Tag, Hermann von Thüringen. So wird Heinrich von Ofterdingen überwunden, da ruft er den Zauberer Klingsor aus Ungarland zu Hilfe, der in der Magie wohl erfahren mit dem Teufel im Bunde stand. Dennoch wird auch dieser Kämpe von Wolfram, „dem rechtgläubigen „Laien", überwunden. — Das poetisch ganz wertlose Gedicht, das wohl einen späteren mainzischen Meister zum Verfasser hat, ist von K. Simrock herausgegeben und übersetzt, von E. T. A. Hoffmann in seiner Novelle: „Der Kampf der Sänger" frei bearbeitet worden, die zusammen mit Heines Tannhäuserballade Richard Wagner zu seiner Oper „Tannhäuser" anregte.

Walther am Hof.

In manchen Liedern äußert sich Walther über sein Verhältnis zu dem Hof von Thüringen, rühmt des Landgrafen Tugenden, vor allem seine Milde und Gastfreiheit (S. 94 f.). Doch hat er sich nie zur gemeinen Schmeichelei und Herrendienerei erniedrigt, vielmehr erhielt er sich mitten im Getriebe der Höfe einen freien Blick und einen würdigen Sinn und rügte stets offen, was ihm mißfiel. Anderseits stellte er auch an sich die höchsten Ansprüche und trachtete danach, seiner selbst mächtig zu sein. So hebt einer seiner Sprüche an:

Wer schlägt den Löwen? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das tut jener, der sich selber zwinget.

Nach Philipps Tod war Otto von Braunschweig einmütig auf den deutschen Thron erhoben und bald danach zum römischen Kaiser gekrönt worden. Aber schon 1210 trat der unheilbare Bruch zwischen Kaiser und Papst ein, und der kurz vorher Gesalbte wurde von Innocenz III. mit dem Bann belegt. Neues schweres Unheil drohte dem deutschen Reiche — da wachte nach längerem Schweigen Walthers patriotische Muse wieder auf und erhob sich mächtig gegen Roms Machtsprüche und Ränke. Er hielt dem Papste vor:

Walther und der Papst.

Ihr selber segnetet ihn ein,
daß wir ihn hießen Herr und vor ihm knieten —

und demselben Herrn fluche er nun —

Gewiß ist, daß ihr eines logt,
zwei Zungen passen schlecht in einem Munde.

Auch weiterhin tritt Walther der Priesterherrschaft freimütig gegenüber: er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte des Staates, gegen die Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die will-

Abb. 29. Der Sängerstreit auf der Wartburg.

Nach der großen Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

Oben: Landgräfin Sophia und Landgraf Hermann von Thüringen.

Unten: Herr Biterolf. Wolfram v. Eschenbach. Heinrich v. Ofterdingen. Klingsor v. Ungarland. Reinmar der Alte. Walther v. d. Vogelweide. Heinrich v. Rispach.

kürlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichen — durch alle seine antirömischen Lieder und Sprüche geht ein reformatorischer Zug hindurch. Der Mann aber, um deswillen er zuerst den Kampf wider das Papsttum begonnen, der Mann, dem der Dichter so treu gedient hatte, Kaiser Otto, vergalt ihm mit Undank, ja mit Demütigungen aller Art. Dennoch hielt er treu bei ihm aus, solange er ihn als den rechtmäßigen Kaiser betrachten durfte; aber als die Sonne des Stauferhauses wieder aufging, als der junge König Friedrich II. in sein Erbe kam, verließ auch der Dichter den im Unglück noch trotzigen Otto und wandte sich dem, wie er hoffte, kräftigeren und glänzenderen Verfechter deutscher Ehre zu.

Walthers Leben.

Bis ins Alter hatte Walther ein unstetes Leben geführt. So sehr er sich nach einem dauernden Heimwesen sehnte, so war doch seines Bleibens an keinem Hofe, wo seine Rügen und Strafreden ungehört verhallten, und unabhängigen Sinnes zog er weiter: die Wahrheit, das Recht und die Größe seines geliebten Deutschlands standen ihm höher als sein persönlicher Vorteil. Nun aber, da sein Haar bereits ergraute, nahte sein Lieblingswunsch der Erfüllung. Friedrich belohnte des Dichters große Verdienste um Kaiser und Reich mit einem Lehen, das ihm Otto längst versprochen, aber nie gegeben hatte. Walther erhielt ein Gut in der Nähe von Würzburg; da rief er jubelnd aus:

Ich hab' mein Lehen, alle Welt; ich hab' mein Lehen!

und glücklich, endlich ein Heim zu besitzen, zog er sich in die stille Abgeschiedenheit seines Besitztums zurück, die er nur einmal noch verlassen haben soll, um den Kaiser auf der Heerfahrt nach dem heiligen Lande zu begleiten. In einem schwungvollen „Kreuzliede" hat er jedenfalls seiner Begeisterung dafür einen beredten Ausdruck geliehen; in einem anderen singt er, verloren in den Anblick des ersehnten heiligen Landes:

Schöne Lande, segensreiche, | keines, das sich dir vergleiche!
hab' ich Wandrer viel gesehn, | Was sind Wunder hier geschehn!

und nachdem er alles Wunderbare aufgezählt, was auf diesem merkwürdigen Boden einst geschehen, schließt er mit den Worten:

Christen sagen, Juden, Heiden, | Alle Welt hierher begehrt;
daß dies Land ihr Erbe sei: | uns nur ward ein Recht beschert:
möge Gott den Streit entscheiden, | Recht ist, daß Er's uns gewährt!
Er durch Seine Namen drei.

Am Abend seines Lebens wendet der Dichter seine Seele ganz den ewigen Dingen zu. „Das Irdische schwindet ihm," sagt Uhland, „so wie beim Sinken der Sonne die Täler sich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen." Das Beste ist ihm in seiner Kunst gelungen, als er im Alter seine Heimat wieder sah, in seinem „Schwanengesang" genannten Liede:

O weh! Wohin entschwanden alle meine Jahr'!
Hab ich geträumt mein Leben, oder ist es wahr?

Zeit seines Lebens war Walther ein frommer Mann gewesen und hatte noch in frischester Manneskraft oft einen ernsten Ton angeschlagen. Jetzt erscheint ihm die irdische Freude gegenüber der Ewigkeit vollends bedeutungslos und nichtig:

Da uns der kurze Sommer zu seinen Freuden bat,
bracht' er uns fall'nde Blumenzier und Blatt;
da täuschte uns der kurze Vogelsang.
Wohl dem, der nur nach steten Freuden rang.

Von des Dichters letzten Lebensjahren, von seinem Tode wissen wir nichts, davon jedoch haben wir Kunde, wo seine irdische Hülle bestattet worden ist. In

dem Lusemgarten des Neu-Münsters zu Würzburg fand der vielumgetriebene Dichter um 1230 seine letzte Ruhestätte. Eine anmutige Sage erzählt, daß er in seinem letzten Willen verordnet habe, auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner zu streuen und Wasser zum Trinken hinzugießen. Dazu habe er in den Stein, unter dem er begraben sein wollte, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neu-Münsters hat aber dieses Vermächtnis für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherren gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln. Ein amerikanischer

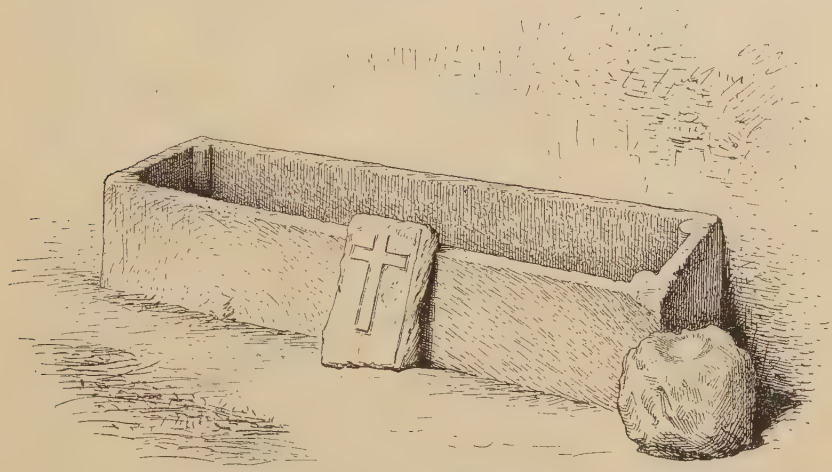


Abb. 30. Der im Lusemgarten des Neumünsters zu Würzburg 1883 gefundene Steinsarg, vermutlich Walthers von der Vogelweide. (Dabei befindet sich ein Stein mit einer Futtergrube für Vögel.)

Dichter, Longfellow, hat diese Legende in schöne Verse gebracht, und Justinus Kerner hat dieselben verdeutscht; darin heißt es zum Schluß:

Wenn die Mittagsglocke tönte, flogen wohl vom Turm herab
von der Linde, aus dem Walde, all die Vögel noch aufs Grab;
doch bald kreischend, doch bald klagend flogen sie dem Turm ums Haupt,
klagend an den Abt, die Mönche, die des Erbes sie beraubt.
All der Klostergräber Namen sind dahin schon lange Jahr',
nur die Sage noch erzählet, wo das Grab des Sängers war.
Auch die Linde ist gefallen, aber oft tönt süßer Schall
nächtlich aus des Kreuzgangs Garten, Flöten einer Nachtigall.

Im Kreuzgang des Neu-Münsters zu Würzburg aber las man eine Grabschrift in lateinischen Versen, in Stein gehauen, die — heute nur in einer Chronik erhalten — in deutscher Sprache lautet:

„Der du, o Walther, im Leben der Vögel Weide gewesen,
bist nun, Blume der Kunst, der Pallas Mund, uns gestorben!
Weil denn also dein Wert die goldene Krone dir fordert,
spreche, wer immer dies liest: o Gott, erbarme dich seiner." (K.)

Im Jahre 1877 wurde dem edlen deutschen Sänger zu Innsbruck, 1889 in Bozen „als der südlichsten Warte deutschen Wesens" ein überlebensgroßes Standbild errichtet. Sein Leben und Dichten haben uns Uhland vom poetischen, Burdach und Wilmanns vom wissenschaftlichen Standpunkt vortrefflich erzählt; Ausgaben des Urtextes besitzen wir von Lachmann, Wilmanns, Pfeiffer u. a.

Simrock, Adalbert Schröter, Karl Kinzel u. a. haben seine Lieder in unser heutiges Deutsch übertragen.

Wolframs Tagelieder.

Auch die Meister des Ritterepos erscheinen in der Reihe der Minnesänger, so **Wolfram von Eschenbach,** berühmt durch das „ahnungsschwüle Helldunkel" seiner Tagelieder, in denen er auch Walthers Vorgänger und Vorbild war; ja, er gilt als Erfinder dieser Gattung von Minneliedern.

In einem derselben beginnt der Wächter mit folgendem kühnen Bilde:

Seine Klauen
durch die Wolken sind geschlagen,
er steigt empor mit großer Kraft;
ich seh' ihn grauen
täglich, wenn er kommt zu tagen,
den Tag, der lieber Nachbarschaft
berauben will den werten Mann,
den ich herein mit Sorgen ließ.

Gottfrieds und Hartmanns Lieder.

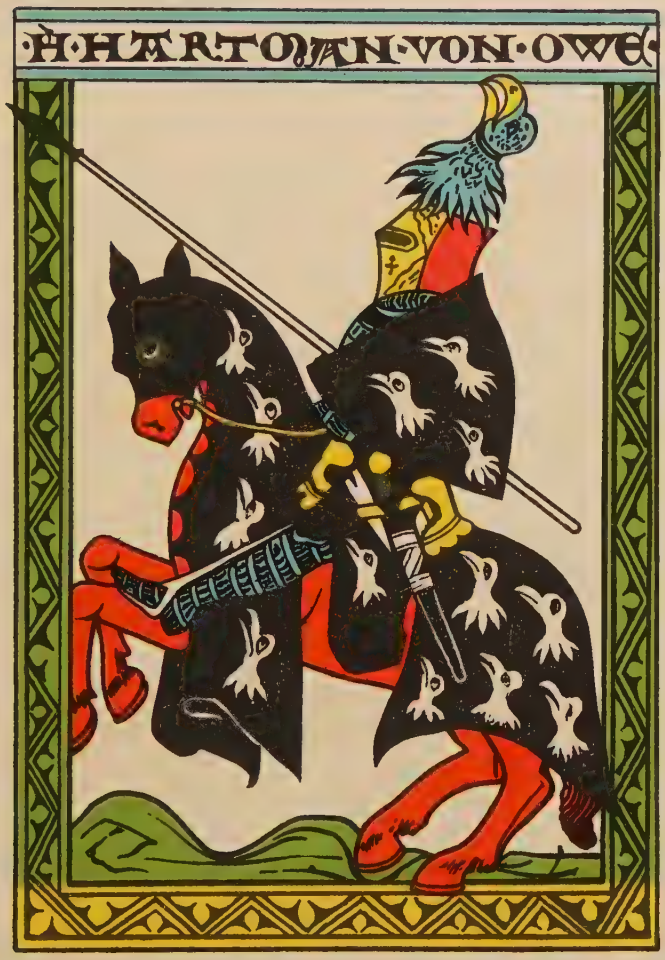
Von **Gottfried von Straßburg** besitzen wir ein Frühlings- und ein Minnelied; vorzüglich aber eine ganze Reihe schöner Lieder von **Hartmann von Aue,** der sich auch in der Lyrik durch Frömmigkeit und Innigkeit auszeichnet.

In der Weingartener Handschrift, der ich das Bild (Beil. 29) entnommen habe, ist Hartmann vor seinen Liedern ritterlich auf rotem Roß mit Schwert und Lanze dargestellt. Schild, Waffenrock und Pferdedecke sind schwarz und mit weißen Vögelköpfen bestreut. Auf dem rot und goldenen Helm ist ein Adlerkopf mit gelbem, gerade emporgestrecktem Schnabel. (Das Gemälde in der Heidelberger Handschrift hat dagegen einen blauen Schild und drei weiße Adler darauf mit goldenen Schnäbeln.) Ein charakteristischer Grundzug seiner Minnelieder ist, daß er darin der oft ermüdenden Gefühlsschwärmerei seiner Sangesgenossen scharf gegenübertritt und es deutlich betont, wie es seinem männlichen Stolze zuwider sei, um einer Geliebten willen endlos zu seufzen und zu schmachten. Doch am schönsten zeigt sich sein treues und edles Gemüt in seinen „Kreuzliedern", die im Dienste der „Gottesminne" gesungen sind. „Ihr Minnesänger", so ruft er, „was ist eure Minne gegen meine? Ich darf jetzt mich rühmen, wohl von Minne zu singen. Nie hatt' ich sorgenlose Freude bis zu dem Tag, da ich mir Christi Blume erkor, die ich nun trage. Sie kündet uns eine Sommerzeit, die so ganz in süßer Augenweide liegt." Das schönste Kreuzlied aller Zeiten ist das folgende:

Dem Kreuze ziemt ein keusch Gemüt
und züchtig Wesen.
Dann mag man Heil und alles Gut
dadurch erlesen.
Auch ist's dem unerfahrnen Mann
ein fester Halt,
der seines Sinns Gelüsten nicht
hat in Gewalt.
Es will nicht, daß man sei
der Werke drunter frei.
Was taugt es dem, der's trägt
am Kleid, des Herz nicht danach schlägt!

So gebt denn, Ritter, euer Leben
mit Herz und Mut
für ihn, der euch erst hat gegeben
Leben und Gut!
Wes Schild je war zum Kampf bereit
Um irdischen Preis
und weigert seinem Gott den Streit,
der ist nicht weis'.
Denn wem das ist verliehn,
als Sieger heimzuziehn,
der findet beide Teil':
Der Menschen Lob, der Seele Heil.

Die Welt lacht mich betrüglich an
und winket mir,
und ich bin als einfältiger Mann
gefolget ihr.
Der Hexe ich wohl manchmal nach
gelaufen bin;
wo niemand Ruhe finden mag,
da strebt' ich hin.
Nun hilf mir, Herre Christ:
der mir nachstellt mit List,
daß ich mich dem entsage
kraft deines Zeichens, das ich trage! (K.)



BILDNIS HERRN HARTMANNS VON AUE.

Aus der Weingartener Liederhandschrift

Nach der Ausgabe des Stuttgarter Litterarischen Vereins.

Verlag von Velhagen & Klasing Bielefeld u. Leipzig.

Einer in Berlin aufbewahrten Liederhandschrift des 15. Jahrhunderts sind die von mir in der Beilage Nr. 30 mitgeteilten Verse des **Schenken von Limburg** entnommen. Schenk von Limburg.

Voran steht ein großes Bild, mit Silber, Gold und Farben ausgemalt, das den Sänger darstellt. Derselbe war vermutlich der den Hohenstaufen befreundete, 1230 bis 1287 in Urkunden häufig vorkommende Hof- und Reichsschenke **Walther von Limburg** (bei Hall am Kocher ansässig), welcher den letzten Hohenstaufen auf seinem verhängnisvollen Zuge nach Italien begleitete. Die Heidelberger Handschrift enthält sechs seiner Lieder „voll jugendlicher Zartheit und Sehnsucht nach der Geliebten, die er aus Bescheidenheit nicht nennt." Um sie ruft er die Frau Minne an und freut sich mit dem Herrn Mai und der Frau Sommerzeit, wenn sein Lieb ihn lieb habe.

Von einem einzigen Minnesänger ist die ausführliche Lebens- und Liebesgeschichte erhalten, und zwar von ihm selbst geschrieben. Es ist der **Frauendienst von Ulrich von Lichtenstein,** den Ludwig Tieck in neuerer Zeit zuerst ans Licht gezogen, bearbeitet und herausgegeben hat. Ulrich von Lichtenstein.

Dieses Buch, in dem der Ritter aus dem steirischen Geschlecht der Lichtensteiner mit seltener Offenheit und großer Geschwätzigkeit seine Liebestorheiten und die wunderlichen Abenteuer seines Minne- und Ritterlebens erzählt, ist sowohl für die Geschichte des Minnesanges, dessen Verfall es kündet, bedeutsam als für die innere Geschichte und das höfische Treiben der Zeit. In seine Erzählung sind zahlreiche Minnelieder und sogen. „Büchlein", d. h. Liebesbriefe eingeflochten, oder vielmehr sie gehen aus dem äußeren und inneren Leben des Dichters hervor.

Schon als Kind, da er noch auf Gerten ritt, hörte Ulrich die Weisen sagen, daß niemand Würdigkeit und Freude erwerben möge, der nicht ohne Wank guter Frauen Dienstes bereit sei. Da schon gedachte er, ihnen immer zu dienen mit Leib, Gut, Mut und Leben. Als zwölfjähriger Knabe in den Dienst einer hohen fürstlichen Frau getreten verliebte er sich alsbald in sie, brach ihr schöne Blumen, und wenn diese sie in ihre weiße Hand nahm, so dacht' er in seiner Freude: „Wo du sie angreifest, hab' ich ihnen ebenso getan." Wenn man ihr Wasser über die Hände goß, so trug er es heimlich davon und trank es aus vor Liebe. Das war sein kindischer Dienst. Inhalt des Frauendienstes.

Danach kam er zu Markgraf Heinrich von Österreich, bei dem er lernte, über die Frauen zu sprechen, in „Briefen" süße Worte zu dichten, auf Rossen zu reiten und Lanzen zu brechen. Im Jahre 1222 wurde er zu Wien von Herzog Leopold VI. von Österreich zum Ritter gemacht. Es geschah bei Gelegenheit der Hochzeit der Tochter des Fürsten. Viele Frauen waren da, auch Ulrichs „Freudenschein", aber er konnte sie nicht sprechen, doch gelobte er ihr in seinem Herzen Treue und ritterlichen Dienst sein Lebenlang. Nach einiger Zeit entlockt ihm eine Verwandte sein Geheimnis und bietet sich ihm zur Vermittlerin an, da sie ihn von seiner Liebe nicht abbringen kann. Die hohe Frau aber nimmt seine Dienste nicht an; denn „wär' er auch in aller Würdigkeit ganz vollkommen, wie sie von ihm noch nicht gehört, so müßte einem Weibe doch immer sein übelstehender Mund leid sein." Auf der Stelle entschließt sich Ulrich, von den Lippen, deren er drei hatte, eine (wohl eine Hasenscharte) abschneiden zu lassen, reitet nach Graz in Steiermark und unterwirft sich herzhaft der Operation in Gegenwart des Knechtes seiner Geliebten, der er sagen läßt: „Wenn sie sagte, meine rechte Hand gefiele ihr nicht, so schlüge ich sie ab." Nachdem er ein fünfwöchentliches Krankenlager ebenso mutig ausgehalten, erhält er zwar die Erlaubnis, sie zu begrüßen, aber als er ihr nahe kommt, fehlt ihm der Mut, sie anzureden. Das Herz springt ihm in der Brust, es sagt: „Nun sprich! nun sprich! nun sprich, da dich niemand hindert!" Wohl

zehnmal tut er den Mund auf, aber die Zunge liegt nieder. Zur Strafe für seine Zaghaftigkeit reißt sie ihm eine Haarlocke aus, als sie auf dem Weiterritt zur Nachtrast gelangt sind und er sie vom Rosse hebt. Als er dann endlich Mut faßt und sie anfleht, seinen Ritterdienst anzunehmen, fährt sie ihn an: „Schweigt! Ihr seid ein Kind und so hoher Dinge unverständig, reitet gleich fort von mir, so lieb euch meine Huld ist!" Er läßt sich aber dadurch nicht abschrecken, um sie zu werben, und besteht ein Speerstechen nach dem anderen zu Ehren der Frau, der sein Herz gehört; auch sendet er ihr durch seine Verwandte zuweilen ein Lied oder ein „Büchlein". Sie antwortet auch einmal, er muß es aber zehn Tage ungelesen lassen, weil sein vertrauter Schreiber nicht bei ihm ist, endlich kommt derselbe und liest, was dreimal wiederholt dasteht:

„Wer wünschet, was er nicht soll,
der hat sich selbst versaget wohl."

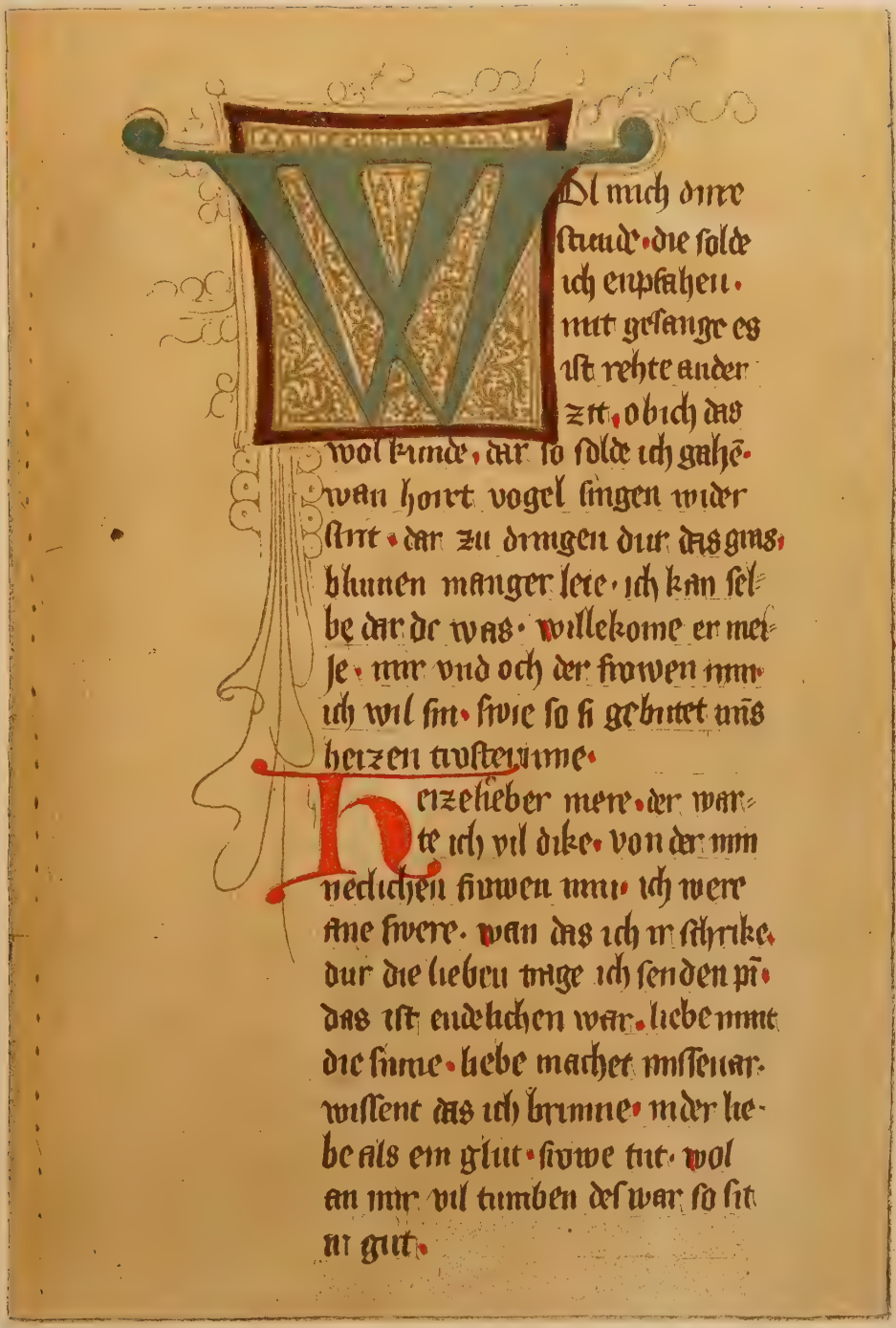
Aber ihm dünkt alles gut, was von ihr kommt, und er setzt unermüdet seine Bewerbungen fort. Einige Zeit danach wird ihm in einem Turnier zu Brixen ein Finger ausgestochen, so daß er nur noch an der Hand hängt. Alle beklagen ihn, er jubelt; denn es ist ja in dem Dienste seiner Frau geschehen. Sie bedauert ihn auch, aber als sie hört, daß der Finger noch an der Hand sitze, zeiht sie ihn der Lüge. Da läßt er sich den inzwischen geheilten, obwohl gekrümmten Finger durch einen Freund abschlagen, ihn in ein Futteral von grünem Sammet mit goldenem Deckel und goldenen Spangen legen, dazu dichtet er ein „Büchlein" und sendet beides als Geschenk an die Schöne. Als diese den Finger sieht, ruft sie sehr kühl aus: „O weh! die Torheit hätt' ich ihm nicht zugetraut, daß je ein verständiger Mann so etwas tun würde." Er läßt sich aber dadurch keineswegs entmutigen, sondern sinnt nur auf neue phantastische Abenteuerlichkeiten, um dadurch ihre Aufmerksamkeit und ihren Dank zu gewinnen. So beschließt er denn, eine neue große Ritterfahrt bis an die böhmische Grenze zu unternehmen, und zwar als Königin Venus verkleidet. Und wirklich zieht er so in prachtvollen Frauenkleidern, von einer Schar Diener begleitet, weit und breit in den österreichischen Landen umher, versticht 307 Speere gegen die Ritter, welche den Kampf mit ihm bestehen, und die Frauen nehmen aller Orten lebhaften Anteil an den herrlichen „Punieren", und alles das zu Ehren einer verheirateten Frau, und von einem Manne, der, wie er selbst ganz harmlos erzählt, damals schon Frau und Kinder hatte, die er dazwischen auch einmal besucht. Am Ende wird die also wider ihren Willen gefeierte fürstliche Frau des Treibens ihres verrückten Anbeters doch müde; um ihn einmal los zu werden, gewährt sie ihm eine Zusammenkunft und läßt ihn in ihr Gemach kommen, wo sie ihn von acht Edeldamen umgeben empfängt, dann aber läßt sie ihn auf höchst listige und lächerliche Weise durch das Fenster, durch das er hineingelangt, wieder hinausspedieren — unter lautem Wehrufe springt er auf und läuft davon. Aber so tief ihn dieser Streich gekränkt hat, der wunderliche Minneritter ist dennoch nicht völlig geheilt. Nachdem er sich von dem Schrecken erholt, fängt er alsbald wieder seine Minnelieder und seine Büchlein zu dichten an. Da verlangt die Fürstin, daß Ulrich ihr zu Dienst eine Fahrt übers Meer tue, d. h. sich an dem Kreuzzuge Kaiser Friedrichs II. beteilige, dann werde sie ihm lohnen, daß all sein Leid verschwinde. Er erklärt sich dazu bereit, wird aber wieder schwankend und führt seinen Plan nicht aus. Vier Jahre setzt er sein tolles Werben fort, da spielt ihm die Fürstin einen noch schlimmeren Streich, als die Hinausschaffung durch das Fenster war, sie tut ihm ein Leid: „dürft' er aus Zucht das melden, so würden ihm die Biedern beklagen helfen, daß ein so wertes Weib ihren Freund so beschweren durfte." Nun läßt er ab von ihr und singt klagende Lieder gegen diejenige, die ihn wie eine Mörderin aller Freude beraubt, deren Laune wittert wie Aprilwetter, der er dreizehn Jahre ohne Wank und ohne Lohn gedient. Bald tröstet

Erklärungstafel zu der Probe der Berliner Liederhandschrift. Blatt 3—4ab.

(Text mit Auflösung der Abkürzungen und wörtliche Übersetzung.)

Wol mich dirre ſtunde.
Wohl mir dieſer Stunde (Zeit)!
die ſolde ich empfahen
die ſollte ich empfangen
mit geſange es iſt rehte an der zit.
mit Geſang — es iſt gerade an der Zeit;
ob ich das wol kunde.
wenn ich das wohl verſtünde,
dar ſo ſolde ich gahen.
dahin ſo ſollte ich eilen;
wan hoirt vogel ſingen wider ſtrit.
denn höret Vögel ſingen (im) Wettſtreit;
dar zu dringen dur das gras.
dazu dringen durch das Gras
blumen manger leie.
Blumen mancher Art.
ich kan (kam) ſelbe dar daz was.
Ich kam ſelber dahin, wo das war.
willekome er meije.
Willkommen, Herr Meie,
mir vnd ouch der frowen min.
mir und auch der Frauen mein.
ich wil ſin.
Ich will ſein,
ſwie ſo ſi gebiutet mins herzen troſterinne.
ſowie ſie gebietet, meines Herzens Tröſterin.

Herzelieber mere.
Herzerfreuender Kunde,
der warte ich vil dike.
der warte ich gar oft,
von der minneclichen frowen min.
von der minniglichen Frauen mein.
ich were ane ſwere.
Ich wäre ohne Leid,
wan das ich irſchrike.
nur daß ich erſchrecke:
dur die lieben trage ich ſenden pin.
Um der Geliebten willen trage ich Sehnſuchtspein,
das iſt endelichen war.
das iſt durchaus wahr.
liebe nimt die ſinne.
Liebe (be)nimmt die Sinne,
liebe machet miſſeuar.
Liebe machet bleich.
wiſſent das ich brunne (brinne).
Wiſſet, daß ich brenne
in der liebe als ein glut.
in der Liebe wie eine Glut.
frowe tut.
Frau, tut
wol an mir vil tumben deſwar ſo ſit ir gut.
wohl an mir, dem gar Betörten; wahrlich dann ſeid ihr gut.



Wol mich dirre
stunde · die solde
ich enpfahen ·
mit gesange es
ist rehte ander
zit · o bich das
wol kunde · dar so solde ich gahē ·
wan hort vogel singen wider
strit · dar zu dringen dur das gras ·
blumen manger leie · ich kan sel-
be dar dc was · willekome er mei-
je · mir vnd och der frowen mīn ·
ich wil sin · swie so si gebutet mīs
heizen trostenime ·
Heize lieber mere · der war-
te ich vil dike · von der min
neclichen frowen mīn · ich were
ane swere · wan das ich ir schrike ·
dur die lieben trage ich senden pī ·
das ist endelichen war · liebe mint
die sinne · liebe machet missenar ·
wissent das ich brinne · in der lie-
be als ein glut · frowe tut · wol
an mir vil tumben des war so sit
in gut ·

Eine Seite aus der Liederhandschrift der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Pergamenthandschrift aus dem XV Jahrhundert.
Anfang eines Liedes des Schenken von Limburg.

ihn indes eine andere Frau, für die er manch freudiges Minnelied singt und aufs neue eine Fahrt unternimmt. Diesmal aber erscheint er als König Artus, der vom Paradiese zurückkehrt, um die Tafelrunde herzustellen. „Wer, ohne zu fehlen, drei Speere mit ihm versticht, der soll das Recht haben, zur Tafelrunde niederzusitzen." Später (1246) zieht er auch einmal in einen ernsten Kampf gegen die Ungarn, hat nachher manch wirkliches Leid zu bestehen, aber er bleibt trotz alledem froh und singt seiner Frauen Lieder. „Guten Weibern gehört dies Buch!" so schließt er, „manches süße Wort hab' ich ihnen darinnen gesprochen, und Frauendienst sei es genannt!"

Sechsundfünfzig Jahre alt war dieser Mann, als er seine Geschichte niederschrieb, von der er ausdrücklich versichert, daß sie nur Wahrheit enthalte. Sein Schwager Heinrich von Wasserberg war so entzückt davon, daß er auf beiden Knieen dem Himmel dankte, weil er „den vollkommensten Liebenden gesehen". Und viele andere mochten ähnlich darüber denken. Man sah eben in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in solchem Verhältnis eines Ehemannes zu der Ehefrau eines anderen nichts Ungewöhnliches, und auch darin kennzeichnet sich der Verfall des Minnesanges, in dessen Blütezeit eine solche Verletzung ehelicher Zucht und Treue wohl selten vorkam. Ulrich überlebte noch um zwanzig Jahre die Vollendung seines Buches, denn er starb als fünfundsiebzigjähriger Greis im Jahre 1275. In der großen Heidelberger Handschrift erscheint er in voller Stahlrüstung zu Pferde mit einem langen Schwert in der Rechten, auf seinem Helm eine wunderliche Figur, die wohl die Frau Minne darstellen soll, mit einem Pfeil in der rechten und einer kurzen Fackel in der linken Hand. So sprengt er, am linken Arm den Wappenschild, durch ein wogendes Meer, in dem Seeungeheuer mit Pfeilen aufeinander schießen. (Siehe Beilage Nr. 31.)

Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Entartung des Minnesanges den Spott herausforderte, wie schon die Überzartheit der edleren Sänger einen **„Gegensang"** hervorgerufen hatte, der, wie Uhland sagt, in „komisch entstellendem Spiegel die schmachtende Minne des Minneliedes wiedergibt". Gegensang.

So tritt **Steinmar**, ein Ritter aus dem Thurgau und Zeitgenosse Rudolfs von Habsburg, den Minneliedern mit Trink- und Tischliedern entgegen, und anstatt des „minniglichen Frühlings" rühmt er den männlichen Herbst: Steinmar.

„Herbst, trauter Geselle, nimm mich zu Ingesinde!

Aber er verhöhnt auch die Minnesänger in oft sehr derber Weise, indem er Wendungen, die ihnen eigen waren, aufs gröbste übertreibt; so sagt er in einem zärtlich klagenden Frühlingsliede:

Vor Minneschrecken tauch' ich mich,
wie eine Ente tauchet sich,
die schnelle Falken jagen in einem Bache —

oder in geradezu roher Weise:

Wie ein Schwein in einem Sacke
fährt mein Herze hin und her.

Ein viel bedeutenderes Gegenbild des höfischen Minnesanges bietet die sogenannte **„höfische Dorfpoesie"** dar, die das bäuerliche Leben in volkstümlich scherzhafter Weise behandelte; es flüchteten sich darin die höfischen Sänger gewissermaßen aus der Überverfeinerung ihrer Umgebung in die Einfachheit der ländlichen Verhältnisse. Höfische Dorfpoesie.

Neidhart.

Als Erfinder dieser Gegenrichtung des Minnesanges gilt der adelige Sänger **Neidhart von Reuenthal**, so benannt nach einem von seiner Mutter ererbten Gute, ein Bayer von Geburt, der 1217—19 an dem Kreuzzuge Leopolds VI. von Österreich teilnahm, später in Wien am Hofe Herzog Friedrichs des Streitbaren (seit 1230 Nachfolger seines Vaters Leopold) lebte und in der Stephanskirche begraben ward.

Der Schauplatz seiner Dorflieder und Schwänke ist auch die Gegend um Wien, die er nach Abenteuern durchstreift, um mit seinen Beobachtungen und Erlebnissen seinen fürstlichen Herrn zu belustigen. Da stellt er den Dorfschönen nach; die „Dörper" (Dorfbewohner) werden ihm gram, und er kommt oft mit ihnen derb zusammen. Vor allem aber macht er sich über die Bauernhoffart lustig, die in der Kleiderpracht und in dem Prunken mit Waffentragen hervortritt; mit glücklichem Humor schildert er die Bauerntänze und die Schlägereien, mit denen dieselben gewöhnlich enden; um so drastischer wirken seine Scherze, als er sie in den Rahmen des ritterlichen Minnegesanges faßt. Im Eingange seiner Lieder wird meist der Frühling farbenreich geschildert, oder das Lob schöner Frauen erklingt darin, auch wohl eine zärtliche Klage über die spröde Geliebte, dann aber gehen diese „sehnelichen Klagelieder" über in ausgelassene Schwänke, in die sich oft etwas unsaubere Späße mischen. Seine Lieder blieben bis ins 15. und 16. Jahrhundert hin berühmt und wurden häufig gedruckt, freilich manchmal mit späteren Liedern vermischt. Er selbst wurde durch seine Abenteuer mit den Bauern zu einer mythischen Persönlichkeit; man nannte ihn „Bauernfeind" und machte ihn zum Träger alter und neuer Dorfschwänke nach Art des Kalenbergers und des Eulenspiegels.

An Neidhart schloß sich — neben vielen anderen — nachahmend an der **Tanhäuser**, vermutlich ein fahrender Ritter aus dem in Salzburg und Niederbayern begüterten Geschlecht der Tanhausen.

Tanhäuser

Er lebte ebenfalls am Hofe des Herzogs Friedrichs II. von Österreich, verpraßte aber nach dem Tode desselben alles, was ihm der freigebige Fürst geschenkt hatte. Danach führte er ein Wanderleben der buntesten Art, das er aber noch in guten Tagen bereute und für das er Buße tat. Seine Dorflieder sind weniger derb als die Neidharts, aber auch weniger bedeutend, und sein Name würde vielleicht schon vergessen sein, wenn sich nicht später an ihn die bekannte Sage vom Tanhäuser im Venusberge geknüpft hätte, die in einem Volksliede des 16. Jahrhunderts behandelt und durch Richard Wagners Oper (vgl. S. 150) belebt wurde.

Durch die „Dörperheit" dieser Dichtung sank der Minnesang immer tiefer ins Gemeine, und nur selten sind Nachklänge edlerer Art, freilich bei meist geringem poetischen Werte.

Hierzu darf man die Lieder eines Mannes rechnen, der zugleich den Übergang vom höfischen Minnesang zum bürgerlichen Meistergesange in sich darstellt, des unter seinem Beinamen **„Frauenlob"** (Frouwenlop) am meisten bekannten **Heinrich von Meißen.** (Vgl. S. 161. 172.)

Heinrich von Meißen.

Um 1250 in Meißen geboren erwarb er in der Domschule seiner Vaterstadt eine große Gelehrsamkeit, mit der er leider zum Nachteil seiner Gedichte nur zu gerne prunkte, und war ein fahrender Sänger, nach der Überlieferung der Meistersinger freilich Doktor der Theologie und Domherr zu Mainz. Bis zum Jahre 1312 scheint er ein Wanderleben geführt zu haben und bis nach Böhmen, Kärnthen, Dänemark ꝛc. gekommen zu sein. Danach ließ er sich in Mainz nieder, heiratete und stiftete — der Sage nach — die erste Meistersingerschule. Am 29. November 1318 starb er dort, und so groß war die Liebe und Verehrung der Frauen für ihn, daß — nach den Berichten eines alten Chronisten — „Frauen ihn laut weinend zu Grabe

Ulrich von Lichtenstein.

Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Abb. 31. Neidhart von Reuenthal inmitten seiner fröhlichen Bauern.
Miniatur aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift.

trugen und seinen Grabstein im Kreuzgang der Domkirche mit reichlichen, durch den ganzen Gang hinströmenden Weinspenden begossen." Sein im vorigen Jahrhundert zerstörtes Grabmal ist im Jahre 1842 erneuert worden.

Abb. 32. Bildnis Heinrichs von Meißen (Frauenlobs) von seinem Sarkophage im Kreuzgange des Doms zu Mainz. Unten die Darstellung der von Frauen getragenen Bahre. Umschrift: „† Anno Domini MCCCXVIII (1318) .... (unleserlich). henricus frowenlob dem got genadt." Die Schrift auf den beiden Täfelchen zu Seiten des Kopfes nicht zu entziffern, wahrscheinlich Angabe des Sterbetages.

Heinrich von Meißen war ein ungemein fruchtbarer Dichter, leider aber oft so dunkel im Ausdruck und so übergelehrt, daß eine große Zahl seiner Lieder uns heute ganz unverständlich ist, dabei sehr selbstbewußt. Andere Lieder sind ungenießbar durch die große Künstlichkeit der Form; er erfand viele neue Töne, darunter einen sogenannten zarten Ton, der 21, und einen überzarten, der sogar 34 Reime in der Strophe hat. Dennoch hat er manchen guten Spruch und manch ansprechendes Lied gedichtet, namentlich zum Lobe der Frauen (Frauenleich):

Ich lob' die Frau für des Spiegels Wonne:
dem Manne bringt sie große Freud';
recht als die klare Sonne
durchleucht den Tag zu dieser Zeit,
also erfreut die Frau des Manns Gemüte —

singt er und wird nicht müde, in immer neuen Wendungen es zu wiederholen; sein Preis gilt aber nur der reinen keuschen Liebe und dem Glücke des ehelichen Lebens. Davon erhielt er wohl seinen Namen „Frauenlob"; besonders aber ward ihm derselbe beigelegt, weil er die Behauptung aufstellte und gegen Barthel Regenbogen verteidigte, daß das Wort „Frau", das bei den alten Minnesängern Herrin, Herzensgebieterin bedeutet, edler sei als „Weib", was bei ihnen im besten Sinne „das rechte weibliche Weib", das „Ehegemahl" vertrat und von Walther von der Vogelweide hoch über Frau gestellt wurde. „Weib," singt Walther, „muß stets der Frauen höchster Name sein, der mehr als Frau sie, dünkt mich, ziert und kleidet." Indes meinte Frauenlob nichts anderes als Walther; denn er wollte unter „Frau" die verehelichte Frau verstanden wissen, und er hat den Sieg davongetragen, denn seit jener Zeit ist das Wort „Frau" zur Herrschaft gekommen, während „Weib" unverdienterweise herabgesunken ist.

Die Anfänge der Prosa.

In der **Prosa** dieses Zeitraumes herrschte die der Kanzelberedsamkeit und des geistlichen Lebens überhaupt noch immer vor. Wie hier diente sie auch sonst praktischen Zwecken. Insbesondere sind im 13. Jahrhundert

zwei bedeutende Geistliche zu nennen, die uns Predigten und geistliche Traktate hinterlassen haben. Die Franziskanermönche **David von Augsburg** und sein ihn noch weit überragender berühmter Schüler **Berthold von Regensburg,** „der suzze Perhtold," wie ihn seine Zeitgenossen gerne nannten.

David von Augsburg.

David von Augsburg († 1272), Franziskaner und langjähriger Novizenmeister an dem Kloster von Regensburg, am längsten aber im Minoritenkloster zu Augsburg tätig, leistete Hervorragendes als theologischer Lehrer und zählt als solcher zu den „Altvätern der deutschen Mystik". Von seinen deutschen Predigten ist uns keine erhalten; unter seinen Abhandlungen ist hervorzuheben „der Spiegel der Tugend".

Berthold v. Regensburg.

Berthold von Regensburg, ums Jahr 1220 vielleicht in Regensburg geboren, jedenfalls dort von David von Augsburg herangebildet, durchzog seit 1250 als Reiseprediger die deutschen Lande und die Schweiz, später Österreich 2c. Wohin er kam, lief das Volk in großen Mengen zusammen. Da er meist im Freien predigte, mag die Zahl von 60000 bis 100000 Zuhörern, welche die Chronisten angeben, nicht so gar übertrieben sein. Oft sprach er von einem Turme, oft von einem Baum herab, auf dem man ein Gerüst für ihn zurecht gezimmert hatte, wie denn im 17. Jahrhundert eine Linde bei Glatz noch den Namen „Bertholdslinde" führt. Seine durchaus volkstümlichen, gemütreichen, dabei gegen Ablaßkrämer und weltliche Gewaltige gleich freimütigen Predigten waren von gewaltigem Einfluß und wirkten noch lange nach, als er am 14. Dezember 1272 zu Regensburg starb. Heinrich Frauenlob feierte ihn lange nach seinem Tode in mehreren Liedern. Seine Predigten wurden zuerst 1824 auf August Neanders Anregung von Kling ans Licht gezogen und in einer Auswahl (11) herausgegeben. Eine vollständige Ausgabe begann Franz Pfeiffer.

Auch im Rechtsleben kam die Prosa zur Geltung, wovon einige wichtige Denkmäler zeugen.

Judeneid.

Im 12. Jahrhundert ist der Erfurter Judeneid (iuden heit den di biscof Cuonrat — Konrad von Mainz — dirre stat gegebin hat) hervorzuheben. Im 13. sind — außer einigen Urkunden, Stadtrechten 2c. — zwei Rechtsbücher von Wichtigkeit: 1) der von Eike (Ecko) von Repgow, einem Anhaltischen Edelmann, um 1230 zusammengestellte **Sachsenspiegel,** das älteste deutsche Rechtsbuch überhaupt, dessen gereimter Prolog anhebt:

Spiegel der Sachsen soll dies Buch sein genannt;
denn Sachsenrecht wird hieraus erkannt,
wie in einem Spiegel die Frauen ihr Antlitz mögen beschauen.

Abb. 33. Tagelöhner, welcher zur Buße Handschuhe und Mistgabel erhält. Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels.

Er war für das Rechtsleben der Zeit von großer Bedeutung. Auch findet sich darin mancher Charakterzug zur rechtlichen Stellung der Frauen im Mittelalter; so heißt es u. a.: „Mann und Weib haben kein gezweiet Gut

Sachsenspiegel.

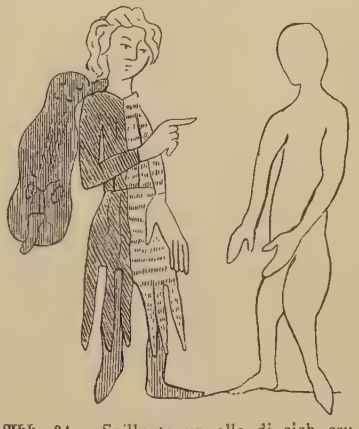


Abb. 34. „Spilluyte un alle di sich czu eigen geben, den gibit man csu buze den schaten eines mannes." Aus den Bildern des Sachsenspiegels, Heidelberger Handschrift.

bei ihrem Leben." — — „Die Frauen genießen alle Tage und alle Zeit an ihrem Leibe und Gute Frieden ꝛc." (S. Bilder daraus S. 161.)

Schwabenspiegel.

2) Der früher David von Augsburg zugeschriebene, aber erst nach 1275 beendete **Schwabenspiegel**, der auf Grund des Sachsenspiegels das in Süddeutschland geltende Recht festhalten sollte.

Zwischen beiden entstand um 1250 der neuerdings aufgefundene Spiegel deutscher Leute.

Sachsenchronik.

Die geschichtliche Prosa wird durch die **Sächsische oder Repgowische Chronik**, welche die Weltgeschichte bis 1248 im Anschluß an die Reihenfolge der Kaiser erzählt, vertreten. Der Verfasser ist ein Geistlicher von Repgau im Anhaltischen.

III. Verfall der Dichtkunst des Mittelalters (1300—1500).

Abb. 35. Aus Holbeins kleinerem Totentanzalphabet.

Die „kaiserlose, die schreckliche Zeit" war vorüber. Deutschland hatte wieder einen Herrn und Richter: aber für die Poesie war der Frühling und Sommer vergangen; von Rudolfs von Habsburg Hofe mußten die Sänger bitter enttäuscht abziehen, und als das vierzehnte Jahrhundert anbrach, brauste „des Herbstes banges Treiben" über die Stoppelfelder der deutschen Dichtung. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde es vollends winterlich, und doch bedurfte die Blüte unserer Literatur zweier ganzer Jahrhunderte, um „voll abzudorren", wie Wackernagel es ausdrückt.

Zustände im Reich.

Es konnte nicht anders sein. Die Poesie bedarf des Friedens, um zu blühen, und im Reich herrschte Zwiespalt und wachsende Zersplitterung. Die Kämpfe um die Kaiserkrone, die Befehdung der Gegenkaiser, die Eifersucht der einzelnen Fürsten wirkten schlimmer als der Krieg mit dem Auslande: die unter Rudolf von Habsburg neuerstandene Ordnung wurde wiederum untergraben. Dazu kam das verderbliche Streben der Kaiser wie der Fürsten, ihre Hausmacht zu vergrößern, anstatt für das Wohl des Ganzen zu sorgen, und auch dadurch ward der Friede und die Eintracht unmöglich. Noch verderblicher für das Reich war das Raubrittertum, in welches der niedere Adel verfiel: die Enkel der höfisch-dichterischen Kreise waren zu Wegelagerern geworden, die an den Straßen den Kaufleuten auflauerten und sie plünderten, die — wie es hieß — vom Sattel sich nährten und aus dem Stegreife lebten. Wie hätten solche Fürsten und Edle den Sinn haben sollen, für die Poesie durch milde Gunst oder gar durch eigene Beteiligung etwas zu tun! Wohl hielt mancher Fürst einen Hofnarren, aber dem Sänger war der Zutritt verwehrt.

Ritterbücher.

Hier und da las man noch die alten Lieder- und Ritterbücher, man sammelte sie, wie es Manesse in Zürich, aber auch zuweilen ein deutscher Edelmann tat z. B. **Jakob Püterich** von Reicherzhausen, der eine vollständige Bibliothek von Ritterbüchern zusammenbrachte, die er in einem gereimten Briefe an die Bücher-

freundin Mechthild Erzherzogin von Österreich aufzählt. Immer wieder wurden die Handschriften deutscher Gedichte abgeschrieben und illustriert, auch für Lohn und zum Verkauf; selbst eine Nonne wird uns genannt, **Clara Hätzlerin** zu Augsburg, von der wir ein nicht gerade durchweg sauberes Liederbuch haben. Die meisten Bilderhandschriften stammen aus diesen Jahrhunderten. Noch lieber lasen die vornehmen Herren die alten Epopöen, wenn sie in prosaische Fassung umgesetzt waren, oder Übersetzungen französischer Prosaerzählungen; damit gaben sich vornehmlich Damen hochadeligen Standes wie Elisabeth von Nassau und Eleonore von Österreich ab; auch bestellten sie häufig Abschriften deutscher Handschriften; Mechthild von Österreich besaß eine stattliche Sammlung davon. Clara Hätzlerin.

Nicht besser als im Staat sah es in der Kirche aus. Die päpstliche Macht war ebenso gebrochen wie die kaiserliche, und der päpstliche Bann über Ludwig den Bayer ebenso ohnmächtig wie Karls IV. goldene Bulle erfolglos. Eine fürchterliche Entartung des geistlichen Standes war eingerissen: Zuchtlosigkeit ging mit Unwissenheit Hand in Hand. Die Kirche.

In Klöstern, die einst Heimstätten der Wissenschaft gewesen wie Sankt Gallen (vgl. S. 30), konnten schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts weder der Abt noch die Mönche ihre Namen schreiben, und im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts fand ein gelehrter Besucher in demselben altberühmten Kloster zahlreiche Handschriften alter Klassiker modernd auf dem Grunde eines Turmes.

Nicht besser stand es um die Sitten der Geistlichkeit, und der Gottesdienst war zu einem äußerlichen Formelwesen herabgesunken. Die gewaltigen Heimsuchungen, Überschwemmungen, Erdbeben, Hungersnöte, vor allem der schwarze Tod, erzeugten wohl schwärmerische Ausbrüche, wie sie in den Bußfahrten der Flagellanten zu Tage traten, aber eine innere Umkehr bewirkten sie nicht. Flagellanten.

Wenn es so um Reich und Kirche stand, war es da zu verwundern, daß die deutsche Treue und der christliche Glaube wankten? Mit ihnen, die Vilmar treffend „die Säulen der deutschen Poesie“ nennt, mußte auch der ganze kunstreich darauf errichtete Bau wanken.

Der neue Aufschwung der Gelehrsamkeit konnte der Poesie keine Flügel verleihen. Wohl erhob sich eine Reihe von Universitäten, von der zu Prag (1348) bis zu der Tübinger (1477), in dieser Zeit, an denen auch Laien als Lehrer wirkten; wohl wurden durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Wissenschaften immer größeren Volksschichten zugänglich — dazu kamen die anderen großartigen Erfindungen und Entdeckungen dieser Jahrhunderte; auch entfaltete sich unter allen diesen Einflüssen die Prosa zu größter Mannigfaltigkeit, aber der Poesie war dies zunächst eher nachteilig als förderlich. Die Gelehrsamkeit wurde immer mehr ihre tödliche Feindin, und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wurde das Lesen der Dichtungen allerdings erleichtert, aber ihr bisheriger lebensvoller Strom von Mund zu Mund gehemmt. Die einzige wahre Poesie dieser beiden Jahrhunderte blühte bei den Ungelehrten im Volksliede. Gelehrsamkeit.

Die einst so blühende Kunstlyrik war herabgesunken zum zunftmäßigen Meistergesang in den trotz des Hasses der Fürsten mächtig emporblühenden

Aufblühen der Städte.

Städten mit ihrem regen Handel und Verkehr, mit ihrem reichen, herrlichen Kunstgewerbe, von dem unser Geschlecht jetzt wieder zu lernen begonnen hat, mit ihrer Begünstigung und Förderung der bildenden Künste.

Herrliche spätgotische Bauwerke unserer Städte entstanden im 14. und 15. Jahrhundert: die Stephanskirche zu Wien, der Magdeburger Dom, das Münster zu Ulm und so viele andere Gotteshäuser, daneben Rathäuser und Schlösser, der Gürzenich in Köln und der Artushof in Danzig. Die Skulptur erblühte zu anziehender Mannigfaltigkeit in Stein, Holz und Bronze und erreichte beim Beginn der neuen Zeit unter den Händen eines Adam Kraft, Veit Stoß, Peter Vischer u. a. eine ungeahnte Höhe. Die Malerei fand reiche Pflege; schöne Glasgemälde schmückten die Kirchenfenster, die merkwürdigen Totentanzbilder Kapellen und Kreuzgänge. Albrecht Dürer und Hans Holbein begannen ihre reiche künstlerische Tätigkeit noch vor Ausgang des 15. Jahrhunderts.

Aber die Poesie, so sehr sie mit treuem Eifer und redlichem Bemühen gepflegt und geübt wurde von den braven Handwerksmeistern, wollte nicht gedeihen, und die überkünstlichen Verse verdeckten kaum die Phantasiedürftigkeit und die Empfindungsarmut hinter dunkel geheimnisvoller Rede. Die Lehrhaftigkeit herrschte in dieser zünftigen Dichtung vor, und selbst die neue, von der Geistlichkeit an die Bürgerschaft gelangende Dichtungsart, das Drama, konnte sich darüber in dem von uns betrachteten Zeitraum nicht erheben.

Epische Dichtungen.

Wenn wir nun den einzelnen Erzeugnissen der Poesie näher treten, so begegnen wir im Gebiete des epischen Volksgesanges Bearbeitungen der alten Stoffe der lombardischen und Dietrichssage, welche schon in einem früheren Abschnitte behandelt worden sind: König Laurin, der Rosengarten u. a. (S. 75—77), die in verschiedenen Handschriften und Drucken uns erhalten, zum Teil auch in dem im 15. Jahrhundert zweimal gedruckten **„Heldenbuch"** gesammelt sind. Zuerst ist es wahrscheinlich 1470—1480 zu Straßburg gedruckt. Diesem ältesten Drucke ist das hier beifolgende Bild entnommen, welches den S. 79 erwähnten Vorgang darstellt.

In diesen Umdichtungen trat an die Stelle der Nibelungenstrophe eine Strophe von acht kurzen Zeilen, die abwechselnd — a b a b — reimen und die man den „Hildebrandston" (vgl. S. 80) nach dem darin gedichteten beliebten jüngeren Hildebrandsliede nannte. Diese Strophe hat sich fort und fort in unserem Volke erhalten bis auf unsere Zeit; wir singen sie in der Kirche, wenn wir anstimmen: „Befiehl du deine Wege," wir singen sie in Feld und Wald: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" 2c., während die alte (aber verkürzte) Nibelungenstrophe nur vereinzelt in unserer Zeit sangbar gemacht worden ist, z. B. in E. M. Arndts „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!"

Eine nochmalige Umdichtung enthält das um 1472 geschriebene Dresdener **„Heldenbuch"**, welches nach einem der beiden Schreiber gemeinhin das „Heldenbuch **Kaspars von der Roen**" genannt wird, obgleich derselbe keinen selbständigen Anteil daran gehabt zu haben scheint.

Kaspar von der Roen.

Es ist darin aber wenig oder nichts von dem alten Heldengeist übrig geblieben; denn der neue Bearbeiter hatte den Grundsatz, die Gedichte so von allen „unnützen Worten" zu befreien, daß „man auf einen Sitzen dick müg hoern Anfang und Ent," und das durchzuführen ist ihm denn auch so vortrefflich gelungen, daß er alle

Wie Isan die Mönche reihenweise mit zusammengeknüpften Bärten an eine Stange hängt.

Abb. 36. Bild und Druckprobe aus dem ältesten Drucke des „Heldenbuches". (Von Blatt 255a.) Nach dem Exemplar der Darmstädter Hofbibliothek.

poetisch wirksamen Stellen entweder bis zur Unkenntlichkeit verwischt oder ganz beseitigt hat.

Der Kunstdichtung erging es übrigens nicht besser. Die Gral- und Artussage wurde auf das geschmackloseste verarbeitet; namentlich versündigte sich ein bayrischer Wappenmaler, **Ulrich Füterer,** daran, der zwischen 1475 und 1508 ein „Buch der Abenteuer" herausgab, in dem er die sämtlichen einzelnen Sagen in geschmackloseste Weise mit dem Argonautenzuge und dem trojanischen Kriege zusammenschweißte und entstellte. Ulrich Füterer.

Nur die didaktische Poesie trieb einige beachtenswerte Blüten. Zu Stein am Rhein entstand 1337 das Schachzabelbuch, in welchem der Mönch und Leutpriester Konrad von Ammenhausen das Schachspiel allegorisch ausdeutete. Viel bedeutender aber war die u. d. T. **„der Edelstein"** bekannte Fabelsammlung des Ulrich Boner, eines Schweizers. Ulrich Boner.

Ulrich Boner stammt aus einem bürgerlichen Geschlechte zu Bern, wo er als Predigermönch zwischen 1324—49 oft in Urkunden genannt wird. Um 1330 entstand auch sein Werk: „der Edelstein", hundert „Beispiele" (bîspel vgl. S. 128) oder Fabeln in altschweizerischer Mundart, die er „aus dem Latein zu Deutsch gebracht" und deren erste von dem Hahne handelt, der ein Gerstenkorn einem Edelsteine vorzieht; daraus zieht er die Moral, die ihm bei Wahl des Titels zugleich maßgebend ist:

dem tôren sint al die gelîch,
die wîsheit, kunst, êr unde guot
versmâhent durch ihr tumben muot;
die nützet nicht der edel stein.

In diesen Fabeln, die „gutgewählt und gut verdeutscht, sich von aller prunkenden Gelehrsamkeit fernhaltend, mit lebendiger Frische und guter Laune erzählt sind und durchweg einen ernstsittlichen Kern enthalten", bot der Dichter wirklich unserem Volke
Edelstein. einen Edelstein dar, welcher — lange vergraben — von Bodmer und Breitinger aus einer alten Handschrift wieder ans Licht gefördert und dann von Lessing insbesondere uns wieder ganz zurückgewonnen wurde. Denn obgleich er im Jahre 1461 bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst als erstes deutsches Buch zu Bamberg gedruckt wurde, haben sich doch nur zwei Exemplare davon erhalten, wovon das eine sich in der Herzogl. Braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet. Eine kritische Ausgabe des Originals besorgte Franz Pfeiffer 1844.

Der äußersten Grenze dieses Zeitraumes gehört eine Dichtung an, die ihre Berühmtheit vornehmlich ihrem Verfasser verdankt, Kaiser **Maximilian**, dem von Anastasius Grün besungenen „letzten Ritter". Es ist der **„Teuerdank"**, ein gereimter, allegorischer Roman, der in einer für die Zeit ganz ungewöhnlich prachtvollen Druckausstattung mit eigens dazu gegossenen Lettern und großen geschnörkelten Initialen auf Pergament gedruckt, dazu mit zahlreichen Holzschnitten aus Dürers Schule illustriert, im Jahre 1517 zu Nürnberg unter dem Titel:

„Die geuerlichkeiten (Gefährlichkeiten) vnd einsteils der geschichten des loblichen streytparen vnd hochberümbten Helds vnd Ritters Herr Tewerdannckhs"

herauskam.

In diesem dürren und ungenießbaren Reimwerk erzählt Kaiser Maximilian (1493 bis 1519), von der nachhelfenden und regierenden Hand seines Geheimschreibers und Rates, des Nürnberger Propstes Melchior Pfinzing (1481—1535), unterstützt, seine Brautwerbung um Maria von Burgund und einige andere seiner Taten und Erlebnisse in romanhafter, durch die allegorischen Masken ermüdender Gestalt. In dem Widmungsschreiben Melchior Pfinzings an den spanischen König Karl aus Nürnberg vom 1. März 1517 nennt er sich als Verfasser, nicht bloß als Herausgeber des „Teuerdank". Er war indes nur der Überarbeiter des Werkes Maximilians.

Teuerdank. Teuerdank, d. h. einer, der seine Gedanken auf Teures, Herrliches, d. i. Abenteuer richtet, ist Maximilian selbst. Im Jahre der Welt 1444 bewarb er sich um die schöne und treffliche Jungfrau Ehrenreich (Maria von Burgund), die einzige Tochter des mächtigen Königs Ruhmreich. Zu ihrem Besitz konnte er jedoch erst nach vielen, im festen Vertrauen auf Gott glücklich überstandenen gefährlichen Abenteuern und heldenmütigen Taten gelangen. Diese von dem Kaiser meist in seiner Jugend wirklich bestandenen Kämpfe werden als Gefahren dargestellt, welche ihm von seinen Feinden, den Hauptleuten Fürwittig, Unfalo und Neidelhart an drei aufeinander folgenden Engpässen bereitet werden. Diese drei, welche die jugendliche Unbesonnenheit, die Reiseunfälle und die politischen Intriguen darstellen sollen, trachten dem Helden nach dem Leben, aber er besiegt sie schließlich alle drei und läßt sie hinrichten. Trotz aller dieser Anstrengungen erhält er die Hand der Königstochter noch nicht sogleich — er soll zuvor ihr Heer gegen die Ungläubigen führen, die ihr Land verwüsten. Bei diesem Rate und dem darauf folgenden Entschlusse des Helden ist ein Engel Gottes durch seine Gegenwart und Ermahnung wirksam. Nun wird Teuerdank durch den Priester mit Ehrenreich zusammengegeben,

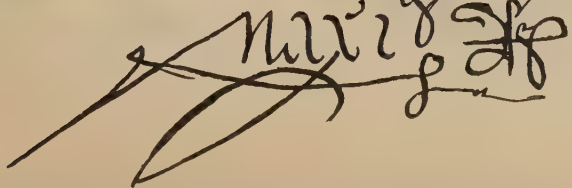
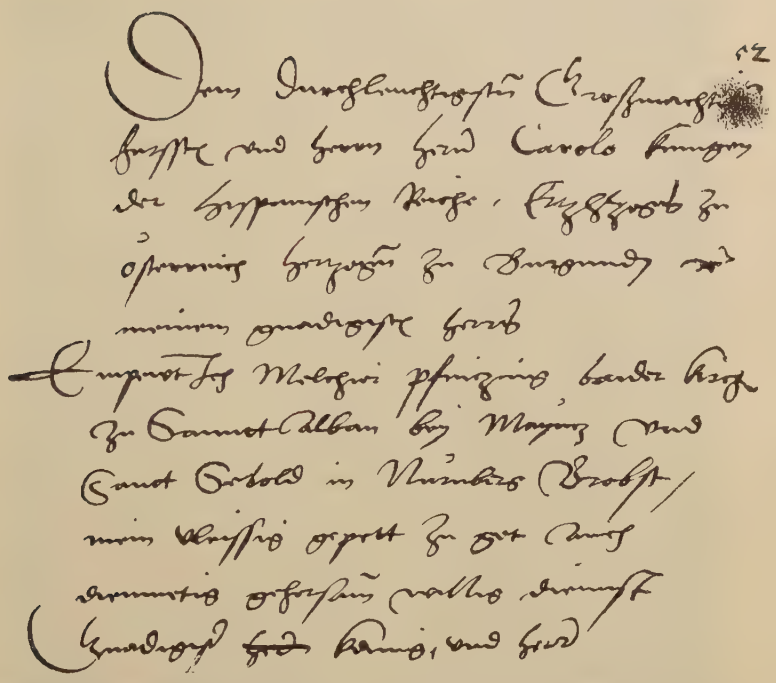


Abb. 37. Kaiser Maximilian I. Nach dem Gemälde von Lukas v. Leyden, gestochen von J. Suyderhoef. (In der K. K. Familienfideikommiß-Bibliothek zu Wien.) Unterschrift des Kaisers Maximilians I. unter eine Urkunde vom Jahre 1489.

Wie der Küen Edel Held Tewrdanck an einem streyff vil der veindt vmbbracht.

Abb. 38. Nachbildung eines Holzschnittes von Leonhard Schäufelin aus dem „Teuerdank".



Eingangszeilen des Widmungsschreibens, das Melchior Pfinzing aus Nürnberg am 1. März 1517 an den spanischen König Karl, Erzherzog von Österreich und Burgund, zu Anfang des „Teuerdank" richtete.

Abb. 39. Verkleinertes Faksimile aus dem Kodex der K. K. Hofbibliothek (2834 auf Blatt 52 ff.) zu Wien.

Erklärender Abdruck.

Dem Durchleuchtigsten Großmachtigen
Furssten vnd Herrn Herrn Carolo kunigen
der Hispanischen Reiche, Erzherzogen zu
Österreich Herzogen zu Burgund ꝛc.
meinem gnadigisten Herrn
Empewt Ich Melchior Pfinzing bai der kirchen
zu Sannct Alban bey Maynez vnd
Sanct Sebold in Nürnberg Brobst
mein vleissig gepett zu got auch
diemuetig gehorsamen willig diennst
Gnadigister kunig, vnd Herr

Abb. 40. Melchior Pfintzing, Überarbeiter des Teuerdank. Nach einem alten Stich.

muß aber sofort nach vollzogenem Trauakt ins Feld ziehen. Dann schließt das in kurzen Reimpaaren abgefaßte Gedicht:

Gott will durch unsern kühnen Held
viel wirken noch in dieser Welt,
noch viel der Christenheit zu gut,
drum lebt er in der Engel Hut,
sonst wär' er längst gelegen tot
in Drangsal, Müh' und Kriegesnot.
Gott schirm' hinfort den Herren mein;
denn wir bedürfen alle sein.

Wiederholt wurde das Gedicht gedruckt und noch im 17. Jahrhundert umgedichtet; der ursprüngliche Text ist 1836 von Karl Haltaus und 1878 mit einer trefflichen Einleitung von Karl Goedeke neu herausgegeben.

Lyrische Dichtung.

Unter den lyrischen Dichtungen tönen bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts noch die Nachklänge des Minnesanges fort; ja selbst ein Edler wird hie und da gefunden, der Lieder dichtete. So der Schweizer Graf **Johann von Habsburg,** Herr von Rapperswil, der während seiner dreijährigen Gefangenschaft (1350—52) auf dem Wellenberge bei Zürichsee das „Liedli“:

Ich weiß ein blaues Blümelein

dichtete, das nachher zum Volksliede geworden ist. Eine ganze Sammlung von Minneliedern und „Minnebriefen“ hinterließ Graf **Hugo von Montfort,** Herr von Bregenz († 1423 in hohem Alter), in einer prächtigen Pergamenthandschrift, die sich noch auf der Heidelberger Bibliothek befindet; zuletzt herausgegeben von J. Wackernell 1881.

Hugo von Montfort.

Dieselbe ist mit Singnoten, die sein vertrauter Diener Burk Mangold dazu setzte, ausgestattet (nach dem alten Ausdrucke: „in weysen gemessen“) und mit gemalten Anfangsbuchstaben, dazu am Schlusse mit dem goldglänzenden Wappen des Montfortischen Grafenhauses geziert. Von seinem Stammsitz, der längst gebrochenen Burg Hohenbregenz, streifte er durch Wälder und Auen und dichtete seine Lieder, teils geistliche, teils weltliche, meist zu Rosse; darum solle niemand lachen, wenn er der Silbenzahl nicht gewaltig sei und wenn er sich in den Reimen zuweilen vergessen habe. Ein schwermütiger Zug geht durch seine „Minneliedli“: er macht sich Gewissensbisse, ob er nicht sich damit versündige:

Ez möcht licht sin, ich red ze vil,
miner sel tet baz ein swigen.

Oswald von Wolkenstein.

Gleichzeitig mit ihm lebte und sang der tirolische Landherr **Oswald von Wolkenstein** (1367—1445). Seine Gedichte sind 1870 von Zingerle herausgegeben.

Sein Leben war ein wildes, sturmbewegtes: er kämpfte wider die Polen unter der Fahne des deutschen Ordens, machte mit Herzog Albrecht IV. von Österreich eine Fahrt ins heilige Land, mit König Sigismund eine Reise nach Frankreich und Spanien, sprach — wie er behauptet — zehn Sprachen: „auch kund ich fidlen, trumen, pauken, pfeifen“ schließt er die Aufzählung seiner Künste. In seinen Liedern, von denen er viele selbst in Musik setzte, feierte er besonders die schöne Königin von Arragon: „vor ihr knieend reichte er ihr den Bart, mit weißen Händlein band sie einen Ring daran: von ihren Händen ward er mit einer Nadel durch die Ohren gestochen, darein sie ihm zween Ringe schloß.“ Aber er versteht es auch, in kecken, wilden Tönen das Leben seiner Bauern und Hirten darzustellen und ihr Jodeln nachzuahmen. Nachdem er so 38 Jahre in unstetem Leben zugebracht, verehelichte er sich, obgleich er „ser elicher weibe bellen“ fürchtete, und wurde Ahnherr eines stattlichen Geschlechtes.

Bald verschwanden auch diese vereinzelten Gestalten in der Ritterwelt, die, wie Hugo von Montfort es selbst ausdrückte, „den edlen Minnesang nach Kräften zu fristen suchten“, und ihr Erbe ging in die Hände der Bürger über; aus dem Minnesang wurde

Der Meistergesang.

Die **Meistersinger** erzählten den Ursprung ihrer zunftmäßig verbundenen Kunstgenossenschaft in ganz sagenhafter Gestaltung also:

Entstehung des Meistergesanges.

Zur Zeit Kaiser Ottos I. und des Papstes Leos VIII. im Jahre 962 erweckte Gottes Gnade zwölf Männer, die — ohne voneinander zu wissen — in deutscher Sprache zu dichten und zu singen anfingen und so den „**Meistersanc**" in Deutschland stifteten. Unter dieser Zwölfzahl steht Heinrich Frauenlob obenan, demnächst gehört Walther von der Vogelweide dazu, auch Wolfram von Eschenbach, den sie Wolfgang Rohn nannten, Regenbogen der Schmied, Konrad von Würzburg und einige weniger bekannte. Der Anhang des Papstes bezichtigte aber diese Meister bei dem Kaiser der Ketzerei. Der Kaiser meinte anfangs in der Tat, es sei eine neue unreine Sekte, und beraumte einen Tag an, an welchem sie sich auf der hohen Schule zu Pavia stellen sollten. Das geschah, und vor dem Kaiser, seinem ganzen Rate und vielen Doktoren und Magistern, auch päpstlichen Legaten wurden die zwölf Sänger nach Zahl, Maß und Wort genau abgehört. Der Eindruck war ein günstiger, alle hörten mit Wohlgefallen zu, und der Kaiser und seine Begleiter überzeugten sich, daß die Zwölf keine Rottengeister seien. Als dann auch Papst Leo vernommen, wie die Lieder dieser Meister Gott nicht zuwider seien, erlaubte er den Meistergesang jedermann und ermahnte sonderlich die Deutschen, weil ihnen Gott die Kunst bekannt gemacht, dieselbe auszubreiten. So erhielt Gott den Meistergesang über sechshundert Jahre bei gutem Klange.

Mainz.

Als den ersten Sammelplatz ihrer Genossenschaft betrachteten die Meistersinger die Stadt Mainz und versicherten, daß Kaiser Otto die ihnen zu Pavia erteilten Freiheiten auf einem Reichstage in Mainz bestätigt und vermehrt habe. Die älteste Urkunde, auf welche sie sich demnächst beriefen, datierte vom Jahre 1377; es war ein Freibrief Kaiser Karls IV., worin er den Meisterschulen das Wappenrecht bewilligte.

Dieses Wappen ist ein geviertes Schild, das in zwei Feldern den schwarzen Reichsadler, in den beiden anderen den silbernen mit Gold gekrönten böhmischen Löwen zeigt; über dem Ganzen prangt ein blaues Schildlein mit einer goldenen Königskrone.

Stifter der Mainzer Schule.

Als Stifter der Mainzer Meistersingerschule gilt **Heinrich Frauenlob** (S. 158 f.), und das seinen Liedern in der großen Heidelberger Handschrift vorgesetzte Bild (S. die Beilage 32) scheint dies zu bestätigen.

Da sitzt er erhaben auf einem Stuhl in Hermelinmantel und Mütze, mit aufgehobenem Zeigefinger und gesenktem Taktstock, und dirigiert die unter ihm stehende kleine Kapelle von neun Musikern, die meisten mit Saiten- und Blasinstrumenten, einer mit einer Geige, zwei ohne Instrumente, wohl als Sänger gedacht. Aber ob nun Frauenlob Haupt einer Singschule gewesen oder nicht, gewiß ist, daß der in seinen Liedern herrschende Geist der Lehrhaftigkeit und Erbaulichkeit, dazu der verworren gelehrte Anstrich sich in den Singschulen fortpflanzte, nur daß er an Steifheit und Trockenheit noch immer zunahm.

Im 14. Jahrhundert blühte jedenfalls der Meistergesang bereits außer zu Mainz auch zu Straßburg, Colmar, Frankfurt, im 15. zu Nürnberg und Augsburg, später auch in Breslau, Görlitz, Danzig, vorwiegend aber in den süddeutschen Städten. Gemeinsam allen dort bestehenden Singschulen waren gewisse **Satzungen.**

Meister Heinrich Frauenlob. (Heinrich von Meissen.)
Nach der Grossen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig

Gymnasium

Die Genossenschaften oder Zünfte der Meistersinger bestanden hauptsächlich aus Bürgern oder Handwerkern, welche nach bestimmten Regeln die Sing- und Dichtkunst zur gemeinsamen Erbauung und Belehrung „Gott und der Welt gefällig" betrieben. In der Mehrzahl der Städte verbanden sich die sanglustigen Meister aus verschiedenen Handwerken zu einer Sängergesellschaft, selten nur die Meister eines und desselben Handwerkes.

Obgleich sie für keine Sängerzunft gelten wollten, ging doch alles streng zunftmäßig bei ihnen zu.

Satzungen der Meistersinger.

Nach der **Tabulatur**, d. h. einer sehr umständlichen Sammlung von Gesetzen, Vorschriften, Rügen und Strafbestimmungen über die Wörter, Silben und Reime, deren es zweiunddreißig gab, wurde der Gesang wie jedes andere Handwerk bei einem anerkannten Meister erlernt, — nur mit dem Unterschiede, daß dieser dem „Schuler" den Unterricht nur aus Liebe zur Kunst ganz umsonst erteilte. Hatte der Schuler sich „wohl gehalten", so wurde er nach einer feierlichen Prüfung durch die „Merker" und nach Ablegung des vierfachen Gelübdes: „der Kunst treu bleiben, überall für sie eintreten, mit den anderen Gesellschaften Frieden und Freundschaft halten und kein Meisterlied auf den Gassen und bei wüsten Gelagen singen zu wollen", in die Gesellschaft aufgenommen. Konnte er dann „etliche Töne etwan 5 oder 6 fürsingen, so wurde er ein Singer; konnte er nach anderen Tönen Lieder machen, so hieß er ein Dichter. „Meister" aber wurde nur der, welcher einen neuen Ton oder Bar, d. h. eine eigene Strophenform erfand. Am Ende des 17. Jahrhunderts gab es solcher Töne oder Weisen 222 in Nürnberg. Ihre Namen waren oft ganz absonderlich — so gab es eine Abendröt-Weis, eine gestreift Safran-Blümlein-Weis, eine kurze Affenweis 2c. Alle, welche in der Genossenschaft als Mitglieder eingeschrieben waren, hießen Gesellschafter; auch nannten sie sich selber niemals Meistersinger, sondern nur anspruchslos „Liebhaber des deutschen Meistergesanges". (Vgl. „Denkmäler d. ält. deutschen Literatur", III, 4.)

Gewöhnlich kamen diese ehrsamen Meister in der Herberge zusammen, wobei es nicht sehr strenge zuging; die Hauptversammlung fand aber am Sonntag nachmittags nach dem Gottesdienste in der Kirche statt. In seiner geschichtlichen Novelle „Norica" hat August Hagen eine solche Sonntagszusammenkunft der Singschule beschrieben, welcher Kaiser Maximilian beiwohnen sollte. Einige Stellen mögen aus seiner Schilderung hier folgen:

Singschule.

„Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so umher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, teils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern grün, blau und schwarz, mit zierlich gefalteten Spitzenkragen — — Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen, und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorn im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, auf dem ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke, denn hier hatten diejenigen ihren Platz, die die Fehler anmerken mußten, welche die Sänger in der Form gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalt gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten begingen. Diese Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. (Außer den „Merkern" gehörten zu dem Gemerke noch: der Büchsenmeister [Kassierer], der Schlüsselmeister [Verwalter] und der Kronmeister, der die Preise verteilte.) — — Als der Kaiser erschien,

geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singstuhl, und von dem Gemerke erscholl das Wort: „Fanget an!“ Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redewendungen. Auf dem Gemerke las einer der Meister in der Bibel nach, der andere zählte an den Fingern die Silben ab, und der dritte schrieb auf, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Tätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte man, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kothner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber der Arme war verlegen, es wollte nicht gehen, und ein Merker hieß ihn den Singstuhl verlassen. „Der Meister hat versungen“, raunte mir ein Nachbar zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß derselbe ein „Laster“ begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung (Undeutlichkeit), Klebsilbe (willkürliche Zusammenziehung), Milben (des Reimes wegen abgebrochene Wörter) 2c. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war ganz absonderlich, als die Schwarz-Tintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis-Handbogenweise. In der Hageblütweise ließ sich jetzt vom Singestuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Apokalypse den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel Ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die 24 Ältesten ihre Krone vor den Stuhl niederlegten und Preis und Ehre und Dank Ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Ältesten und um die vier Tiere standen, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht, der sein dankbarer Schüler war, hell die Freude hervor. — Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michel Behaim und hatte mancherlei Länder gesehen. Mit rastloser Anstrengung hatte er sich in der Singekunst geübt und verglich sich mit Recht mit einem Bergmann, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Fachschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singestuhl besteigen wollte. — — Als Michel Behaim sein Gedicht „Von zwo Jungfrauen“ vorgetragen hatte, da verließen die Merker ihren Sitz. Der erste trat zu Nunnenbeck und hängte mit einem langen Glückwunsch ihm den Davidsgewinner (eine silberne Kette mit dem Bilde des Königs David) um, und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit einem schönen Kranze aus seidenen Blumen, der ihm gar wohl stand. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt, und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken.“

Wie aus dieser treu geschilderten Sonntags-Singschule abzunehmen, war die Kunst der braven Meister vorzugsweise heiligen Gegenständen gewidmet. Ihr Vorbild war König David. Auf der Lade der Nürnberger Meistersinger war David dargestellt, wie er vor dem am Kreuze hangenden Heiland

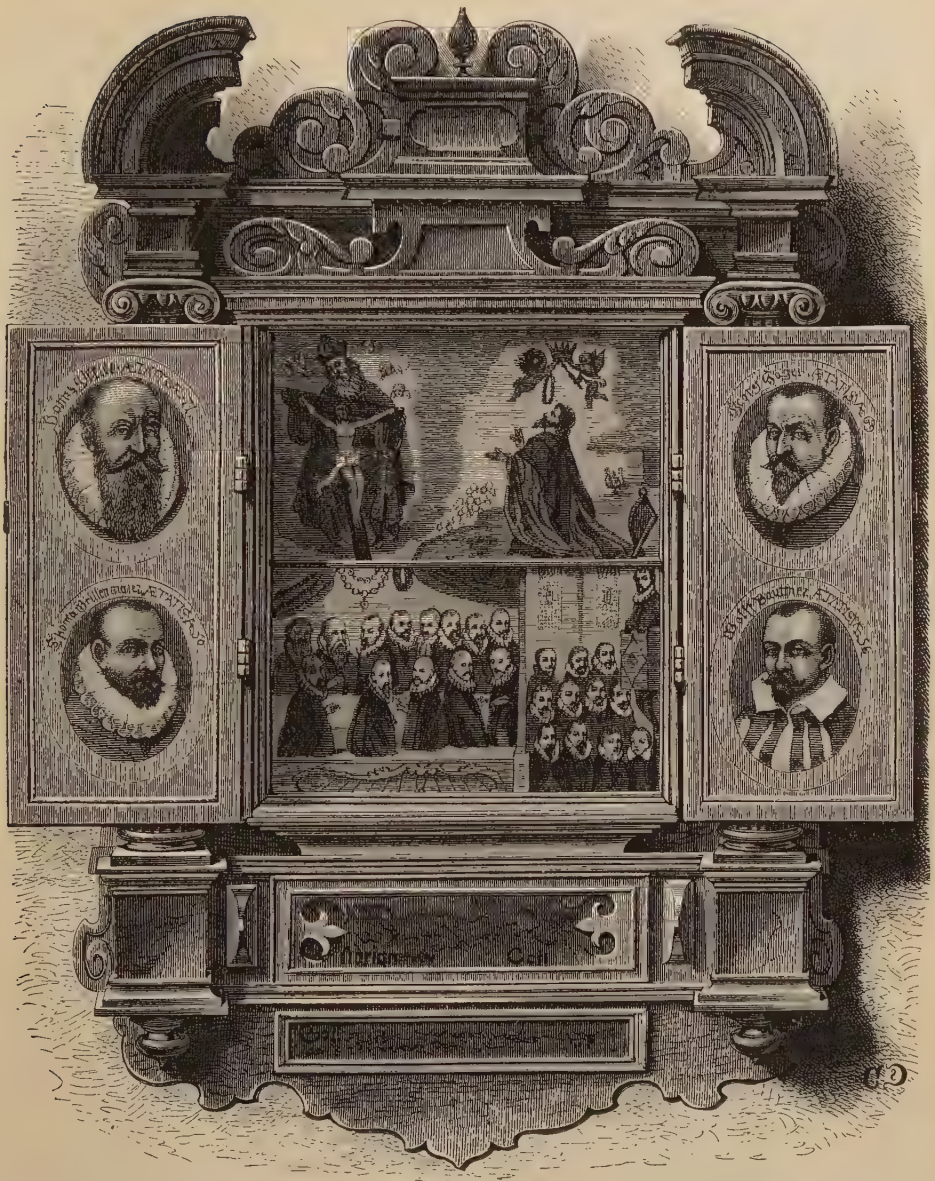


Abb. 41. Lade der Nürnberger Meistersinger (in der Form eines Altarschrankes), gemalt von Franz Hein 1581, mit Darstellung des Königs David vor dem Kruzifix knieend, einer Singschule und vier Bildnissen von Meistersingern des 16. Jahrhunderts. Jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg.

kniet und zu ihm um Segen für die hinter ihm lehnende Harfe fleht. In der Einladung zum Freiburger Meistersingen von 1630 heißt es:

Kumbt her, ihr Singer algemein!
Uf unser Schuel solt ihr geladen sein;
und singet her all mit Fleiß
dem Herren zu Lob, Ehr und Preis
und lobet Gott mit sießem Ton
wie auch der König David schon!
Der sang dem Herren schön Gedicht,
also solt ihr auch sein verpflicht.

Dauer des Meistersanges.

Das waren die Sonntagsunterhaltungen der Handwerker des Mittelalters, und sie haben dazu beigetragen, nicht nur strenge Zucht und Ehrbarkeit, sondern auch den Sinn für das Edle und Schöne in dem deutschen Bürgerstande zu erhalten. Denn dieser Meistergesang dauerte durch mehrere Jahrhunderte; im 16. Jahrhundert war seine höchste Blütezeit, aber auch die Kriegswirren des 17. vermochten ihn nicht zu vernichten, ja er erhielt sich noch im 18. Jahrhundert; erst um 1770 wurde in Nürnberg die letzte Singschule gehalten.

In Ulm aber hat er sein Dasein bis ins 19. Jahrhundert gefristet. Nachdem der Kreis der Singmeister immer mehr zusammengeschmolzen war, übergaben am 21. Oktober 1839 die letzten vier Mitglieder des Gewerkes, die seitdem alle verstorben sind, ihre so lange sorgfältig bewahrten Schätze (Schultafel, Tabulatur, Fahne ꝛc.) dem Ulmer Liederkranz als „dem natürlichen Nachfolger und Stellvertreter des alten Meistersingertums in der neuen Zeit zu einem freien Geschenk mit der Bitte, die Fahne bei Festzügen, getragen von einem von ihnen, so lange noch einer am Leben, neben der seinigen zu führen ꝛc.“ In seinen „Meistersingern von Nürnberg“ hat Richard Wagner die ehrsamen alten Herren wieder aufleben lassen.

Leistungen der Singschulen.

Fragen wir nun nach den Leistungen der Singschulen, zunächst in den beiden Jahrhunderten, bei denen wir augenblicklich stehen, so waren dieselben massenhaft genug. Die noch im Staube alter Büchereien erhaltenen alten Liederbücher sind durch Umfang und Inhalt gleich abschreckend, aber soweit mutige Forscher sich hineingewagt haben, ist — abgesehen von Hans Sachs — nur eine stetige Abnahme des poetischen Wertes darin entdeckt worden.

„Der Meistergesang,“ sagt Uhland, „ist nicht als eine selbständige Entwicklung, sondern nur als das Erstarren und Hinwelken der Liederkunst des Mittelalters zu betrachten.“ Trotzdem ist den Meistersingern ein Verdienst um die Poesie und eine geistige Einwirkung nicht abzusprechen. Denn während an den Fürstenhöfen und auf den Ritterburgen die Poesie vor der zunehmenden Roheit floh, erhielten die Handwerker die Liebe zu ihr und hielten den Sinn für sie wach. Überdies darf der Meistergesang nicht nach dem allein beurteilt werden, was er innerhalb der engeren Schranken der Singschule geleistet hat. Eine große Zahl von Meistersingern strebte darüber hinaus, versuchte sich in verschiedenen, von der Tabulatur unabhängigen Formen der Poesie und brachte eben darin ihr Bestes zustande. Endlich ist noch eine nationale und eine kirchliche Bedeutsamkeit dem Streben und Wirken der Meistersinger zuzuerkennen. Wenn der Handwerker in seinen Mußestunden des Werkeltages und nach der Kirchzeit des Sonntags die alten Heldengeschichten seines Volkes, die Erinnerung an die Hohenstaufenzeit, die allmählich entstandene Macht und Herrlichkeit seiner Vaterstadt auf sich wirken ließ, mußte das nicht seinen patriotischen Sinn stärken und ihn anstacheln, an dem Ausbau seines Vaterlandes, zunächst in den engen Schranken seiner städtischen Heimat mitzuwirken? Dann aber wurde durch die Beschäftigung mit der heiligen Schrift und mit geistlichen Büchern das Nachdenken über Gegenstände des Glaubens und der Kirche auch in Laienkreisen angeregt, und die Ergebnisse dieses Nachdenkens

kamen vor öffentlichen Versammlungen freimütig zur Sprache. Die Bibel, die auf dem Pulte der Merker aufgeschlagen lag, förderte das selbständige Nachdenken, indem sie zur Vergleichung ihres Inhalts mit den Lehren der Kirche und den eingerissenen Mißbräuchen aufforderte. So wurde dem Werke der Reformation in den Singschulen vorgearbeitet, und im nächsten Abschnitte werden wir sehen, wie ihr berühmtester Meister, Hans Sachs, einer der ersten Anhänger und eifrigsten Vertreter derselben in Nürnberg und weit darüber hinaus gewesen ist.

Unter den Meistersingern des 14. und 15. Jahrhunderts nimmt den hervorragendsten Rang **Michel Beham** (Behaim) ein, obwohl er keiner bestimmten Singschule angehörte und ein unstetes Wanderleben führte; als Meistersinger wurde er gewöhnlich poeta Weinsbergensis genannt.

Michel Beham.

Beham war 1416 zu Sülzbach bei Weinsberg im heutigen Königreich Württemberg geboren. Über seinen Namen, seine Herkunft und seine Schicksale berichtet er ausführlich in einem seiner Lieder. Danach stammt seine Familie aus Böhmen (Beham), von wo seines Vaters Ahn durch den Krieg vertrieben und ins Schwabenland gekommen war —

„da hieß man ihn Cunz Beham nach dem Land."

Von seinem Vater, einem Weber, lernte er das Handwerk, das ihn eine Weile ernährte, bis ihn die Kriegs- und Abenteuerlust aus dem Elternhause trieb. Er trat nun in die Dienste seines Grundherrn, des Reichserbkämmerers Konrad von Weinsberg; in dieser Zeit, in der er sich auch verheiratete, begann er als Meistersinger zu dichten. Nach Konrads Tode ließ er sich vom Markgrafen Albrecht Alcibiades anwerben — später diente er dem Pfalzgrafen Friedrich I., woher er sich auch einmal „meines genedigen Herrn, Her Friedrichs, pfalzgraven pei Rein, teutscher poet und tichter" nennt. Die Taten dieses streitbaren Fürsten beschrieb Beham in einer Reimchronik, die noch handschriftlich in Heidelberg aufbewahrt ist. Sehr charakteristisch ist der Schluß, da er, um es nicht etwa mit des Pfalzgrafen Feinden zu verderben, sagt:

Nun bitt' ich furſten, graven, hern,
daz ſie mir kein ungnad zukern
nach unwillen durch dieß getícht;
wan (denn) die ſchuld werlich min iſt nicht;
wer bi den wolfen wohnet,
darf, daz er mit in honet (heult).

Der furſt mich hett in knechtes miet,
ich aß ſin brot und ſang ſin liet;
ob ich zu einem andern kom,
ich tícht im auch, tut er mir drum,
ich ſag' lob ſinem Namen.
diß buch ein end hat, amen.

Und er gelangte weiter von Hof zu Hof, bis nach Dänemark und Norwegen, wobei er einen Sturm zu bestehen hatte und auch mit Seeräubern in ein Gefecht geriet. Alles das erzählte er in einem Lied „Von meiner mervart, die ich uber das westermer tet, „und beschreibt dann seinen ehrenvollen Empfang bei dem König Christiern. Nach Deutschland heimgekehrt wandte er sich — nach manchen Irrfahrten — an den Hof zu Wien, wo ihn Kaiser Friedrich III. freundlich aufnahm. Bald nach seiner Ankunft brach der Aufstand der Wiener gegen den Kaiser aus, den sie neun Monate lang in seiner Burg belagerten. Seine Erlebnisse in dieser Zeit, während welcher er treu dem Kaiser zur Seite stand, hat er in seinem „Buch von den Wienern" in der „Angstweise" besungen; darüber wurden ihm aber die Wiener so gram, daß er drei Jahre später die Kaiserstadt verlassen mußte. Er ging nun nach Heidelberg, trat wieder in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich, und in dieser Stellung ist er wahrscheinlich um 1474 gestorben.

Buch von den Wienern.

Dieser merkwürdige Mann, der — darin so verschieden von den meisten späteren Meistersingern — nie in seinem Leben zu einer dauerhaften Seßhaftigkeit kam, war doch in seinen Dichtungen ganz innerhalb der Schranken der Singschulen

geblieben und zeigte durchweg bei großem Reichtum an Stoffen (in der Heidelberger Handschriftensammlung befinden sich von ihm mehrere eigenhändige, unter denen eine 399 Meisterlieder enthält) eine große Roheit der Form. In einer Allegorie hat er selbst geschrieben:

„Wie Michel Beham zuerst seine Kunst hat funden."

Danach ist er noch am Webstuhl „hinter die Kunst Gedichtes" gekommen. Auf Burg Weinsberg war von alters her der Gesang gepflegt worden. Dort mag er singen gelernt haben, aber außerdem ist er wohl in einer Singschule gewesen; denn die Satzungen und Gebräuche der Tabulatur finden sich in den Formen seines Strophenbaues, in den Namen seiner Töne (Trommetenweis, flecht güldin Weis 2c.). Auch waren seine Töne in den Singschulen gangbar. In der „hohen güldin Weis" dichtete er ein Lied von den sieben Gaben des heiligen Geistes, das von künstlichen Reimen strotzt. (Vgl. Beilage 33.)

In Michel Beham haben wir den letzten und bedeutendsten Vertreter der nach höfischer Weise wandernden Meistersinger kennen gelernt; im folgenden Abschnitt werden uns einige hervorragende Vertreter des häuslich und bürgerlich ansässigen Meistergesanges begegnen, der seitdem der herrschende geworden war.

Abb. 42. Spruchsprecherstab aus dem 16. Jahrh. Aus Holz. Länge 75 Centimeter. Original im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Auch in ihren Zunfteinrichtungen, in den Gebräuchen der wandernden Gesellen, in ihren Herbergsgrüßen u. s. w. ließen die Handwerker jener Zeiten die Poesie zur Geltung kommen — es waren aber meist steife, trockene Formeln. „Die eigentliche und kräftigste Poesie der Gewerke," sagt Uhland, „lag in ihren Arbeiten oder in dem Sinne, mit welchem diese betrieben wurden: in dem Kunstsinn, der auf dem Boden des schlichten Handwerks die staunenswertesten Bildwerke aufstellte, der den Schilder zum Maler, den Steinmetzen zum Bildhauer, den Rotschmied zum Meister kunstreicher Gußarbeiten erhob, der auch in den geringeren Handwerken überall erfinderisch bildete und schmückte." Davon zeugt der hierneben abgebildete Spruchsprecherstab, dessen Original im Germanischen Museum aufbewahrt wird. Er gehörte zur Amtstracht der Nürnberger Spruchsprecher, die bei Hochzeiten, Kindtaufen, Geschworenenwahlen 2c. der Zünfte ihre gereimten Glückwünsche darbrachten. Dieses Amt hat sich übrigens bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts erhalten, wo der letzte Spruchsprecher starb und sein Posten nicht wieder besetzt wurde.

Das Volkslied.

Was wir seit Herder, der 1773 auf diesen lange vergessenen Schatz zuerst aufmerksam machte, Volkslied nennen, war unter anderem Namen seit den ältesten Zeiten unserer poetischen Entwickelung zum Teil vor, zum Teil neben der kunstmäßigen Dichtung in unserem Volke im Schwange gewesen;

die großen Heldengedichte der heimischen Sagen waren ja aus Liedern des Volkes hervorgegangen, worauf in früheren Abschnitten mehrfach hingewiesen worden ist. Auch neben dem höfischen Gesang der Minne war das Volkslied niemals ganz verklungen, wenn es sich auch durch die vornehmeren Dichtungskreise, die im geistlichen und im Ritterstande sich herangebildet hatten, mehr und mehr hatte zurückdrängen lassen. Sobald jedoch gegen das Ende des 13. und dann vollends im 14. Jahrhundert der Minnesang verstummte und die kunstmäßige Dichtung aus den Ritterhallen in die Handwerksstätten überging, um dort allmählich zu verdorren und zu verknöchern, rührte sich sofort in der Poesie wieder, was Uhland „die unverlorene Volksart" nennt. Nach seiner Meinung ging es dazumal:

Singe, wem Gesang gegeben, | Das ist Freude, das ist Leben,
in dem deutschen Dichterwald! | wenn's von allen Zweigen schallt!

Auf allen Straßen und in allen Herbergen, unter der Dorflinde und im Walde beim fröhlichen Jagen wurde gesungen, was erlebt oder innerlich erfahren war. Daher die Lebenswahrheit und der gesunde Realismus, daher die Frische und Ungeschminktheit des Gefühles und das volle Ausklingen des deutschen Gemütes, das sich in allen diesen Liedern ungesucht und ungekünstelt geltend macht.

Nicht an wenig stolze Namen | ausgestreuet ist der Samen
ist die Liederkunst gebannt; | über alles deutsche Land —

ja, man weiß meist von diesen Liedern nicht, wer sie gedichtet, wo sie zuerst erklungen. In guter Stimmung und fröhlicher Lust schlug wohl ein Singlustiger einen neuen Ton an, ein anderer stimmte ein und setzte die zweite Strophe hinzu, ein dritter folgte — so entstanden die Lieder, absichtslos, kunstlos, aber darum um so packender und wirkungsvoller. Fragt man nach dem Verfasser solcher Lieder, so antworten diese oft selbst mit schalkhaften Schlußworten:

Wer hat das schöne Liedel erdacht?
Es haben's drei Gäns übers Wasser gebracht,
zwei graue und eine weiße.

An die Stelle des Verfassers trat das mit- und nachsingende Volk — und als man daran dachte, das Lied aufzuzeichnen, war gewöhnlich auch die letzte Spur seines Ursprungs verwischt und vergessen.

Glücklicherweise begann aber mit dem 14. Jahrhundert bereits die Aufzeichnung vieler Volkslieder, und noch häufiger wurde sie im folgenden. Mit dem Eintreten des 16. Jahrhunderts schwillt der Strom des Volksliedes überhaupt mächtig an, und nun werden sie nicht mehr nur niedergeschrieben, sondern mit den alten zusammen auf fliegenden Blättern — mehrfach als offene Foliobogen, seltener in Quart, am häufigsten aber in klein Oktav — und in Liederbüchlein zu Straßburg, Basel, Augsburg und Nürnberg gedruckt, oft mit hinzugefügten Singnoten.

Aus solchen Handschriften und Drucken, meist des 16. Jahrhunderts, ist Uhlands reichhaltige Sammlung: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (1844) hervorgegangen, welche ein höchst wertvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens ist und noch heute unübertroffen dasteht. Seine „Abhandlung über die deutschen Volkslieder" ist vorwiegend für den gelehrten Forscher geschrieben, obgleich sie in so lichtvoller Weise den ungeheuren Stoff bewältigt, daß sie jeder ernste

Abb. 43. Illustration eines fliegenden Blattes vom Jahre 1492. („Von dem Donnerstein gefallen ꝛc." Gedicht von Sebastian Brant.) Verkleinerung.

Freund unseres Volksliedes mit Nutzen lesen wird. Insbesondere sind aber für weitere Kreise Vilmars „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes" und daneben „Das deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts" von Kinzel zur Orientierung zu empfehlen.

Historische Volkslieder.

Im 14. und namentlich im 15. Jahrhundert treten die **historischen Volkslieder** in den Vordergrund; Begebenheiten werden darin besungen „von einem, der auch dabei gewesen". Den Stoff dazu lieferten die in diese Zeit fallenden Kriege und Fehden, die Belagerungen und Erstürmungen von Städten und Schlössern, daneben die Abenteuer berühmter Wegelagerer, Land- und Seeräuber.

So wird die berühmte Schlacht bei Sempach (1386) von dem Luzerner Halb Suter, der selbst darin mitgefochten, mit Wärme, Kraft und Laune besungen; später die Taten Störtebekers (1402), der „Türkenschrei" (1453), der sächsische Prinzenraub (1455), der pfälzische Krieg (1462), der Sieg der Eidgenossen bei Murten (1476). Andere Lieder entstanden in Norddeutschland unter den Ditmarsen über ihre Verteidigungskämpfe gegen raub- und eroberungssüchtige Edle und Fürsten. Schon im 14. Jahrhundert wurde der Raubritter von Gaila oder Eppelin von Geilingen besungen, ebenso im 15. der Lindenschmidt: beides Reiterlieder, die ein anschauliches Bild des übermütigen Fehdelebens des süddeutschen Raubrittertums gewähren. Ihnen reiht sich das ditmarsische Lied von Wieben Peters an. In vollständiger Weise hat R. von Liliencron die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert gesammelt und erläutert, während sein „Deutsches Leben im Volkslied um 1530" eine gute Auswahl auch aus den übrigen Liedern samt deren Melodien enthält.

Auch zahlreiche **Liebes-, Frühlings-** und **Trinklieder,** unter denen sich freilich viele schlechte, mittelmäßige und oft sehr rohe befinden, gehören diesem Zeitraum an. Die bereits (S. 163) erwähnte Sammlung der Augsburger Nonne Clara Hätzlerin, die 1471 abgeschlossen wurde, enthält eine ganze

Reihe derselben, und viele, die uns erst das 16. Jahrhundert überliefert hat, sind gewiß lange vor dem Niederschreiben und Drucken entstanden — bei den meisten läßt sich das Alter nicht genau angeben.

Liebeslieder.

Das Liebeslied, das Uhland mit Recht die „Blume der Lyrik" nennt, verdient darunter den ersten Platz. Da wird das uralte Thema gesungen vom Scheiden und Meiden, von Treue und Untreue, vom Wiedersehen nach jahrelanger Trennung, von der Trauer um die gestorbene Braut u. s. w. Meist sind übrigens die Liebeslieder zugleich Naturlieder wie bei den Minnesängern. So hebt ein Lied des 14. Jahrhunderts mit dem Preise der süßen Maienwonne an und erzählt darauf von der Brunnenfahrt, die dabei üblich sei — „Ritter, Knechte und schöne Frauen sammeln sich auf der Aue beim Brunnen, schöne Gezelte werden aufgeschlagen, Singen und Sagen, Tanzen und Springen, alle Kurzweil wird da getrieben, auch nehme jedes eines Liebsten wahr, von dem es dahin gebeten sei, mancher gute Gesell findet dort die liebste Frau, nach der sein Herz sich lange gequält und vielmal gerechnet und gezählt bis auf den Tag der Brunnenfahrt, da er sie sehen sollte; je zwei und zwei gehen sie dann mit Armen schön umfangen." Auch die Tagelieder sind aus dem Minnesang in das Volkslied übergegangen; daran schließen sich die Abschiedslieder mit ihrem Weh und Bangen, die oft zugleich Lieder der Treue sind, ferner Lieder der Liebessehnsucht und Liebeshoffnung, von denen eines aus dem 15. Jahrhunderts hier stehen möge:

Tagelieder.

Ach Elslein, liebes Elselein,
wie gern wär' ich bei dir!
So sind zwei tiefe Wasser
wohl zwischen dir und mir.

„Das bringt mir große Schmerzen,
herzallerliebster Gsell!
Red' ich von ganzem Herzen,
hab's für groß Ungefäll."

Hoff, Zeit werd es wohl enden,
hoff, Glück werd' kommen drein,
sich in alls Guts verwenden,
herzliebstes Elselein!

Tanzlieder.

Endlich gehören dazu noch die Reigen oder Tanzlieder, d. h. Lieder, die bei dem damals langsamen und gemessenen Tanze von den Tanzenden selbst gesungen wurden.

Naturlieder.

Unter den eigentlichen Naturliedern spielt der auch in zahlreichen Volksfesten und Volksgebräuchen sich widerspiegelnde Wettstreit zwischen Sommer und Winter ein besondere Rolle. Damit hingen auch die Maifahrten und Mairitte zusammen.

Trinklieder.

Andere Volkslieder sind Lieder der Geselligkeit oder Trinklieder, die den Wein und das Zechen — zuweilen in sehr derben Ausdrücken — priesen und zur Erhöhung des Weingenusses angestimmt wurden. Meist sind sie von harmlos übersprudelnder Lust, voll Witz und Humor, so das schon im 15. Jahrhundert gesungene:

Den liebsten Buhlen, den ich han,
der ist mit Reifen bunden
und hat ein hölzens Röcklein an,
frischt Kranken und Gesunden:

sein Nam heißt Wein, schenk tapfer ein!
so wird die Stimm baß klingen:
ein starken Trunk in einem Funk
will ich mein Brudern bringen.

Später lautet es etwas verändert:

Den liebsten Buhlen, den ich han,
der leit (liegt) beim Wirt im Keller,
er hat ein hölzens Röcklein an,
und heißt der Muskateller;
er hat mich nächten trunken gemacht
und fröhlich heut den ganzen Tag,
Gott geb' ihm heint ein gute Nacht.

Von diesem Buhlen, den ich mein',
will ich dir bald eins bringen,
es ist der allerbeste Wein,
macht lustig mich zu singen,
frischt mir das Blut, gibt freien Mut,
alls durch sein Kraft und Eigenschaft:
nun grüß dich Gott, mein Rebensaft!

Weingrüße.

Verwandt mit diesen Trinkliedern sind die in kurzen Reimpaaren abgefaßten **Weingrüße** und **Weinsegen** von **Hans Rosenblut**, einem beliebten Nürnberger Schwankdichter. Er hat deren achtzehn in einem Büchlein gesammelt und so geordnet, daß je auf einen Weingruß vor dem Trinken ein Weinsegen nach demselben folgt. Einer der letzteren hebt an:

Nu gesegen dich Gott, du allerliebster Trost! | und jagst mir all meine Sorge hinweg
du hast mich oft von großem Durst erlost | und machest mir all meine Glieder keck ꝛc.

Religiöse Lieder.

Doch auch in das religiöse Leben drangen volksmäßige Weisen ein. Im 12. und 13. Jahrhundert war der Kirchengesang ausschließlich lateinisch; erst im 14. wurden bei dem Gottesdienste hie und da von der Gemeinde deutsche Lieder oder Leisen (also genannt von dem „Kyrie Eleison" — „Herr, erbarme dich", das gewöhnlich den Refrain bildete) angestimmt.

Außerhalb der Kirche hat es schon viel früher **geistlichen Gesang** in deutscher Sprache gegeben; bei Buß- und Bittgängen, auf dem Wege nach und aus der Kirche hatte ihn das Volk gern angestimmt: ebenso die auf das Meer hinaus fahrenden Schiffer, die Kreuzfahrer und Pilger nach dem heiligen Lande, die Krieger vor und nach der Schlacht. Diesen geistlichen Liedern lagen nun oft weltliche zu Grunde, so in den Leisen der Geißlerbrüderschaften, so in Liedern, die der berühmte Predigermönch **Johannes Tauler** in seine Predigten einflocht, wie in dem schönen Weihnachtsliede, das also anhebt:

Tauler.

Uns kompt ein Schiff gefahren, | Das Schiff kompt uns geladen,
es brengt ein schönen Last, | Gott Vater hat's gesandt:
darauff viel Engelscharen, | es bringt uns großen Staden (Hilfe),
und hat ein großen Mast. | Jesum, unsern Heilandt ꝛc.

So in einem Liede, welches das vorhin erwähnte Weinlied: „Den liebsten Buhlen, den ich han," geistlich umwandelt:

Den liebsten Herren, den ich han,
der ist mit Lieb gebunden ꝛc.

Auch in den kirchlichen Gesang wurden manche deutsche Lieder im Volkston eingeführt, so das laut frohlockende Weihnachtslied, das auch noch lange in der evangelischen Kirche gesungen worden ist:

In dulci jubilo
nun singet und seid froh ꝛc.

Auch in der

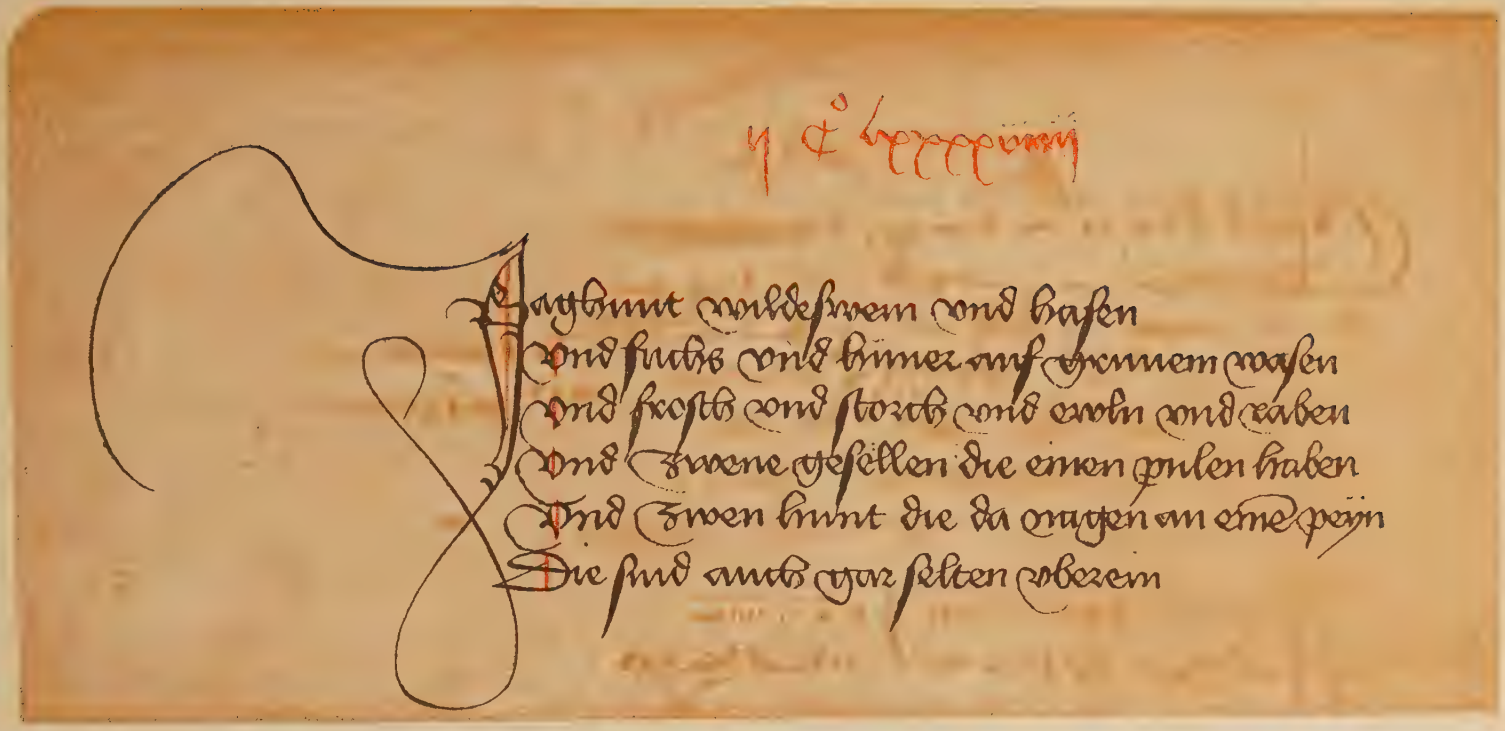
didaktischen Poesie

Rätselgedichte.

kommt das Volksmäßige allmählich zum Durchbruch und schließlich zur Herrschaft. Volksmäßig sind die **Rätsel** und **Lügengedichte**, die seit dem 14. Jahrhundert wieder vorkommen. Sie sind im geselligen Verkehr entstanden und erwachsen und bestehen meist aus Fragen und Antworten, Aufgaben und Lösungen, Werbungen und Ausflüchten, Scherzreden und Wettspielen mannigfachster Art.

Traugemundslied.

Dazu gehört u. a. das aus dem 12. Jahrhundert stammende Traugemunds-(Dolmetscher)lied, das in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts aufbewahrt ist. Darin wird ein fahrender Mann bewillkommnet und gefragt, wo er die Nacht gelegen, womit er bedeckt war, wie er Kleider und Speise gewinne. Er antwortet: Mit dem Himmel sei er bedeckt, mit Rosen umsteckt, als ein stolzer Knappe ernähre er sich. Dann folgen die Rätsel mit schlagfertigen Worten:



Priamel von Hans Rosenplüt.

Aus seinen Fastnachtspielen, Priameln, Weingrüssen, historischen Gedichten u. s. w. XV. Jahrhundert. Nach der Handschrift in der Königl. Bibliothek zu Dresden.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

„Nun sage mir, Meister Traugemund,
zwei und siebenzig Lande sind dir kund:
Was ist weißer denn der Schnee?
Was ist schneller denn das Reh? —
Durch was ist der Rhein so tief?
Warum sind die Frauen so lieb?
Durch was sind die Matten so grün?
Durch was sind die Ritter so kühn? 2c.
Kannst du mir ützüt (etwa) das gesagen,
so will ich dich für einen weidelichen
Knappen haben."

Da antwortet er:

„Das hast du gefraget einen Mann,
der dir's von Grunde wohl gesagen
kann.
Die Sonne ist weißer denn der Schnee,
der Wind ist schneller denn das Reh, —
von manchem Quell ist der Rhein so tief,
von hoher Minne sind die Frauen lieb,
von manchen Würzen (Kräutern) sind die
Matten grün,
von starken Wunden sind die Ritter kühn 2c."

In den Lügenliedern wird z. B. das **Schlaraffenland** verherrlicht oder — wie es in einem anderen Liede heißt — das „Kurrelmurre", wo die Gans gebraten umgeht und das Messer im Schnabel trägt und die Tauben einem gebraten in den Mund fliegen 2c.

Eine andere Art Spruchgedichte waren die schon von Spervogel angewandten **Priameln** (entstellt aus praeambulum = Vorspiel, Vorlauf). In einer Gerichtsordnung von 1482 heißt es: „Des ersten macht ein Harfer ein Priamel oder Vorlauf, daz er die liut (Leute) im uff zu merken bewog." Diese Dichtart sucht auch wirklich so zum Aufmerken anzuregen; sie bestand aus einer Reihe von Vordersätzen, denen „ein lange aufgesparter und gemeinschaftlich auf jene ganze Reihe anwendbarer Nachsatz" oft ganz unerwartet folgt; zum Beispiel: Priameln.

Wenn man einen Einfältigen betrügt
und man auf einen Frommen lügt
und Feindschaft zwischen Eheleuten macht:
der dreier Arbeit der Teufel lacht.

oder

Wer einen Raben will baden weiß
und darauf legt seinen ganzen Fleiß,
und an der Sonne Schnee will dörren
und allen Wind in einen Kasten sperren
und Unglück will tragen feil
und Narren binden an ein Seil
und einen Kahlen will beschern —
der tut auch unnütz Arbeit gern.

Von Hans Rosenblüt ist die in der Beilage (Nr. 34) mitgeteilte Priamel:

Jagdhunt, wilde swein und hasen
Und fuchs und hüner auf einem wasen (Rasen)
Und frosch und storch und euln und raben
Und zween gesellen, die einen pulen haben,
Und zween hunt, die da nagen an einem peyn (Knochen),
Die sind auch gar selten überein.

Neben diesen volksmäßigen Erzeugnissen, die ohne Autornamen uns überliefert sind, können noch einige Didaktiker des 14. und 15. Jahrhunderts genannt werden, z. B. Heinrich der Teichner, Peter Suchenwirt und Hans Vintler, die im Anschluß an die lehrhaften Werke der höfischen Dichtung verschiedene Gebrechen ihrer Zeit, namentlich die Roheit des Adels und die Verweltlichung der Geistlichkeit in ihren Schriften scharf geißelten. Das Vorzüglichste aber, was die Lehrdichtung dieser Zeit hervorgebracht hat, ist das **„Narrenschiff" von Sebastian Brant.** Didaktiker. Sebastian Brant.

Sebastian Brant wurde 1458 zu Straßburg geboren. Durch Privatunterricht vorbereitet bezog er als siebzehnjähriger Jüngling die damals eben aufblühende Hochschule zu Basel, wo er sich zuerst dem Studium der Philosophie

widmete, dann aber die Rechtswissenschaft zu seinem Berufe erwählte. Nachdem er Doktor beider Rechte geworden, wirkte er als akademischer Lehrer seines Faches und schrieb zahlreiche Bücher in deutscher und lateinischer Sprache. Mit Begeisterung begrüßte er den Kaiser Maximilian, von dessen Regierung er die Wiederkehr des goldenen Zeitalters und den Anbruch der Weltherrschaft des Christentums erwartete; und so sehr hing er an den ritterlichen Fürsten und am deutschen Reiche, daß, als Max in der Schlacht bei Dorneck (22. Juli 1499) den Eidgenossen unterlag und durch den Baseler Frieden die Stadt und Landschaft Basel vom Reiche vollends abfielen, es ihn nicht länger in der Schweizer Stadt duldete, obgleich er sich sonst sehr wohl dort fühlte und in seinem eigenen Hause ein glückliches Heimwesen besaß. Da nun außerdem ein Besuch in seiner alten Vaterstadt den Zug dahin vermehrte und ihm daselbst Gelegenheit geboten ward, eine neue Stätte unter den Flügeln des Reichsadlers zu finden, bewarb er sich um das dort erledigte Amt eines Syndikus, das er auch 1501 erhielt. Seidem lebte er noch zwei volle Jahrzehnte, von dem Vertrauen Maximilians geehrt, der ihn zum kaiserlichen Rat und Pfalzgrafen ernannte, und nicht minder von seiner Vaterstadt, die ihn zum Stadtschreiber (Kanzler) erhob. In dieser Stellung erwarb er sich ein großes Verdienst um das Stadtarchiv, legte auch städtische Annalen an, die leider bei dem Brande der Bibliothek während der Belagerung von 1870 vernichtet worden sind, und wirkte mit unermüdlicher Treue bis an seinen Tod, der ihn im 64. Jahre am 10. Mai 1521 ereilte.

Abb. 44. Sebastian Brant. Nach dem Bildnis in Reusners „Icones" (Sammlung von Bildnissen hochgelehrter Männer in Deutschland), erschienen zu Straßburg 1587. Unterschrift aus einem eigenhändigen Handschreiben. Original im Stadtarchive zu Straßburg.

Narrenschiff.

Unter seinen zahlreichen Werken ist das „**Narrenschiff**" das berühmteste. Dieses große Lehrgedicht erschien im Jahre 1494 mit zahlreichen Holzschnitten, zu denen

Abb. 45. Der Büchernarr.

Den vordanz hat man mir gelan
dan ich on nutz vil Bücher han,
die ich nit lis und nit verstan

Holzschnitt und Randleisten aus der ersten Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff (Basel 1494). Ein Gelehrter mit Brille, Schlafmütze und zurückgestreifter Narrenkappe sitzt vor einem mit Büchern belegten Doppelpulte und scheucht mit einem Wedel die Fliegen von einem aufgeschlagenen Buche.

Brant selbst die Zeichnungen gefertigt hat. Sie sind in der 1872 bei Lipperheide in Berlin erschienenen Ausgabe, einer Art Neudeutschung von Karl Simrock, nebst den Randleisten des Originaldrucks treu reproduziert. Derselben ist die obenstehende Probe entnommen. Dieses Buch spiegelt den satirischen

Zug, der beim Ausgang des Mittelalters durch die Zerrüttung aller bisherigen staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in die Literatur gekommen war, am lebendigsten und vielseitigsten ab. Der Titel ist von dem damals noch mehr als heutzutage im Schwange gehenden Fastnachtsaufzügen hergenommen, bei denen auch zuweilen ein Schiff dahergerollt wurde mit allerhand Karnevalsnarren. So kommt ihm das Leben wie eine große Fastnacht vor, und er wählt sich daraus eine Anzahl Narren, die er in sein Narrenschiff einsteigen läßt, um mit ihnen nach Narragonien zu fahren. Unter dieser Allegorie, die übrigens nicht pedantisch durchgeführt ist, beleuchtet er in 113 Abschnitten eine lange Reihe menschlicher Torheiten und Verkehrtheiten; denn nach biblischer Auffassung stellt er die Glaubens- und Sittenlosen, die Bösen durchweg als Narren dar. Jeder Abschnitt spiegelt einen besonderen Narren ab, und alle sind auf den Holzschnitten in treffenden, satirisch-sinnbildlichen Stellungen mit der Schellenkappe dargestellt. Seit Brant spielt deshalb der Narr eine hervorstechende Rolle in der Poesie und Zeichnung bei uns, so insbesondere in den Holzschnitten von Hans Scheufelin und Hans Burkgmaier, und wir werden ihm noch öfter im Reformationszeitalter begegnen.

Das Buch ist übrigens nach keinerlei festem Plan geordnet, und die Reihenfolge ist ebenso bunt wie mannigfaltig. An die Spitze stellt er mit gutem Humor sich selbst als Büchernarren (mit einem Fliegenwedel), wie auf dem S. 185 wiedergegebenen Bilde zu sehen ist. Weitere Abschnitte handeln von „zu vil sorg" — „wider Gott reden" — „bosen wibern" — „groben narren" — „gottesleftern" — „bisches unzucht" u. s. w. Die Stutzer, die Studenten, Gewerbs- und Handwerksleute, Bauern, alle ziehen vorüber. Die Fürsten fordert er auf, von ihrer verderblichen Zwietracht abzulassen und sich unter den ritterlichen König Maximilian zum Kampfe wider die Türken zu stellen. Auch so hohen Herrn ruft er zu:

„Und wer nit ann mein Wort gedenk,
die narrenkappen ich im schenk."

Endlich ob er wohl an seiner Kirche festhält und rät, schlicht einfältig zu glauben, was uns dieselbe lehre, und obgleich er nicht gegen den Papst und die Römischen polemisiert, rügt er doch freimütig die kirchlichen Mißbräuche und Verderbnisse, die in die Kirche eingerissen waren, und er ahnt bereits die Gefahr, die Sankt Peters Schiffe droht:

Sankt Peters schifflin ist im schwank,
ich sorg gar vast den undergank;
die wellen schlagen all sit dran,
es wirt vil sturm und plagen han.

An anderen Stellen werden das Treiben der Bettelmönche, der Reliquienhandel, die Simonie, die Häufung der Pfründen und andere Übelstände ernst gerügt. Ein streng sittlicher Geist und eine unwandelbare Wahrheitsliebe zeichnet Brants Werk aus, dabei bleibt er immer maßvoll und bescheiden, wie er auch gegen den Schluß hin sagt:

Wer will, der les' diß narrenbuoch!
Ich weiß auch, wo mich truckt der schuoch,
Darumb, ob man wolt schelten mich
und sprechen: „Arzt, heil selber dich!
dann du auch bist in unser rot!"
ich kenn das und verjech es Got,
daß ich vil torheit hab getan
und noch im narrenorden gan.
Wie vast ich an der kappen schitt,
wil sie mich doch ganz lassen nit — —
wie wol ich auch bin in dem spil,
hab muot doch fürter, ob Got will,
mit witz mich bessern mit der zit,
ob mir so vil Got Gnaden git.

Das „Narrenschiff" blieb bis ins siebzehnte Jahrhundert nicht nur ein Lieblingsbuch unseres Volkes, sondern wurde auch in verschiedene fremde Sprachen übersetzt. Am ehrendsten war es aber für dieses lehrreiche Buch,

daß **Geiler von Kaisersberg,** ein Freund Brants, der berühmte Prediger am Straßburger Münster, unter dessen reichverzierter, noch jetzt bewunderter Kanzlei er begraben liegt, 110 Predigten in deutscher Sprache darüber hielt. Geiler von Kaisersberg.

Johannes Geiler von Kaisersberg, so genannt nach dem Wohnsitze seines Großvaters, der ihn erzog, wurde am 16. März 1445 in Schaffhausen geboren. Nachdem er als Universitätslehrer in Basel und Freiburg seine öffentliche Wirksamkeit begonnen, gelangte er zu seinem eigentlichen Lebensberufe, dem Predigtamte, dem er als ein unentwegter, freimütiger Vorfechter der Kirchenverbesserung bis an seinen Tod (10. März 1510) treu oblag. Als Prediger der deutschen Sprache auf der Kanzel Bahn brechend, ist er zugleich als Vertreter der Prosa dieses Zeitraumes zu beachten; denn seine Predigten und erbaulichen Schriften, die sich durch ihre echt volkstümliche Darstellung wie durch ihre treuherzige Sprache auszeichnen, bekunden einen Fortschritt in der prosaischen Darstellung und sind heute noch lesenswert.

Abb. 46. Johannes Geiler von Kaisersberg. Nach dem Gemälde von H. Burgkmair (1490) in der Galerie zu Schleißheim. Unterschrift aus einem Schreiben Geilers (Joh. Keisersperg) von 1499. Original in der v. Radowitzschen Autographensammlung auf der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Auch im 14. Jahrhundert hatte die geistliche Prosa bereits einen hervorragenden Platz eingenommen.

Da blühte die deutsche Mystik unter ihrem „Vater", dem Meister **Eckhart,** einem Dominikaner aus Thüringen, der in Paris und Straßburg, zuletzt in Köln († 1327) lehrte und predigte, wo Tauler und Suso seine Schüler waren. Er hinterließ Predigten und Traktate. Da entstand der geheimnisvolle Bund der Gottesfreunde unter **Nicolaus von Basel,** seinem geheimen Oberhaupte, der 1383 als Ketzer verbrannt wurde. Da schrieb **Ruolman Merswin,** der Stifter und Pfleger des Johanniterhauses zu Straßburg, sein Buch „von den neun Felsen" († 1332). In Eckards und Merswins Fußstapfen trat dann der Predigermönch **Johannes Tauler,** der 1361 in seiner Vaterstadt Straßburg starb. Er wirkte durch seine Predigten wie seine Erbauungsschriften, deren bedeutendste, „Nachfolgung des armen Lebens Christi", man ihm neuerdings hat absprechen wollen, in den Eckhart. Tauler.

Suso. weitesten Kreisen An ihn schloß sich wieder an **Heinrich der Seuse** oder **Suso** († 1365 in Ulm), „ein Minnesinger in Prosa und auf geistlichem Gebiete", dessen Hauptwerk „das Buch von der ewigen Weisheit" fast abergläubische Verehrung genoß. Endlich wurde in demselben Jahrhundert noch das bis auf heute fortgelesene und fortwirkende, anonym erschienene Buch geschrieben, das Luther im J. 1518 u. d. T. **„Eyn deutsch Theologia"** herausgab. „Mit Kunst, mit Ernst, mit Tiefe", sagt W. Wackernagel, „entwickelt es im ausgesprochenen Gegensatze der ‚wahrhaften gerechten Gottesfreude' gegen die ‚ungerechten valschen frien geiste' den Kern der gläubigen Mystik, die Lehre von der Gottwerdung des Menschen."

Abb. 47. Aus den Holzschnitten Burgkmairs zum Weißkunig: Maximilian und seine junge Gemahlin Maria von Burgund.
Unterschrift: „Wie der Junng Weiß kunig vnnd die Jung kunigin yedes des andern sein sprach lernet."

In diesem Zeitraum entwickelte sich auch eine naturwissenschaftliche Prosa neben der fortgehenden Rechtsprosa, und vor allem erwuchs die geschichtliche Prosa zu immer bedeutenderer Kraft.

Viele **Chroniken** entstanden in diesen zwei Jahrhunderten: die von Friedrich Closener begonnene, von Jacob Twinger von Königshofen fortgeführte **Straßburger**; die über Modenwechsel und umgehende Lieder gleich ausführlich berichtende **Limburger** Chronik; in der Schweiz die Eidgenössischen Chroniken, die Beschreibung des Twinghernstreites zu Bern im Jahre 1470 von Thüring Frickard ꝛc.

Ein ganz absonderliches Geschichtswerk ist der **Weiß-Kunig.** Es wird darin die Regierungsgeschichte des Kaisers Friedrichs III. und seines Sohnes Maximilian geschildert. Der Verfasser ist Maximilian selbst, aber wie er im Teuerdank dem Melchior Pfinzing die Überarbeitung anvertraut, so hatte er für dieses Werk seinen Geheimschreiber Marx Treizsauerwein von Ehrentreiz damit beauftragt. Die Erzählung ist nicht so allegorisch und romantisch wie im Teuerdank, aber statt der wirklichen Namen sind meist heraldische gewählt. So heißt Friedrich III. stets der alt und Maximilian der jung Weißkunig (Weiße König); Ludwig XI. von Frankreich der blaue, Richard III. von England der rote, Matthias Corvinus der grüne König u. s. w. Der Doge von Venedig heißt der „Kunig vom Fisch"; Karl von Burgund der „Kunig von Feureisen" nach der aus flammenden Eisengliedern zusammengesetzten Kette vom goldnen Vließ. Neben vielem Wunderlichen und Langweiligen findet sich auch manches Anziehende in dem Weißkunig. Darunter z. B. die Scene, in der Max und seine junge Frau ihre Sprachen voneinander lernen. Dieselbe ist auf dem Bilde S. 188 dargestellt. Der Künstler, der sie gezeichnet und in Holz geschnitten, ist der Augsburger Maler **Hans Burgkmair** (1473—1531). Unter den 237 Illustrationen, die er im Auftrage Kaiser Maximilians zum Weißkunig zeichnete, ist diese eine der vorzüglichsten. Das Manuskript und die Holzschnitte blieben fast drei Jahrhunderte ungedruckt und erschienen erst 1775 in Wien. Eine treffliche Ausgabe des Weißkunig besorgte Alwin Schultz i. J. 1891. Weißkunig.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde die Prosa auch zu poetischen Darstellungen verwandt. Die Geschichten von Herzog Ernst, den sieben weisen Meistern ꝛc. wurden erzählt und bildeten den Anfang der sogenannten **Volksbücher;** daneben wurden italienische und französische Romane ins Deutsche übersetzt, so die unter dem Namen „Decamerone" bekannten Novellen des Italieners Boccaccio u. a. Volksbücher.

Auch die heilige Schrift wurde im 14. und 15. Jahrhundert mehrfach ins Deutsche übertragen, freilich meist in sehr mangelhafter Weise und in einer, an Luthers Werk gemessen, oft sehr steifen und unbeholfenen Sprache. Die erste vollständige Übersetzung nach der Vulgata war seit dem Ende des 14. Jahrhunderts handschriftlich verbreitet und wurde als eines der ersten Werke gedruckt. Sie wurde oft überarbeitet und neu herausgegeben, in hoch- und niederdeutscher Sprache, so daß man siebzehn deutsche Bibeln vor Luther zählt. Vgl. die Proben in R. Neubauers Auswahl aus Luther (Denkmäler der ält. deutschen Lit. III, 2. 3. Aufl. 1902) und unten S. 202.

Anfänge des Dramas.

Abb. 48. Initial N aus einem Pergamentdruck kurz nach Erfindung der Buchdruckerkunst. Original im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Neigung zur dramatischen Kunst ist bei den Deutschen wie bei den übrigen Germanen uralt. Aufzüge bei der Frühlingsfeier, Umzüge zu Ehren der Götter und andere gottesdienstliche Feiern suchte man dramatisch zu gestalten, durch Dialoge zu beleben und mit allerlei Possen zu schmücken.

Kunstmäßig ausgesponnenen Dialog finden wir daher in unseren alten Heldenliedern wie auch besonders ausgebildet in den Götter- und Heldenliedern der älteren Edda. Wir haben auch sonst schon das Zwiegespräch angetroffen, so in dem Traugemundsliede und in den Lügenliedern (S. 182). Noch näher kam der dramatischen Gestaltung der „Sängerkrieg auf der Wartburg“ (S. 149), in welchem eine größere Anzahl Personen, die nach ihrer Persönlichkeit charakterisiert sind, auftritt und die Vorgänge lebendig sich abwickeln. Die Handlung ist freilich noch unvollkommen, und so ist dies Gedicht noch kein eigentliches Drama, aber es ist doch ein beachtenswerter Ansatz zu einem solchen und hätte zu einem deutsch-nationalen Schauspiel führen können, wenn man in der eingeschlagenen Richtung vorwärts gegangen wäre.

Die Kirche mußte darauf bedacht sein, heidnische Volksbelustigungen derart um so mehr einzuschränken und zu verbieten, als sie mit dem heidnischen Glauben und den Festen zu Ehren der Götter in Zusammenhang standen. Sie drängte daher die weltlichen Spiele zunächst auf die Zeit oder gar auf die Nacht vor dem Anfang der Fasten (Passionszeit, Karneval) zusammen. Daraus entwickelten sich dann die Fastnachtsspiele (das Wort heißt eigentlich Fas-Nacht und bedeutet die Nacht zum Spielen).

Zugleich aber suchte sie verständiger Weise den volkstümlichen Drang zu Schauspielen in andere Bahnen zu leiten und für das Verbotene in den geistlichen Spielen Ersatz zu schaffen. Diese entwickelten sich aus den Osterfeiern. Das Gespräch, welches die Frauen am Ostermorgen am Grabe des Heilandes mit dem Engel führen (Joh. 20, 11 f.), bildete den Keim, von dem aus die geistlichen Dramen, Oster-, Passions- und Weihnachtsspiele u. a. erwuchsen. Sie gewannen bald eine große Bedeutung, übten eine gewaltige Anziehungskraft auf das Volk und haben sich besonders in Süddeutschland bis auf unsere Zeit wie das Ober-Ammergauer u. a. Passionsspiele erhalten.

Das Osterspiel führten die Geistlichen selbst in den Kirchen auf. Man erweiterte zunächst den Dialog zwischen den Frauen und dem Engel, fügte andere hinzu und erfand bald eine weltliche Szene in der Unterhaltung der Frauen mit dem Krämer, bei dem sie vorher die Salben kauften. Von da spann die Phantasie fort und dichtete nach und nach die ganze Passionsgeschichte hinzu.

So entstand das deutsche Drama aus zwei Wurzeln, einer weltlichen und einer geistlichen, welche schon bei Hans Sachs zu einem Baum verwachsen sind.

Waren die Dramen in lateinischer Sprache abgefaßt, so hießen sie in Deutschland ludi, Spiele, in Frankreich mysteria, Geheimnisse, weil sie die Erlösung der Menschheit durch Christus, also die Geheimnisse der göttlichen Gnade und des Glaubens darstellten. Andere wie Wackernagel erklären misteria = ministeria, Dienste, gottesdienstliche Darstellungen. — Das älteste und namhafteste Spiel dieser mehr gelehrten Art — „ein vollständiges und aus einem Guß und Fluß entstandenes Werk" — stammt aus dem 12. Jahrhundert; es ist in dem kunstliebenden Kloster von Tegernsee entstanden und bisher irrtümlich dem bayerischen Mönche Wernher von Tegernsee zugeschrieben worden; man kennt den Verfasser nicht. Den Text dieses trotz seines ausländischen Gewandes durch und durch deutschen Dramas (Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi, Osterspiel von der Zukunft und dem Untergange des Antichrists) hat G. v. Zezschwitz 1877 mit einer interessanten Einleitung und wertvollen Anmerkungen herausgegeben und unter dem seinem Inhalte besser entsprechenden Titel: „Das Drama vom Ende des römischen Kaisertums und von der Erscheinung des Antichrists" trefflich ins Deutsche übersetzt. Seinen Inhalt teile ich nach Wackernagel hier mit:

Osterspiel vom Antichrist.

Das Spiel wird eröffnet von wettstreitenden Reden zwischen dem Heidentum, der Synagoge, d. h. dem Judentum, und der Kirche, d. h. dem Christentum. Dann tritt der Kaiser auf, der in Rom gekrönte deutsche König, und verlangt von den anderen Königen, deren eine Anzahl ihn umgibt, Unterwürfigkeit und Zins: denn des römischen Kaisers sei von jeher die ganze Welt. Alle gehorchen, nur der König von Frankreich nicht. Aber der Kaiser mit seinen Deutschen überwindet und zwingt auch ihn zum Vasalleneide. Da tritt der Antichrist in die Welt und bringt die Völker durch Überredung oder Geschenke oder Gewalt unter seine Botmäßigkeit, daß sie ihm schwören und er ihr Gott wird. Mit den Deutschen versucht er es aus Furcht vor ihrer kriegerischen Kraft zunächst durch Geschenke und erst, als sie diese zurückweisen, auch durch Waffen. Hier unterliegt er jedoch und muß nun zum Betruge durch falsche Wunder greifen. Da gelingt es ihm, und nun erst ist er König und Gott der Welt, er verfolgt die Kirche und tötet ihre Heiligen und Propheten. Plötzlich aber, wie er eben in größter Herrlichkeit auf seinem Throne sitzt, trifft und vernichtet ihn ein Blitz vom Himmel. Da verstieben auch die Seinigen, und die Könige und die Völker und wenden sich aufs neue zu der wahren Kirche zurück.

Das Hervortreten des nationalen Elements, wie wir es in diesem Stücke kennen gelernt haben, war eine Ausnahme. Die meisten Spiele gehörten ausschließlich der römischen Kirche an und wurden in allen Ländern, die sich zu derselben bekannten, aufgeführt. Alles wurde anfangs in der Sprache der Kirche, der lateinischen, gesprochen und gesungen; die Hauptsache überdies war die Wirkung auf das Auge, die Verkleidung der Mitwirkenden, das Kreuz, das Grab, die festliche Erleuchtung, die prächtige Ausschmückung der Kirche, in welcher die Spiele zuerst fast ausschließlich aufgeführt wurden.

Allmählich wurden deutsche Stücke in den lateinischen Dialog eingemischt, so z. B. die Lieder, aber erst im 14. Jahrhundert wurden die geistlichen Spiele ganz und gar deutsch geschrieben und aufgeführt. Eines der beliebtesten Passionsspiele aus dieser Zeit war betitelt: „Unserer Frauen oder Marien Klage." In demselben heißt es unter anderem:

Marienklage.

O weh Tod,
diese Not
könntest du wohl enden,
wenn du von dir
her zu mir
deine Boten wolltest senden!
O weh der Leide,
der Tod will uns scheiden:
Tod, nimm uns beide,
daß er nicht alleine
zum Jammer von mir scheide.
O weh, lieber Sohn mein!
O weh der großen Marter dein!
O weh, wie jämmerlich du hängest!
O weh, wie du mit dem Tode ringest;
o weh, wie bebet dir dein Leib!
O weh, was soll ich armes Weib,
seit ich dich liebes Kind mein
leiden sah so große Pein!
Des sticht mich zu dieser Stund
ein Schwert durch meines Herzens Grund.
Simeonis grimmig Schwert
hat mich wohl gefunden;
reichlich ist mir Pein gewährt
in diesen selben Stunden.
Ach liebes Kind, sprich mir doch zu
ein Wort, ob ich deine Mutter bin!
Ach er kann nicht,
er ist dahin.
Ach du harter Kreuzesbaum,
wie du deine Arme hast zertan,
wovon ich großen Jammer han!
Ach wüßtest du zu dieser Statt,
was man an dir zersperret hat,
du tätest deine Arme zusammen sint (alsbald)
und ließest ruhen
mein liebes armes Kind.

Seitdem die geistlichen Spiele in den Landessprachen gedichtet wurden, führten auch Laien sie auf; oft spielten mehrere Hunderte mit.

Aufführung. Die Bühne war ungemein einfach, ein leicht gezimmertes Gerüst, oft nur Bretter über Fässer gelegt. Bot die Kirche für eine größere Aufführung keinen Raum, so spielte man draußen unter freiem Himmel, in der Regel auf dem Marktplatze, wo die ringsum liegenden Häuser gleich als Plätze für die Zuschauer benutzt werden konnten. Da man den Scenenwechsel noch nicht durch eine Veränderung der Dekorationen andeuten konnte, so wurden die verschiedenen Lokalitäten, z. B. der Himmel, die Hölle, der Stall zu Bethlehem, die Stadt Jerusalem, nebeneinander dargestellt, und die Spieler bewegten sich vor den Augen des Publikums von dem einen Orte zu dem anderen. Die Aufführung erforderte oft mehrere Tage; am ersten begann man etwa mit dem Leiden Christi und führte es bis zu seinem Begräbnisse fort, am zweiten wurde die Höllenfahrt, die Auferstehung und Christi Wandel auf Erden bis zur Himmelfahrt dargestellt. Gegen Ende des Mittelalters wurde sogar der ganze Lebenslauf Christi von der Geburt an und außerdem noch eine Reihe von Geschichten des Alten Testamentes, die auf Christus typisch hinweisen, aufgeführt, was natürlich mindestens eine Woche erforderte. In Frankreich sollen einige Mysterien vierzig Tage gedauert haben. Die 1547 zu Valenciennes gespielte Passion nahm fünfundzwanzig Tage in Anspruch. Alle Rollen, auch die der Frauen, wurden von jungen Männern gespielt; ganz vereinzelt sind die Nachrichten von einer Mitwirkung weiblicher Darsteller.

Außer dem Leben Christi wurden auch einzelne Gleichnisse des Herrn dramatisch dargestellt; so spielten die Predigermönche und ihre Schüler im Jahre 1322 im Tiergarten von Eisenach die Geschichte von den klugen und törichten Jungfrauen.

Wie sehr die Zuschauer von der dargestellten Handlung bewegt und in die Illusion versetzt wurden, als sei alles Wirklichkeit, zeigt folgendes merkwürdige Begebnis. Als die törichten Jungfrauen von dem Bräutigam ausgeschlossen wurden, obgleich die Heiligen und sogar die Jungfrau Maria bei Gott Fürbitte eingelegt hatten, verfiel der zuschauende Landgraf Friedrich von Thüringen (derselbe Friedrich mit der gebissenen Wange, der um der Erbfolge willen gegen den eigenen Vater

Krieg geführt) in dumpfes Brüten und rief zornig aus: „Was ist denn der Christenglaube, wenn sich Gott nicht über uns erbarmet um der Fürbitte Mariä und aller Heiligen willen?“ Wenige Tage darauf wurde er vom Schlage gerührt, konnte nicht mehr sprechen noch gehen und blieb in diesem elenden Zustande über zwei Jahre bis an seinen Tod.

So war der Anfang unsres Dramas ein religiöser und seinem Inhalte gemäß ein tragischer. Aber bereits im 14. Jahrhundert mischte sich ein komisches Element in diese Stücke. Dieses wurde in den Osterspielen durch den Kaufmann vertreten, welchem Maria Magdalena und danach alle drei Marien die köstlichen Spezereien abkauften, um die Füße des lebenden Heilandes und später den Leichnam des Gekreuzigten damit zu salben. Dieser Kaufmann trat nun ganz in dem Kostüm und in der Haltung eines betrügerischen Marktschreiers und Quacksalbers auf. Ebenso wurde das Verhalten der Juden bei dem Leiden des Herrn mit übertrieben grellen Zügen ausgemalt. Komik.

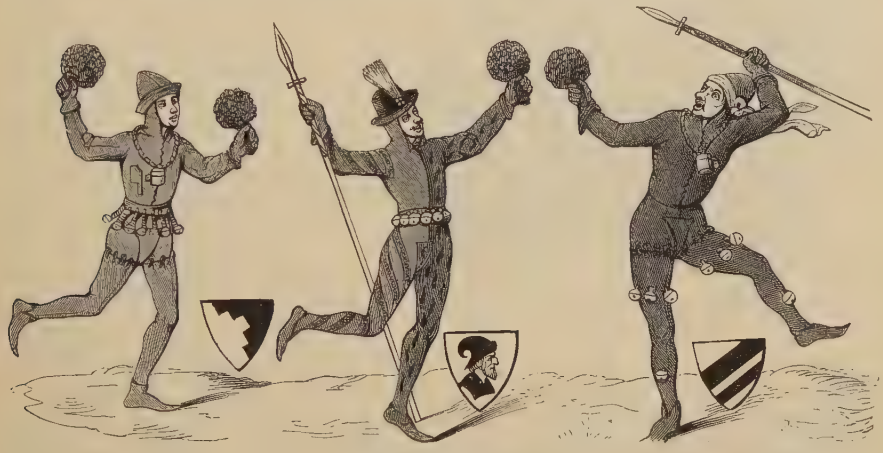


Abb. 49. Schönbarttänzer. Nach Handzeichnungen des Germanischen Museums zu Nürnberg aus dem 16. Jahrhundert.

In mehreren Osterspielen kommt es vor, daß der Salbenkrämer sich mit seinem Weibe in sehr derben komischen Ausdrücken zankt, ja, daß es Schläge zwischen ihnen gibt. In einem anderen Stücke findet bei Gelegenheit der Höllenfahrt Christi eine Beratung zwischen Lucifer und Satanas statt, in welcher sogar die vornehmsten Würdenträger der römischen Kirche nicht geschont wurden. Der Gegenstand der Beratung ist, wie der große Verlust, den Christus durch Entführung aller auserwählten Seelen der Hölle zugefügt habe, ersetzt werden könne. Da sagt Lucifer: „Satan, Satan, mein vielliebster Kumpan, lauf hin gen Avignon, bring mir Papst und Kardinal, Patriarch und Legat, die den Leuten geben bösen Rat ꝛc.“

Das Mecklenburger oder Redentiner Osterspiel vom Jahre 1464 ist, ebenso wie das vorhin erwähnte „Spiel von den zehn Jungfrauen“, von Albert Freybe trefflich übertragen und erläutert worden. Noch schärfer ging ein anderes Stück gegen die Geistlichen ins Feld: „Ein schön Spiel von **Frau Jutten**“, welches ein Mühlhäuser Geistlicher, Theoderich Schernberg, um das Jahr 1480 verfaßt hat. Die Frau Jutte ist nämlich niemand anders als die Frau Jutte.

Päpstin Johanna, die 872—882 unter dem Namen Johannes VIII. auf dem päpstlichen Stuhl gesessen haben soll. Dieses Spiel ist übrigens keineswegs komisch gehalten, sondern durchaus ernsthaft durchgeführt. Es erzählt, wie eine Schar Teufel die Päpstin zu ihrem ärgerlichen Lebenswandel verführt; aber zuletzt nimmt sich die Jungfrau Maria der Verführten an und bittet für sie bei ihrem Sohne; Jutta tut feierlich Buße, wird begnadigt und unter die Seligen des Himmels aufgenommen.

Noch im 15. Jahrhundert löste sich allmählich das komische Element von den geistlichen Stücken ab, und es entstand neben der Tragödie in selbständiger Weise die Komödie, die nunmehr **„Fastnachtspiel"** genannt wurde. Den Anlaß hierzu boten die großen Fasten.

Fastnachtspiele.

Nach dem Gebot der Kirche mußten die Christen sich vierzig Tage hindurch aller Genüsse und aller Freuden enthalten, auch solcher, die sonst als erlaubt galten. Da benutzte man denn die vorhergehende Zeit, besonders die letzte Woche vor den Fasten, zu allerhand Lustbarkeiten, vornehmlich zu scherzhaften mimischen und dramatischen Darstellungen; da lief man in abenteuerlicher Mummerei durch die Straßen, da führte man allerhand Schwänke und Possen, oft sehr derber, ja schmutziger Art auf und tobte sich zuguterletzt noch einmal recht gründlich aus. Das hieß die Fastnacht (früher auch vielfach Fasnacht oder Fasenacht geschrieben, was man mit faseln, spielen zusammenstellt; s. S. 190). Nachdem man sodann geduldig sechs Wochen gefastet hatte, ließ man der Lust wieder die Zügel schießen, und am Osterfest drang das Ostergelächter der Gemeinde durch das Gotteshaus; ja es ging so weit, daß mancher Geistliche, um sich beim Volke beliebt zu machen, in gotteslästerlicher Weise auf der Kanzel den Kuckucksruf nachahmte oder allerhand lustige Schnurren erzählte. Die Hauptsache blieb aber die Fastnachtmummerei, wobei einige Städte einen großen Pomp entfalteten. Zu Nürnberg insbesondere waren die Fastnachtlustbarkeiten sehr berühmt; dort hielten die Fleischer ein Schönbartlaufen, d. h. einen Umzug und Tanz mit dem Schönbart (Schembert, von mhd. scheme, Maske, Larve).

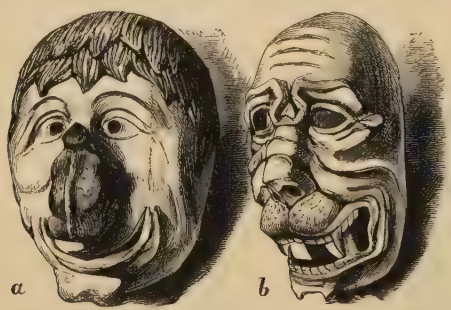


Abb. 50. Schönbartlarven aus Holz, a bemalt, b bronziert. Originale im Germanischen Museum zu Nürnberg.

In Nürnberg wurden auch die ersten deutschen Fastnachtspiele gedichtet und aufgeführt. An diese knüpfen sich zugleich die ersten Dichternamen, die das deutsche Drama aufzuweisen hat. Zwei von ihnen gehören dem 15. Jahrhundert an, es sind die Nürnberger Bürger **Hans Volz** aus Worms, einer der Altmeister der Nürnbergischen Singschule, seines Gewerbes ein „Barwirer" (Bartscherer), und der uns aus seinen Weingrüßen bereits bekannte **Hans Rosenblüt,** genannt der Schnepperer, d. i. Schwätzer, seines Zeichens ein Gelbgießer und Büchsenmeister der Stadt Nürnberg. Später suchte er als Wappendichter an den Höfen der Fürsten und Herren seinen Unterhalt, d. h. er ging den Turnieren nach und machte auf die Wappen und deren Träger Verse.

Zur Charakteristik der Fastnachtspiele, die meist ebenso unsittlich wie künstlerisch roh sind und sich aller eingehenden Besprechung entziehen, möge eines dienen, das zu den politischen Stücken gehört. Es ist „des **Turken vastnachtspil**", vielleicht von Hans Rosenblüt, 1454 nach der Eroberung von Konstantinopel geschrieben.

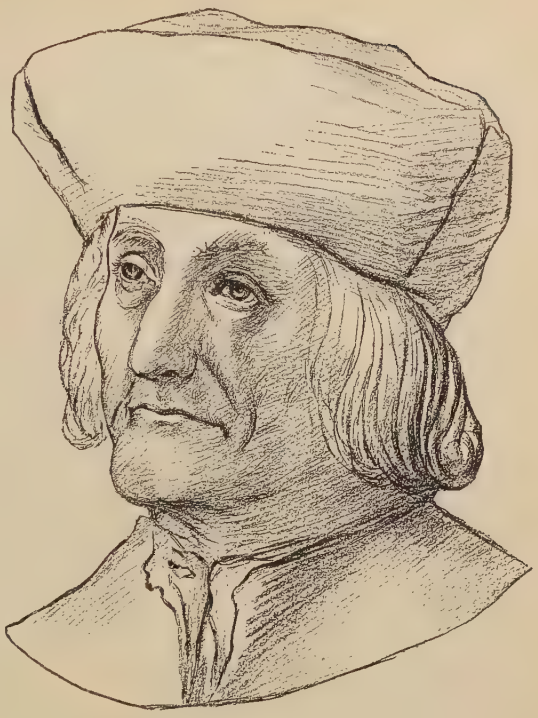


Abb. 51. Hans Volz. Zeichnung von Hans Schwarz im Kupferstichkabinett zu Berlin.

Dem Großtürken, der soeben Griechenland besiegt und Konstantinopel erobert hat, ist zu Ohren gekommen, wie traurig es in der Christenheit aussieht, und da er gelesen, daß eben deshalb der Christen letzte Stunde geschlagen, hat er sich auf den Weg nach Deutschland gemacht und ist nach Nürnberg gekommen, um Recht und Ordnung unter den Christen wieder herzustellen. Vor allem beabsichtigt er, die Bauern und Kaufleute, die von den adligen Straßenräubern ausgeplündert werden, in seinen Schutz zu nehmen. „Ihr seid alle ungetreu gegeneinander," hebt ein Rat des Türken an, „ihr habt falsche Münze, ungetreue Amtleute, Juden, die euch mit Wucher fressen, Pfaffen, die hohe Rosse reiten, während sie für den Glauben kämpfen sollten, böse Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit ernähren müßt. Allen diesen Beschwerden kann niemand abhelfen als der Großtürk, der, wie man in den Gestirnen lesen kann, von Gott dazu berufen ist." — „Die Kuchen der Fürsten," setzt ein anderer hinzu, „sind viel zu fett, ihre Rosse zu glatt; sie erhöhen von Jahr zu Jahr die Abgaben der Bauern, und wenn jemand wagt, sie darum zu tadeln, so schlagen sie ihn nieder wie ein Rind, und sollten auch Weib und Kinder Mangel leiden und Hungers sterben." Ein Nürnberger Bürger antwortet voller Zorn über solche Anmaßung und droht dem Großtürken in heftigen Ausdrücken. Der türkische Rat sucht die Sache beizulegen und bittet seinen Herrn, sich nicht über die Worte des Nürnbergers zu entrüsten; sie hätten ja sicheres Geleit von der Stadt; der Gott der Christen sei aber in der Tat ein starker Gott, den man nicht überwinden könne, so lange die Christen seine Gebote hielten. „Daran fehlt es ja gerade," entgegnet der Großtürk und fährt fort:

„Wir haben gelesen in den Büchern:
Wenn der Reiche den Armen beugt,
und wenn der Weise den Narren sein Gut abtreugt,

und der Volle den Hungrigen nicht will speisen,
und wenn die Gelehrten und Schriftweisen
den Laien böses Vorbild tragen,
und wenn der Vater über das Kind wird klagen,
und wenn der Herr nicht befriedet seinen Bauersmann
so hebt sich dann der Christen Unglück an.
Die Stücke hören wir alle in ihren Landen klagen."

Als der Großtürke geendet, kommt ein Bote mit Briefen vom Papst und überschüttet ihn in dessen Namen mit den gröbsten Schmähungen. Der Großtürk antwortet in gleichem Ton und zählt alle Gebrechen der Christenheit, besonders der Pfaffen, von neuem auf. Es folgt ein Bote vom Kaiser, der dem Türken mit allen möglichen und unmöglichen Greueln droht:

„Dein Bart wird dir mit Sicheln abgeschoren,
und wird dir dein Antlitz mit Essig gewaschen
und darein gesäet Salz, Kalk und Aschen,
das Loch dir dein Gott nicht mag verstopfen ꝛc."

Ein dritter Bote überbringt Briefe von den am Rhein versammelten Kurfürsten; sie würden es nicht ungerochen lassen, daß der Großtürk Konstantinopel eingenommen und so manchen Unschuldigen getötet habe; ja sie bedrohen ihn sogar mit Krieg, Mord und Totschlag. Aber nun erscheint der Bürgermeister von Nürnberg, der den Boten gegenüber erklärt, daß die Stadt dem Türken trotz Kaiser und Papst das versprochene Geleit halten werde, dasselbe aber gehe morgenden Tages aus, wonach sich der Großtürk zu richten und bei Zeiten die Stadt zu räumen habe. Dafür bedankt derselbe sich sehr höflich und verspricht den Nürnbergern, wenn sie in sein Gebiet kämen, dankbare Vergeltung und wirksamen Schutz.

Kaiser und Abt.

In einem anderen Fastnachtspiel (Spil von eim Keiser und eim Apt), dessen Verfasser unbekannt geblieben, wird derselbe Stoff behandelt, den wir im Pfaffen Amis (S. 127) kennen lernten und der in neuerer Zeit durch Bürgers Gedicht „der Kaiser und der Abt" uns wieder nahe gerückt ist.

Geschichte der neuhochdeutschen Dichtung.

(Von der Reformation bis auf unsere Tage.)

I. Das Reformationszeitalter.

Abb. 52. Verzierter Buchstabe von Albrecht Dürer. Nach dem Exemplar der Verlagshandlung.

Alle die großen Umwälzungen Europas: der Fall Konstantinopels, die Wirkungen der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, die Wiedererweckung des klassischen Altertums, selbst Gutenbergs Erfindung der Buchdruckerkunst waren der Poesie nicht förderlich gewesen.

Die Buchdruckerkunst, von nun an unzertrennlich verbunden mit der Geschichte der Literatur, bietet die merkwürdige Erscheinung, daß sie wenige Jahre nach ihrer Erfindung eine Höhe der Vollendung erreicht hat, zu der wir heute noch staunend emporblicken müssen. Gibt es heute auch elegantere Drucke, so stehen die Werke Gutenbergs, Fusts und Schöffers doch an unwandelbarer Gediegenheit und Dauerbarkeit des Materials in Druckerschwärze und Papier, an charaktervoller Schönheit und Schärfe der Typen unübertroffen da. Das beweisen die beiden von mir mitgeteilten Proben (Beil. Nr. 35 und 36). Die erste ist der von Gutenberg und Fust in Mainz mit Missaltypen gedruckten 42zeiligen Bibel entnommen. Dieselbe wurde um 1455 vollendet. Um dieselbe Zeit trennten sich Gutenberg und Fust. Der letztere verband sich mit Peter Schöffer, und diese beiden druckten 1457 den Psalter, welchem die zweite der von mir mitgeteilten Proben entnommen ist. Es war das erste Buch, das mit Druckernamen und Erscheinungsjahr versehen herauskam. Auch dieses kostbare und schöne Werk ist mit Missaltypen gedruckt und mit prächtigen Initialen in zwei Farben geziert. Man vermutet, daß Gutenberg den Plan dazu entworfen, die Vorarbeiten ausgeführt und einen Teil des Werkes vielleicht noch selbst gedruckt hat. Es ist staunenswert, daß nur ein paar Jahrzehnte nach der Erfindung der Buchdruckerkunst zwei so umfangreiche und schöne Druckwerke entstehen konnten. Buchdruckerkunst.

Ein Geist der Unzufriedenheit ging im 15. Jahrh. durch das ganze Volk, der sich in der verschiedenartigsten Opposition gegen die weltlichen und kirchlichen

Autoritäten Luft machte und auf beiden Gebieten Verbesserungen anstrebte. Wir haben gesehen, wie Hans Rosenblüt den türkischen Kaiser auftreten ließ, um allen Ständen der Nation die Wahrheit zu sagen, wie er insbesondere gegen die Pfaffen eiferte, wie Sebastian Brant vom ethischen Standpunkte für eine Läuterung der Sitten eintrat, aber auch ganz offen seinen Unwillen gegen die Gebrechen der Kirche aussprach, wie auch vom kirchlichen Standpunkte Geiler von Kaisersberg eine Läuterung des geistlichen Standes erstrebte, wie anderseits durch Kaiser Maximilian die Besserung der Gegenwart in der Rückkehr zu alten überlebten Ideen gesucht wurde. Neben diesen geistigen Bestrebungen traten aber auch viel bedenklichere soziale und politische auf. 1502 entstand der „Bundschuh", die erste Äußerung eines revolutionären Treibens unter den Bauern, und das Stegreifleben der Ritter, die wilden Fehden, welche den Adel entzweiten, die Verkommenheit der höheren Stände, die Machtlosigkeit des Oberhauptes schienen ihnen recht zu geben. Wie konnte unter solchen Stürmen die Poesie gedeihen?

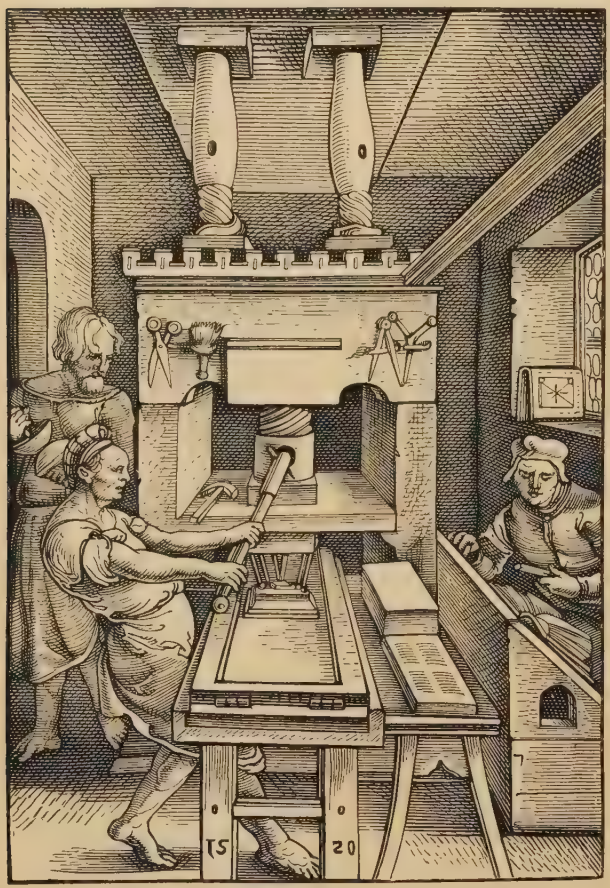
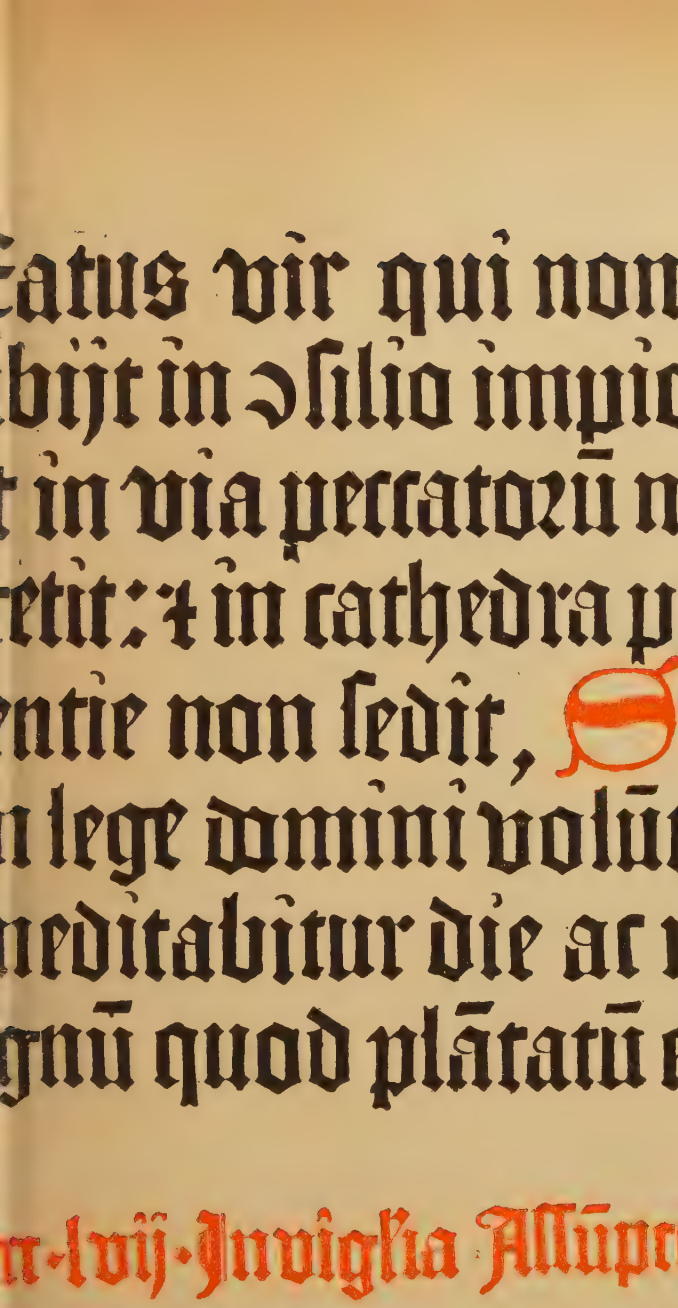


Abb. 53. Abbildung einer Buchdruckerpresse von 1520. Aus der Sammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig.

Das sechzehnte Jahrhundert brach an. Nun trat **Luther** auf und mit ihm begann, wie für die Kirche Christi, so auch für unsere Literatur, für unsere Sprache, für unsere Wissenschaft, für unsere Poesie eine neue Zeit.

Luther. Eines ehrsamen Bergmanns Sohn, wurde Deutschlands Reformator **Luther** (Lûthari, Lothar, älter Chlotachar: einer der unter dem Heere lauten Klang oder Ruhm hat) am 10. November 1483 zu Eisleben geboren und am 11. in der Taufe nach dem kriegerischen Heiligen des Tages Martin genannt. Von 1498—1501

Probe des Fust & Schöfferschen Psalters von 1457.
auf Pergament gedruckt, nur noch in 6 Exemplaren vorhanden,
Dresden, zwei in England. Die letzte Zeile der genauen Probe
durch welche dieser Psalter das erste Druckwerk der Welt ist,
Dieselbe lautet wörtlich übersetzt: „Gegenwärtiges Buch der Ps
mit den unterscheidenden Rubriken versehen, ist durch die ki
Schrift der Feder so gemacht und zur Verehrung Gottes mit I
Peter Schöffer von Gernsheim, im Jahre 1457 am Vorabend de



Seite: Beatus vir qui non abiit etc. Psalm I, 1 ff. Format gross Folio, chönste in der K. K. Bibliothek zu Wien, die anderen in Paris, Darmstadt, o domini Millesimo CCCCLVII etc.) ist der Schluss der Druckdatierung, hes Namen der Urheber, Ort und Zeit der Entstehung genau angiebt. durch die Schönheit der Hauptbuchstaben geschmückt, und hinlänglich he Erfindung, zu drucken und Buchstaben zu bilden, ohne irgend eine zu Stande gebracht worden durch Johann Fust, Bürger zu Mainz und melfahrt" (d. i. d. 14. August).

besuchte er die Klosterschule der Franziskaner zu Eisenach; dort rührte sein andächtiges Singen des „Brotreigens“ die fromme Witwe Ursula Cotta so sehr, daß sie ihn an ihren Tisch nahm. Achtzehnjährig besuchte er die hohe Schule zu Erfurt, dort studierte er zuerst die Rechtsgelehrsamkeit, ging aber bald zur Theologie über und trat am 17. Juli 1505 ohne Wissen seines Vaters in das dortige Augustinerkloster. Vorher hatte er auf der Universitätsbibliothek zum erstenmale eine (lateinische) Bibel zu Gesicht bekommen. Auf des Generalvikars Staupitz Fürsprache durfte er im Kloster bald den Bettelsack mit den Schriftstudien vertauschen und wurde 1508 an die neugegründete kursächsische Universität Wittenberg berufen, wo er vornehmlich Vorlesungen über die heilige Schrift hielt und 1512 die theologische

Abb. 54. Inneres einer Buchdruckerei um die Mitte des 17. Jahrhunderts.
Holzschnitt von Abraham von Werdt.

Doktorwürde erwarb. Auch predigte er häufig und wuchs dabei in der eigenen Erkenntnis und Aneignung des ohne Verdienst der Werke allein rechtfertigenden Glaubens. Eine 1510 im Auftrage seines Konventes unternommene Reise nach Rom bestärkte ihn vollends darin. Am 31. Oktober 1517 schlug er seine 95 Sätze wider Tetzels Ablaßkram an die Türen der Schloßkirche zu Wittenberg. Von nun an war Kampf zwischen ihm und dem Stuhl zu Rom; 1520 tat ihn der Papst in den Bann. Luther antwortete darauf mit der Verbrennung der Bannbulle samt den römisch-kirchlichen Rechtsbüchern vor dem Elstertor zu Wittenberg. 1521 legte er vor Kaiser und Reich sein heldenmütiges Bekenntnis ab und weigerte den Widerruf: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen.“ Als er deshalb in die Acht erklärt wurde, ließ ihn der Kurfürst Friedrich der Weise nach der Wartburg in ein sicheres Asyl bringen. Hier, in seinem Patmos, lebte er als Junker Georg mit vollem Barte im Rittergewand (S. 201), hier begann er das große Werk der Bibelübersetzung, das er — 1522 nach Wittenberg zurückgekehrt — mit großem Eifer fortsetzte, aber erst 1534 vollendete. Seine Mönchskutte legte er am 9. Oktober 1524 öffentlich ab, indem er ohne sie predigte. Mit Katharina von Bora gründete er 1525 sein Haus, ein vorbildliches evangelisches Pfarrhaus.

— Unter viel Kampf und Widerspruch baute er seitdem das begonnene Werk der Reformation von Jahr zu Jahr weiter aus, rastlos tätig bei häufiger Leibesbeschwerde. Am 28. Januar 1546 reiste er nach seiner Vaterstadt Eisleben, um einen Streit der Mansfelder Grafen über ihr Bergwerk schlichten zu helfen, predigte, trotzdem er sich kaum von Krankheit erholt, noch viermal, wurde dann aufs neue kränker und entschlief am Morgen des 18. Februar. Sein Leichnam ruht in der Schloßkirche zu Wittenberg.

Durch seine Kirchenverbesserung, durch seine Zurückführung der christlichen Lehre auf das Wort Gottes brachte Luther auch in die Wissenschaft und in die Poesie einen neuen, geheiligten Inhalt. „Die Bibel und ihre Geschichte und Lehre," sagt Goedeke, „bildete den großen ehrwürdigen Hintergrund, den jede Dichtung haben muß, um wahrhaft lebensvoll zu wirken, und der seit dem Untergange des Heidentums bisher der deutschen Dichtung gefehlt hatte." Durch seine Bibelübersetzung wurde Luther der Reformator unserer Sprache, wie er der Reformator der Kirche war.

Im 15. Jahrhundert war das Mittelhochdeutsche mehr und mehr entartet und verwildert. Immer breiter machten sich in der zur Hohenstaufenzeit so herrlich erblühten Sprache die roheren Volksmundarten, immer schwankender wurde der allgemeine Sprachgebrauch, immer tiefer sank die Sprache in Formen und Lautverhältnissen. Am meisten litt darunter die Poesie. Für die Prosa bildete sich allmählich in Anlehnung an die fürstlichen wie städtischen Kanzleien eine **Kanzleisprache** heraus, die namentlich „durch Nürnberger und Augsburger Drucke zu allgemeinerer Verwendung und Ansehen kam." Dieser Sprachformen bediente sich Luther in seiner Bibelübersetzung. Er sagt davon in den „Tischreden": „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen; ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei; darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache." Diese Kanzleisprache nun mit Hilfe seiner obersächsischen Mundart zur allgemeinen hochdeutschen Schriftsprache, zum **Neuhochdeutschen** ausgebildet zu haben, ist Luthers großes Verdienst. Das bezeugt Jacob Grimm: „Luthers Sprache," sagt er, „muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meist zum Schaden der Kraft und des Ausdruckes abgewichen worden ist."

Kanzleisprache.

Neuhochdeutsch.

Insbesondere durch Luthers **Bibelübersetzung** wurde das Neuhochdeutsche die Sprache, die von Mitteldeutschland her ihren Sieg über ganz Deutschland, ja zuletzt auch über Niederdeutschland und die deutsche Schweiz, wenn auch nach langem Widerstreben beider, feierte.

Luthers Bibel.

Luthers Bibelverdeutschung war die erste, die nicht mehr bloß auf der lateinischen Übersetzung der alten Kirche beruhte, sondern auf das Original, den hebräischen und griechischen Text zurückging, welche die Treue gegen das Original mit verständnisvollem Eingehen in unseres Volkes Denk- und Sprachweise verband. Über ein Jahrzehnt dauerte seine erste Arbeit daran, und das Ganze ist nicht auf einmal zum Druck gelangt. Das neue Testament erschien 1522. Altes und Neues 1534, sieben Jahre danach (1541) eine durchgreifende Überarbeitung, an der sich Melanchthon und andere Freunde seit 1539 beteiligt hatten. Fort und fort feilte er an seiner Arbeit bis zu der letzten von ihm revidierten Ausgabe von 1545, (im ganzen erlebte er zehn Originalauflagen und ca. 54 Nachdrucke seiner ganzen

Martin Luther nach Lukas Cranach.

Farbenholzschnitt, wie sie vor und nach Luthers Tode zu Tausenden verbreitet wurden.

Unterschrift aus einem Briefe an seine Frau vom Jahre 1541.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Bibel), und wohl darf man — trotzdem die fortgeschrittene Sprachwissenschaft manchen Übersetzungsfehler nachgewiesen hat — mit Goedeke sagen: „Nie ist ein Buch in der Welt so meisterhaft übertragen wie die Bibel von Luther."

Vom Dolmetschen.

Luther spricht sich selbst in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen", d. h. Übersetzen, über die Schwierigkeiten der Übersetzung und seine Methode dabei folgendermaßen aus:

Abb. 55. Luther als Junker Jörg auf der Wartburg.
Nachbildung eines Holzschnittes von Lukas Cranach d. Ä. vom Jahre 1522.

„Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern; läuft einer jetzt mit den Augen durch 3 oder 4 Blätter und stößt nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Bret, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könnte so fein dahergehen. — — Denn ich habe Deutsch, nicht Lateinisch noch Griechisch reden wollen .... Als wenn Christus spricht: Ex abundantia cordis os loquitur und ich soll dolmetschen: Aus dem Überfluß des Herzens redt der Mund, sage mir: ist das deutsch geredt? so wenig als: Überfluß des Kachelofens 2c.; sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann auf dem Markt, dem du auf das Maul sehen sollst: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über! Item da der Engel Mariam grüßt: Maria voll Gnaden! wo redt der deutsche Mann so? Er denkt an ein Faß voll Bier oder Beutel voll Geldes. Darum habe ich's verdeutscht: „du holdselige!" Und hätte ich das beste Deutsch nehmen sollen, so hätte ich also verdeutschen müssen: „Gott grüß dich, du liebe Maria!" Denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er hätte wolln sie

deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: du liebe Maria! Der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann: ich weiß nicht, ob man das Wort ‚liebe' auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderen Sprachen reden möge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinnen, wie es tut in unserer Sprache."

Einen tatsächlichen Beleg für diese unermüdliche Dolmetsch-Arbeit Luthers gibt das von mir beigefügte Faksimile des von ihm zu seiner ersten Ausgabe des Psalters von 1524 niedergeschriebenen und für den Druck rot korrigierten, ursprünglichen Textes (Ps. 22—24), dem er erst in der Ausgabe von 1531 die Fassung gab, welche wir noch gegenwärtig in unsern Bibeln haben. (Siehe Beilage 38.)

Vor dem Erscheinen des neuen Testamentes Luthers 1522 war die ganze Bibel schon vierzehnmal in oberdeutscher und dreimal in niederdeutscher Übersetzung gedruckt worden. Die älteste dieser Bibeln ist die 1466 von Johann Mentel in Straßburg gedruckte oberdeutsche; die jüngste die 1522 in Halberstadt erschienene niederdeutsche; die schönste die 1483 von Anton Koburger in Nürnberg gedruckte. Den sämtlichen oberdeutschen Bibeln liegt eine alte Übersetzung zu Grunde, die sicher schon aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammt und deren neutestamentlicher Teil in seiner ursprünglichen Gestalt jetzt in dem 1884 von Klimesch herausgegebenen „Codex Teplensis" uns vorliegt. — Außer dieser einen Übersetzung gab es dann noch eine große Anzahl anderer, von welchen außer den Psalmen und den kirchlichen Perikopen nichts gedruckt ist; handschriftliche Reste davon finden sich in den Bibliotheken verstreut. Alle diese Übersetzungen sind nach der Vulgata gemacht. Ihre Verbreitung war eine sehr geringe. Luther scheint von ihnen nichts gewußt zu haben; als ausgemacht darf gelten, daß er, als er seine Übersetzung anfertigte, die vorhandenen deutschen Bibeldrucke nicht gesehen hatte und also auch nicht benutzen konnte. — Außer diesen Bibelübersetzungen gab es im späteren Mittelalter die sogen. „Historienbibel", eine mit oft wunderlichen Zutaten aus der Profangeschichte und den Apokryphen und mit Legenden versetzte biblische Geschichte, welche für weite Kreise des Volkes fast die einzige Quelle der Kunde von biblischer und weltlicher Geschichte gewesen zu sein scheint. Auch in ihr sind die der Bibel entnommenen Teile aus der Vulgata übersetzt. Die Sprache in allen diesen Übersetzungen war unbeholfen und rauh (vgl. die Proben in Neubauers Lutherausgabe, Denkm. ält. d. Lit. III, 2), darum gerieten sie in Vergessenheit, sobald Luthers meisterhafte Arbeit erschien, welche die Bibel mit einem Schlage zu dem gelesensten Volksbuche machte. Auch der Bibeldruck kam erst mit Luthers deutscher Bibel und in Wittenberg zum rechten Aufschwung.

Melchior Lotter.

Seit 1518 hatte Luther mehrere seiner Schriften dem Buchdrucker **Melchior Lotter**, der in Leipzig zugleich ein bedeutendes Verlagsgeschäft und einen offenen Buchladen unterm Rathause besaß, in Auftrag gegeben, und war mit der Ausführung so zufrieden gewesen, daß er diesen tüchtigen Mann, bei dem er während der Leipziger Disputation zur Herberge lag, ganz nach Wittenberg zu ziehen wünschte, wo es damals nur einen bedeutenden Buchdrucker, Johann Grunenberg, gab, der seit 1516 für Luther gedruckt hatte, aber keine so schöne Typen wie Lotter hatte. Ende 1519 errichtete denn auch Lotters ältester Sohn, dem sich später ein jüngerer anschloß, ein Zweiggeschäft in Wittenberg, aus dem die meisten Schriften Luthers von 1520—1523 hervorgegangen sind. Auf Lotterschen Pressen wurde im Jahre 1522 das Neue Testament gedruckt, das im September in Folioausgabe unter dem einfachen Titel: „Das newe Testament, Deutzsch, Vuittenberg" ohne Namen des Übersetzers wie des Druckers erschien, erst bei der zweiten Auflage nannte sich Melchior Lotter der Jüngere als Drucker. Am Alten Testament setzte derselbe auch 1523 und 1524 die Arbeit fort. — Da fiel 1525 der junge Lotter bei dem Kurfürsten Johann Friedrich in Ungnade, weshalb er nach Leipzig zurückkehrte, und die Arbeit ging über auf **Hans Lufft**, einen „geschickten und unter-

Erklärungstafel zu dem Blatt aus Luthers Psalmüberſetzung.

[regnum dei]
der herr hatt eyn reich
Denn [das reich iſt des herrn]
[volckern]
vnd er iſt eyn herr vnter den heyden
Las 2 1 [reichen] las ſich
[Es] [haben] eſſen vnd betten an alle fetten auff erden. [Es kni] Las knie
[beugen ſich] fur yhm alle die ynn den ſtaub liegen beugen
sunt illi qui animam suam non viuificant et morientes
vnd der [hellt] ſeyne ſeele nicht [beym] leben leſſt.
Eyn ſame wird yhm dienen
vom
[dem] herrn wird man verkundigen zu kinds kind
Sie werden komen vnd ſeyne gerechtickeyt predigen
dem volck das geborn iſt, das ers thutt.

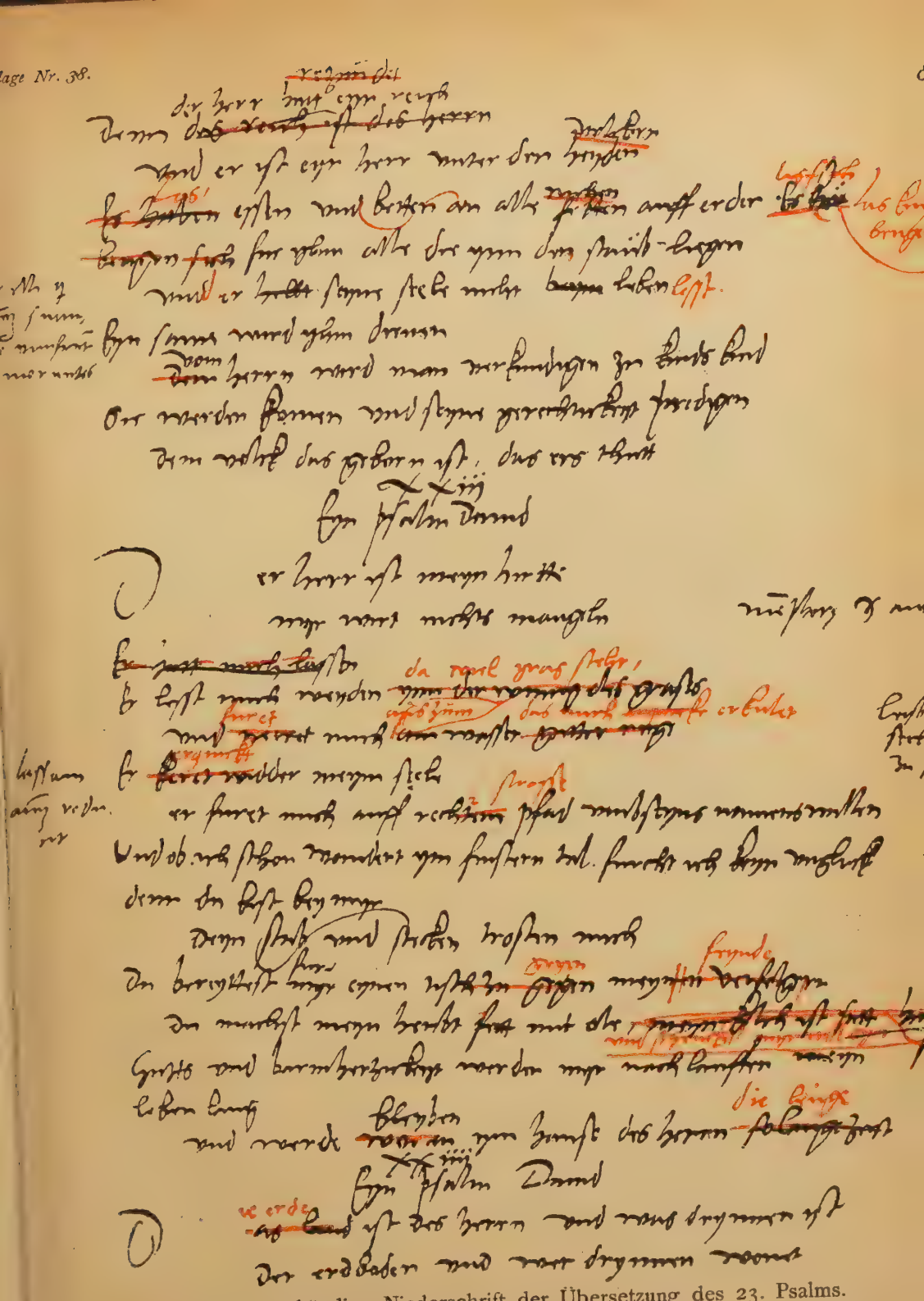
XXIII
Eyn pſalm Dauid

D er herr iſt meyn hirtte
myr wirt nichts mangeln metaphorice de auaritiis
[Er hatt mich laſſen]
da viel gras ſteht,
Er leſſt mich weyden [ynn der wnung des graſes] leyb vnd
furet [aus] zum das mich [erquicke] erkulet ſeel widder
vnd [neeret] mich [am] waſſer [gutter ruge] zu ſein
erquickt
lassam animam reducit
Er [keret widder] meyne ſeele
r ſtraſſe
er furet mich auff rechte[m pfad] vmb ſeyns namens willen
Vnd ob ich ſchon wandert ym finſtern tal. furcht ich keyn vngluck
denn du biſt bey myr
3 2 1
Deyn ſtab vnd ſtecken troſten mich
fur gegen feynde
Du bereytteſt myr eynen tiſch [zu gegen] meyne[n verfolgern]
du machſt meyn heubt fett mit ole, [meyn kelch iſt fett hatt die fulle
vnd ſchenckeſt myr voll eyn
Gutts vnd barmherzickeyt werden myr nach lauffen meyn
leben lang
bleyben die lenge
vnd werde [wonen] ym hauſe des herrn [ſo lange zeit]

XXIIII
Eyn pſalm Dauid

ie erde
D [as land] iſt des herrn vnd was drynnen iſt
der erdboden vnd wer drynnen wonet

Erklärung: wnung, verſchrieben für wonung. Wonung des Graſes — wörtlich nach dem Hebräiſchen; „in habitaculis herbosis“ hat Luther ſelbſt in ſeiner lateiniſchen Pſalmauslegung (Erlanger Ausgabe. Band XVII S. 204). — ruge = ruhe. — erkulet = kühl macht, erfriſcht; in Grimms Lexikon wird es nur als intranſitiv gebraucht erwähnt; die Pſalmausgabe von 1528 hat: „erkület“; — keret widder, wörtlich nach dem Hebräiſchen; Vulgata: convertit.



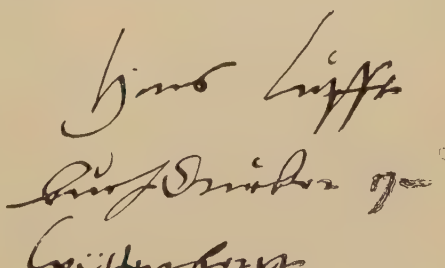
Luthers eigenhändige Niederschrift der Übersetzung des 23. Psalms.

Aus der Lutherhandschrift des Psalters in der k. Bibliothek zu Berlin. Genaue Nachbildung des Originals.

Abb. 56. Hans Lufft, Luthers Bibeldrucker, gestorben zu Wittenberg 1584, 89 Jahre alt. Nach dem Bildnis in der Roth-Scholtzeschen Sammlung von Buchdruckerporträts vom Jahre 1726.

nehmenden Mann", der nahezu 60 Jahre lang Luthers Bibel gedruckt hat und darum wohl der „Bibeldrucker" genannt werden darf.

Hans Lufft, der mit Luther stets in freundschaftlichem Verhältnisse stand und auch dessen übrige Werke seit 1529 wohl zum größeren Teile druckte, war 1495 geboren, wurde 1550 Ratsherr und 1563 Bürgermeister der Reformationsstadt, in welcher Würde er 1584 starb. Seit dem Jahre 1534, in welchem der erste vollständige Bibeldruck von ihm in Arbeit genommen wurde (Beilage 39. 40), bis zu seinem Todesjahre 1584 sollen mehr als 100 000 Bibeln aus seiner Werkstatt hervorgegangen



Unterschrift einer eigenhändigen Quittung vom 26. März 1528. Original in der Culemannschen Sammlung zu Hannover.

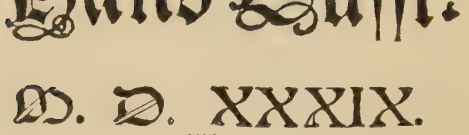


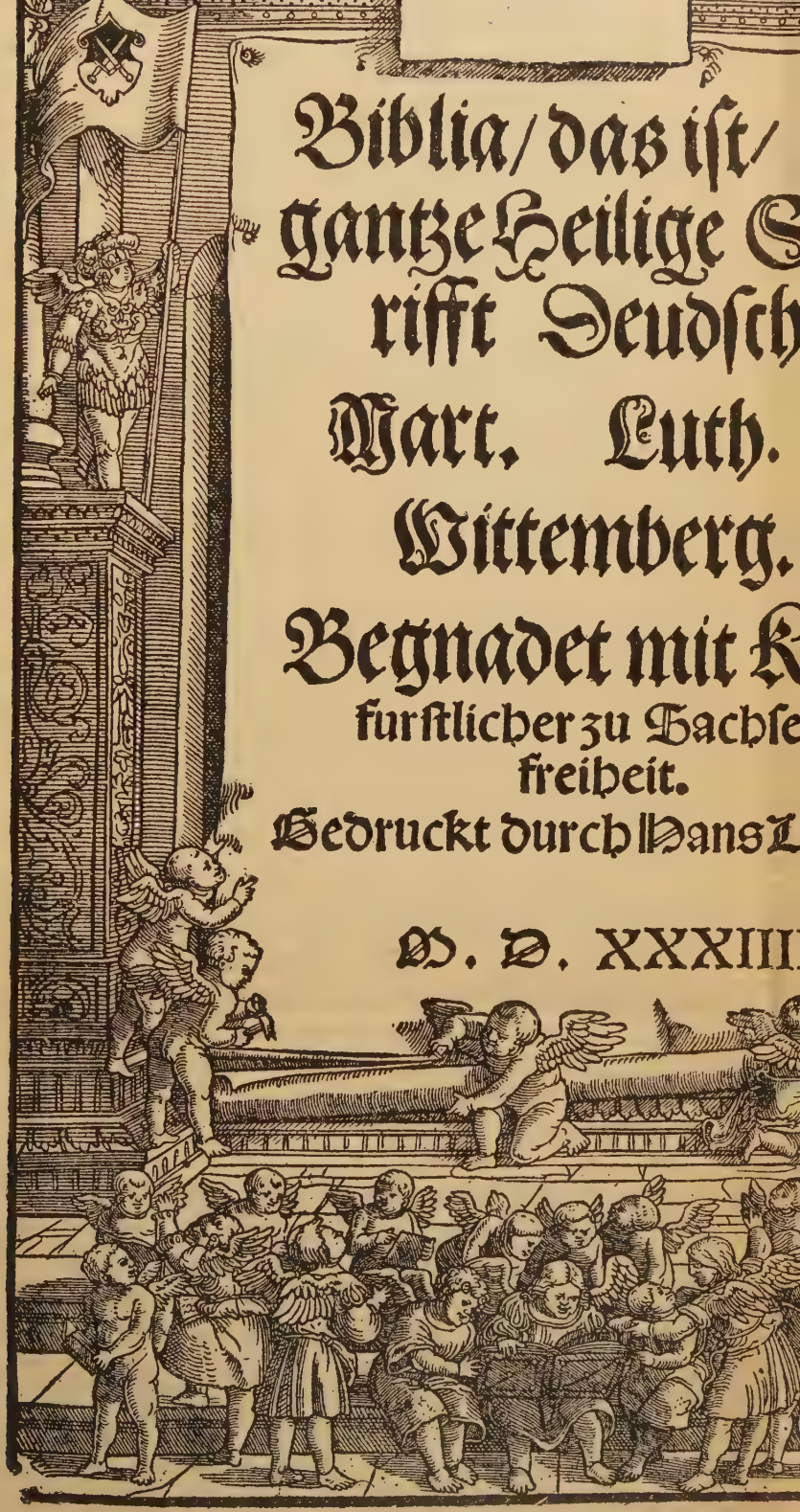
Abb. 57.

Luther'schen Schriften findet. Während der Reformator 1530 auf Koburg weilte, ließ Prinz Johann Friedrich für ihn einen Siegelring — „ein schön Pitschier" — mit diesem Wappen anfertigen. Das gab ihm Anlaß, sich in einem Briefe an seinen Freund Spengler in Nürnberg über den Sinn desselben auszulassen. „Ein Merkzeichen seiner Theologie" sollte es sein. „Das erst sollt ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig machet. — — Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede gibt und kurz in eine weiße, fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Friede und Freude gibt, darum soll die Rose weiß und nicht rot sein, denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarben Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig — — und um solch Feld einen gülden Ring, daß solch Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höhest, edelst und köstlichst Erz ist." In diesen Farben befindet es sich oberhalb der Eingangstür zum Lutherzimmer auf der Wartburg.

Abb. 58. Luthers Wappen von der Rückseite von Luthers Schrift „Vom Kriege wider die Türken", Druck von 1529.

Abb. 59. Luffts Druckerzeichen.

Dieselbe Volkstümlichkeit, welche Luthers Bibelübersetzung auszeichnet, geht durch die ganze ansehnliche Reihe seiner übrigen Werke. Wie er der Schöpfer des evangelischen Kirchenliedes, auf das ich weiterhin zurückkomme, genannt werden darf, so hat er auch in allen seinen zahlreichen **Prosaschriften** — man zählt deren, kleinere und kleinste mitgerechnet, gegen 500 — stilistisch bahnbrechende und grundlegende, sprachgewaltige Muster und Vorbilder geschaffen, von denen noch das gegenwärtige Geschlecht lernen kann. Und doch hat er öfters den Wunsch ausgesprochen, daß „alle seine Bücher zu Grunde gehen oder neun Klaftern tief unter



Titel des ersten Drucks der ersten vollständi

dem wasser.

Vnd Gott sprach/Es werde liecht/ Vnd es ward liecht/vnd Gott sahe das liecht fur gut an/Da scheidet Gott das liecht vom finsternis/ vnd nennet das liecht/Tag/vnd die finsternis/Nacht/ Da ward aus abend vnd morgen der erste tag.

/Es werde eine feste zwisschen den wassern/vnd
zwisschen den wassern/Da macht Gott die Fe/
wasser hunden/von dem wasser droben an der Fe/
also/Vnd Gott nennet die Festen/Himel/ Da
morgen der ander tag.

/Es samle sich das wasser vnter dem himel/an
n das trocken sehe/ vnd es geschach also/ Vnd
ken/Erde/vnd die samlung der wasser nennet er/
e es fur gut an.

/Es lasse die erde auff gehen gras vnd kraut/das
uchtbare beume/ da ein iglicher nach seiner art
be seinen eigen samen bey im selbs/auff erden/
/Vnd die erde lies auff gehen/gras vnd kraut/
iglichs nach seiner art/vnd beume die da frucht
samen bey sich selbs hatten/ein iglicher nach sei
e es fur gut an/Da ward aus abend vnd mor/

/Es werden Liechter an der Feste des Himels/
nacht / vnd geben/zeichen/monden/tage vnd
an der Festen des himels/das sie scheinen auff er/
also/Vnd Gott macht zwey grosse liechter/Ein
ag regire/vnd ein klein liecht/das die nacht regi/
/Vnd Gott setzt sie an die Feste des himels / das
de/vnd den tag vnd die nacht regirten/vnd schei/
rnis/Vnd Gott sahe es fur gut an/Da ward aus
r vierde tag.

/Es errege sich das wasser mit webenden vnd le/
mit geuogel das auff erden vnter der Feste des hi
tt schuff grosse walfische vnd allerley thier/das
vom wasser erregt ward/ein iglichs nach seiner
erts geuogel/ein iglichs nach seiner art/Vnd Got
segnet sie/vnd sprach/Seid fruchtbar vnd meh
das wasser im meer/ vnd das geuogel mehre sich
aus abend vnd morgen der funffte tag.

/Die erde bringe erfur lebendige thier/ein jg/
viech/gewürm vnd thier auff erden/ein iglichs

A nach

Zeichen / als der sonnen/vnd monden finsternis / vnd andere wunder am himel.

Monden/ als die Jar feste/als new monden/vol monden etc.

Tage / als die Ostern / Pfingsten/ etc. vnd bey vns die Quatember/ vnd andere namhafftige tage im jar.

Erste Seite des ersten Druckes der
llständigen Bibelübersetzung Luthers aus dem Jahre 1534.

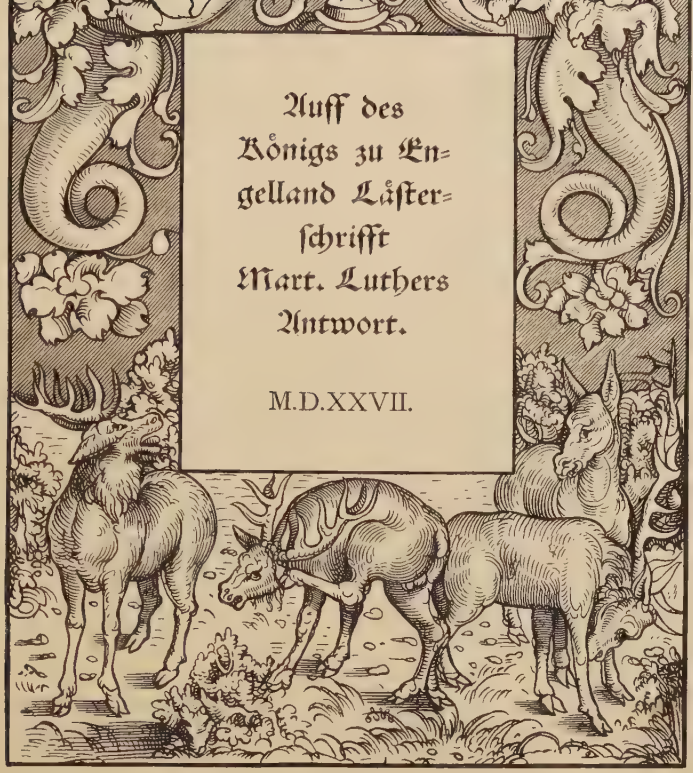


Abb. 60. Titel einer Lutherſchen Streitſchrift.

gezeichnet durch ihre knappe, kernige, herzbewegliche Sprache; demnächſt ſeine Katechismen, pädagogiſche Meiſterwerke und Grundpfeiler der von ihm ebenfalls ins Daſein gerufenen evangeliſchen Volksſchule; ferner ſeine „aufs einfältigſte den Ungelehrten“ gehaltenen Predigten, die teils einzeln, teils in Poſtillen herauskamen, und deren nicht geringſter Vorzug ihre Kürze war (nach ſeiner eignen Regel: „Geh flugs hinauf, tu's Maul auf, hör bald auf!“). Unter der großen

Zahl nenne ich nur die Sermone vom ehelichen Stande (neuerdings mit verwandten Stücken in der „Ausgabe der Bücherfreunde" u. d. T. „Von Ehe- und Klostersachen" wieder veröffentlicht) und die sieben Predigten wider die Bilderstürmer. — Eine noch großartigere Beredsamkeit tritt hervor in den verschiedenen Sendschreiben, so in dem berühmten, scharf schneidigen und durchweg packenden „An den Christlichen Adel deutscher Nation: von des Christlichen standes besserung" 1520, worin er ein eingehendes lebendiges Bild von den Mißbräuchen in der Kirchenverfassung und weltlichen Regierung entwirft und seine reformatorischen Ideen entwickelt. Für die Begründung der evangelischen Volksschule war entscheidend sein Sendschreiben „An die Radherrn aller stedte deutsches lands: das sie Christliche schulen auffrichten und halten sollen". Sehr wichtig für die Kenntnis seines Lebens und seiner Lehre sind seine Briefe, von denen wir gegen 3000 besitzen (in Auswahl herausgegeben von C. A. v. Hase) und die uns noch jetzt fesseln, sei es, daß er an sein Hänschen väterlich kindlich schreibt oder mit „Meinem lieben Herrn Frau Katherin Lutherin" harmlos scherzt oder an Gelehrte, Fürsten, den Papst 2c. mit ernst wissenschaftlicher Auslassung oder streng mahnender Rede sich wendet. — Ergänzt werden dieselben durch die erst nach seinem Tode von Freunden veröffentlichten „Tischreden", die das Bild des ganzen Mannes in dankenswerter Weise vervollständigen. — Sehr zahlreich sind seine polemischen Schriften oder, wie er sie selbst nennt, seine „Streitbücher" oder auch „Quaternlein" und „Sexternlein", d. h. einfache Bogenlagen zu vier oder sechs Blättern, so daß ein Sexternlein zwölf und ein Quaternlein acht Seiten hatte. Während durchwegs ein naturwüchsiger Humor in Luthers Schriften zu Tage tritt, herrscht hier eine oft alle Grenzen überschreitende derbe Satire vor, man fühlt darin das „altdeutsche, an den alten Donnergott Thor erinnernde Zornfeuer", wie es Wolfgang Menzel nennt, hindurch, aber nicht minder auch immer den heiligen Eifer um seines Gottes und sein Volkes Sache. Schon die Titel sind hier charakteristisch. So veranlaßte ihn die Heiligsprechung des 1107 verstorbenen Bischofs Benno von Meißen durch Papst Hadrian zu einer Schrift „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden." Gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig, einen eifrigen Papisten, war die Schrift „Wider Hans Worst" gerichtet; ebenso unmäßig bitter und hart waren die Schriften „Wider die Mördischen und reubischenn Rottenn der Paurenn" und besonders „Auff des Königs zu Engelland Lästerschrift Mart. Luthers Antwort". Die noch junge Buchdruckerkunst überschwemmte mit ihnen in zahllosen Nachdrucken das deutsche Land. Deutsche Künstler, besonders Cranach und seine Werkstätte, verzierten die Titel mit teils guten, teils geringen, oft satirisch anzüglichen Vignetten. Die auf Seite 205 verkleinert abgedruckte Probe möge das Aussehen der Originaldrucke Lutherscher Streitschriften veranschaulichen.

Eine empfehlenswerte Auswahl von Luthers Schriften mit erklärenden Einleitungen 2c. ist die von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider unter dem Titel: „Luthers Schriften für das christliche Haus" und die von Neubauer in den „Denkmälern älterer deutscher Literatur" in 2 Bdn. herausgegebene. Seit dem Lutherjahr 1883 wird dem Reformator durch die von Knaake begonnene, übrigens nur durch eine reiche Beisteuer Kaiser Wilhelms I. ermöglichte Weimarer kritische Gesamtausgabe seiner Werke ein würdiges literarisches Denkmal errichtet.

Der katholische Prälat von Döllinger sagt von Luther: „Er ist der gewaltigste Volksmann, der populärste Charakter, den Deutschland je besessen." Darum lag es ihm auch so am Herzen, das Schulwesen zu heben und seine Segnungen allen Volksschichten zugänglich zu machen; es ist schon vorhin ge-

Ain new lied herr Vlrichs von Hutten.

Ich habs gewagt mit ſinnen
vnd trag des noch kain rew
Magich nit dran gewinnen
noch můß man ſpüren trew
Dar mit ich main
nit aim allain
Wen man es wolt erkennen
dem land zů gůt
Wie wol man thůt
ain pfaffen feyndt mich nennē

Da laß ich yeden liegen
vnd reden was er wil
Het warhait ich geſchwigen
Mir weren hulder vil

Wer wais ob ichs werd rechen
Stat ſchon im lauff
So ſetz ich drauff
Můß gan oder brechen

Dar neben mich zů tröſten
Mit gůtem gwiſſen hab
Das kainer von den böſten
Mir eer mag brechen ab
Noch ſagen das
Vff ainig maß
Ich anders ſey gegangen
Dan Eren nach
Hab dyſe ſach
In gůtem angefangen

Oberer Teil des „Ain new lied Herr Ulrichs von Hutten“.
(Strophe 1 & 5 ganz, von Strophe 2 & 4 je 4 Zeilen.)
Nach dem Original-Abdruck (1521) in der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

sagt, daß die evangelische Volksschule ihn ihren Vater nennen darf. Leider trat ihm die Gelehrsamkeit bei den höheren Anstalten hemmend in den Weg. Nur in den niederen Schulen wurde die Heimatsprache geduldet; vor Studenten deutsch zu sprechen hat nur ein Mann des 16. Jahrhunderts gewagt: Paracelsus zu Basel, und sein Vorgang blieb ohne Nachfolge. Selbst von Luthers nächstem Freunde, **Melanchthon,** der auch der Zeitneigung gemäß seinen guten ehrlichen Namen Schwarzerd ins Griechische übersetzte, gibt es nur lateinische Schriften. Wer als Dichter etwas gelten wollte, mußte lateinische Verse machen, nur ein solcher wurde mit dem Lorbeer von Kaiserlicher Majestät gekrönt — eine Sitte, die mit dem Aufblühen des Humanismus von Italien gekommen war — wie auch **Ulrich von Hutten** wegen seiner lateinischen Schriften vom Kaiser Maximilian zu Augsburg 1518 gekrönt ward.

Abb. 61. Ulrich von Huttens Bildnis von einer seiner Streitschriften gegen Erasmus. Nach dem Exemplar der Bibliothek der deutschen Buchhändler zu Leipzig.

Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten, geb. 21. April 1488 auf dem Schlosse Steckelberg in Franken, nach einem unruhigen, stürmisch bewegten Leben am 29. August 1523 auf der Insel Ufenau im Zürchersee gestorben, hat auch einzelne deutsche Bücher geschrieben, nachdem er damit angefangen, seine lateinischen Schriften ins Deutsche zu übersetzen. Das längste und umfassendste Reimgedicht Huttens „Clag und Vormanung gegen dem übermäßigen unchristlichen Gewalt des Bapts zuo Rom und der ungeistlichen Geistlichen" ist in freilich etwas ungehobeltem Deutsch verfaßt; darin erklärt er, warum er jetzt deutsch schreibe:

Latein ich vor geschriben hab',
das was eim jeden nit bekannt.
Jetzt schreib ich an das Vaterland.

Berühmt geworden ist vor allem sein 1521 gedrucktes „new lied": „Ich habs gewagt mit sinnen" (Beil. 41), das mit den Worten schließt:

Auf, landsknecht gut und reuters mut,
last Hutten nit verderben!

Kurz, das 16. Jahrhundert, welches der deutschen Sprache eine neue Bahn brach, war das „Blütenalter der lateinischen Dichtkunst unter den Barbaren". Dadurch kamen natürlich viele überflüssige und unverständliche Fremdwörter in die deutsche Sprache, und das Übel wurde durch den Verkehr mit Italien und Frankreich noch schlimmer, wenn auch der welsche

Einfluß erst im 17. Jahrhundert sich zu seiner ganzen Höhe entwickelte. Nur klein war die Zahl der Gelehrten, welche dieses undeutsche Wesen rügten, und die es taten, widersprachen sich oft selbst in ihren Schriften und vermochten nicht die Entfremdung zwischen dem Volke und seinen höchsten Bildnern auszugleichen.

Gelehrten-Poesie.

Sehen wir uns nun etwas näher in der **Poesie der Gelehrten** um, so finden wir die alten Heldengesänge völlig vergessen und verklungen; in vornehm geringschätziger, meist spöttischer Weise wurde wohl noch hie und da davon Notiz genommen, aber als wertvoll und mustergültig galt nur die Sagendichtung des klassischen Altertums. Ein deutscher Stoff wurde allein durch das Gewand der Allegorie und Mythologie poetisch zulässig, wie 1568 das Lob des Herzogs von Bayern und des bayrischen Herzogshauses in dem „Lustgart Newer Teutscher Poeterey" von Mathias Holtzwart von Harburg. Damit verbunden ging ein lehrhafter, meist auch polemisch-satirischer Zug durch die ganze epische Poesie des 16. Jahrhunderts. Darum behauptet auch Sebastian Brants „Narrenschiff" seine Beliebtheit, und nächst ihm, ja von vielen noch höher wurde **Thomas Murner** geschätzt, dessen vielfach im Parteikampf verunglimpftes Lebens- und Charakterbild im Jahre 1879 von Karl Goedeke in ein viel günstigeres und gerechteres Licht gestellt worden ist.

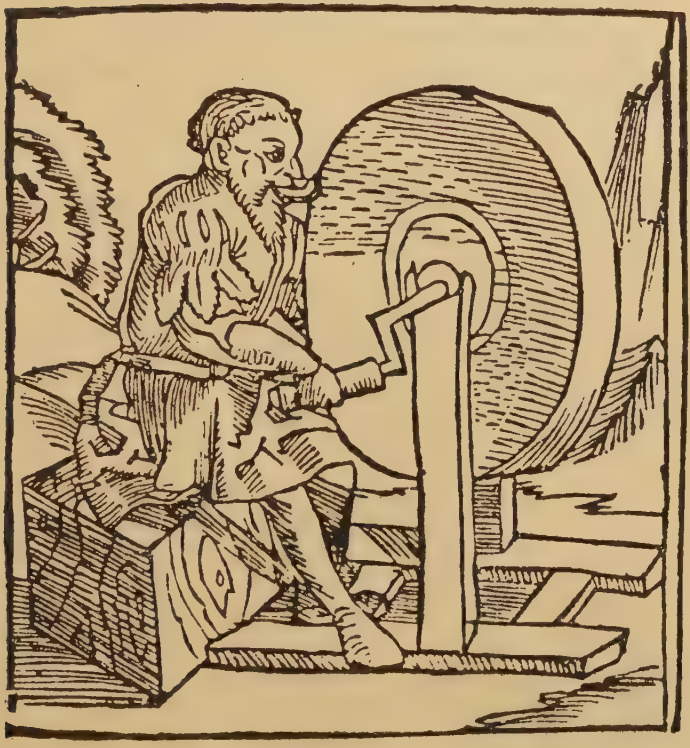
Abb. 62. Thomas Murner.
Nach einem Stich von H. Pfenninger.

Thomas Murner.

Thomas Murner wurde um 1475 zu Straßburg im Elsaß geboren, trat 1491 in den Barfüßerorden und erhielt 1494 die Priesterweihe. Von seinen Obern zu höherem gelehrten Studium bestimmt, besuchte er mehrere auswärtige Universitäten und wurde vermutlich in Paris Magister der freien Künste. In Krakau erwarb er 1499 das theologische Baccalaureat, bald danach weilte er als Lehrer in Freiburg im Breisgau, wo er später auch Doktor der Theologie wurde. Noch vorher krönte ihn Kaiser Maximilian zu Worms mit dem „poetischen Lorbeer"; wofür ist nicht bekannt, denn seine bedeutendsten Dichtungen, „Narrenbeschwörung" und „Schelmenzunft", erschienen erst 1512. In beiden bewährte er sich als „einer der einsichtigsten, unbefangensten und freimütigsten Ordensgeistlichen seiner Zeit."

Murners Schelmenzunft.

Glatte wörter schleyffen.



Die welt ist yetz des lists so vol
wer sie überlisten sol
Der ist von künstenreychen synnen
vnd muß mer dañ ich selber kynnen
Auch nach der rechten schnierly greyffen
vnd freylich glatte wörter schleyffen
All warheit leyt yetz vff der erd
wer mit vmbgat der ist nit werd

etc.

Probeseite aus:

„Der schelmen Zunft / Anzeigung alles Weltleuffigen mutwils / Schalckheiten vnd bubereyen diser zyet durch doctor Thomas Murner von Straßburg / schympflichenn erdichtet / vnnd zu Franckfurt an dem Meyn geprediget. Getruckt vnd volendet in der loblichen statt Straßburg / durch Johannem Knobloch. Als man zalt nach der geburt Christi vnsers Herren / Tausent Fünffhundert vnd sechtzehen Jare."

(Nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.)

Murners lutherischer Narr.

Von dem grossen Lutherischen Narren wie in doctor Murner beschworen hat. ꝛc.

Titelblatt von Murners „Grossem lutherischen Narren". (1522.)
Genaue Nachbildung des Exemplares der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

„Item dis buch ist getruckt mit priuilegien von Keiserlicher vnd Hyspanischer maiestat durch gnaden erlangt / das dis buch niemans nach trucken sol in .V. iaren / vnd ob es nach truckt wurd / die niemand verkauffen sol im heiligen römischen reich bei verlierung X marck lötiges golds / alles nach vermög und inhalt brieflicher vrkünd darüber begriffen / die ich vff beger zu besichtigen mit verhalten wil / vnd hie mit mengklich gewarnt haben / vnd ist vollendet von Johannes Grienninger / burger zu Straßburg vff freitag nach sant Luci vnd Ottilien tag. In dem iar nach der geburt Christi vnsers lieben herren Tusent fünffhundert zwei vnd zwentzig. ꝛc.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

In der „Narrenbeschwörung“ (1879 von Goedeke, 1894 von Spanier neu herausgegeben), in welcher er die Narren unter sprichwörtliche Rubriken (z. B. eine wächserne Nase machen, mit Gott die Geiß hüten, Esel gürten, Zungen schleifen ꝛc.) ordnet, rügt er den Verfall des christlichen Lebens und das Ablaßwesen; von den Geistlichen sagt er: Narrenbeschwörung.

Wir kaufent unser glück und heil; / das selbig als man käuflich findt,
sag mir, was ist iez nit feil? / Gnade und ere, ouch iren gunst,
Tugend, ere und erberkeit / das sie empfangen hond umbsunst
verkäuft uns als die Geistlichkeit. / Von Christo Jhesu in sim leben,
Rü (Reue) und leid umb unser sünd / das sies umbsunst soln wiedergeben.

Die „Schelmenzunft“ (1881 von Scherer in Faksimiledruck, 1890 von E. Matthias herausgegeben) ist in Gesprächsform abgefaßt; die Schelme werden unter verschiedenen Rubriken, je mit entsprechenden Holzschnitten aufgeführt, voran „die blawen enten prediger“, d. h. die Geistlichen, die auf der Kanzel, statt von Gottes Wort, von allerlei unnützen und läppischen Dingen reden. Auch der Gebrauch der lateinischen Sprache im Gottesdienst wird gerügt. Dann folgen die Zungendrescher, die Schulsackfresser (die ihr Erlerntes wieder aufzehren), die Ohrenmelker (die den Leuten nach dem Munde reden) ꝛc. (Beil. 42.) Schelmenzunft.

Über beide Dichtungen predigte Murner auch. Danach scheint er nach Italien gegangen zu sein, um Jurisprudenz zu studieren. 1515 hielt er in Trier Vorlesungen über die Institutionen, die er 1519 „nach Laut und Ordnung des lateinischen Buchstabens verdeutscht“ herausgab. In demselben Jahre war auch ein neues Gedicht, die „Gäuchmatt“, von ihm erschienen. Er nennt es einen „Schimpf“ (Scherz), den „er sich zur Fastnachtserholung von seinen ernsteren Studien gegönnt habe.“

Die „Gäuchmatte“ (Kuckucks- oder Narrenwiese) zur straff allen wibschen Mannen; also eine Verhöhnung der weibischen Männer, die sich von den Weibern äffen und gängeln lassen (1896 von Uhl herausgegeben). Der Gauch oder Kuckuck erscheint hier als Vogel der Venus; die Gäuche sind Venusdiener, die sich von den Weibern zu allerhand Torheiten, oft zu den größten Freveln verleiten lassen. Gäuchmatt.

Im Jahre 1519 war Murner in Basel Doktor beider Rechte geworden. Aber auch mit theologischen Fragen beschäftigte er sich noch; ja er gab Luthers zuerst lateinisch erschienene Schrift von „der babylonischen Gefängnis der Kirche“ in deutscher Übersetzung heraus und widmete seitdem den Schriften Luthers und seiner Lehre eine stete Aufmerksamkeit, die ihn freilich bald dazu führte, gegen die Reformation Front zu machen. Eine ganze Reihe Büchlein ließ er nun wider Luther und seine Anhänger drucken, welche wiederum viele Schmähschriften wider ihn selbst hervorriefen. Auf diese antwortete Murner in seiner Satire „Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Doctor Murner beschworen hat“ (herausgegeben von H. Kurz), die Goedeke „seine beste Dichtung“ nennt, „in der eine übermütige, fröhliche, ja bacchantische Laune herrscht, wie im ganzen übrigen Zeitalter der Reformation sonst nirgends“. Auch diese Schrift zeigte, wie alles, was in jener Zeit gedruckt ward, dieselbe Liebhaberei für ausschmückende Holzschnitte; unter dem Titel sieht man einen Mönch mit einem Katzenkopf, welcher einem auf der Erde liegenden Narren mit einem Stricke den Hals zusammenzieht, aus dem verschiedene kleine Narren herausfahren. Das ganze war eine Wiederaufnahme der „Narrenbeschwörung“. (S. Beilage Nr. 43.) Vom Lutherischen Narren.

Im Jahre 1523 wurde Murner als Gegner Luthers von König Heinrich VIII. nach England gerufen und sehr wohlwollend aufgenommen. Nach seiner Heimkehr nötigte ihn die inzwischen in Straßburg zum Siege gelangte Reformation, in die Schweiz nach Luzern zu flüchten. Auch dort war nicht lange seines Bleibens. Nach mancherlei Irrfahrten kam er als Pfarrer nach Oberehenheim (bei Straßburg), wo er um 1536 starb.

Gengenbach.

Gegen Murner richtete der Schweizer Dichter **Pamphilus Gengenbach**, der in Basel zwischen 1509 und 1524 als Buchdrucker lebte, die Satire „Ein grausam History von einem Pfarrer und einem Geist und dem Murner" (der die Reformation beschwören will, aber von dem Geist derselben verschlungen wird).

Gengenbach dichtete übrigens außer dieser und noch mehreren anderen Satiren auch einige historische Lieder, so „Der alt Eydgenoß", „Der Bundschuh" u. a. Das Bedeutendste leistete er aber als dramatischer Dichter. Seine Fastnachtspiele tragen durchweg einen ernst-sittlichen Charakter und sind von kulturgeschichtlicher Bedeutung: in der „Gauchmatt" (Narrenwiese) wird die Unkeuschheit gestraft, indem die verschiedenen Alter und Stände charakterisiert werden, die sich ihr hingeben; in dem „Nollhart" fragen die politischen Mächte der Reihe nach den Bruder Methodius, Brigitta und die Sibylla von Cumä um ihre Zukunft, und allen, dem Papst, dem Kaiser 2c. wird tüchtig die Wahrheit gesagt.

Luthers Satiren und Fabeln.

Wie wir oben sahen, kann man auch **Luther** zu den Satirikern rechnen; das Schärfste hat er in der „Bulla vom Abentfressen des Allerheyligsten Herrn des Bapstes", das Geistvollste vielleicht in der „Fabel vom Löwen und Esel" geleistet.

Es wird in dieser Fabel der Streit zwischen Staat und Kirche in dem Bilde eines Wettkampfes zwischen Löwen und Esel dargestellt, in welchem der Löwe den kürzeren zieht. Luther hatte diese Fabel den aus Äsop übersetzten Fabeln hinten angehängt als „eine neue Fabel Äsopi, neulich verdeutscht gefunden". Er war überhaupt ein großer Freund der Fabeln, empfahl wiederholt die Belehrung durch dieselben und erzählte solche gern bei Tisch und anderen Gelegenheiten, brachte auch wohl den niedersächsischen Reinke de Vos mit zu Tisch und las daraus vor.

Seinem Beispiele folgend behandelten insbesondere zwei Männer die Fabel im Anschluß an Äsop: Erasmus Alberus und Burkhard Waldis, beide eifrige Anhänger Luthers.

Alber.

Erasmus Alber (Alberus), ums Jahr 1500 in der Wetterau geboren, 1553 als General-Superintendent zu Neubrandenburg gestorben, gab seine Fabeln 1550 heraus. „Aus seiner Fabeldichtung", sagt Braune in der Einleitung zu dem Neudruck derselben, „tritt uns Erasmus Alberus entgegen als ein kerniger Charakter, ein echt deutscher Mann, voll Gemüt und Humor. Ihm ist es ernst mit seinem Glauben und mit dem Streben, sein Volk religiös-sittlich zu belehren und zu bessern. Denn darauf hin geht in erster Linie der Zweck seiner Fabeln. In beiden Vorreden spricht er es als seine Absicht aus, in anmutiger Form die Lehren dem Volk mundgerecht und zugänglich zu machen, und „Buch von der Tugend und Weisheit" betitelt er sein Werk. Seine natürliche dichterische Begabung, sein glückliches episches Talent hat ihn aber über diesen nächsten Zweck hinaus geleitet, so daß seine Fabeln Dichtungen geworden sind, die in der Literatur des 16. Jahrhunderts eine hervorragende Stelle verdienen."

Waldis.

Durch die natürliche Gefälligkeit und Gewandtheit seiner Erzählung übertraf ihn **Burkhard Waldis**. Um 1490 in Hessen geboren, um 1556 gestorben, war er in seiner Jugend Franziskanermönch, in seinem Alter evangelischer Pfarrer. Sein „Esopus" enthält 400 meist aus älteren lateinischen und deutschen Werken geschöpfte Fabeln, darunter auch Schwänke und Anekdoten, in denen durchweg seine reformatorische Richtung hervortritt. Herausgegeben von H. Kurz 1862, von Tittmann 1882.

Einer Mittelgattung zwischen Tierepos und Fabel, die man allegorisch-satirisches Tiergedicht genannt hat, gehört der **„Froschmeuseler"**, ein niederdeutsches Gedicht von **Rollenhagen**, an, das 1595 im Druck erschien.

Georg Rollenhagen, am 22. April 1542 zu Bernau in der Mark Brandenburg geboren, studierte in Wittenberg unter Melanchthon, bekleidete das Rektorat in Halberstadt, später dasselbe Amt in Magdeburg und starb daselbst am 13. Mai 1609. Rollenhagen.

Abb. 63. Georg Rollenhagen. Verkleinert nach dem Kupferstich aus Seidel, Icones. (1671.) Nr. 62. — Unterschrift eines eigenhändigen lateinischen Albumblattes vom Juni 1595. Im Besitz des Herrn Wilhelm Künzel in Leipzig.

Aus einer Nachahmung der homerischen Batrachomyomachie (Froschmäusekrieg) hervorgegangen, hat der Froschmeuseler doch der Stimmung der Zeit gemäß einen stark polemischen Charakter, ist gut und lebendig, aber breit und oft etwas verworren ausgeführt. Die Tiere führen Eigennamen wie im Reinecke Fuchs, sind aber nur verkleidete Menschen, die allerlei lehrhafte Gespräche halten. Das Ganze ist in drei Bücher geteilt. Das erste enthält die Lehre, daß man im gemeinen Leben und Haushalt gottesfürchtig, fleißig, guttätig und vorsichtig sein, mit seinem Stand vorlieb nehmen und sich am Geringen genügen lassen solle. Das zweite will zeigen, daß gemeiniglich auf veränderte Religion auch Veränderung des Regiments erfolge; daß in der Religion das beste sei: die Lehrer bleiben bei der heil. Schrift und enthalten sich der weltlichen Obrigkeit; im weltlichen Regiment sei das beste, daß man einen König habe. Das dritte Buch handelt von Kriegssachen, was dabei zu beratschlagen und vorzunehmen sei. Der Schluß des Ganzen, in dem die zwischen den Mäusen und Fröschen gelieferte Schlacht beschrieben wird, hat einen mehr epischen Charakter. — Ungeachtet der Lehrhaftigkeit gehört das Gedicht zu den besten des 16. Jahrhunderts. Eine neue Ausgabe mit Biographie des Dichters ist 1876 von Karl Goedeke besorgt worden.

Aber auch ohne solche allegorische Einkleidung liebte man es in Versen zu lehren; so schrieb der Kantor **Martin Agricola** (1486—1556) eine gereimte Anweisung zur Instrumentalmusik („Ein kurtz deutsche Musica") und **Nikolaus** Agricola.

Hermann. **Hermann,** der geistliche Liederdichter († 1561), eine „Oeconomia oder Bericht, wie sich ein Hausvatter halten soll". Bedeutender sind zwei Lehrgedichte von Ringwaldt. **Bartholomäus Ringwaldt,** einem Landpfarrer in der Neumark (geboren 1532 in Frankfurt a. O.; gestorben 1599).

Das eine, betitelt „Die lautere Wahrheit", ist ein Lehrbuch des christlichen Verhaltens für das weltliche Kriegerleben und der Tapferkeit für die geistliche Ritterschaft und enthält ein anschauliches Bild der Zeit und ihrer Sitte in lebendigen Schilderungen. Lange Zeit war es ein Lieblingsbuch in Norddeutschland und erlebte eine Auflage über die andere in wenigen Jahren. — Das zweite „Die christliche Warnung des treuen Eckart", schildert unter der Vision des sagenhaften Hüters am Venusberge die Vergeltung der irdischen Tugenden und Laster im Himmel und in der Hölle. — In beide Dichtungen sind mehrere Lieder eingefügt, die sich durch volkstümliche Frische auszeichnen. So in das letztere das bekannte „Eine fromme Magd in gutem Stand."

Johann Fischart. Der bedeutendste und fruchtbarste Vertreter der episch-didaktischen wie der satirischen Dichtung jener Zeit ist **Johann Fischart,** genannt Mentzer.

Abb. 64. Initial E aus Fischarts „Bienenkorb". Ein Beispiel der Druckverzierung im 16. Jahrh.

Ein Straßburger von Geburt (um 1550), aber wohl aus einem Mainzer Geschlecht, worauf sein Beiname Mentzer hindeutet, studierte **Johann Fischart** auf verschiedenen Universitäten die Rechtswissenschaft, erwarb 1574 in Basel den Doktorgrad, lebte dann längere Zeit als Literat, wurde 1581 vermutlich Advokat am Reichskammergericht zu Speier, jedoch ohne feste Bestallung, 1582 jedenfalls Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken, heiratete und starb — wahrscheinlich noch nicht fünfzigjährig — daselbst im Winter 1589 auf 1590.

In Versen und in Prosa hat dieser geistreiche und gelehrte Mann, der ebenso im klassischen Altertum, wie in der französischen Literatur zu Hause, vor allem aber mit seiner heimatlichen Poesie vertraut war, das Mannigfaltigste geleistet, und durchweg waltet ein tiefer Ernst unter dem Gewande seiner bitteren Satire und seines oft derben und ausgelassenen Humors. Er begann mit Gedichten wider den Jesuitenorden, der zu seiner Zeit die evangelische Kirche aufs schwerste bedrohte. 1570 erschien sein „Nacht Rab oder Nebelkräh", das sich gegen einen gewissen Jakob Rabe von Ulm richtete, der aus der evangelischen Kirche in die katholische zurück und in den Jesuitenorden getreten war. Dann folgte „Von S. Dominici, des Predigermünchs, und S. Francisci, Barfüßers, artlichem Leben und großen Greueln", dann „der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit", alles in Versen. In Prosa erschien von ihm 1579 die freie Nachbildung eines holländischen Werkes von Philipp Marnix Bienenkorb. u. d. T. „Der Bienenkorb deß Heyl. Roemischen Imenschwarmes"; im J. 1580 die „wunderlichst, unerhörtest Legend und Beschreibung des vierhörnigen Jesuiterhütleins", das die viereckige Kopfbedeckung der Jesuiten benützt, um diese als die gehässigste von allen geistlichen Gesellschaften, als die „Jesuwider", darzustellen. (Beilage Nr. 44.) Lucifer, der das vierfache Horn ausgesonnen, sagt davon:

„Deshalb, damit ich on Genaden
den Menschen mög' tun vierfach
Schaden,
so will ich es zu diesen Sachen
viereckigt und vierhörnig machen,
auf daß es viermal vil mehr Gift
in sich halt, dann die vor gestift ꝛc."

In den weltlichen Stoffen leistete Fischart nicht minder Vortreffliches. Von Witz übersprudelnd ist sein Prosabüchlein **„Aller Practick Großmuotter"** (1572), eine Verspottung des damals im Schwange gehenden Unfugs mit den sogenannten „Praktiken", d. h. den Kalendern mit ihren Regeln für das Aderlassen ꝛc. und mit ihren abergläubischen oder betrügerischen Prophezeiungen. Aller Practick Großmuotter.

Von derberer Komik ist der 1573 erschienene **„Flöh Haz, Weiber Traz"** (der wunder unrichtige und spottwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern ꝛc.), der übrigens — nach Wackernagels Meinung — auch einen lehrhaften Hintergrund hat: denn „die Klagen über die Verfolgung durch die Weiber, die der Floh an die Mücke und bis vor Jupiter bringt, die Verantwortung der Angeklagten und als Entscheid die Verurteilung des Flohes durch den Flöhkanzler, den Dichter selbst, alles das ist zuletzt nur auf die Standesunzufriedenheit der Menschen abgezielt: denn es wird dem Floh als Selbstüberhebung angerechnet, daß er aus dem Staub an den Hund, vom Hund an die Weiber gehe." Flöh Haz.

J. Fischart M.

Abb. 65. Johann Fischart. Titelbildnis aus seinem „Philosophisch Ehezuchtbüchlein", Straßburg bei Johann Carolo. Anno 1607. Nach dem Exemplar der Münchener Königl. Bibliothek.
Unterschrift auf seinem Exemplare von Rabelais' „Sciomachie" (1549), das in der Wolfenbütteler Bibliothek aufbewahrt wird.

In völlig ernster Gesinnung und mit lebensfrischer, kräftiger Anschaulichkeit hat Fischart die 1576 unternommene Reise der Züricher nach Straßburg in seinem **„Glückhafft Schiff von Zürich"** in kurzen Reimpaaren beschrieben. Es hatte nämlich im Sommer jenes Jahres die Reichsstadt Straßburg ein großes Freischießen mit Armbrust und Büchse, samt Ausspielung eines Glückstopfes, veranstaltet: ein Bürgerfest, das zwei Monate lang dauerte. Die meisten Schützen aus den befreundeten Rheinstädten, aus Schwaben und der Schweiz waren bereits in Glückhaftes Schiff.

Straßburg eingetroffen. Da schifften sich am 20. Juni in der Morgendämmerung 54 Männer unter Führung des Bannerherrn Kaspar Thomann zu Zürich auf der Limmat ein und landeten im Zwielicht des Abends zu Straßburg. Zum Zeugnis dieser schnellen Fahrt lieferten sie einen ehernen Topf mit Hirsebrei, der in Zürich gekocht worden, noch warm zur Tafel des Ammeisters, und zeigten damit, daß sie in Notfällen aus vier Tagereisen eine machen und mit den Waffen ihren Verbündeten Hilfe bringen könnten, ehe der Brei kalt geworden sei. Zum Andenken an diese für die Freundschaft der beiden Städte so bedeutsame Fahrt wurde jener eherne Topf seitdem in der Bibliothek von Straßburg aufbewahrt; in der Bartholomäusnacht 1870 ist er mit so manchen anderen Erinnerungen der Stadt ein Opfer der Flammen geworden. 1876 aber wurde an der Stelle des Illufers, wo die Barke der Züricher vor 300 Jahren landete, ein monumentaler Brunnen mit der Bronzebüste Fischarts zur Erinnerung an jene denkwürdige Fahrt errichtet.

Eine gedrungene, kernhafte Sprache zeichnet dieses Gedicht aus. Als die Gäste im Saale des Ammeisters zu Straßburg beim Mahl sitzen, wird ihnen zugesprochen:

„Dis sei der freuntschaft aigenschaft:
Zur fräud herzhaft, zur not standhaft!
Sie solten mit wein külen nun,
was heut verprennet het die sunn,
vnd solten itz zu lib dem Rein
auch trinken rain den Reinischen Wein;
sie solten nun die Bächer vben,
gleich wie sie heut die Ruder triben —"

Ermahnung an die lieben Teutschen.

Dieselbe Tüchtigkeit der Gesinnung, dazu tiefe Frömmigkeit und warme Vaterlandsliebe sprechen sich in einer Anzahl seiner kleineren Gedichte von lehrhafter Art aus, so vor allem in der **„Ernstlichen Ermahnung an die lieben Teutschen"**, aus welcher ich folgende goldene Worte heraushebe:

„Auffrecht, Treu, Redlich, Eynig und Standhafft,
das gewinnt vnd erhällt Leut und Landschafft;
also wird man gleich vnsern Alten;
also möcht' man forthin erhalten,
den Ehrenruhm auf die Nachkommen,
daß sie demselben auch nachohmen — —
Gott stärck dem Edlen Teutschen Gblüt
Solch anererbt Teutsch Adlersgmüt."

Ehezuchtbüchlein.

In Prosa geschrieben ist das **„Philosophisch Ehezuchtbüchlein"**, das frei nach Plutarch auf die Verhältnisse des christlichen Lebens übertragen, vom ehelichen Leben handelt, dann aber eine eigene vorzügliche Abhandlung Fischarts über Haus- und Familienleben enthält. Darin schildert er mit feinem Sinn das Glück und den Frieden des häuslichen Lebens, vor allem die Vorzüge einer echten Hausfrau, ihr stilles eingezogenes Wesen, ihre rastlose Tätigkeit, ihr mildes Walten. Öfters sind treffliche Verse eingefügt, die eben so sehr seine Herrschaft über die Sprache, wie seinen gesunden Humor charakterisieren und zugleich sehr beherzigenswerte Wahrheiten enthalten. So zeigt er in der nachfolgenden Stelle, wie eine kluge Frau ihren heftigen Mann behandeln soll:

Ehewetter.

Wann er schreiet, Sie nur schweiget,
Schweigt er dan, Redt sie jn an;
Ist er grimmsinnig, Ist sie Külsinnig,
Ist er Vilgrimmig, Ist sie stillstimmig;
Ist er Stillgrimmig, Ist sie Trostimmig,
Ist er Vngstümmig, Ist sie kleinstimmig,
Tobt er aus grimm, So weicht sie jm;
Ist er wütig, So ist sie gütig;
Mault er aus grimm, Redt sie ein jm.
Er ist die Sonn, Sie ist der Mon;
Sie ist die Nacht, Er hat Tags macht,

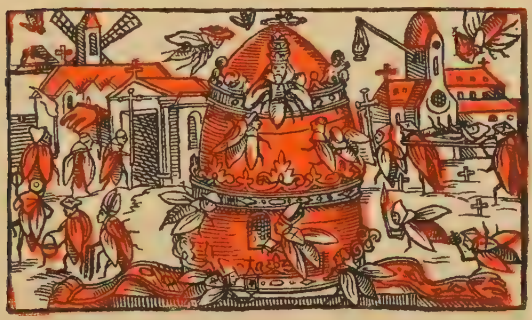
Bienenkorb

Deß Heyl. Römischen Imen

schwarms / seiner Hummelszellen (oder Himels-
zellen) Hurnaußnäster / Brämenge-
schwürm vnd Wäspengetöß.

Sampt Läuterung der Heyl. Röm. Kirchen Ho-
nig wabē: Einweihung vñ Beräuchung oder Fegfeu-
rung der Imenstöck: vñ Erlesung der Bullenblumen der Decretenkräuter des Heydnischen Klosterhysops / der Suiter Säudisteln / der Saurdonischē Sau bonen / deß Magis nostrischē Litivipefenchels / vñ deß Imenplatts den Platt-
imen auch deß Meßthaues vñ H. Saffts von Wunderbäumen / ꝛc. Alles nach dem rechten Himelstau oder Manna iustirt / vnd mit Mentzerkletten durchzirt.

Durch Jesuwalt Pickhart / des Canonischen Rech-
tens Canonisirten oder Gewürdigten / ꝛc.



VIlangst hatt klagt mein Frater Naß In offnem truck / wie ich selbs baß.
Es sei ein Römischer Binkorb truckt (Deß honig er sonst vil het gschluckt)
Aber der sei im nit bekantlich / Weil das Teutsch ist so vnverständlich /
Das er nicht wiß / ob es Teutsch sei / Oder eyn Kuderwelischer Prei.
Nun ists nit on / er ist außgangen Auff Nider Teutsch / vnd wol abgangen
Welchs Teutsch die Naß nit schmacke mag Deßhalb / damit er fuhr seyn klag:
Wil ichs im zu lieb teutschē thun Auff gut preyt Fränckisch hoch Teutsch nut
Dann ich in so viel lieber haß / Weil er nicht ist gescheider baß.
Wolauff die Hummeln prummen schon / Eyn jeder seiner Nasen schon /
Wer mit den Wäspen vm will gohn.

Gedruckt Zu Christlingen.

Titel und Schluss von Fischarts „Bienenkorb“ v. J. 1581, nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. (Wirklicher Druckort wahrscheinlich Nürnberg.) Am Schluss des Werkes die Druckangabe: „Explicit Explicium, sagt die Katz zum Hund, Würst sind vngesund. Getruckt zu Christlingen bey Prsino Gottgewinn. M.D.LXXXI.

Affentheurlich Naupengeheurliche Geſchichtklitterung

Von Thaten vnd Rhaten der

vor kurtzen langen vnnd je weilen Vollenwolbeſchreiten Helden vnd Herren

Grandgoſchier Gorgellantua vnd deß

deß Eiceldurſtlichen Durchdurſtlechtigen Fürſten Panta

gruel von Durſtwelten/Königen in Vtopien/Jederwelt

Nullatenenten vñ Nienenreich/Soldan der Neuen Kannarien Fäumlappen Dipſoder/Dürſtling/vñ Oudiſſen Inſeln: auch Großfürſten im Finſterſtall vnd Nu bel Nibel Nebelland/Erbvögt auff Nichilburg/vnd Niderherren zu Nullibingen/Nullenſtein vnd Niergendheym.

Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzöſiſch entworffen:

Nun aber vberſchrecklich luſtig in einen Teutſchen Model vergoſſen/vnd vngefärlich oben hin/wie man den Grindigen tauſt/in vnſer Mutter Lallen vber oder drunder geſetzt. Auch zu diſen Truck wider auff den Ampoß gebracht/vnd dermaſſen mit Pantadurſtigen Mythologien oder Geheimnus deutungen verpoſſelt/verſchmidt vnd verdängelt daß nichts ohn das Eiſen Niſt dran mangelt.

Durch Huldrich Elloposeleron.

Si laxes erepit:	Si premas erumpit.
Zu Luck entkriechts:	Ein Truck entziechts.

Im Fiſchen Gilts Miſchen.

Gedruckt zur Grenſing im Gänſſerich. 1590.

Titel von Fischarts „Geschichtsklitterung“ v. J. 1590.
Nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Was nun von der Sonnen Am Tag ist verpronnen,
Das kült die Nacht Durch des Mons macht;
Alſo wird geſtillt, Auch was iſt wild.
Sonſt gern gſchicht, Gleich wie man ſpricht:
Zwen harte ſtain Maln nimmer klain.
Ein gſcheid Frau laßt den Man wol wüten,
Aber darfür ſoll ſie ſich hüten,
Das ſie jn nicht lange maulen laſe,
Sonder durch linde weis vnd maſe
Vnd durch holdſelig freundlich gſpräch
Bei zeiten jm den Mund aufprech.

Kinderzucht.

Jn demſelben Sinne wie hier über das Verhältnis von Mann und Frau ſpricht er in ſeiner „**Anmanung zu chriſtlicher Kinderzucht**“, die 1578 dem Straßburger Katechismus beigegeben ward, über das Verhältnis der Eltern zu den Kindern. Jm J. 1846 hat Vilmar dieſes kleine Gedicht, das ſich in herzlich eindringlicher Weiſe über Elternfreude und Elternpflicht, Kinderluſt und Kinderleben verbreitet, wieder ans Licht gezogen und durch eine neue, ſeitdem bereits wiederholte Ausgabe uns wiedergeſchenkt, wie denn Vilmar Fiſchart überhaupt in ſeiner Literaturgeſchichte, auch in beſonderen Schriften aufs zutreffendſte und eingehendſte charakteriſiert hat.

Trostbüchlein.

Höchſt komiſch und doch von allen derben Scherzen frei iſt Fiſcharts „**Podagrammiſch Troſtbüchlein**“, das zwei Schutz- und Lobreden des „Hochgeehrten, Gliedermächtigen und zarten Fräulins PODAGRA“ enthält.

Das umfangreichſte und bedeutendſte Proſawerk Fiſcharts iſt ein Roman, dem ein Teil des „Gargantua et Pantagruel“ von Rabelais zu Grunde liegt. Der ſonderbare, zugleich für den Stil des ganzen Buches charakteriſtiſche Titel dieſes zuerſt 1575 gedruckten Romans, den ich zum Vergleich mit dem noch umfänglicheren, in der Beilage (Nr. 45) getreu nachgedruckten Titel hier mitteile, lautet:

„Affenteurliche vnd Vngeheurliche **Geſchichtſchrift** Vom Leben, rhaten vnd Thaten der for langen weilen Vollenwolbeſchraiten Helden vnd Herrn Grandguſier, **Gargantoa**, vnd Pantagruel, Königen in Vtopien vnd Nienenreich. Etwan von M. Francisco Rabelais Franzöſiſch entworfen: Nun aber vberſchrecklich luſtig auf den Teutſchen Meridian viſiert, vnd vngefärlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, vertirt, durch Huldrich Elloposcleron Reznem. Anno 1. 5. 75.“

Geſchichtsklitterung.

Jn der Tat iſt das franzöſiſche Original nur als Skizze für die deutſche Bearbeitung benutzt. Gargantua, ein rieſenhafter Freſſer, iſt eine Figur aus der altfranzöſiſchen, vielleicht ſogar keltiſchen Rieſenſage, die der franzöſiſche Satiriker wieder erneuerte, um das Unförmliche und Verkehrte, das Maßloſe und Abenteuerliche ſeiner Zeit daran zu zeigen. Sein Sohn Pantagruel, ein ungeheurer Trinker, dient demſelben Zwecke. Ohne beſtimmte ſatiriſche Abſicht ſtellt Fiſchart nun in ſeiner Umgeſtaltung das Leben eines rieſigen, in ſinnlicher Überfülle ſtrotzenden Geſchlechtes dar. „Alle Einrichtungen, Beſchäftigungen und Genüſſe eines vollblütigen, übergeſunden Erdenlebens werden in den dichtgehäuften Schilderungen ausgemalt: der Keller und die Küche, die Mahlzeit und das Trinkgelage, die Hochzeit und die Kinderſtube, die Bekleidung, der Unterricht, die Jugendübungen, Spiel und Tanz, die Fechtſchule, die Schießſtätte, die Bibliothek und das Zeughaus, die Sophiſtik und die Kriegskunſt; und am Schluſſe des Ganzen wird das Kloſter Willigmut geſtiftet, ein irdiſches Paradies, in dem alle dieſe Weltherrlichkeit vereinigt iſt.“ Die ſatiriſche Verhöhnung geht natürlich durch das ganze Buch, ſie

geißelt die Abgeschmacktheit der Genealogien und Stammbäume, die Schwelgerei und die Trunksucht, den Kleiderluxus und die unverständige Kindererziehung, die hochmütige Gelehrsamkeit und so fort. In den Rahmen des französischen Originals hat Fischart die Fülle und Mannigfaltigkeit des deutschen Wesens in unerschöpflich neuen Ausdrücken und Redewendungen hineingetragen, und so ist sein Werk eine Schatzkammer für die Kenntnis des deutschen Volkslebens im 16. Jahrhundert geworden.

Fischarts sämtliche Dichtungen mit Erläuterungen haben Heinrich Kurz und neuerdings A. Hauffen, jeder in drei Bänden, herausgegeben; eine Auswahl in einem Bande hat Goedeke besorgt. Ein streng kritischer Abdruck der ersten Ausgabe der „Flöhhatz" und „aller Praktik Großmutter" ist in den von Wilh. Braune herausgegebenen „Neudrucken deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts" erschienen, ebenda der Gargantua. Eine treffliche Sammlung von Sprüchen aus Fischarts Werken enthält das Büchlein „Altdeutsches Herz und Gemüt."

Es fehlte Fischart nicht an Nachahmern, doch sind unter den zahlreichen Gedichten, die sich in Stoff und Sinn seiner satirischen Muse anschlossen, nur wenige nennenswert.

Mückenkrieg. Gänskönig.

Die besten sind der „**Mückenkrieg**", ein Krieg der Mücken und Ameisen, von **Hans Christoph Fuchs** (1580) und der „**Gänskönig**" von **Wolfhart Spangenberg** (1607), der durch seinen Nebentitel eingehend charakterisiert wird. Derselbe lautet: „Ein Kurtzweylig Gedicht, von der Martins Gans: wie sie zum König erwehlet, resignieret, jhr Testament gemacht, begraben, in Himmel vnd an das Gestirn kommen; auch was jhr für ein Lobspruch vnd lehr-Sermon gehalten worden." Ein fließend geschriebenes Gedicht, nicht ohne breite Einmischung von geschichtlichen Daten, naturgeschichtlichen Belehrungen und satirischen Anspielungen auf Staat und Kirche, aber launig in seinem Lob auf die gebratene Martinsgans, den auf dem deutschen Festtisch so gern gesehenen Vogel.

Auch an Sprüchen, Rätseln und Priameln fehlte es in der Gelehrtenpoesie nicht. Das Schönste aber, was aus den Kreisen der Studierten hervorging, ist das **evangelische Kirchenlied.**

Kirchenlied.

Das deutsche Kirchenlied des 16. Jahrhunderts war darum so dichterisch gewaltig, so unvergänglich, weil es nicht für das Volk, sondern aus dem Volke heraus geschaffen war. Durch und durch volkstümlich ist das Kirchenlied der Reformationszeit: nur wirklich Erlebtes, wirklich Erfahrenes und gemeinsam Erlebtes und gemeinsam Erfahrenes wird darin gesungen, dazu in volksmäßigen Formen, im alten Hildebrandston, in kurzen Reimpaaren, oft in Ton und Melodie an weltliche Volkslieder (Aus „Inspruck, ich muß dich lassen" entstand „O Welt, ich muß dich lassen" 2c.) erinnernd. Darum brach es sich auch so rasch Bahn, und es geschah, wie Katharina Zellin in der Vorrede zu einem von ihr herausgegebenen Gesangbuche (1534) bezeugt: „Der Handwerksgesell sang ob seiner Arbeit, die Dienstmagd ob ihrem Schüsselwaschen, der Acker- und Rebmann auf seinem Acker und die Mutter dem weinenden Kinde in der Wiege."

Katharina Zellin.

Luthers Lieder.

Der Schöpfer des kirchlich reformatorischen Volksliedes ist — wie oben bereits gesagt — Luther selbst, und seine Lieder entsprechen dem eben skizzierten Charakter am meisten. Von der Schule und dem Kloster her liebte er die Musik, darum preist er sie wiederholt und weiß „auff alle guete Gesangbücher" keine bessere „Vorrede" als die, welche **„Fraw Musica"** selber hält und die er dem Wittembergischen Gesangbuch von 1543 vorgesetzt hat:

Frau Musica.

Für allen freuden auf erden
kan niemand kein feiner werden
denn die ich geb mit meim singen
und mit manchem süßen klingen.

Hie kan nicht sein ein böser mut,
wo da singen gesellen gut;
hie bleibt kein zorn, zank, haß noch neid,
weichen muß alles herzeleid;
geiz, sorg und was sonst hart anleit,
fährt hin mit aller traurigkeit.

Auch ist ein jeder des wol frei,
daß solche freud kein sünde sei,
sondern auch Gott vil baß gefällt
denn alle freud der ganzen welt:
dem teufel sie sein werk zerstört
und verhindert viel böser Mörd.

Das zeugt David des königes tat,
der dem Saul oft geweret hat
mit gutem süßen harfenspil,
daß er in großen mord nicht fiel.

Zum Göttlichen wort und wahrheit
macht sie das herz still und bereit,
solches hat Eliseus bekannt,
da er den geist durchs harfen fand.

Die beste Zeit im jar ist mein,
da singen alle vögelein;
himmel und erden ist der voll,
viel gut gesang da lautet wol.
Voran die liebe nachtigall
macht alles fröhlich überall
mit ihrem lieblichen gesang:
des muß sie haben immer dank.

Vil mer der liebe HErre Gott,
der sie also geschaffen hat,
zu sein die rechte sängerin,
der musicen ein meisterin.
Dem singt und springt sie tag und nacht,
seins lobes sie nichts müde macht:
den ert und lobt auch mein gesang
und sagt ihm ein ewigen dank.

Und in den „Tischreden" sagt er u. a.: „Die Musik ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. Ich wollte mich meiner geringen Musik nicht um was großes verzeihen (entschlagen)."

Am volkstümlichsten war Luther, wo er von Liedern ausging, die im Volke heimisch waren und die er selbst einst als Kurrendeknabe vor den Häusern gesungen haben mochte. „Seine Lieder," sagt Wilhelm Wackernagel, „atmen eine gesunde Kraft und Freudigkeit des Glaubens, verschmelzen kindliche Einfalt mit dem Heldenmute des in Christo erwachsenen Mannes, haben meist die ungesuchte Kunst der Volksart, sind nur selten getrübt durch unlyrische Lehrhaftigkeit." Ganz vereinzelt sind bei ihm geschmacklose Stellen, wie wenn er von dem rechten Osterlamm „in heißer Lieb' gebraten" spricht, oder in einem Osterliede sagt: „Wir essen und leben wohl in rechten Osterfladen."

Die Zahl seiner Lieder ist nicht groß, sie beträgt nur 37, die meisten (20) im Jahre 1524 verfaßt. Vgl. die vorzügliche Ausgabe von Philipp Wackernagel: „Martin Luthers geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen." Sieben darunter sind Nachdichtungen von Psalmen, die er besonders liebte und deren Wert er in der berühmten Vorrede zum Psalter vortrefflich dargelegt hat. Es sind aber aus eignem Erlebnis hervorgegangene Umdichtungen wie „Aus tiefer Not schrei ich zu dir". In dem bekanntesten dieser Lieder, dem Reformationsgesange: „Ein feste Burg ist unser Gott," dessen erste Drucklegung in der Beilage Nr. 46 treu nachgebildet ist, klingt der 46. Psalm nur an, dann geht es im Schutz- und Trutzton selbständig weiter. Eigentliche Originallieder hat Luther nur acht gedichtet, unter denen die Kinder- oder Weihnachtslieder wie „Vom Himmel hoch" am bekanntesten

sind. Ein „Kinderlied“ heißt übrigens auch das in unseren Tagen wieder viel citierte, wenn auch nicht mehr unverändert gesungene:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort | die Jesum Christum, deinen sohn,
und steur des bapst und türken mord, | wöllen stürzen von deinem tron! ꝛc.

weil es zunächst bei dem im Jahre 1541 zum Gebet wider die Türken in Wittenberg angeordneten Gottesdienst für den Gesang der Chorknaben bestimmt war.

Luthers Schüler.

In Luthers Fußstapfen traten seine Freunde und Schüler, darunter **Justus Jonas** († 1555 als Pfarrer und Superintendent der fränkischen Kirche im Fürstentum Coburg), der den Reformator auf den Reichstag zu Worms begleitete und an der Bibelübersetzung mitarbeitete. Er machte einige Psalmen „sangbar“, so den 124: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält“, während Melanchthon nur lateinische Hymnen dichtete. — **Paul Eber**, Stadtpfarrer von Wittenberg und Superintendent des Kurkreises († 1569), Melanchthon insbesondere innig verbunden, lebt noch heute in der Kirche fort durch die Lieder: „Herr Jesu, wahrer Mensch und Gott“ und „Wenn wir in höchsten Nöten seyn.“ — **Paul Speratus**, der Hofprediger beim Herzog Albrecht in Preußen († 1554), der sich um die Evangelisation Preußens hochverdient gemacht hat, hat uns das Bekenntnislied „Es ist das Heil uns kommen her“, eine in Verse gebrachte Rechtfertigungslehre, hinterlassen. — **Nikolaus Decius**, Propst im braunschw. Kloster Steterburg, zur Reformation übergetreten, Lehrer in Braunschweig, dann Prediger in Stettin, 1541 vergiftet, ist der Verfasser der zuerst niederdeutsch erschienenen Lieder „Alleine God in der höge sy ere“ (Allein Gott in der Höh sei Ehr!) und „O Lamm Godes unschüldig“ (O Lamm Gottes unschuldig). — Der schon (S. 212) erwähnte Kantor **Nikolaus Hermann** in Joachimstal sang für seine Schulkinder das noch heute in unseren Gotteshäusern nachklingende Weihnachtslied: „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich.“ — **Johann Gramann** (Poliander), „der preußische Orpheus“, der 1541 als Pfarrer zu Königsberg i. Pr. starb, dichtete den 103. Psalm in das noch forttönende Lied: „Nun lob mein Seel den Herren“ um. — Auch von **Bartholomäus Ringwaldt**: „Es ist gewißlich an der Zeit“ (vgl. S. 212), Erasmus Alber: „Christe, du bist der helle Tag“, Burkhard Waldis: „Wann ich in Angst und Nöten bin“ (vgl. S. 210), besitzen wir geistliche Lieder.

So wurde in der Reformationszeit der Grund gelegt zu dem großartigen deutschen Kirchenliederschatz, der im Laufe der Zeit zu nahe 100000 Nummern herangewachsen ist, unter denen man 7—800 Kernlieder feststellen kann. Die erste Blüte ging freilich schnell zu Grunde, bei den nachfolgenden Liederdichtern trat nur zu häufig ein vorwiegend lehrhafter und polemischer Ton an Stelle des kirchlich volksmäßigen Schwunges. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts traten wieder bedeutendere Dichter auf.

Nicolai.

Da sang **Philipp Nicolai**, der 1608 als Prediger zu St. Katharinen in Hamburg starb, sein „geistlich Brautlied“ über den 45. Psalm: „Wie schön leuchtet der Morgenstern!“ und sein „geistlich Tagelied“: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“;

Selneccer.

da entstand **Selneccers** „täglicher Seufzer“: „Laß mich dein sein und bleiben“, der noch heute den ständigen Schlußvers beim Gottesdienst, u. a. in Leipzig bildet, wo er 1592 starb; da dichtete der Elsässer **Martin Schalling** († 1608 in Nürnberg) sein köstliches Lied: „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr“; und der große Prediger

Valerius Herberger.

Valerius Herberger, dem die Christenheit zahlreiche Erbauungsschriften verdankt († 1627 in seiner Vaterstadt Fraustadt in Großpolen), verfaßte inmitten der die Stadt heimsuchenden Pest sein einziges Lied „Valet will ich dir geben, du arge falsche Welt!“ Da dichtete der Reformator Schlesiens, **Johann Hesse**, Pfarrer zu

¶ Der. 46. Ain troſt Pſalm.
In ſeiner aygnen weyß.

EIn feſte burg iſt vnnſer Gott / ain gůte wör vnd waffen / Er hilfft vns frey auß aller nott / die vns yetz hatt betroffen / der alt böſe feyndt / mitt ernſt ers yetzt meint / groß macht vnd vil liſt / ſein grawſam rüſtung iſt / auff erd iſt nicht ſeins gleichen.

¶ Mit vnnſer macht iſt nichts gethan / wir ſeind gar bald verloren / Es ſtreyt für vns der rechte man / den Got hat ſelbs erkorē / Fragſt du wer der iſt / er hayſt Jeſu Chriſt / der Herr Zebaoth / vnnd iſt kain ander Gott / das feld můß er behalten.

¶ Vnd weñ die welt vol teüfel wer / vnd wolt vns gar verſchlingen / So fürchten wir vnns nicht zů ſer / es ſöl vns doch gelingē / Der Fürſt diſer welt / wie ſaur er ſich ſtellt / thůt er vns doch nicht / das macht er iſt gericht / ain wörtlin kan jn fellen.

¶ Das wort ſy ſollen laſſen ſtan / vnnd kain danck darzů haben / Er iſt bey vnns wöl auff dem plan / mit ſeinem gayſt vnd gabē / nemen

24

ſy den leyb / gůt ehr kind vnd weyb / laß faren dahin / ſy habens kain gewin / das reych můß vns doch bleyben.

Erster erhaltener Druck von **Luthers** Reformationslied
„Eine feste Burg ist unser Gott“

aus „Form und ordnung Gaystlicher Gesang vnd Psalmen, welche Gott dem Herren zu lob und eer gesungen werden. Auch das Fruegebett Anstat die Bäpstischen Mess zu halten. Alles von newen corrigiert gemert und gebessert.“

(Augsburg, wahrscheinlich 1529) Blatt 23 und 24.

Nach dem einzig erhaltenen Exemplar der Stuttgarter Bibliothek.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Breslau († 1547) „O Mensch, bedenk zu dieser Frist". Das ihm zugeschriebene Lied: „O Welt, ich muß dich lassen" nach der Weise des weltlichen Volksliedes „Innsbruck, ich muß dich lassen" erscheint erst nach seinem Tode in Gesangbüchern. Zuweilen kommen in diesen Liedern allerhand künstliche Ausschmückungen vor, z. B. der Gebrauch, durch die Anfangsbuchstaben der Strophen und Verszeilen die Namen einer regierenden Person oder des Verfassers zu bezeichnen. So sind die beiden obengenannten Lieder Nicolais Akrosticha auf Wilhelm Ernst Graf und Herr zu Waldeck, den Schüler des Dichters; Hербergers „Valet" ist ein Akrostichon auf seinen Taufnamen „Valerius". Auch Lateinisches wird eingemischt:

„Zwingt die Saiten in cithara
und laßt die süße musica
ganz freudenreich erschallen."

So kam denn der gelehrte Hang der Zeit in dem so volkstümlich angestimmten Kirchenliede der Reformation wieder zum Vorschein, und noch mehr machte er sich breit in den geringen Ansätzen der Gelehrten zu weltlicher Lyrik, die ganz dem welschen, d. h. dem italienischen, und mehr noch dem französischen Vorbild nacheiferte. Man schrieb, druckte und las die damals durch Paulus Melissus eingeführten Sonette und die von Zincgref im Anfang des 17. Jahrhunderts bearbeiteten Alexandriner, aber man konnte sie nicht singen. Sangbar blieb nur — außer dem Kirchenlied — das **weltliche Volkslied**, dessen höchste Blüte in den Anfang des 16. Jahrhunderts fällt.

Historische Lieder.

Abb. 66. Ein Fahnenschwenker der Landsknechte zu Anfang des 16. Jahrhunderts.
Nach dem Stich von Albrecht Dürer.

Einen breiten Raum nehmen auch hier die historischen Lieder ein, zu denen die Kriegshändel des Reformationszeitalters ebensoviel Stoff lieferten, als die des 15. Jahrhunderts, vor allem der Mailänder Krieg, den der deutsche Kaiser und der König von Frankreich aus Anlaß der Erbansprüche auf Mailand um die Herrschaft in Italien führten; besonders hat sich da eine neue Gattung

entwickelt, die **Landsknechtspoesie**, die unter den Volksliedern einen namhaften Platz einnimmt.

Landsknechte.

Ihre Begründung und ihre erste Einrichtung (1492) verdankt die Miliz der Landsknechte merkwürdigerweise keinem anderen, als dem Kaiser, den man als den „letzten Ritter" gefeiert, Maximilian I., von dem sie selbst sangen:

Gott gnad dem großmechtigen kaiser frumme
Maximilian! bei dem ist aufkumme
ein orden, durchzeucht alle land
mit pfeiffen und mit trummen:
landsknecht sind sie genannt.

In dem langwierigen Streit zwischen Habsburg und Frankreich, der bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges das Triebrad aller politischen Bewegungen Europas blieb, sah sich der junge Held voll „teurer Gedanken" vom Adel seiner Erbstaaten verlassen und von der ungebändigten Reichsritterschaft wenig unterstützt; da befahl er, Fußvolk aus der jungen Mannschaft des Landes zu werben, und mit Hilfe des Grafen Eitelfriedrich von Zollern und Georgs von Frundsberg brachte er ein Heer aus den österreichischen Erblanden zusammen, das bald einen berühmten Namen durch die ganze Welt erwerben sollte. Diese Leute waffnete er nach Schweizerart ohne Schild mit achtzehn Fuß langen Spießen, mit Hellebarden und ungeheuren Schlachtschwertern, lehrte sie Glied und Rotte halten und führte sie unter adligen und bürgerlichen Hauptleuten, den Weibeln, wider die Feinde. Eine besondere Ehre war es, die Fahne des Regimentes zu tragen. Der Fahnenschwenker (Fähnrich) mußte schwören, von ihr nie zu lassen, nach Verlust der Hände sie mit den Zähnen festzuhalten, in der letzten Not sich selbst hineinzuwickeln und Leib und Leben dabei und darin zu lassen.

Abb. 67. Landsknechte nach Beendigung des Bauernkrieges. Nach dem Stich von Hans Sebald Beham.
„Wo nun hinaus? Der Krieg hat ein Loch."

So entstanden die Landsknechte (nicht Lanzknechte, wie sie fälschlich später zuweilen genannt worden sind), d. h. eingeborene Kriegsleute, die in ihrer Taktik, in ihren Gewohnheiten, in ihrem Gericht und Recht nichts anderes als das alte Volksheer der Merowingerzeit waren. Sie selbst, in deren Reihen übrigens auch Männer von Adel sich befanden, nannten sich mit Vorliebe die frommen Landsknechte; so heißt es in ihren Liedern:

Her her her, ir frommen teutschen landsknecht gut!
Last uns in die schlachtordnung stan, —

obgleich sie nichts weniger als fromm im heutigen Sinne des Wortes waren, auch keineswegs sein wollten; aber das Wort „fromm" hatte damals einen anderen Sinn, es bedeutete förderlich, tüchtig, seine Pflicht erfüllend (vgl. es frommt; frommer Gott), also für die Landsknechte: treu zur Fahne sich haltend, brav, tapfer; erst nach Luther hat das Wort die religiöse Bedeutung bekommen, die es heute noch hat.

Von dem Charakter und Wesen der Landsknechte zeugen ihre Lieder, die zum Teil zu den besten historischen Volksliedern gehören. Ein leichtfertiger Ton geht durch die meisten derselben, wie es in dem „Spruch der Landsknechte" heißt:

Ein schön news Lied, Von der Schlacht vor Pauia geschehen: Gedicht vnd erstlich gesungen, durch Hansen von Würtzburg, In eim newen Thon zusingen.

Vers 1. WAS wöllen wir aber heben an / ein neüwes Lied zu singen: Wol von dem König auß Franckreich / Meylandt das wolt er zwingen. Das geschach da man zelt Tausent fünff hundert Jar / im fünff vnd zweintzigsten ist geschehen / Er zoch daher mit Heereskrafft / hat mancher Landtsknecht gesehen.

¶ Er zoch für ein Statt die heißt Meylandt / Vers 2. dieselb thet er zwingen: Darnach für ein Statt die heißt Pauia / er meint er wölts gewinnen. Darinn lag mancher Landtsknecht frisch / das hett der König verschworen / er sprach sie solten die Statt auffgeben / sie wer sonst schon verloren.

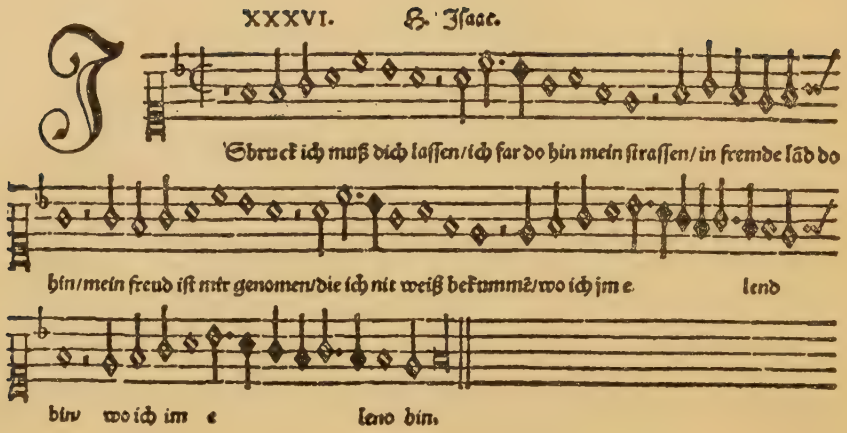
¶ Der vns das Liedlein newe sang / von neüwem hat gesungen: Das hat gethan ein Landtsknecht gut / den Rayen hat er gesprungen. Wañ er ist auff der Kirchweyh gewest / der Pfeffer ward versaltzen / man richt jn mit langen Spiessen an / mit Hellenparten geschmaltzen. Schluß-Vers.

Gedruckt zů Augspurg / bey Michael Manger.

Titel und Textprobe eines alten Druckes des berühmten Liedes der Landsknechte von der Schlacht bei Pavia 1525.

Nach dem Exemplar der k. Bibliothek zu Berlin von ca. 1570.

XXXVI. H. Isaac.


Sbruck ich muß dich lassen/ich far do hin mein strassen/ in fremde lād do
hin/mein freud ist mir genomen/die ich nit weiß bekummē/wo ich jm e lend
bin/ wo ich im e lend bin.

Groß leid muß ich yetz tragen / das ich allein thu klagen / dem liebsten bülen mein/ ach lieb nun laß mich armen/ im hertzen dein erbarmen/ das ich muß von dannen sein.

Meyn trost ob allen weyben / dein thu ich ewig pleyben / stet trew der eren frum̄ / nun muß dich Gott bewaren/in aller thugent sparen/biß das ich wider kum̄.

f 3.

Insbruck / ich muß dich lassen.

Das am meisten gesungene Abschieds- und Reiselied des XVI. Jahrhunderts aus der Sopranstimme von Georg Forsters Sammlung: „Ein außzug guter alter vñ newer Teutscher liedlein einer rechten Teutschen art / auff allerley Instrumenten zu gebrauchen / auserlesen. [Getruckt zu Nürnberg bey Johan Petreio. 1539.]

Nach dem Exemplar der Jenaer Universitätsbibliothek.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig

Progy... Hawth... Y.

Unser liebe Frawe
vom kalten Brunnen
bescher uns armen Landsknechten
ein warme Sunnen,
daß wir nit erfrieren!
Wol in des Wirtes Haus
trag' wir ein vollen Säckel
und ein leeren wieder aus.

oder in einem anderen bekennen sie sehr aufrichtig:

Fasten und beten lassen sie wol bleiben
und meinen, Pfaffen und Mönch sollen's treiben 2c.

in einem anderen:

Der in Krieg wil ziehen,
der sol gerüstet sein;
was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräuelein,
ein langen Spieß, ein kurzen Degen;
ein Herren wölln wir suchen,
der uns Bescheid soll geben,
Und gibt er uns dann kein Geld nit,
leit uns nit viel daran:
so laufen wir durch die Wälde,
kein Hunger stoßt uns nit an:
der Hüner, der Gäns haben wir so vil,
das Wasser auß dem Brunnen
trinkt der Landsknecht, wan er will.

Pavierschlacht.

Den höchsten Triumph feierten die deutschen Landsknechte in der berühmten Schlacht bei Pavia am 25. Februar 1525, in der sie unter ihrem „lieben Vater", dem reisigen Georg von Frundsberg, die seit mehr als einem Jahrhundert für unüberwindlich gehaltenen Schweizer glänzend zu Boden warfen. Die Siegesfreude der tapferen Streiter leuchtet denn auch hell auf in dem Liede von der Pavierschlacht (Beilage Nr. 47), wo es heißt:

Die Schlacht währt anderthalb Stund,
da war sie schon vergangen;
wurd mancher Schweizer zu Tod geschlagen,
maniger wurd gefangen; 2c.

Von dem Frundsberg haben sich übrigens auch einige Verse erhalten, die er nach dieser gewaltigen Schlacht selbst verfaßte und die er sich oft vor Tisch mit vier Stimmen oder Instrumenten singen ließ. Sie klingen fast trostlos; er singt:

Kein Dank noch Lohn
davon ich bring,
man wiegt mich ring (gering)
und ist mein gar
vergessen; zwar
groß Not und G'far
ich bestanden han,
was Freude soll ich haben
dran?

Durch den Dienst in fremden Landen und in fremdem Sold arteten die Landsknechte nach und nach sehr aus und galten überall als Landplage, so daß es von ihnen hieß:

Der Landsknecht Mut stift nichtes gut,
Mord, Raub und Brand acht er kein Schand,
Martern und Schweren braucht er zu ehren,
allein um Gut er kriegen tut
und ist nichts als der Welt Rut.

Allmählich veraltet auch der Name, wird im Heer selbst nicht mehr verwendet und erscheint nur noch in weiterer Bedeutung oder in dichterischer Verwendung. In meisterhafter Weise hat ihr Andenken erneuert der volksliedkundige Hoffmann von Fallersleben, dessen Landsknechtslieder echte Nachdichtungen sind, die den Volkston voll und ganz getroffen haben und durch und durch deutsches patriotisches Leben atmen. Insbesondere hat er die Pavierschlacht in den folgenden Versen gefeiert:

Das Fähnlein auf! Die Spieße nieder!
Dem Kaiser Sieg! Dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wohlfeil heuer;
Ihr Landsknecht, drum verkauft es teuer
So war des Frundsbergs erst Gebot.

Da sah man Spieß und Schwerter blitzen
Wie Sternlein in der blauen Nacht.
Die Kugeln in den Lüften flogen,
Es sprang das Blut wie Regenbogen
Wohl zu Pavia in der Schlacht.

Das war kein Tag wie alle Tage,
Das war ein roter heilger Tag,
Als fern vom deutschen Vaterlande
Vor deutschem Mut mit Schmach und Schande
Das fremde Heer im Kampf erlag.

Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre!
Denn er ist aller Ehren wert.
Du hast dein Völklein wohl geleitet,
Du hast den schönen Sieg bereitet!
Da! Alter, nimm das Königsschwert!

Merkwürdigerweise wissen wir von keinem historischen Liede der Bauern aus der Zeit ihres mit der Schlacht von Pavia gleichzeitigen Aufstandes; nur über sie gibt es gereimte, wenig poetische Erzählungen und Lieder. Luther sagt ziemlich hart in Beziehung auf diese Tatsache: „Ich freue mich, daß Gott die Bauern einer so großen Gabe und Trostes beraubt hat, daß sie die Musicam nicht hören." Auch nur wenige Lieder sind uns aus dem Schmalkaldischen Kriege aufbewahrt, darunter eines, das von der Fehde zwischen Moritz von Sachsen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg handelt. In einigen Liedern wird der **„Türkenschrei"** wiederholt, der schon im 15. Jahrhundert an die deutsche Nation ergangen war. Außerdem gibt es eine Reihe historischer Lieder, in denen Einzeltaten wie die des Herzogs Ulrich von Württemberg gefeiert werden.

Türkenschrei.

Lyrische Volkslieder.

Am meisten gingen im Schwange die lyrischen Lieder, vor allem die Liebeslieder, in all der Mannigfaltigkeit und Vieltönigkeit, die ihnen schon in den früheren Jahrhunderten (vgl. S. 179 fl.) eigen gewesen war: Tageweisen, Frühlings- und Herbstlieder ꝛc. Und wie die Landsknechte ihre Lieder hatten, so hatte der Landmann seine „Grasliedlein", der Bergknapp im Schacht seine „Bergliedlein", der Weidmann seine „Jägerlieder", und abends zogen Jünglinge und Mädchen im Ring und die Gassen ab (gassatim) und sangen ihre „Gasselieder" oder „Gassenhawer". Und wo bei frohem Mahle ein geselliger Kreis vereint war, da durfte auch der Gesang nicht fehlen, da wurden „Gesellschaftslieder" angestimmt, deren Genuß noch durch die aufkommende Kunst des mehrstimmigen Singens erhöht wurde. Da sang man im Vollgenuß der Naturfreude: „Herzlich tut mich erfreuen die fröhlich Sommerzeit" (bereits 1561 von Johann Walther geistlich umgedichtet; das Sterbelied Knolls: „Herzlich tut mich verlangen nach einem selgen End," lehnt sich nur an die Anfangsworte an). Beim Abschiede wurde angestimmt: „Ach Gott wie weh tut Scheiden!" oder noch häufiger: „Innsbruck, ich muß dich lassen," in Heinrich Isaacs inniger, kraftvoller vierstimmiger Melodie, das Georg Forster, Luthers musikalischer Freund, in seine reichhaltige Sammlung weltlicher und geistlicher Lieder aufnahm (Beilage Nr. 48); von Joh. Hesse geistlich umgedichtet in: „O Welt, ich muß dich lassen" (vergl. S. 216, 219; von Paul Gerhardt seinem Abendliede: „Nun ruhen alle Wälder" zu Grunde gelegt. — Allmählich aber schlich sich allerhand Unvolksmäßiges ein — man sammelte die Lieder in Büchern und vernachlässigte und vergaß über dem kunstmäßigen Gesange die Worte; gelehrte Wendungen, selbst mythologische Bezüge schlichen sich ein, dazu kam endlich die fremdartige Zierlichkeit der wälschen Galliarden, Villanellen und Canzonetten, welche die Einfachheit und Naturwüchsigkeit des Volksliedes vernichteten.

So geschah es, daß im 17. Jahrhundert und weit ins 18. hinein das Volkslied in Verruf kam und als etwas Gemeines verachtet ward, bis Herder die „verschollenen Heimatlaute dem Ohre der Deutschen wieder vernehmlich machte und Goethe sie in so manchen seiner Gedichte wiederklingen ließ. Eine Auswahl finden wir u. a. in den Denkm. ält. d. Lit. III, 4: Kunst- u. Volkslied der Reformationszeit.

Aus dem Volke heraus geboren und alle Elemente der Volksbildung umfassend und in sich bewegend, rang sich ein Dichter zu höherer Bedeutung empor, der den aus dem Mittelalter in die neuere Zeit herübergekommenen Meistersang zur Blüte brachte und ihn für alle Zeiten durch seine Leistungen verewigte, ein Dichter, der nicht nur der berühmteste des 16. Jahrhunderts, Hans Sachs.

Abb. 68. Hans Sachs im 51. Lebensjahre.
Holzschnitt von Hans Brosamer (1545). Verkleinert. Original in der Kupferstichsammlung der k. k. Familienfideikommiß-Bibliothek zu Wien.
Unterschrift aus einem der Gedichtbände der Königlichen Bibliothek zu Dresden.

sondern, wie Wackernagel sagt, „auch der größte darum war, weil ungebrochen von der Schulunart in ihm die Art des Volkes mit ihrem edelsten Kern und Marke wohnte." Es war **Hans Sachs**, der berühmte Meistersinger von Nürnberg.

Hans Sachs, der Sohn eines Schneiders, wurde am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren. Vom siebenten bis zum fünfzehnten Jahre besuchte er die lateinische Schule und legte dort den Grund zur Gelehrsamkeit, dann trat er bei einem Schuhmacher in die Lehre, zugleich aber wurde er von dem Leinweber Leonhard Nunnenbeck in den Elementen des Meistergesanges unterwiesen. Nach

beendigter Lehrzeit durchwanderte er als Geselle Süddeutschland und die Rheingegenden. Davon erzählt Adam Puschmann (1532—1600) aus Görlitz, sein Schüler, der in Augsburg zum zünftigen Meistersinger gemacht worden war, in einem der von ihm zu Ehren seines Lehrers gedichteten Lieder:

Als er nun thete wandern — und fing auch an zu dichten,
von einer Stadt zur andern, — thet sich gar fleißig richten
er hin gen München kam, — nach der Tabulatur,
da sang er auch mit lobesam — die man auch braucht zu Nürnberg pur.

Die Gesangschulen besuchte er aller Orten und suchte sich in der Dichtkunst ebenso fortzubilden, wie in den Kenntnissen, die er auf der Schule erworben hatte. Beide Ziele verfolgte er mit noch größerem Eifer, als er 1515 in seine Vaterstadt heimgekehrt war und sich dort als Meister niedergelassen hatte. Im 25. Jahre verheiratete er sich mit Künegund Kreuzer, mit der er zwei Söhne und fünf Töchter hatte und über vierzig Jahre in glücklicher Ehe lebte. Mit allem Fleiße betrieb er sein Handwerk, dessen er sich so wenig schämte, daß er sich öfters in seinen Gedichten „H. S., Schumacher" unterschrieb. In seinen Feierstunden arbeitete er an seiner Fortbildung und übte seine Kunst. Durch unermüdlichen Fleiß erwarb er sich eine Belesenheit, wie sie selbst wenige Gelehrte besaßen — er kannte die ältere deutsche Literatur eben so gut wie die Novellen Italiens und die Geschichten und Gedichte Roms und Griechenlands, vor allem aber kannte er gründlich die durch Luther neu eröffnete heilige Schrift, die ihm Zeit seines Lebens das liebste Buch war. Der reformatorischen Bewegung folgte er von Anfang an mit dem lebhaftesten Interesse und trat mit Feuer in den Kampf der Geister ein. Für Luther und sein Werk dichtete er Lieder und Sprüche und schrieb Zwiegespräche über reformatorische Fragen, wie die Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher, darin das Wort Gottes und ein recht christlich Wesen verfochten wird (1524), bis ihm 1527 der Rat die Veröffentlichung solcher Schriften untersagte. — Seine dichterische Tätigkeit war eine beispiellos fruchtbare. Er spricht selbst davon in seinem poetischen Lebenslaufe, unter dem Titel:

„Summa all meiner gedicht vom 1514 jar an bis in 1567 jar."

Bei dieser „Inventierung" seiner Werke unterscheidet er 16 Bände „Gesangbücher", die allein 4275 Bar oder Meistergesänge enthielten, und 18 Bände

Abb. 69. Wohnhaus des Hans Sachs zu Nürnberg.
Nach einer Radierung von J. F. Klein aus dem Jahre 1832, als das Äußere des Hauses noch wenig verändert war.

„Spruchbücher", die 1773 Stück, in Summa also 6048 Stücke, „eh mehr denn minder", enthielten. Die von ihm in 275 Meistertönen gesetzten (darunter 13 neue) Meistergesänge waren vorwiegend ernst-sittlichen und religiösen Inhalts, großenteils dem Alten und Neuen Testament entnommen, daneben weltliche Historien, poetische Fabeln, „alles zum Preise der Tugend und zur Schmach des Lasters", außerdem aber auch kurzweilige Schwänke, „den Traurigen zur Fröhligkeit, doch frei von aller Un-

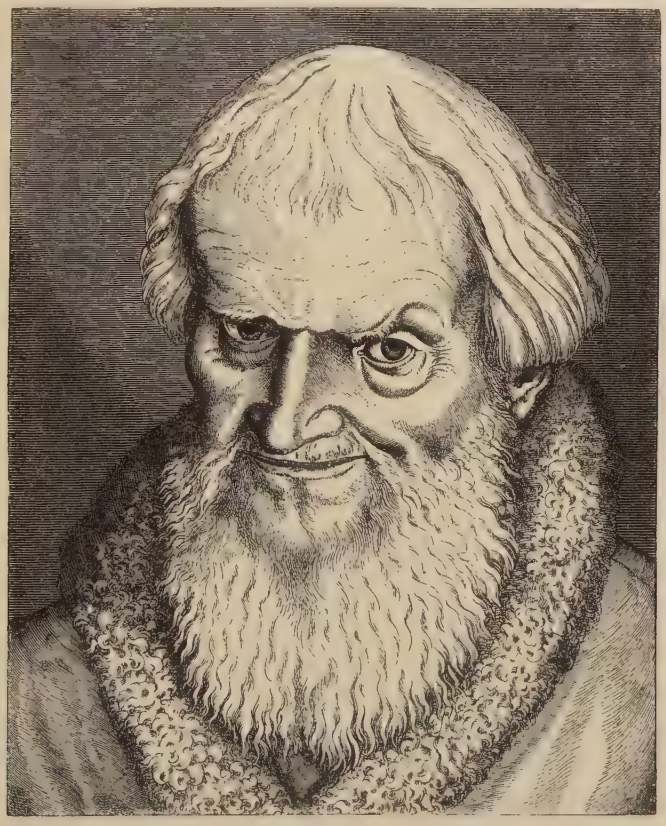


Abb. 70. Hans Sachs im 80. Lebensjahre. Nach dem Ölbilde von Andreas Herneysen (1575) gestochen von Jost Amman 1576. Nach dem Exemplar des Germanischen Museums in Nürnberg. Verkleinert.

sitte." Diese Meistergesänge hat er aber nicht drucken lassen, sie sollten nur, wie er sagte, „die Singschul zieren und erhalten." So war er über ein halbes Jahrhundert die Zierde und der Stolz der Nürnberger Schule, die nach ihm nichts Erhebliches mehr geleistet hat. Die Spruchbücher, die nach und nach im Drucke erschienen, enthielten „fröhliche Comedi, traurige Tragedi, auch kurzweilige Spil, die meistenteils in Nürnberg, auch in anderen Städten, nah und weit gespielt waren, ferner an geistlichen und weltlichen Gesprächen, Sprüchen, Fabeln und Schwänken ungefährlich 1700; ferner 7 Dialoge in Prosa, eine Menge Psalm- u. a. Kirchengesänge, auch Gassenhauer, Lieder vom Kriegsgeschrei und etliche Buhllieder (Liebeslieder)" 2c. — Im Jahre 1560 starb seine getreue Hausfrau. Ein Jahr

danach vermählte er sich aufs neue mit der 27jährigen Witwe Barbara Harscherin, deren Schönheit er in dem „künstlich Frawen-Lob" besingt und lebte mit ihr in einer überaus glücklichen Ehe bis an seinen Tod. Wiederholt hatte er sich vorgenommen, nicht mehr zu dichten, konnte aber doch bis kurz vor seinem Ende nicht davon ablassen. Zuletzt scheint seine Kraft abgenommen zu haben. Adam Puschmann sang davon:

Mitten im Garten stande
ein schönes Lusthäuslein,
darin ein Saal sich fande
mit Marmor pflastert fein,
mit schön lieblichen Schilden
und Bilden,
Figuren frech und kühn.
Ringsum der Saal auch hatte
Fenster geschnitzet aus,
durch die man all Frücht tate
im Garten sehen draus.
Im Saal stand auch ohnecket
bedecket
ein Tisch mit Seiden grün.
Am selben saß
ein alt Mann blaß,
in einem langen Bart fürbas,
grauweiß wie ein Taub' er saß
auf einem Blatte grün.
Das Buch lag auf dem Pulte
auf seinem Tisch allein
und auf den Bänken, gulden,
mehr andre Bücher fein,
die alle wohl beschlagen
da lagen,
der alte Herr nit ansah.
Wer zu dem alten Herren
kam in den schönen Saal,
und grüßet ihn von fernen,
den sah er an diesmal,
sagt nichts und täte neigen
mit Schweigen
gen ihn sein alt Haupt schwach.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1576 entschlummerte er sanft und wurde am 21. Januar auf dem Johanniskirchhof zu Nürnberg begraben.

„Da droben in der Wolken schwebt
ein Eichkranz ewig jung belaubt,
den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt —"

Goethe über Hans Sachs.

hat Goethe zu Ehren des im 17. und 18. Jahrhundert als „Schuh-Macher und Poet dazu" verachteten und verspotteten Meistersingers von Nürnberg gesungen. In der Tat hat Hans Sachs den Eichkranz und das am 24. Juni 1874 ihm in seiner Vaterstadt errichtete stattliche Denkmal wohl verdient, denn er war in Wahrheit ein ganzer Dichter, und dazu ein echter Dichter des Volkes, der weder durch die Schranken der Singschule, noch durch seine Gelehrsamkeit sich abhalten ließ, ganz im Tone des Volkes — „in Tönen schlecht und gar gemein" zu dichten.

Mit allen seinen poetischen Bestrebungen wurzelte Hans Sachs in dem häuslich bürgerlichen Leben, dem er als Handwerker und Meistersinger angehörte, und vertrat auch in seinen polemischen Gedichten und Prosagesprächen den der Reformation zugewandten Bürgerstand. Hierzu gehört insbesondere das zum Lobe Luthers und seiner Lehre von ihm verfaßte Gedicht **„die Wittenbergisch Nachtigal"** (1523), in dem er den Papst mit dem Löwen, die Bischöfe, Pröpste und Pfarrer mit Wölfen, die Mönche und Nonnen mit Schlangen u. s. w. vergleicht und mit einer frommen Ermahnung an alle Christen schließt, aus der Wüste des Papstes zu dem guten Hirten Jesus Christus zurückzukehren. (Beil. 49. 50.) Seine geistlichen Lieder sind nicht bedeutend. Ein innig frommes Gemüt spricht sich aber in allen aus. Eines derselben: „Das christlich leident Herz" schließt mit den Worten, die ich in seiner eignen Handschrift hier folgen lasse:

Wittenbergisch Nachtigal.

Die Wittenbergisch Nachtigall
Die man yetz höret vberall.

Ich sage euch/wa dise schweygē/so werden die stein schreyē Luce.19.

Titelblatt des Originaldrucks von Hans Sachsens „Wittenbergisch Nachtigall“ v. J. 1523.

Aus der Sammlung der Verlagshandlung.

Allen liebhabern Ewangelischer warhait/ Wünsch ich Johannes Sachs Schůchmacher/ gnad vn fryd in Christo Jesu vnserm herren.

Vacht auff es nahent gen dem tag
Ich hör singen im grůnen hag
Ain wunnigkliche Nachtigall
Jr stym̃ durchklinget berg vnd tall
Die nacht naygt sich gen Occident
Der tag get auff von Orient
Die rotprijnstige morgenröt
Her durch die trůben wolcken göt
Darauß die liechte Sun̄ thůt blicken
Des Mones schein thůt sy verdrůcken
Der ist yetz worden blaych vnd finster
Der vor mit seynem falschen glinster
Die gantzen herd schaff hat geblendt
Das sy sich haben abgewendt
Von jrem hyrten vnd der wayd
Vnd haben sy verlassen bayd
Synd gangen nach des Mones scheyn
In die wildtnuß den holtzweg ein
Haben gehört des löwen stym
Vnd seynd auch nachgeuolget jm
Der sy gefürt hat mit lůste
Gantz weyt abwegs dieff in die wůste
Da habens jr sůeß wayd verloren
Hond gessen vnkraut dystel doren
Auch legt in der löw strick verborgen
Darein die schaff fůlen mit sorgen
Da sy der löw dann fand verstricket
Zerryß er sy darnach verschlicket
Zu solcher hůt haben geholffe
Ain gantzer hauff reyssender wolffe
Haben die ellend herd besessen

Probe aus Hans Sachsens „Wittenbergisch Nachtigall“.
Anfang der Vorrede und des Gedichts.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

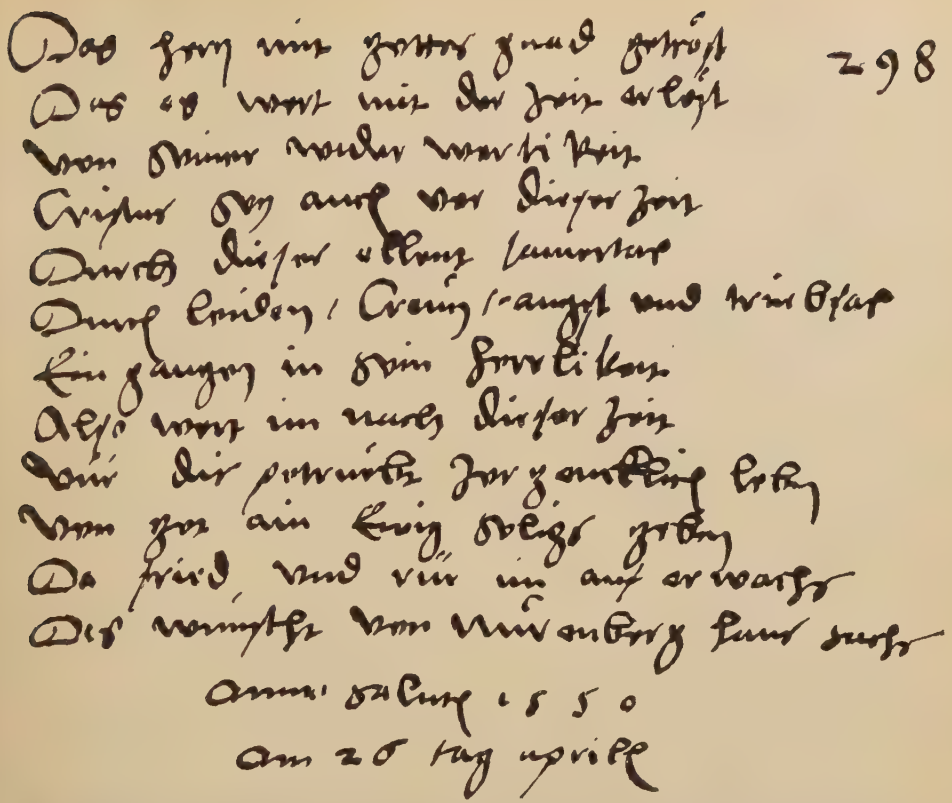


Abb. 71. Schluß des Gedichtes: „Das christlich leident Herz" von Hans Sachs. Nach der Originalhandschrift der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. (Das ganze Buch ist von Hans Sachs eigenhändig geschrieben und trägt auf dem ersten Blatte die Notiz: „Das Sechst puech mit Spruechen und Comedien hab ich mit hilff Gottes volendet im 1550 jar vnd meines Alters im 55 jar vnd in dem 9 monat.")

Erklärender Abdruck.

Das hertz mit gottes gnad getröst,
Das es wert mit der Zeit erlöst
Von Seiner widerwertikeit.
Cristus Sey auch vor dieser Zeit
Durch dieses ellent Jamertal
Durch leiden, Creutz, angst und truebsal
Ein gangen in Sein herrlikeit.
Also wert im nach dieser Zeit
Vür dis petruebt Zergencklich leben
Von got ain Ewig Seligs geben,
Da fried vnd rue im auf erwachs
Dis wünscht von Nürenberg Hans Sachs.

Anno Salutis 1550

Am 26. tag aprill.

Das Hans Sachs früher zugeschriebene Kirchenlied „Warum betrübst du dich, mein Herz?“ ist ihm neuerdings aus vollwichtigen Gründen abgesprochen worden.

Auch des Vaterlandes Wohl und Wehe lag ihm am Herzen, und wie dem Papst und den Geistlichen, hat er auch den Fürsten ernste Wahrheiten gesagt und hoch und niedrig zur Eintracht, zur Selbstverleugnung, zum Gemeinsinn ermahnt, insbesondere auch seinem Stande einen Spiegel der Bürgertugend vorgehalten. Da preist er das Glück des Ehestandes und des häuslichen Lebens, die Arbeit und den Segen des Handwerks, den stillen, frommen Wandel und zeigt, wie das Gemeinwohl von der Sittlichkeit und Frömmigkeit der Familie abhängig ist.

Aber nicht in diesen Gedichten, noch auch in seinen Fabeln, Parabeln und religiösen Dichtungen lag Hans Sachsens dichterische Stärke, sondern in seinen **Schwänken** (eigentlich Fechterstreichen, d. h. lustigen Streichen und der Erzählung solcher) kam sein Mutterwitz, sein gesunder Sinn, sein fröhliches Gemüt, sein unverwüstlicher Humor zur vollen Geltung, da hat er Zahlreiches gedichtet, was uns heute noch ebenso behaglich anmutet wie seine Zeitgenossen. Wer erfreut sich nicht stets aufs neue an seinem „Sankt Peter mit der Geiß“, an seinem „Schlaraffenland“, an seinem „Kifferbeskraut“, in dem es zum Schlusse heißt:

Schwänke.

Kifferbesspeis*)	und mir noch liegt im Magen,
mancherlei Weis	so richt sie mir ein andre an,
mein Frau mir macht	thut mich staets darmit plagen.
bei Tag und Nacht,	wollt Gott, dieß baut
tut mirs sulzen und bregeln,	Kifferbeskraut
Füllt mich ir satt	taet nimmermehr aufwachsen,
früh unde spat	sonder verdürb, Wurz, Kraut und Stroh!
mit Überfluß	des waer ich froh
mir zum Verdruß,	und mancher knecht,
wan sie stechen wie Egeln.	den auch durchächt
Eh ich ein recht verdauet han	das kraut gleich wie Hans Sachsen.

Viele seiner Gedichte wurden in der Form von fliegenden Blättern mit je einem Holzschnitte veröffentlicht und fanden so eine noch weitere Verbreitung als später in Buchform mit verkleinertem Holzschnitt. In der Beilage Nr. 51 gebe ich ein solches zur Probe, das von der Tischzucht handelt und kulturhistorisch besonders interessant ist.

Daß unter den zahlreichen Gedichten des Nürnberger Meistersingers sich vieles Mittelgut findet, ist nicht zu leugnen, aber die von Goedeke und Tittmann herausgegebene Auswahl zeigt, wieviel des dauernd Trefflichen er geschaffen. Eine kleinere Auswahl der „Schwänke“ und „Spruchgedichte“ von A. Engelbrecht dürfte manchem Leser von heute noch willkommener sein, da hier die ausgewählten Gedichte „sprachlich erneuert“ sind. Eine kritische Gesamtausgabe der Schwänke hat E. Goetze veranstaltet.

Schauspiele.

Daneben hat Hans Sachs Bedeutendes im **Drama** geleistet; ja, nach Wackernagels Urteil hat er „die ganze Dichtungsart aus dem Mittelalter in die neue Zeit herübergerettet“. Nach dem Sprachgebrauch der Zeit nannte er die Stücke, in denen gekämpft wurde, Tragödien, die übrigen Komödien, und in ihnen, vornehmlich in den Fastnachtspielen, bewegte er sich am genialsten und leistete er das Vortrefflichste. Auch eröffnete er seine dramatische Tätigkeit 1517 mit einem Fastnachtspiel und schloß sie 1563 mit einem solchen. In diesen 46 Jahren hat er

*) Kifferbes = Kiferbiß, von Kieferbse, scherzhaft verwandt, indem man an kifen = keifen dachte und die „kiferbiß“ zu verblümten Redensarten für ehelichen Zank, besonders für das Keifen der Frau, setzte.

Ein Tischzucht.

Hör mensch so du zů tisch wil gon
Dein hend soltu gewaschen han
Lang negel zymmen auch nit wol
Die man heymlich abschneyden soll
Am Tisch setz dich nit oben an
Der haußvatter wölls dann selber han
Der Benedeyung nit vergiß
Inn Gottes namen heb an vnnd iß
Den eltesten anfahen laß
Darnach iß züchtiglicher maß
Nit schnaude/oder sewisch schmatz
Nit vngestům nach dem Brot platz
Das du kein gschir vmbstossen thůst
Das Brot schneyd nit an deiner prust
Das geschnitten Brot oder weck
Mit deinen henden nit verdeck
Vnnd prock nit mit den zennen ein
Vnnd greyff auch für dein orth allein
Thů nit inn der schüssel vmb stůren
Darüber halten will nit gepůren
Den löffel nem auch nit zů vol
Wenn du tryffest es stet nit wol
Greyff auch nach keiner speyse mer
Biß dir deinn munde sey worden ler
Red nit mit vollem mundt/sey messig
Sey inn der schüssel nit gefressig
Der aller letst drin ob dem Tisch
Zerschneyd das fleysch vnd prich die visch
Vnnd kewe mit verschlossen mundt
Schlag nit die zung auß gleich eim hundt
Zů ecklen/thů nit geytzig schlincken
Vnnd wisch den mundt ehe du wilt trincken
Das du nit schmaltzig machst den wein
Trinck sittlich vnnd nit hůst darein
Thů auch nit groltzen oder kreysten
Schůt dich auch nit vnnd sey am weysten
Setz hüpslich vngeschůtet nider
Bring keim andern zůtrincken wider
Füll kein glas mit dem andern nicht
Würff auch auff niemandt dein gesicht
Als ob du merckest auff sein essen
Wer neben dir am Tisch ist gesessen
Den jrre nit mit dein Elpogen
Sitz auff gerichtet fein geschmogen
Ruck nit hin vnnd her auff der penck
Das du nit machest ein gestenck
Dein füß laß vnterm Tisch nit gampern
Darzů hůt dich vor allen schampern
Worten/nachreden/gespót vnnd lachen
Sey erbarlich mit allen sachen
Zů pülerey laß dich nit mercken
Thů auch nyemandt auff hader stercken
Gezenck am Tisch gar vbel stat .
Sag nichts darob man grawen hat
Vnnd thů dich auch am Tisch nit schneützen
Das andere nit vor dir thů scheutzen
Gee nit vmb zausen inn der nassen
Das zen stůren soltu dich massenn
Im kopff soltu dich auch nit krawen
Der gleych sollen Junckfraw vnd Frawen
Nach keynem floch hinunder fischen
Ans Tischtůch soll sich niemandt wischen
Auch leg dein kopff nit inn dein hendt
Len dich nit hinden an die wendt
Biß das das mal hat sein außganck
Denn sag Gott heimlich lob vnd danck
Der dir dein speyse hat bescherdt
Auß Vetterlicher handt ernerdt
Darnach soltu vom Tisch auffstehn
Dein hend waschen vnd wider gen
An dein gewerb vnnd arbeyt schwer
So spricht Hans Sachs Schůhmacher.

Wolffgang Resch Formschneyder.
zů Nürnberg.

Ein fliegendes Blatt von Hans Sachs (verkleinert).

Nach dem in der „Sammlung deutscher Holzschnitte des XVI. Jahrhunderts“ enthaltenen Exemplar der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

nicht weniger als 59 Tragödien, 76 Komödien und Spiele, und 85 Fastnachtspiele, zusammen 200 Dramen gedichtet, und zwar die meisten davon in seinem höheren Alter: 18 in seinem 59sten, 18 in seinem 63sten Lebensjahre.

Das geistliche Spiel erfuhr eine selbständige Ausbildung durch Hans Sachs, der seine Stoffe dazu mit Vorliebe dem Alten, selten dem Neuen Testamente, niemals der Legende entnahm, und dessen Stücke dieser Art „den Hauch der gesunden Frömmigkeit und Schriftkenntnis des damaligen protestantischen Bürgertums verbreiteten" (Grüneisen). Andere Stoffe für seine „Tragödien" entnahm er dem klassischen Altertum, Boccaccios Novellen, den französischen Ritterromanen, vor allem unseren Märchen und Heldensagen. Leider reichte sein dichterisches Vermögen dafür nicht aus, darum vermochte er es nicht, die noch in der Erinnerung des Volkes unvergessene Gestalt Sigfrids dramatisch neu zu beleben; sein „hörnen Seifried" war ebensowohl wie sein Ulysses und sein Tristan ein bürgerlich handelnder und redender Ritter oder Patrizier des 16. Jahrhunderts. Aber es wurde doch selbst auch durch diese ungefügen Stücke der Gesichtskreis des Volkes erweitert, und die Ergebnisse der neuen Gelehrsamkeit wurden größeren Schichten zugänglich gemacht. Denn die Stücke wurden ja in der größtmöglichen Öffentlichkeit, oft auf Märkten und freien Plätzen aufgeführt, und Personen aller Stände nahmen daran teil. Aber in sein rechtes Fahrwasser kam doch Hans Sachs erst, wenn er heimatlich volksmäßige oder selbsterfundene Geschichten in der Komödie (z. B. „Die geduldig und gehorsam markgrefin Griselde") behandelte. Wie er hier zuweilen ins unmittelbare Leben hineingriff, zeigt die Comedia „Die ungleichen Kinder Evae", die er im Anschluß an die von Luther eingeführten Kirchen- und Schulvisitationen dichtete, um zu zeigen, wie Gott der Herr selbst in das Haus der ersten Menschen kommt, sie zu trösten in diesem Jammertal und ihre Kinder zu examinieren, wie sie in Gottes Wort studieren. Die Charakterisierung der Eltern wie der sechs gehorsamen und der sechs ungeratenen Söhne ist geschickt, die Beantwortung der Fragen christlicher Lehre z. T. höchst komisch. Am liebsten wählte er für belustigende Stoffe das Fastnachtspiel, in dem er Meister war. „Seine Fastnachtspiele", sagt Goedecke, „sind so vollkommen den besten unter den guten kleinen Spielen alter und neuer Zeit in Erfindung, dramatischer Gestaltung, Verwickelung und Angemessenheit der Sprache ebenbürtig, daß jeder, der sie gelesen und verstanden hat, immer wieder lieber zu ihnen als zu fremden zurückkehrt." Sein gelungenstes Fastnachtspiel ist „Der fahrend Schüler im Paradeis", in dem er als ein echter Realist Bilder aus dem bäuerlichen Eheleben und von der List der fahrenden Schüler in vier kurzen Scenen entwirft, um dann am Schluß in seiner, dem Geschmack der Zeit entsprechenden, lehrhaften Weise darauf hinzuweisen, daß Mann und Frau in der Ehe Fehler machen. Kommen sie zu dieser Erkenntnis,

dann zieh man Schad von Schaden ab,
damit man Fried im Ehstand hab
und kein Uneinigkeit aufwachs;
das wünschet uns allen Hans Sachs.

Nicht minder anschaulich und lehrhaft, wenn auch dramatisch weniger hochstehend ist das „Narrenschneiden" betitelte Fastnachtsspiel.

Narrenschneiden.

Ein Arzt tritt vor die zur Fastnachtlust versammelte Gesellschaft und verkündet seine Bereitwilligkeit, allen Kranken zu helfen. Da kommt ein korpulenter Mann ächzend herbei und klagt sein Leid: es rumore ihm Tag und Nacht im Leibe, und keine Medizin habe ihn bisher heilen können. Der Doktor untersucht ihn und erklärt, das ganze Übel komme daher, daß er Narren im Leibe habe, und wenn er davon frei werden wolle, müsse er sich operieren lassen. Ungern entschließt sich der Patient dazu, und nun holt der geschickte Arzt ihm einen Narren nach dem andern aus dem Leibe: den großköpfigen Narren der Hoffart, den viereckigen des

Geizes, den bleichen und dürren des Neides 2c., zuletzt das Narrennest — darin steckt noch allerlei beisammen: Alchymisten, Wucherer, Lügner, Spottvögel 2c.

„Spieler, Schützen und Jägersleut,
die viel vertun um kleine Beut,
Summa Summarum wie sie genannt
da Sebastianus Brant
in seinem Narrenschiff zu fahren."

Das Nest wird in die Pegnitz geworfen, und nun ist der Kranke ganz gesund und frisch, hüpft, springt und ruft:

„Wie hatten mich die Narren besessen!
Sagt, hatt' ich's trunken oder gessen?
Fort wollt' ich meiden solche Speis."

Doch der Arzt erwidert:

— „Nein, | daß dir gefiel dein Sinn allein
von dem kamen die Narren dein, | und ließ deim eigen Willen Raum."

Der Geheilte verspricht die Mahnung zu beachten und fügt hinzu:

„O wie ohn Zahl in dieser Stadt | noch wissen, was ihnen doch gebricht,
weiß ich armer und reicher Knaben, | die will ich all zu Euch bescheiden,
die auch mein schwere Krankheit haben, | daß Ihr ihn' müßt den Narren schneiden."
die doch selber empfinden nicht

Nachdem er abgegangen, schließt der Heilkünstler:

„Ein jeglicher dieweil er lebt, | richt sein Gedanken, Wort und Tat
laß er sein Vernunft Meister sein | nach weiser Leute Lehr und Rat.
und reit sich selbst im Zaum allein | Zu Pfand setz' ich ihm Treu und Ehr,
und tu sich fleißiglich umschauen | daß alsdann bei ihm nimmermehr
bei reich und arm, bei Mann und Frauen. | gemeldeter Narren keiner wachs,
Und wem ein Ding übel ansteh, | wünscht Euch mit guter Nacht Hans Sachs."
daß er desselben müßig geh,

Narrenfresser.

Auch in anderen seiner Fastnachtspiele treten die Narren auf, so in dem „Narrenfresser", der die Narren wie Wildbret jagt und mit Genuß verzehrt; in dem „Narrenbad", in das alle hineinmüssen, um für ihre Torheit zu büßen 2c. Unerschöpflich reich waren alle seine Spiele an komischen Bildern, an denen man sich jetzt noch ergötzen kann. Aus der reichen Fülle, die von E. Götze vollständig in sieben Bändchen vorgelegt ist, hat Julius Tittmann ein Dutzend Dramen von Hans Sachs herausgegeben. Eine kleine Auswahl seiner Dichtungen überhaupt enthalten die „Denkmäler ält. d. Lit." III, 1 von K. Kinzel.

Luther über Komödien.

Die Reformation trat dem Drama durchaus nicht feindlich gegenüber. Luther äußerte sich wiederholt günstig über dasselbe. Vor allem will er den Knaben in der Schule das Komödienspiel gestatten, aber auch dem Volke insgesamt. In den „Tischreden" sagt er geradezu:

„Christen sollen Komödien nicht ganz und gar fliehen, drumb, daß bisweilen grobe Zoten und Buhlerei darinnen seien, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen. Darumb ist's nichts, daß sie solches fürwenden und umb der Ursache willen verbieten wollen, daß ein Christ nicht sollte Komödien mögen lesen und spielen."

Er selbst wohnte solchen Vorstellungen gerne bei und lud andere dazu ein. Am liebsten hatte er freilich biblische Stücke, die er als ein will-

kommenes Mittel evangelischer Verkündigung und Einwirkung auf das Volk betrachtete.

Das geistliche Spiel dauerte denn auch durch das 16. Jahrhundert fort, dann hörte es allmählich auf; und heute lebt nur noch ein letzter Nachklang davon in dem alle zehn Jahre aufgeführten „Oberammergauer Passionsspiel" und einigen ähnlichen süddeutschen Aufführungen fort, während es in der evangelischen Kirche in den Oratorien eines Joh. Seb. Bach, Händel u. a. eine ideale Umwandlung und Umgestaltung erfahren hat.

Neben Hans Sachs gab es eine überaus große Menge von dramatischen Dichtern im 16. Jahrhundert. Auch die Gelehrten traten als solche auf. Gelehrte Schauspiele.

Das neulateinische Schauspiel war dem deutschen überhaupt vorausgegangen und hatte ihm die Wege gewiesen. Die lateinische Schulkomödie der Humanisten prägte die biblischen Geschichten des verlorenen Sohnes (Wilh. Gnapheus), Josephs (Corn. Crocus und Georg Macropedius), der Susanna, Esther, Rebekka, des Tobias u. s. w. in der Sprache des Plautus und Terenz aus und lehnte sich auch in der Charakterzeichnung vielfach an die antiken Vorbilder an. Viel dichterische Kraft und Kunst ging so dem deutschen Schauspiele durch die Verachtung der Muttersprache verloren.

Aber alles, was die Gelehrten mit großer Geschäftigkeit darin zustande brachten, kam den volkstümlichen Dramen des Nürnberger Dichters keineswegs gleich. Übrigens fehlt es auch an anderen nennenswerten Stücken in deutscher Sprache nicht.

In manchen dieser Stücke machte sich eine scharf satirische Polemik wider Rom geltend; so in dem „Neuen deutschen Bileamsesel", dessen Inhalt etwa ist, daß „die schöne Germania durch arge List und Zauberei ist zur Papsteselin transformieret worden, jetzund aber, als sie vom Wasser aus dem weissen Berge (Wittenberg) fließend getrunken, durch Gottes Genad schier wieder zu ihrem rechten Aufsitzer gekommen". Wie oben erwähnt (S. 210), führte Pamphilus Gengenbach Fastnachtspiele wider das Papsttum in Basel auf. Noch berühmter und einflußreicher waren die Spiele des **Nikolaus Manuel** (1484—1530), eines Malers und Holzschneiders in Bern, der auch als Krieger und Staatsmann sich auszeichnete. In einem seiner derbwitzigen Spiele „würt die warheit in schimpffs wyß vom pabst vnd siner priesterschafft gemeldet". „Item ein ander spyl, daselbs vff der Alten Faßnacht darnach gemacht, anzeygende großen vnderscheid zwüschen dem Babst vnd Christum Jesum vnseren säligmacher". Ein niederdeutsches Fastnachtspiel des Magisters Bado von Minden, „Klaus der Baur", hat A. Hoefer wieder abdrucken lassen und A. Freybe ins Hochdeutsche übertragen. Daneben sind Burkard Waldis' „Verlorener Sohn" und J. Strickers „Düdescher Schlömer" aus Niederdeutschland zu erwähnen. L. Hollonius' „Somnium vitae humanae" (Der Traum des Menschenlebens) behandelt die aus Shakespeares „Zähmung einer Widerspenstigen" bekannte Geschichte vom träumenden Bauern. Bileamsesel. Nikolaus Manuel.

Eine Auswahl von Schauspielen aus dem 16. Jahrhundert hat Julius Tittmann in zwei Bänden herausgegeben, andere sind in Braunes Neudrucken allgemein zugänglich gemacht.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts lernte Deutschland Schauspieler von Gewerbe kennen. Es waren das die **„Englischen Komödianten"**, die seit 1590 im Lande umherzogen und in den Städten und an Fürstenhöfen ihre von England mitgebrachten Stücke zuerst in ihrer Muttersprache, später durch Englische Komödianten.

Hinzutritt deutscher Mitglieder ergänzt und verstärkt, auch in deutscher Bearbeitung aufführten. Damit trat das durch Shakespeare zum höchsten Ansehen erhobene englische Schauspiel und Shakespeares eigene Dichtung in den Gesichtskreis unseres Volkes. Der englische Einfluß zeigte sich bei zwei dramatischen Dichtern jener Zeit, von denen der erste, **Jakob Ayrer,** ein Landsmann und in gewissem Sinne ein Schüler und Nachfolger Hans Sachsens war.

Jakob Ayrer.

Jakob Ayrer, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, lebte als Gerichtsprokurator in Bamberg, dann als kaiserlicher Notar in Nürnberg, in welcher Stellung er 1605 starb. An echter Komik, an frischem Humor, an Gemüt, an sittlichem Ernst steht er weit hinter Hans Sachs zurück, übertrifft ihn aber durch eine dramatisch besser angelegte und entwickelte Handlung, wie durch eine kunstvollere Charakteristik seiner Personen. Als stehende Figur führte er den Hanswurst auf die Bühne, auch in ernsten Stücken; derselbe heißt bei ihm nach dem Englischen „Johan" oder „Jann", auch wohl „der Engellendisch Narr"; aber sein Witz ist schal und meist sehr unsauber. Ayrer war ziemlich fruchtbar, denn in etwa zehn Jahren schrieb er „dreissig Ausbündtige schoene Comedien und Tragedien — sampt noch andern sechs und dreissig schönen lustigen vnd kurtzweiligen Fassnacht- oder Possen-Spilen". Außer biblischen und antiken Stoffen behandelte er auch altvaterländische, so die Sagen von Hugdietrich und Wolfdietrich und von Otnit. Abstoßend wirkt in seinen Dramen eine entsetzliche Häufung von Greuel- und Mordtaten, wie sie beispielsweise in seiner „Tragedia von dem griechischen Keyser zu Constantinopel, und seiner Tochter Pelimperia, mit dem gehängten Horatio", in welcher der Narr zugleich der Henker ist, vorkommt.

Herzog v. Braunschweig.

Auch die Dramen des Herzogs **Heinrich Julius von Braunschweig** (1564 bis 1613) zeugen von dem Einfluß des englischen Schauspiels und sind dadurch interessant, obgleich sie übrigens poetisch wertlos sind.

Eine seltsame Mischung von gelehrter Sprache und Streben nach großer Volkstümlichkeit begegnet uns in den Schauspielen des Herzogs von Braunschweig. Mit Vorliebe stellt er bürgerliche Verhältnisse dar, läßt seine Bauern plattdeutsch und in Prosa reden, ebenso seinen Schalk Johan Bouset, aber der Dialog ist leblos und fürchterlich weitschweifig; in einem Stücke der biblischen Komödie von

Susanna.

der „Susanna" spricht die Heldin zweiunddreißig Seiten lang, um von den Ihrigen Abschied zu nehmen. Auch sind seine Stücke reich an Greuelscenen; in seiner Tragödie „Vom ungeratenen Sohn" ermordet Nero, der jüngere Sohn des Herzogs Severus, mit eigener Hand Vater, Mutter, Bruder, Schwägerin und Neffen, ja seinen Sohn, dessen Herz er dann verzehrt, um sich vor den bösen Geistern zu schützen, wird aber trotzdem von den Geistern der Ermordeten verfolgt und zuletzt vom Teufel geholt.

Hoftheater.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts errichtete dieser Herzog ein eigenes Theater, neben der Bühne des ebenfalls dichterisch tätigen Landgrafen Moritz von Hessen das erste Hoftheater in Deutschland, und begründete dadurch um so fester den bereits im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts entstandenen eigenen Schauspielerstand.

Prosa.

Es erübrigt zum Schluß, noch einen Blick zu werfen auf die **Prosa des 16. Jahrhunderts,** die, wie wir eingangs gesehen haben, durch Luthers Bibelübersetzung, durch seine polemischen und lehrhaften Schriften, durch seine Briefe und Predigten in frische Blüte kam, nachdem sie im Mittelalter

nur erst keimartig vorhanden gewesen war. Nur andeuten kann ich hier, daß durch Luthers Vorgang die **deutsche Predigt** eine eingehende Pflege fand.

Mathesius. Hervorragendes leistete darin Luthers Schüler **Johannes Mathesius** (geb. 1504 zu Rochlitz; gest. 1565 als Pfarrer in Joachimstal). In 16 Predigten (Sarepta oder Bergpostill) legte er die christliche Glaubenslehre aus dem Bergbau dar; in einer Reihe anderer die „Historia von des Ehrw. Manns D. Martini Luthers Anfang, Lehr, Leben und Sterben". — Ein geistreicher Prediger, der in seinen Postillen noch heute fortlebt, war der schon vorhin (S. 218) erwähnte **Valerius Herberger**, nicht ohne Grund „der kleine Luther" genannt. — Der bedeutendste Prediger und zugleich der verbreitetste und gesegnetste aller Erbauungsschriftsteller war aber **Johann Arnd** (geb. 1555 zu Ballenstädt im Anhaltischen, gest. als Generalsuperintendent zu Celle am 11. Mai 1621). Nächst Thomas' a Kempis „Nachfolge Christi" gibt es kein so häufig gedrucktes, in fast alle europäischen Sprachen übersetztes und bis heute einflußreiches Erbauungsbuch, als seine „Vier Bücher vom wahren Christentum", die Arnd im Jahre 1605 ohne Honorar dem Buchhändler überlassen hatte. Dazu kam „das Paradiesgärtlein". Ein treffliches Lebensbild dieses bei Lebzeiten „beswerleumdeten", viel angefochtenen Gottesmannes, der durch seine „geläuterte Mystik" dem Protestantismus „neue Verinnerlichung und Erwärmung" gab, verdanken wir Tholuck, der ihm unter den „Lebenszeugen der lutherischen Kirche" einen Ehrenplatz eingeräumt hat. — Gleichzeitig mit ihm lebte der schwärmerisch mystische Schuhmacher **Jakob Böhme** (geb. zu Altseidenburg bei Görlitz 1575, gest. in Görlitz 1624), der um seiner tiefsinnigen, aber oft sehr verworrenen Schriften — „Aurora oder Morgenröte im Aufgang, d. i. Wurzel oder Mutter der Philosophie, Astrologie und Theologie aus rechtem Grunde oder Beschreibung der Natur, wie alles gewesen und alles worden ist," war die erste — vielfach gemaßregelt und verfolgt, doch viele Anhänger fand und deren noch heute besitzt.

Herberger. Joh. Arnd.

Jakob Böhme.

Die **geschichtliche Prosa** wird in diesem Zeitraume durch verschiedene **Chroniken** vertreten.

Chroniken.

Die Schweizer haben hier den Vortritt. In den Anfang des 16. Jahrhunderts reicht die „Kronika von der löblichen Eydtgenossenschaft" des Gerichtsschreibers **Petermann Etterlin** zurück. Viel wichtiger ist das „Chronicon helveticum" (Helvetische Chronik) des wackern Landammanns **Ägidius Tschudi** aus Glarus, die Hauptquelle des „Wilhelm Tell" von Schiller, der dem Chronisten bezeugt, daß er „einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist gehabt, daß er einen poetisch zu stimmen imstande sei". Ferner schrieb **Sebastian Franck** aus Donauwörth (1499—1542) eine „Chronica, Zeytbuch vnd Geschichtbibel" und eine „Chronik der Deutschen". **Johannes Thurmair**, gen. Aventinus, geb. 1477, gest. 1533, ein evangelisch gesinnter Mann, schrieb die „bayrische Chronik".

In der **wissenschaftlichen Prosa** ist der große Maler **Albrecht Dürer** zu nennen.

Albrecht Dürer.

Albrecht Dürer (geb. in Nürnberg 1470, gest. daselbst 1528) bemühte sich zuerst die Theorie der Kunst in deutscher Sprache zu entwickeln; seine „Vier Bücher von menschlicher Proportion" zeichnen sich durch klare, scharf umrissene Darstellung aus. Von großer Bedeutung ist Dürer für die äußere Erscheinung der Literatur seiner Zeit, da er seine hohe Begabung gern in den Dienst der kleinen ausschmückenden Kunst stellte. So gibt es von ihm in Druckwerken der Reformations- und Humanistenzeit eine Fülle von herrlich verzierten Buchstaben und Titeln, Darstellungen und Bildnissen in Holzschnitt. Das A am Anfang dieses Abschnittes (S. 197) ist ein Beispiel davon, ebenso der schalkhafte Titel zu seines

gelehrten Freundes Pirkheimers „Plutarch", der sogenannte „Pirkheimertitel", auf dem zwei Engel Pirkheimers Wappen (den Birkenbaum) halten, während zwei andere Posaunen blasen.

Erzählende Prosa.

Länger muß ich bei der **erzählenden Prosa** verweilen. Schon im 15. Jahrhundert hatten wir die ersten Ansätze zu **Romanen** kennen gelernt. Was damals von solchen entstanden war, blieb auch im 16. Jahrhundert durch erneuerte Abdrücke im Umlauf, und Neues kam hinzu.

Romane.

Der Name „Roman" stammt von „Romant" ab, wie die Franzosen Gedichte in der Volkssprache und später auch alle ähnlich phantastischen Prosaerzählungen nannten. In Deutschland bürgerte sich das Wort erst im 17. Jahrhundert unter dem mächtigen Einflusse der französischen Literatur ein; früher war der Name Historie oder Geschichte für die Verdeutschung französischer Romane üblich.

Jörg Wickram.

Als den eigentlichen Begründer des deutschen Romans kann man den Elsässer **Jörg Wickram** bezeichnen, da er — obwohl kein großer Dichter — zuerst mit Prosaerzählungen von eigener Erfindung hervortrat. Von seinem Leben ist wenig bekannt. In Colmar geboren, wurde er daselbst Buchhändler und Ratsdiener, stiftete eine Meistersingerschule, dichtete viele Stücke für die Fastnachtlustbarkeiten, wurde 1555 Stadtschreiber zu Burgheim am Rhein im Breisgau und starb vor 1562 (? 1557). Unter seinen Erzählungen („Gabriotto und Reinhard", der „Knabenspiegel", „Von guten und bösen Nachbarn", „Der Goldfaden") ist die letzte die bedeutendste.

Der **Goldfaden**, 1557 zu Straßburg erschienen und 1809 von Clemens Brentano erneuert, hat den Nebentitel: „Eine schöne, liebliche und kurzweilige Historie von eines armen Hirten Sohn" und folgenden Inhalt: Leufried, so benannt nach einem Muttermal, einer Leuentatze, das er auf der Brust hatte, ist der Sohn eines armen Hirten. Als Küchenjunge kommt er in das Haus eines Grafen; als dieser ihn eines Tages singen hört, nimmt er ihn zu sich in seine Gemächer und hält ihn als seinen Sänger. Da faßt er eine heiße Liebe zu des Grafen schöner Tochter Angliana, die ihn aber kalt behandelt und ihm eines Tages zum Hohne einen Goldfaden aus ihrer Stickerei schenkt. Sofort tut er einen scharfen Schnitt in die Brust nahe dem Herzen, legt den Faden in die Wunde und läßt dieselbe darüber zuheilen. In einem Liede teilt er ihr mit, was er getan, und als sie zusammenfährt, aber noch zweifelt, da wiederholt er den Schnitt und zeigt ihr den Faden. Ihr Stolz ist bezwungen — sie erwidert seine Liebe. Der Graf hört davon und will den kecken Bewerber ermorden lassen, aber er entgeht den Nachstellungen durch den Schutz eines Jugendfreundes und eines Löwen, der seinem Vater einst die Herde hatte hüten helfen. Nun zieht Leufried auf Abenteuer, gewinnt ritterlichen Ruhm und hohe Auszeichnung — dadurch umgestimmt gewährt ihm der Graf die Hand seiner Tochter.

Der berühmteste und beliebteste, als Anweisung zum guten Ton und Musterbriefsteller häufig verwandte Roman des 16. Jahrhunderts war der **„Amadis"**, der 1583 in Frankfurt unter folgendem Titel erschien:

„Des Mannbaren Helden **Amadis auß Frankreich** schöne Historia, allen Ehrliebenden vom Adel, sonderlich Jungfrauen und Frauen nützlich und kurtzweilig zu lesen. Aus Frantzösischer in Deutsche Sprache transferiert".

Amadis.

Der „Amadis" war ursprünglich ein spanisches Buch, 1508 von Garci-Ordoñez de Montalvo nach einer jetzt verlorenen Vorlage verfaßt, 1540 ins

Französische, 1569 aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt. Aus den ursprünglichen 5 Büchern des spanischen Originals wurden 12, in Frankreich 24, bei uns sogar nach und nach in den folgenden Auflagen 30. Es ist ein breit und phantastisch geschriebenes Werk, aber als Sittenspiegel des noch einmal auf-

Das I. Capitel.

Von der Abentheuwer der schönen Siluie, wie auch der Schäfer Darinel sie lieb gewan, was Gespräch sie auch mit einander hetten.

As achte Buch Amadis hat euch die Geburt Herrn Florisel von Niquea / auch anderer Kinder der grossen Herren / welche zur selben zeit an dise Welt kamen / gnugsam vnderrichtet vñ erkläret. Nun aber mangelt noch / wohin die Tochter deß Keysers Lisuers / vnd der schönen Gnoloria / welche dem Diener sie zu einer Seugmutter zu tragen / gegeben ward / kommen seye / anzuzeigen. Derselbige / nach deme er das Klei-

Abb. 72. Druck und Illustrationsprobe vom Anfang des neunten Buchs des „Amadis“. (Folio-Ausgabe von 1583, Frankfurt am Main bei Sigismund Feyerabend, nach dem Exemplar der Königl. Bibliothek zu Berlin.)

leuchtenden Ritterwesens merkwürdig. Der Held dieses Romans, aus dem im Laufe der Zeit eine ganze Reihe „Amadisromane“ hervorging, ist natürlich ein „Muster aller ritterlichen Tugend“. Auf seinen abenteuerlichen Fahrten, die an Kämpfen gegen Ritter, Riesen, Zauberer ꝛc. überreich sind, wird er nach Schott-

land verschlagen, wo er sich in des Königs Lisuarts Tochter, Oriana, verliebt, ein Verhältnis, das mit großer Ausführlichkeit erzählt wird und den Kern des ganzen Buches bildet. Dazu kommt dann die Geschichte des ältesten Sohnes des Amadis und Orianas und ihrer weiteren Nachkommen. Das Exemplar von 1583, dem ich die gegenüberstehende Probe entnehme, ist ein großer Folioband von 593 Seiten, der indes nur dreizehn Bücher enthält. Die ersten Bücher namentlich sind sehr schön und deutlich gedruckt, die Illustrationen wiederholen sich von Zeit zu Zeit bei oft ganz verschiedenartigen Scenen. A. v. Keller hat 1857 das erste Buch nach der ältesten deutschen Bearbeitung neu herausgegeben.

Französische Romane.

Andere französische Helden- und Liebesgeschichten, die zu uns herüberkamen, waren der **„Fierabras"**, eine Riesengeschichte aus dem kerlingischen Sagenkreise, die **„Haimonskinder"** u. a.; demnächst wurden wunderbare und oft märchenhafte Geschichten aus dem Italienischen übersetzt, und viele von diesen nebst älteren im Jahre 1587 in dem **„Buch der Liebe"** zusammengetan, welches in unserem Jahrhundert Büsching und v. d. Hagen zum Teil neu herausgegeben haben.

Buch der Liebe.

Volksbücher.

Diese und andere Erzählungen waren und sind noch heute bekannt und beliebt unter dem Namen der **Volksbücher**, von denen Simrock eine neue Ausgabe, Gustav Schwab, G. Klee u. a. Neubearbeitungen veranstaltet haben.

In der Vorrede zu der letzteren sagt Schwab von den ihnen zu Grunde liegenden Sagen: „Entsprungen großenteils aus dem alten Born germanischer Volksdichtung, blieben sie dem Volke teuer, auch als die Verbildung der höheren Stände in späteren Jahrhunderten ihrer spottete; und bezeichnet mit dem Stempel ewiger Jugend: „gedruckt in diesem Jahr" bildeten sie neben der Bibel und dem Gesangbuche die einzige Nahrung der Volksphantasie."

Zu den tiefsinnigsten Sagen der Volksbücher gehört die seit dem 16. Jahrhundert umgehende von Dr. **Johannes Faust**, dem berühmten Schwarzkünstler. Es ist unzweifelhaft, daß ein Mann dieses Namens in Wirklichkeit gelebt hat.

Faust.

Nach sicherer Überlieferung war Faust in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Knittlingen in Württemberg geboren, wo sich die Erinnerung an ihn bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat. Er studierte in Krakau und zwar besonders Magie, eine Kunst, über die man dazumal öffentliche Vorlesungen hielt. In der Chemie und Physik erwarb er sich hervorragende Kenntnisse. Nach vollendeter Studienzeit streifte er in Deutschland und im Auslande als s. g. fahrender Schüler umher, nannte sich „die Quelle der Nekromantie, Astrolog, Magus 2c.", prahlte überall mit seiner Kunst und rühmte sich der unglaublichsten Dinge. In Venedig machte er einen verunglückten Versuch zu fliegen, der ihm fast das Leben kostete. In Erfurt hielt er zeitweilig Vorlesungen über Homer; auf seiner Stube ließ er die homerischen Helden vor den Studenten erscheinen. Endlich da er über die Messe spottete, wurde er vom Rate aus der Stadt verwiesen. Zum Andenken an ihn gibt es daselbst heute noch ein „Dr. Faustgäßchen". Danach trieb er in Maulbronn alchymistische Arbeiten, der Sage nach in dem östlichen Eckturm des Klosterzwingers, der noch jetzt der „Faustturm" heißt. Dann war er eine Zeitlang in Wittenberg: Melanchthon traf mit ihm zusammen; in Luthers „Tischreden" wird er erwähnt. Oft war er in Gefahr, seiner Zaubereien wegen verhaftet zu werden, entkam aber immer so zeitig und glücklich, daß das Gerücht entstand, er könne sich unsichtbar machen. Über sein Ende wird einstimmig be-

HISTORIA

Von D. Johañ Fauſten/dem weitbeſchreyten

Zauberer vnnd Schwartzkünſtler/ Wie er ſich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verſchrieben/ Was er hierzwiſchen für ſeltzame Abenthewer geſehen/ ſelbs angerichtet vnd getrieben/ biß er endlich ſeinen wol verdienten Lohn empfangen.

Mehrertheils auß ſeinen eygenen hinderlaſſenen Schrifften/ allen hochtragenden/ fürwitzigen vnd Gottloſen Menſchen zum ſchrecklichen Beyſpiel/ abſcheuwlichen Exempel/ vnd treuwhertziger Warnung zuſammen gezogen/ vnd in den Druck verfertiget.

IACOBI IIII.

Seyt Gott vnterthänig/ widerſtehet dem Teuffel/ ſo fleuhet er von euch.

CVM GRATIA ET PRIVILEGIO.

Gedruckt zu Franckfurt am Mayn/ durch Johann Spies.

M. D. LXXXVIII.

Gedruckt zu Franckfürt am Mayn/ durch Wendel Hom/ in Verlegung Johann Spieſſen.

M. D LXXXVIII.

Titel und Schluss der höchst seltenen zweiten Auflage der „Historia von D. Johann Fausten“ (die erste erschien ebendaselbst 1587) nach dem Exemplar der K. Bibliothek zu Berlin.

Dis buch seit von kunig sala mon und siner husz frouw

ey Salome wie sy der künig fore nam vnd wie sy Morolff künig salomō brüder wider brocht

„Ist getruckt zu Straßburg durch Mathis Hüpffuff. Im Jor noch Christ geburt Mccccxcix" (1499).

Nachbildung des Titels vom ältesten Druck des Volksbuches „Salomon und Morolff".

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

richtet, daß man ihn eines Morgens tot mit verdrehtem Halse in seinem Zimmer fand und daß nachts zuvor eine starke Erschütterung des Hauses bemerkt wurde. Wahrscheinlich war er in seinem Laboratorium durch eine chemische Explosion getötet worden. — Zahlreiche Städte, außer den bereits erwähnten, bewahren sagenhafte Erinnerungen an ihn, so vor allem Leipzig, wo er 1525 auf einem mit 18 Eimer Wein gefüllten Fasse aus Auerbachs Keller auf die Gasse geritten sein soll,

„welches gesehen viel Mutterkind —
solches durch seine subtile Kunst hat getan
und des Teufels Lohn empfangen davon."

In Prag erinnert das „Faustische Haus" an sein geheimnisvolles Treiben; ähnlich in Wien u. a. O. — Sobald er tot war, häuften sich im Volksmunde die Sagen und zauberhaften Schwänke, die Faust vollführt haben sollte; alles Zauberhafte, Wunderbare, Spukhafte, Dämonische sammelte sich um den Namen Faust und ließ ihn immer riesenhafter erscheinen. Etwa 50 Jahre nach seinem Tode, im Jahre 1587, wurde die Faustsage zum erstenmal aufgezeichnet und in Frankfurt gedruckt. Der Verfasser ist uns nicht bekannt. Er zeigt sich als orthodoxer Lutheraner, aber auch als ein ungeschickter Redaktor und oft als ein kümmerlicher Kompilator. Johann Spieß, der das Werk — als ihm von einem guten Freunde in Speyer zugesandt — beim Publikum einführte, war ein charaktervoller und gelehrter Verleger von strenglutherisch-theologischer Richtung, bei dem u. a. das Concordienbuch (1580) erschienen war.

Ein zuverlässig genauer Abdruck der ersten Ausgabe ist von Wilhelm Braune veranstaltet worden. Der in der Beilage Nr. 52 reproduzierte Titel und Schluß ist der zweiten Auflage (1588) entnommen; beides aber stimmt buchstäblich und zeilengetreu mit der ersten überein.

Nach diesem alten Volksbuche, der Quelle der ganzen Faustliteratur bis auf Goethes große Dichtung, hatte Faust mit dem Teufel einen Bund geschlossen, um seinen Wissensdurst zu stillen, das Leben in vollen Zügen zu genießen und unsterblichen Ruhm zu erlangen. „Faust," heißt es darin, „name an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ an Himmel und Erden erforschen, denn sein Fürwitz, Freyheit und Leichtfertigkeit stache und reitzte jhn also, daß er auff eine zeit etliche zäuberische vocabula, figuras, characteres vnd conjurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fordern, ins Werk zu setzen und zu probieren jm fürname." Er beschwört den Teufel, erhält einen Geist, „Mephostophiles" zum Genossen, der alle seine Wünsche befriedigen soll, wofür er mit seinem Blute der Hölle seine Seele verschreibt und den christlichen Glauben abschwört. So empfing er nun durch seinen Begleiter wunderbares Wissen über Natur und Zukunft und ward schnell ein berühmter Mann. Um alles zu erschöpfen, fuhr er mit Mephostophiles sogar in die Hölle, dann wieder aufwärts zum Sternenhimmel, so daß die Erde klein wie ein Dotter im Ei unter ihm lag, durchzog dann ganz Europa, setzte alle Welt durch seine Zauberkunst in Erstaunen, tat das Unglaublichste und schwelgte in allen Lüsten. Als sein Bündnis abgelaufen war, setzte er seinen Famulus Wagner zum Erben seiner Bücher und Zaubergeräte ein, nahm von seinen vertrautesten Freunden Abschied und begab sich in sein Zimmer. In der Mitternachtsstunde erhob sich ein gewaltiger Sturmwind, der alles vernichten zu wollen schien, und am nächsten Morgen fand man den fürchterlich verstümmelten Leichnam Fausts im Hofe auf dem Miste liegen.

Wie an Fausts Person sich aller Aberglaube und alle Zaubergeschichten anschlossen, so war der **Pfaffe von Kahlenberg,** ähnlich dem Pfaffen Amis (S. 127 f.) der Held aller possierlichen Streiche, die — wahr oder erfunden — von Geistlichen erzählt wurden. Pfaffe von Kahlenberg.

Übrigens hat sich die Sage hier auch an eine wirkliche Person, den Hofkaplan des Herzogs Ottos des Fröhlichen, Rudolfs von Habsburgs Enkel, vom Kahlenberge bei Wien geheftet. Der älteste Druck des von ihm handelnden gereimten Volksbuches gehört dem 15. Jahrhundert an. Sehr modernisiert ist der Stoff in neuerer Zeit von Anastasius Grün behandelt worden.

Salomon u. Morolf.

Auch die bereits im 12. Jahrhundert als Gedicht aufgetretene Erzählung von **„Salomon und Morolf"** nahm unter den Volksbüchern einen nicht unbedeutenden Rang ein und kam mit zahlreichen Holzschnitten wiederholt heraus. Luther citierte daraus, wie auch aus anderen Volksbüchern, gerne in Tischgesprächen wie in seinen Schriften. (S. Beilage Nr. 53.)

Aus alter Überlieferung stammt die Aufstellung des Gegensatzes volksmäßiger Weisheit oder des naturwüchsigen Mutterwitzes gegen die gewissermaßen gelehrte und philosophische Weisheit des Königs Salomo her. **Morolf** (oder Markolf, wie er in späteren Zeiten heißt), ein kluger Narr, vertritt die erstere, indem er in einem Gespräch mit dem König jeden weisen Spruch desselben in einen Witz verkehrt. Aus der Rolle, die Morolf in diesem scherzhaften Gesprächsspiel hat, bildete sich im 12. Jahrhundert eine Erzählung, die den zweimaligen listigen Raub der Gemahlin Salomos und die zweimalige listige Wiedergewinnung derselben durch Morolf schildert; das Gesprächsspiel selbst, das schon im 13. Jahrhundert in deutschen Versen existierte, ist nur in einer rohen und gemeinen Überarbeitung aus viel späterer Zeit und in dem prosaischen Volksbuche von **„Salomon und Markolf"** auf unsere Zeit gekommen. Um das Gesprächsspiel zu charakterisieren, teile ich einige Züge daraus mit. Eines Tages stellt Markolf die Behauptung auf, daß Natur über Gewohnheit gehe, und macht sich anheischig, seinen Satz zu beweisen oder den Tod zu erleiden. Salomo nimmt es an, und Markolf beweist seine Behauptung dadurch, daß er die Lieblingskatze des Königs, welche abgerichtet war, bei der Abendtafel die Kerze zwischen den Vorderpfoten zu halten, durch Mäuse, welche er vor ihr über den Tisch laufen läßt, verleitet, das Licht fallen zu lassen und nach den Mäusen zu jagen. Eine Probe dieses Gespräches selbst ist die folgende:

Salomo: Von dem Geschlechte Juda bin ich geboren
und über Israel als König erkoren.
Markolf: In der Blinden Lande, des sei gewiß,
ein Einäugiger der König ist.
Salomo: Gott hat mir Weisheit gegeben
vor allen Menschen, die da leben.
Markolf: Wer böse Nachbarn um sich hat,
der lobe selbst sich, ist mein Rat.
Salomo: Wer da hat, dem wird gegeben,
so lange als er hat sein Leben.
Markolf: Wer wenig hat, den soll man pflücken
und dem Habenden es zuschicken.
Salomo: Wein bringet Unkeuschheit,
wer trunken ist, der stiftet Leid.
Markolf: Den Armen machet reich der Wein,
drum sollt' er allzeit trunken sein.

Bekannter ist das Buch von **Till Eulenspiegel,** dem „Helden der Handwerks- und Landfahrerstreiche", einer unverwüstlichen Figur des Volkswitzes bis auf unsere Zeit.

Eyn kurtz wylich lesen van Tyel vlenspiegel: geboren vyß dem land Brunzwyck. Wat he seltzamer boitzen bedreuen hait syn dage/lüstich zo lesen.

Gedruckt by Servais Kruffter.

Titelblatt des ältesten Drucks von „Till Eulenspiegel" in niederdeutscher Mundart, gedruckt von Servais Kruffter in Köln ca. 1520—30.

Nach der photolithographischen Nachbildung der einzig erhaltenen Exemplare in der k. k. Hofbibliothek zu Wien und der k. Bibliothek zu Berlin.

„Ein kurzweilig Lesen von Till Eulenspiegel, geboren aus dem Lande Braunschweig. Was er seltsame Possen betrieben hat seiner Tage, lustig zu lesen."

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Der Fincken Ritter.

Historia / Von dem trefflichen und weiterfahrnen Ritter / Herrn Policarpen von Kirrlarissa / genannter Fincken Ritter / wie der dritthalbhundert Jahr / ehe er geborn ward / viel Land durchwandert / seltzame Ding gesehen / und zu letzt für seiner Mutter vor todt ligend gefunden / aufgehoben und erst von neuen geboren worden.

Item / Von seiner Hochzeit / eine feine und schöne Satyrische Lehr / wie sich ein jeder in Ehestand schicken soll.

Gedruckt / Im Jahr 1668.

Abbildung eines späteren Drucks des „Finkenritter", als Beispiel des Aussehens der „Volksbücher gedruckt in diesem Jahr".

Erster Druck von 1560 in Strassburg.

Nach dem Exemplar der k. Bibliothek zu Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Auch hier haben sich traditionelle Witze und Streiche um eine Person gesammelt, die wirklich gelebt, Till geheißen haben, in Kneitlingen im Braunschweigischen geboren und zu Mölln in Lauenburg begraben sein soll. Der Beiname „Eulenspiegel" stammt von der Spruchrede des 16. Jahrhunderts her: „Der Mensch erkennt seine Fehler ebensowenig, wie ein Affe oder eine Eule, die in den Spiegel sehen, ihre eigene Häßlichkeit erkennen." Der älteste bekannte Druck dieses Volksbuches in hochdeutscher Sprache ist von 1515 und hat den Titel: „Ein kurtzweilig lesen von Dyl Vlenspiegel". (Abgedruckt nach dem einzig erhaltenen Exemplar in den „Neudrucken der Literaturwerke"; vgl. Beil. Nr. 54.) Unzweifelhaft liegt diesem eine noch ältere niederdeutsche Fassung zu Grunde. — Hans Sachs und Jakob Ayrer entnahmen dem ungemein beliebten Volksbuche, das von Lappenberg herausgegeben ist, Stoffe zu Komödien, Fischart bearbeitete es in Reimen. In allerneuester Zeit hat Julius Wolff den lustigen Schalk in seinem „Till Eulenspiegel redivivus" tendenziös modernisiert wieder aufleben lassen. Eulenspiegel.

Ein Vorläufer der Münchhausiaden war der **„Finkenritter"**, in dem die Lügen der Vielgereisten lustig überboten und verspottet werden.

Darin wird erzählt die „Historie von dem trefflichen weiterfahrenden Herrn Policarpen von Kirrlarissa, genannt der Finkenritter, wie er dritthalb hundert Jahre, ehe er geboren ward, viel Land durchwandert und seltsam Ding gesehen 2c." Das Buch ist eine Sammlung lustigen Unsinns, ohne satirische Tendenz. Die Späße tauchen auf und verschwinden, wie die Bratwürste, mit denen der Teufel des Ritters Weg vor ihm pflastern und die er hinter ihm wieder aufessen muß. Als der gute Ritter eines Tages Gras mäht, haut er sich aus Versehen den Kopf ab, dem er überall nachläuft, und Ähnliches. (S. Beilage 55.) Finkenritter.

Alle Dummheiten und Verkehrtheiten kleinstädtischer Bürger und Behörden sind vereinigt in den „Wunderseltzamen abenteuerlichen, unerhörten und bisher unbeschriebenen Geschichten und Taten der obgemelten **Schildbürger** in Misnopotamia hinter Utopia gelegen 2c." Das Buch wurde 1597 zum erstenmal unter dem Titel **„Lalenbuch"** gedruckt und 1603 als „Grillenvertreiber" umgearbeitet. (S. Beilage 56.) Lalenbuch.

Was die Alten von „Abdera" erzählten, die Braunschweiger von „Scheppenstedt" 2c., das muß hier **Schilda**, Gneisenaus Geburtsort, alles auf sich nehmen. Die Schildbürger stammen von einem der sieben weisen Meister ab und werden wegen ihrer großen Weisheit überallhin berufen, um Fürsten und Herren zu raten und zu helfen. Darüber gerät aber das Gemeindewesen ihrer Stadt in Verwirrung, ihre Frauen entrüsten sich höchlich über ihre lange Abwesenheit und verlangen ihre sofortige Rückkehr. Die Männer tun es und beschließen sodann — auf den Rat der Alten — sich fortan der Torheit anstatt der Weisheit zu befleißigen, damit niemand mehr ihres Rates begehre und sie ungestört zu Hause bleiben können. Danach handeln sie fortan und erfahren es nur zu bald, wie gefährlich es ist, mit dem Schein zu spielen. Eine lange Reihe der wunderlichsten Torheiten wird nun erzählt, deren letzte dahin führt, daß ihre Stadt ganz und gar in Asche gelegt wird. Da ziehen die Schildbürger mit Frau und Kind in die Welt hinaus und verpflanzen ihre Torheiten überallhin.

Endlich muß noch eine tiefsinnige Erzählung hervorgehoben werden, die vom **ewigen Juden** oder vom Juden **Ahasver**, wie er im 16. Jahrhundert gewöhnlich genannt wird. Ahasver.

Die ganz eigenartige Geschichte vom ewigen Juden kommt in Deutschland zuerst im Jahre 1602 vor. Da erschien ein Büchlein, in dem erzählt wird, daß der Hamburger Paul v. Eitzen (später Superintendent in Hamburg, dann Generalsuperintendent in Schleswig † 1598) als Student, da er bei seinen Eltern zum Besuch war, 1542 in Hamburg den ewigen Juden gesehen und seine merkwürdigen Erlebnisse ihm abgefragt habe. Derselbe sei ihm als ein sehr langer, uralter Mann mit langem, über die Achsel fallendem Haar in schäbiger Kleidung und barfuß erschienen und habe sich einige Wochen in Hamburg aufgehalten. Er habe erzählt, er sei ein geborner Jude aus Jerusalem, Namens Ahasverus, habe zu Christi Zeiten als Schuster dort gewohnt und, als der Heiland mit dem Kreuze vor seiner Tür habe ruhen wollen, ihn mit rauhen Scheltworten fortgestoßen. Da habe ihn Christus scharf angesehen und gesprochen: „Ich will stehen und ruhn, du aber sollst gehen." Seitdem habe er wandern müssen als ein lebendiger Zeuge des Leidens Christi und müsse wandern bis zum jüngsten Tage. — Der Verfasser dieser Erzählung ist unbekannt. In einer der vielen späteren Drucke, die schon Erweiterungen der ursprünglichen Erzählung haben (vgl. Beilage 57), nennt er sich Chrysostomus Dudulaus Westfalus, was aber jedenfalls ein Pseudonym ist. Es liegt auf der Hand, daß diese Sage aus der Tatsache des seit Christi Zeiten rastlosen Wanderns der in alle Länder der Welt zerstreuten und trotz aller Verfolgungen unaustilgbaren Juden entstanden ist, weshalb sich auch dieselbe Sage seit dem dreizehnten Jahrhundert in ähnlichen Gestaltungen (Cartaphilus, Johannes Buttadeus, Malchus) bei den verschiedensten Völkern findet. In neuerer Zeit ist in mannigfacher verschiedener Deutung der Gedanke dieser Sage poetisch verwertet worden, so von Schubart in einer Rhapsodie, von Goethe, Lenau, Julius Mosen, Hamerling u. a.

Ernst von Schwaben.

Auch die alte Sage von Herzog **Ernst von Schwaben,** die bereits im 12. Jahrhundert Gegenstand der poetischen Behandlung war (vgl. S. 48 f.), wurde in dieser Zeit in eines der beliebtesten Volksbücher umgestaltet, das reich illustriert und lange ein Lieblingsbuch blieb. (Abb. 73.)

Magelone.

Das aus dem Französischen übersetzte **Volksbuch** von der **Schönen Magelone** entstand am kursächsischen Hofe, wo es der Sekretär Veit Warbeck, ein Schüler Luthers, dem Kurprinzen Johann Friedrich 1527 zu seiner Vermählung mit Sibylle von Cleve widmete; Warbecks Freund Spalatin gab es nach seinem Tode in Druck (1535). Johannes Bolte hat es 1894 nach der Originalhandschrift neu herausgegeben. — So sind mehrfach die ursprünglich für die Lektüre des hohen Adels bestimmten **Ritterromane** später Gemeingut des Bürgerstandes und endlich des niederen Volkes geworden.

Novellen.

Neben den Romanen, die meist auf altem epischen Sagengrunde ruhten, entstand in Italien bereits im 14. Jahrhundert die **Novelle** (novella = Neuigkeit), eine kürzere, meist in der Gegenwart spielende Prosaerzählung, deren Meister Boccaccio war. Sein Vorbild, insbesondere aber auch die lateinischen Facetienbücher der Humanisten und die Beispielsammlungen der Predigermönche regten bei uns im 16. Jahrhundert zahlreiche Sammlungen von Schwänken und Anekdoten an.

Pauli.

Hier ist in erster Linie zu nennen der Franziskanermönch **Johannes Pauli,** angeblich ein getaufter Jude (um 1459 geboren), der seine Schwänke (693 an der Zahl) 1522 unter dem Titel „Schimpf (Scherz) und Ernst" herausgab.

Das lustige und recht lächerliche

Lalen-Buch/

Das ist:

Wunderseltsame / abentheurliche/ unerhörte/ und bißher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg/ in Misnopotamia/ hinter Utopia gelegen.

Durch

M. Aleph / Beth / Gimel / der Vestung Ypsilonburger Amtmann.

Gegenter Druck / so mit Figuren vermehret ist.

Titel eines alten Drucks vom „Lalenbuch“,
nach dem Exemplar der K. Bibliothek in Berlin.

Warhafftige Contrafactur/aller gestalt vnnd massen zusehen / diſe Bildnuß/von einem Juden von Jerusalem/AHASVERVS genannt/welcher fürgibt / wie das er bey der Creutzigung Jesu Christi gewesen/ vnd bisthero von Gott beim Leben erhalten worden. Sampt einer Theologischen Erinnerung an den Christlichen Leser/mit glaubwürdigen Historien Exempeln illustriert vnd vermehrt.

Getruckt zu Augspurg/bey Sara Mangin/ Wittib/in verlegung Wilhelm Peter Zimmerman Kupfferstecher.

1619.

Genaue Nachbildung des Titelblattes der dritten Ausgabe des Volksbuches vom „Ewigen Juden".

Nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

In leichtem, anmutigem Stil werden darin Fabeln, Anekdoten, Eulenspiegeleien erzählt ohne aufdringlich lehrhafte Tendenz, behaglich zu lesen. Wie er in der Vorrede erklärt, sind die Erzählungen „aus alten Büchern, griechischen, lateinischen, den Kirchenvätern und Petrarca zusammengelesen." Das Werk fand so großen Beifall, daß gegen dreißig Ausgaben davon erschienen.

„Wie Herzog Ernst und Graf Wetzelo sich naheten der Stadt Nürnberg, als der Kaiser Otto eine gemeine Versammlung und Hofhaltung ließ ausschreiben und berufen dahin auf den heiligen Christtag zu Weihnachten."

Abb. 73. Schrift- und Bildprobe der „Historie vom Herzog Ernst" aus dem sehr alten, sonst ganz unbekannten Druck der Königl. Bibliothek zu Berlin. Als Probe der Volksbücher.

Sehr schalkhaft und lustig ist die folgende Geschichte, die sich darin findet:

Es hatte ein Bürger drei Töchter, von denen jede einen Freier hatte und jede gern zuerst „in den schweren Orden der heiligen Ehe" treten wollte. Ihm war es aber zu viel, sie alle auf einmal auszustatten, darum rief er sie herbei und sprach zu ihnen: „Wohlan, lieben Töchter, ich will euch allen dreien miteinander Wasser geben, und ihr sollt euch die Hände miteinander waschen, aber sie an keinem Tuche abtrocknen, sondern sie von selber trocken lassen werden, und der-

jenigen, deren Hand zuerst trocken geworden, der will ich zuerst einen Mann geben." Nun goß der Vater allen dreien Wasser über die Hände; sie wuschen sie und ließen sie von selber wieder trocknen. Aber das jüngste Töchterlein, das wehte stets mit den Händen hin und her und rief dabei: „Ich will keinen Mann! ich will keinen Mann!" Und von diesem Wehen wurden ihm seine Hände zuerst trocken, und es bekam zuerst einen Mann, und die älteren mußten noch warten.

In den späteren Büchern dieser Art herrscht meist eine große Derbheit und Unsauberkeit, die charakteristisch für die Zeit ist, aber den Genuß dieser Volkskomik beeinträchtigt. Rollwagenbüchlein. Hierunter ist zu nennen das **Rollwagenbüchlein,** eine Anekdotensammlung zur Unterhaltung im Reisewagen (Beilage 58), von Jörg Wickram aus Colmar, die **Gartengesellschaft** von Jakob Frey aus Straßburg, der **Wendunmut** (d. h. Erzählungen, um den Unmut zu wenden) von Hans Kirchhof, einem Hessen.

Sandrub. Im Jahre 1618 gab **Lazarus Sandrub,** „ein Studiosus der Philosophie und Theologie, der Poeterey besonderer Liebhaber," eine gereimte „Historische und poetische Kurzweil" heraus, „darinnen allerhand kurtzweilige, lustige und artige Historien, schöne anmutige poetische Gedichte, höffliche Bossen und Schwänke ꝛc." In der großen Menge des Volkes waren diese Schwankbücher sehr beliebt, doch tadelten auch einige Männer wie Georg Rollenhagen mit Ernst ihre Ausschreitungen.

Zum Schluß verdienen die **Sprichwörtersammlungen** eine besondere Erwähnung.

Luthers Tischreden. Luther selbst war ein großer Freund von Sprüchen und Sprichwörtern: besonders seine „Tischreden" sind voll davon, ja er legte sich eine Sammlung davon an, die handschriftlich erhalten, aber noch ungedruckt ist. Allerhand sprichwörtliche Sentenzen faßte er in Reime, die er bei Tische vorbrachte, auch Freunden in Bibeln einschrieb ꝛc., so z. B.:

Wer was weiß, der schweig',
Wem wohl ist, der bleib'.

Wer was hat, der halt' —
Unglück das kömpt bald.

oder:

Wie einer lieset die Bibel,
So stehet am Haus sein Giebel.

Der berühmte und berüchtigte Spruch: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang" ist Luther ohne jegliche Gewähr (zuerst von Joh. Heinrich Jacobi) zugeschrieben worden.

Die erste gedruckte Sammlung aber dieses knappesten Ausdrucks des Volkswitzes und der Volksweisheit hat 1528 sein Landsmann und Schüler **Johannes Agricola** (Schnitter) von Eisleben, geb. 1492, gest. 1566 zu Berlin als kurbrandenburgischer Hofprediger, sowohl in niederdeutscher als in hochdeutscher Sprache mit kurzen trefflichen Erklärungen herausgegeben. Agricola. Noch bedeutender war der als Chronist vorhin (S. 233) erwähnte **Sebastian Franck.** Sebastian Franck. Seine Sprichwörtersammlung (1541 herausgekommen) ist noch umfangreicher als die Agricolas und geistvoller in der Auslegung. (S. Beilage 58.) Nachfolgende Probe charakterisiert sie vortrefflich:

Es kommt selten das Best' hernach.

Die Welt wird je älter, je ärger, darum hat sie das aus Erfahrung, daß die Kinder allewege an Bosheit ihre Väter übertreffen und die künftigen Herren und

Das Rollwagen büchlin.

Ein neüws / vor vnerhörts Büchlein
dariñ vil guter schwēck vnd Historien begriffen
werden / so man in schiffen vñ auff den rollwegen /
desgleichen in scherheüsern vñ badstuben / zulāg
weiligen zeitē erzellen mag / die schweren Melan
colischen gemüt damit zu ermunderen / vor aller
menigklich sunder allen anstos zu lesen vnd hörēt
allen Kauffleuten so die Messen hin vñ wider
brauchē / zu einer kurtzweil an tag bracht
vnd widerumñ erneuwert vñ gemeert
durch Jörg Wickramen / Statt
schreiber zu Burckhaim /
Anno 1557.

Titel des „Rollwagenbüchlin".

Genaue Nachbildung des zweiten Drucks von 1557 (der erste erschien 1555) nach dem Exemplar der k. Bibliothek zu Berlin.

Titel von Seb. Francks Sprichwörtern,
Druck von 1541.

Nach dem Exemplar der k. Bibliothek zu Berlin.

Sprichwörter /

Schöne / Weise / Herrliche Clügreden / vnnd Hoffsprüch / Darinnen der alten vnd nachkommenen / aller Nationen vnnd Sprachen gröste vernunfft vnnd klügheyt. Was auch zů ewiger vnnd zeitlicher Weißheyt / Tugent / Zucht / Kunst / Haußhaltung vnnd wesen dienet / gespürt vnnd begriffen würt. Zusamen tragen in ettlich Tausent / Inn lustig höflich Teutsch bekürtzt / Beschriben vnnd außgeleget / Durch

Sebastian Francken.

✠

Iesus Syrach.

Richt dich nach den Sprichwörtern der Weisen.

Die vernünfftigen geben sich auff die Sprichwörter.

Gedruckt zů Franckenfurt am Meyn /
Bey Christian Egenolffen.

Weiber die vorigen fromm machen. Eine Frau hatte einmal für einen Tyrannen gebetet, daß sich der Tyrann selbst verwunderte; wohl wissend, daß seinen Tod jedermann begehrte, schickte er zu dem Weibe, die Ursache ihres Gebetes zu erfahren. Sie antwort' ihm einfältig: „Ich bat für deinen Vorgänger, daß er stürbe, da kamst du, der noch ärger ist, danach. Jetzt bitt' ich, daß dich Gott leben lasse, sorgend, es käme noch ein böserer, denn du." Der Tyrann ließ sich die Antwort gefallen. Drum sind die folgenden Leute und Zeiten allewege ärger, wie auch die Schrift zeigt, und kommt selten das Best' hernach. Denn im Käswasser da liegen die Matten am Boden. Dann begehrt man der alten Herren, so man die neuen kennen lernt, sprach Äsopus.

Andere mischten den aus dem Volke geborenen Sprichwörtern selbstverfaßte Sprüche und Reime bei, z. B. **Eucharius Eyering,** 1520 geboren, der 1597 als Pfarrer zu Streufdorf im Hilburghausischen starb und eine in Reimen, nach alphabetischer Ordnung der Sprichwörter abgefaßte Sammlung herausgab, die größtenteils aus Agricola entnommen, aber durch die zugefügten Schwänke wertvoll ist. Sie erschien erst nach seinem Tode (1601) im Druck. — Endlich sei noch **Friedrich Petri,** Prediger zu Braunschweig genannt, der 1605 „der Teutschen Weisheit, Das ist Auserlesene kurtze, sinnreiche, lehrhaffte und sittige Sprüche und Sprichwörter in schönen Reimen oder schlecht ohne Reim" herausgab, wohl die reichhaltigste und beste Sprichwörtersammlung jener Zeit. Eyering. Petri.

Zu allen Zeiten sind solche Sammlungen ersprießlich gewesen und haben, wie ein alter Sammler trefflich bemerkt, „Ursach und Anleitung gegeben, schärfer nachzusinnen auf etwas mehr, das darunter verstanden und gemeint wird." Im 16. Jahrhundert lebte aber diese Spruchweisheit noch ganz und gar im Munde des Volkes, hatte neben den Bibelsprüchen volle Geltung und gab dem Stil der Schriftsteller Charakter und Bedeutsamkeit. Sie ist nächst dem geistlichen und weltlichen Volksliede das wertvollste Erbe, das wir aus jener Zeit von unseren Vätern überkommen haben.

Das Bedeutendste aus der Spruchweisheit ist in drei Bändchen der auch in Papier, Druck und Einband der Väter würdigen **„Ausgabe der Kabinetsstücke"** unter dem Titel „Altdeutscher Witz und Verstand", „Altdeutscher Schwank und Scherz" und „Altdeutsches Herz und Gemüt" (16. und 17. Jahrhundert) neu herausgekommen. Goedeke hat eine Auswahl von Schwänken des 16. Jahrhunderts erscheinen lassen.

II. Das Zeitalter des 30jährigen Krieges und Ludwigs XIV.

Was lange wie eine Gewitterschwüle über unserem Vaterlande gelagert hatte, war endlich zum furchtbaren Ausbruch gekommen. Ein unseliger Krieg hatte zwischen Protestanten und Katholiken begonnen: ein Krieg, der dreißig Jahre lang Deutschland im Innersten zerspaltete und zerriß, es in unerhörter Weise verwüstete und entvölkerte, ja es völlig zu vernichten drohte. Aus einem Religions- und Bürgerkriege wurde es bald ein Völkerkrieg. Auf deutschem Boden fochten die Fremden, teils zum Beistande aufgefordert, teils aus eigenem Antriebe herbeigekommen, um im Trüben zu fischen und, die Entzweiung unseres Volkes benützend, ihre Fehden auszufechten, und erlangten Dreißigjähriger Krieg.

schnell einen verderblichen Einfluß auf die inneren Reichsangelegenheiten. Dänen und Schweden, Franzosen, Spanier, Italiener verwüsteten Deutschland und förderten das Zerstörungswerk der eingeborenen katholischen und protestantischen Fürsten. Dorf um Dorf ging spurlos in Flammen auf, die Bewohner kamen unter den unsäglichsten Quälereien der Kriegshorden um; was überlebte, schloß sich den Raubbanden an. Die wohlhabendsten Städte verarmten, Handel und Verkehr lagen darnieder, eine fürchterliche Verwilderung und Entartung der Sitten riß überall ein. Das Selbstgefühl des Volkes war gebrochen — bis ins innerste Mark waren Wohlstand und Bildung erschüttert; nur wenige fromme Gemüter erhoben sich kräftig und glaubensfreudig über den Jammer der Zeiten.

Friede. Als endlich der langersehnte Friede zu Osnabrück und Münster geschlossen war, blutete Deutschland aus tausend Wunden; dazu hörte das Waffengetümmel noch keineswegs auf — im Norden standen die Schweden, in der Pfalz hausten die Franzosen, die Türken rückten bis vor Wien. Und während Ludwig XIV. mit starker Hand in Frankreich bis ins zweite Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts herrschte, saß der schwache Leopold I. fast ebenso lange auf Deutschlands Throne, und unter allen deutschen Fürsten war nur einer, der ein deutscher Mann heißen konnte, der große Kurfürst von Brandenburg; doch seine Macht reichte nicht aus, den Franzosen auf die Länge die Spitze zu bieten, da die anderen deutschen Fürsten ihn im Stiche ließen.

Französischer Einfluß. Aber nicht nur, daß Elsaß und Straßburg uns verloren gingen, schlimmer war die geistige Herrschaft, die Frankreich über ganz Deutschland ausübte. Jedes der vielen Duodezhöfchen suchte es dem Hofe von Versailles nachzutun. Als gebildet galt nur, wer in Frankreich gewesen war, und selbst des großen Kurfürsten gastfreie Aufnahme der verfolgten französischen Reformierten trug dazu bei, französische Sitten und Moden wie ihre Sprache bei uns einzuführen.

> „Wir leben zu einer Zeit," sagt ein einsichtiger Schriftsteller jener Tage, Neukirch, „da die Deutschen nicht mehr Deutsche sein, da die ausländischen Sprachen den Vorzug haben und es ebenso schimpflich ist, deutsch zu reden, als einen schweizerischen Latz oder Wams zu tragen." Adel und höherer Bürgerstand eiferten den Fürsten in welscher Unsitte und in welschen Lastern nach, wie in buntscheckiger Verunzierung der Heimatsprache durch massenhafte Fremdwörter, und bald hielten nur noch die unteren Volksschichten an der alten heimischen Lebens- und Sinnesart fest.

Orthodoxie. Zu alledem kam, daß die mit so schweren Opfern erkaufte evangelische Lehrfreiheit zu gelehrten dogmatischen Streitigkeiten mißbraucht, daß von den Kanzeln meist eine tote Orthodoxie anstatt des lebensvollen Evangeliums gepredigt, daß Hader und Unduldsamkeit angefacht wurden. Auch die Lehrer waren meist nicht besser als die Mehrzahl der Prediger. Neben der ausgelassensten Zügellosigkeit der studierenden Jugend herrschte auf den Universitäten eine dürre, geistesarme Gelehrsamkeit, die nur dazu beitrug, alles nationale Leben vollends zu ertöten. Wie am Hofe französisch, so sprach man in den Hallen der Gelehrsamkeit nur lateinisch und dichtete lateinisch, wie man es schon im vorigen Jahrhundert angefangen hatte.

Daß unter solchen Verhältnissen die deutsche Poesie nicht gedeihen konnte, ist leicht verständlich. Wie wir gesehen haben, fing sie schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts an zu erlöschen: in nahezu dreißig Jahren, von 1590—1620, erschien kaum ein einziges nennenswertes Gedicht, und als dann wieder ein dichterischer Trieb sich regte, da ordnete er sich sklavisch — neben den französischen, italienischen, spanischen und englischen — den neulateinischen Mustern unter, die selbst eine Nachahmung nicht der antiken Blütezeit, sondern der späteren lateinischen Dichter waren. So entstand eine gelehrte Poesie, die erst recht alle wahre Dichtung ertötete. Verfall der Poesie.

„Der Dichter soll," so lehrt Opitz, der länger als ein Jahrhundert der „Vater der Dichtkunst" hieß, „in den griechischen und lateinischen Büchern wohl durchtrieben sein und von ihnen den rechten Griff erlernt haben; erst dann wird ihm die Erfindung glücken, die nichts anderes ist, als eine sinnreiche Fassung aller Sachen, die man sich einbilden kann, himmlischer und irdischer, belebter und unbelebter." So trat denn, wo die Phantasie fehlte, die römische Mythologie hilfreich ein und ein deutscher Vergil stritt mit einem deutschen Horaz oder Ovid um die Krone. Gelehrte Poesie.

Dennoch blieben die besten Männer der Zeit nicht blind gegen diese schmachvolle Abhängigkeit des deutschen Geistes von der Fremde und waren bemüht, Abhilfe zu schaffen, wenn auch mit geringem Erfolg. Das Bestreben, die deutsche Poesie wieder zu Ehren zu bringen, führte nämlich zur Bildung von literarischen Vereinen, den sogenannten **„Sprachgesellschaften"**, die sich die italienischen Akademien zum Muster nahmen und sich die Säuberung der Sprache von der Unmasse eingeschlichener und auch absichtlich eingeschleppter Fremdwörter als nächstes Ziel steckten, demnächst aber auch die deutsche Poesie pflegen wollten.

Der in Florenz 1582 gestifteten Accademia della crusca (Akademie der Kleie, d. h. der Barbarismen, von denen das reine Mehl des guten Italienisch gesäubert werden sollte) nachgebildet, entstand schon 1617 — also ein Jahr vor dem Ausbruch des 30jährigen

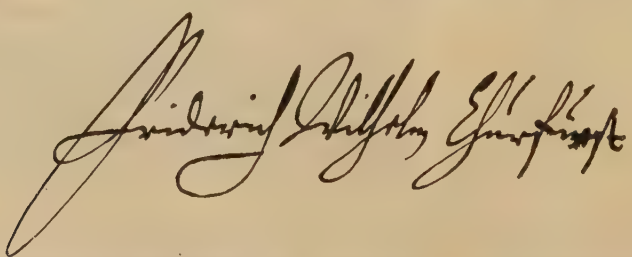
Abb. 74. Verkleinertes Titelblatt des von Mathias Merian gestochenen Prachtwerkes: „Der Fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen, Vorhaben, Gemählden und Wörter", 1636 vom Fürsten Ludwig von Anhalt-Dessau herausgegeben. Nach dem Exemplar der Berliner Bibliothek.

Fruchtbringende Gesellschaft.

Krieges — die **Fruchtbringende Gesellschaft**, seit 1651 auch der **Palmenorden** genannt. An der Spitze stand Ludwig, Fürst zu Anhalt-Köthen, mit seinen drei Neffen, den Herzögen Ernst dem Jüngern, Friedrich und Wilhelm, und vier Edelleuten. Als Ehren-Oberhaupt galt Kaspar von Teutleben, zur Zeit Geheimrat und Hofmarschall in Weimar.

In einem „kurzen Bericht von der Fruchtbringenden Gesellschaft Zwecke und Vorhaben" wird als Hauptziel genannt, „das man die Hochdeutsche Sprache in ihrem rechten wesen und stande, ohne einmischung frembder ausländischer Wort, aufs möglichste und thunlichste enthalte, und sich sowohl der besten aussprache im reden, als der reinsten art im schreiben und Reime-Dichten befleißige." Das Wappen der zum Vorbild genommenen italienischen Gesellschaft war ihrem Kleienziel gemäß eine Mühle, ihr Tisch im Versammlungslokal ein umgestürzter Backtrog, die Sitze Mehlkörbe u. s. f. Die Namen der Mitglieder waren insgesamt dem Müllergewerbe entnommen. Diese eines wissenschaftlichen Zweckes nicht sehr würdigen Spielereien der Kleienakademie, der die größten Gelehrten und der höchste Adel Italiens angehörten, wurden denn auch von der deutschen Gesellschaft getreulich nachgeahmt. Als Sinnbild wählte man den „Indianischen Palmbaum" (Kokosnußbaum) mit dem Sinnspruch: „Alles zu

Abb. 75. Der große Kurfürst als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft. Aus „Der Teutsche Palmenbaum. Das ist Lobschrift von der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft". Nürnberg 1647.



Unterschrift eines Gratulationsschreibens „zum Newen Jahre" an den Fürsten August zu Anhalt vom Jahre 1641. Im Besitz des Herrn W. Künzel in Leipzig.

Der Teutſche Palmenbaum:

Das iſt/

Lobſchrift

Von der Hochlöblichen/

Fruchtbringenden Geſellſchaft

Anfang/ Satzungen / Vorhaben / Namen / Sprüchen/
Gemählen/Schriften und unverwelklichem Tugendruhm.

Allen Liebhabern der Teutſchen Sprache zu dienlicher
Nachrichtung/ verfaſſet/ durch den

Unverdroſſenen

Diener derſelben.

Mit vielen Kunſtzierlichen Kupfern gedrukte/ und verlegt durch
Wolffgang Endtern. Nürnberg 1647.

Titel einer Publikation der Fruchtbringenden Gesellschaft, als Beispiel des Büchergeschmacks im XVII. Jahrhundert.

Uber Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg Bildniß.

Hat des **Midas** Unverſtand / durch das rohe Sündenleben
An ſo manchem Fürſtenhof / unſern **Muſen** Urlaub geben/
So rufft ihnen doch zurükke/ dieſes **Herren** hehre Stimm/
Und ſchuzt ſolches Jungfernvolk / vor der Waffen Mördergrimm.
Sein von **Gott erleuchter Geiſt** / iſt den Jahren nicht verbunden /
Weil er **aller Tugend Schätz'** in der Jugend hat gefunden.
Was das Alter ſonſt erfahren / leiſtet er mit Heldenmut
Und das nicht begraute Haubt / weiſt der grauen Weißheit Gut.
Unſrer **Sprache** guldne Zier / hat verewigt ſeinen Namen:
Er **bringt** ſüſſ' und reife **Frucht** / aus der Friedenskünſte Samen.
Wir auch wiſſen nichts zu wünſchen dem / der alles hat zuvor;
Als daß des Gerüchts Trompeten / ſeine Thaten ſchwing' empor.

)(v Uber

Aus demselben Werke. Lobspruch zum Bildnis des Grossen Kurfürsten von Brandenburg.

Nutzen." Jedes Mitglied hatte eine Pflanze, eine Blume oder eine Frucht zum Abzeichen und einen poetischen dem Orden entsprechenden Gesellschaftsnamen; so hieß Ludwig von Anhalt-Köthen (1579—1650), der die Seele der Gesellschaft war, „der Nährende" und hatte im Wappen ein Weizenbrot mit dem Sinnspruch: „Nichts Besseres," während Hans Georg zu Anhalt sich eine Maiblume wählte und sich den Namen des „Wohlriechenden" beilegte. Herr von Teutleben hieß „der Mehlreiche" und hatte Weizenmehl in seinem Abzeichen. Jedes Mitglied war berechtigt, „einen in Gold geschmelzten Gesellschaftspfennig am sittich-(papagei-) grünen Bande" zu tragen, dessen eine Seite Namen, Gemälde und Wort (Sinnspruch) der Gesellschaft, die andere aber Namen, Gemälde und Wort des Mitgliedes zeigte. (Abb. 77.) Eine zierliche Publikation von 1647, aus der ich eine Illustrations-

Abb. 76. Augusts, Fürsten zu Anhalt Ordenskleinod der Fruchtbringenden Gesellschaft. Sinnspruch: „Zu seiner Zeit." Sinnbild: das Kraut Allermannsharnisch, gladiolus communis.

probe (Abb. 76, vgl. Beil. 59) mitteile, läßt einen Blick in die Entwicklung dieser merkwürdigen Gesellschaft tun, die damals 457 Glieder zählte. Der Herausgeber des Büchleins „Der Unverdrossene" war ein Herr v. Hille, das bedeutendste Mitglied aber Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, in diesem Kreise „der Untadeliche" genannt. Seine Frucht war die Mirabolane, eine süße Pflaumenart, sein Sinnspruch: „Voll Kraft und Tugend." Neben den hohen Herren und Fürsten finden wir in der Gesellschaft aber auch Gelehrte und Dichter wie Harsdörffer, Opitz, Zesen, den Grammatiker Schottel, dem Leibniz viele seiner Gedanken über die deutsche Sprache entnahm, u. a. Auch in diesem Buche wird auf das energischste für die Ehre der bisher von Hohen und Gelehrten so verachteten Muttersprache eingetreten: „Unsere Teutsche Muttersprache ist so edel, daß man sich derselben vor Kaiser, König und Fürsten nicht zu schämen habe; — unsere geliebte Teutsche Muttersprache ist unter anderen Hauptsprachen nicht die geringste, sondern die

prächtigste 2c." heißt es darin. Ein anschauliches Bild von den Einrichtungen 2c. der Fruchtbringenden Gesellschaft gibt F. W. Bartholds Geschichte derselben.

In diesem offenen Eintreten und energischen Vorangehen einer Reihe so einflußreicher Persönlichkeiten liegt allein schon ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, wenn allerdings auch sonst die Gesellschaft in den dreiundsechzig Jahren ihres Bestehens für die Poesie nichts Nennenswertes geleistet hat. Und wenn die Fürsten und Herren im Leben und im Umgang auch noch fortfuhren, französisch zu sprechen, wie es unter ihren Standesgenossen üblich war, so befleißigten sie sich doch in ihren Versammlungen und in ihren Schriften eines von Fremdwörtern gereinigten Deutsch, und ihr Vorgang fand viele Nachahmer: die Sprachgesellschaften kamen in die Mode.

Tannengesellschaft.

So wurde in Straßburg die **„Aufrichtige Tannengesellschaft"** von Rümpler von Löwenhalt gestiftet, unter dessen 164 Reimgedichten sich nur eine lesbare Elegie „Das rasende Deutschland" befindet, die den damaligen Jammer anschaulich schildert. Von nachhaltigerem Bestande war die

Deutschgesinnte Genossenschaft.

„Deutschgesinnte Genossenschaft", von Philipp von Zesen 1643 in Hamburg gegründet, die anfangs auch Frauen aufnahm und bis ins 18. Jahrhundert sich erhielt.

v. Zesen.

Abb. 77. Philipp von Zesen.
Nach der Zeichnung von C. v. Hagen. Gestochen von Anna Margaretha v. Schurmann. Nach dem Exemplar der Berliner Bibliothek.

Philipp von Zesen (geb. 1619 zu Priorau bei Dessau, gest. 1689 in Hamburg) hatte schon vorher gewissermaßen sein Programm aufgestellt in dem „Helikon" und „Rosenmond (monat)", worin er den „Wunderschatz der hochdeutschen Sprache" eröffnen wollte. Sein Eifer für unsere Muttersprache war etwas wunderlich; er hielt sie für die Ursprache oder wenigstens die Mundart, in der sich die Sprache des Paradieses erhalten habe. Griechisch und lateinisch waren nach ihm nur Entartungen des Deutschen: Herkules habe ursprünglich z. B. Heerkeule geheißen u. s. w. Darum eifert er heftig gegen die Fremdwörter und was er für solche hielt, und suchte sie in der lächerlichsten Weise durch Ausdrücke aus der „Ursprache" zu ersetzen und so deren „Reinlichkeit" wieder herzustellen. Aus Natur macht er Zeugemutter; aus Venus — Liebinne; aus Aurora — Rötinne; aus Mars — Heldreich; aus Vers — Reimband u. s. w. Dagegen hat er es für eine „unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Landlüge" erklärt, daß er Tageleuchter für

Fenster, Windfang für Mantel u. a. gesagt habe. Übrigens stammen manche gute Verdeutschungen von ihm, welche dem deutschen Wortschatze geblieben sind, z. B. lustwandeln für spazieren; Vollmacht für Plenipotenz, Vertrag für Kontrakt, Letzter Wille für Testament u. a. Er war dabei fruchtbar als Dichter, schrieb klingende „Schattenliedlein“ (Madrigale) in zierlichen „Dattelversen“ (Daktylen) u. dgl. Man kann sich vorstellen, wie lustig diese Lieder, die von solchen neugemünzten krausen Wörtern voll waren, klangen. Seine weltlichen Lieder erschienen unter dem Titel „Jugendflammen“ und „Dichterisches Rosen- und Liliental“; seine geistlichen als „Gekreuzigte Liebesflammen“.

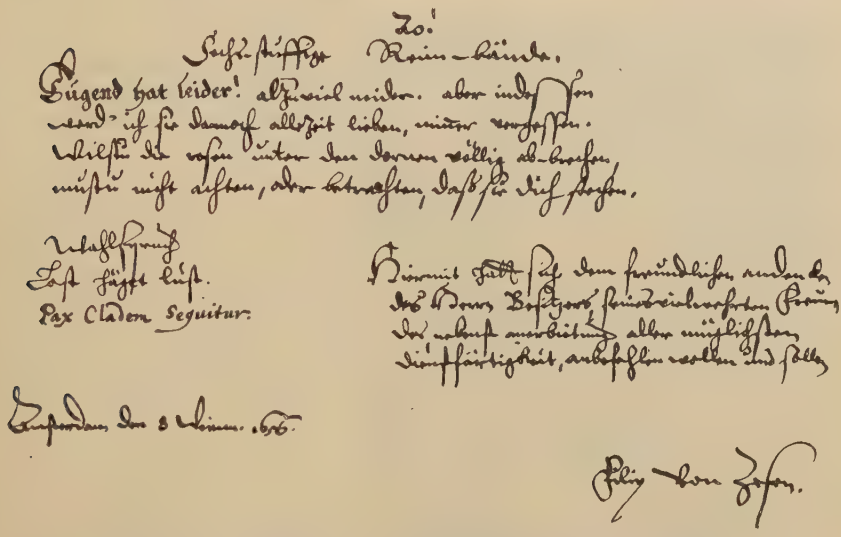


Abb. 78. Eigenhändiges Stammbuchblatt des Philipp von Zesen.
Original in der v. Radowitzschen Autographensammlung der Berliner Bibliothek.

Die Teutschgesinnte Genossenschaft war in mehrere nach Blumen benannte Zünfte geteilt; der „Lilienzunft“ stand eine Dichterin, Katharina Regina von Greiffenberg, Freiherrin von Seissenegg, vor.

Ein Gegner Philipps v. Zesen war der Pfarrer zu Wedel in Holstein, **Johann Rist** (aus Ottensen, geb. 1607, † 1667), der 1656 eine eigne neue Dichtergesellschaft gründete, den **„Elbschwanenorden“** (worin er selbst der „Cimberschwan“ hieß), der aber mit seinem Tode sich auflöste. Er war ein sehr fruchtbarer und sehr eitler Dichter, schrieb auch Prosaschauspiele („Das Friedewünschende Teutschland und das Friedejauchzende Teutschland“), leistete aber über dem vielen Reimen nichts Bedeutendes und die Zeit Überdauerndes, mit Ausnahme einiger trefflicher Kirchenlieder (S. 271). In vielen seiner sich an die Zeitereignisse anschließenden Gedichte spricht sich eine warme Vaterlandsliebe und ein treu protestantischer Sinn aus. („Neuer Teutscher Parnaß, Auf welchem befindlich Ehr- und Lehr-, Schertz- und Schmertz-, Leid- und Freuden-Gewächse . . . . gesamlet von Johann Risten.“ 1652. Der „Parnaß“ war ein schöner Hügel bei Wedel.) Johann Rists Elbschwanenorden.

Am berühmtesten war der **„Gekrönte Blumenorden“** oder **„die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz“**, 1644 von Harsdörffer und Klaj gestiftet. Gekrönter Blumenorden.

In einem sehr umfänglichen Bericht, der 1744 in Nürnberg erschien, als der Orden „durch göttliche Güte das 100. Jahr erreicht," wird erzählt, wie „der selige Herr Georg Philipp Harsdörffer (ein vornehmer Patrizier), der seinen uralten Adel mit Tugend und Gelehrsamkeit geziert, zwei Jahre hernach, da er in den hochpreislichen Palmenorden unter dem Namen des Spielenden als ein hochansehnliches Mitglied aufgenommen worden, in Nürnberg den sogen. gekrönten Pegnesischen Blumenorden zu stiften angefangen, damit er seinen Landsleuten Anlaß geben möchte, als geborne Teutsche, sich der Reinigkeit der teutschen Sprach sowohl im Reden als im Schreiben zu befleißigen ꝛc." Von Italien hatte Harsdörffer den Geschmack für die arkadische Schäferpoesie mitgebracht und in dem Pastor Klaj einen Gesinnungsgenossen und vertrauten Freund gewonnen. Gemeinsam gingen sie ans Werk. Als „Strephon" und „Clajus" errichteten sie den neuen Orden, dessen Abzeichen eine Panspfeife war mit dem Sinnspruche: „Mit Nutzen erfreulich," der später in: „Alle zu einem Ton einstimmend" verändert wurde. Dazu machte „Floridan", wie Sigmund v. Birken im Orden hieß, folgendes für die Gesellschaft charakteristische „Sonnet":

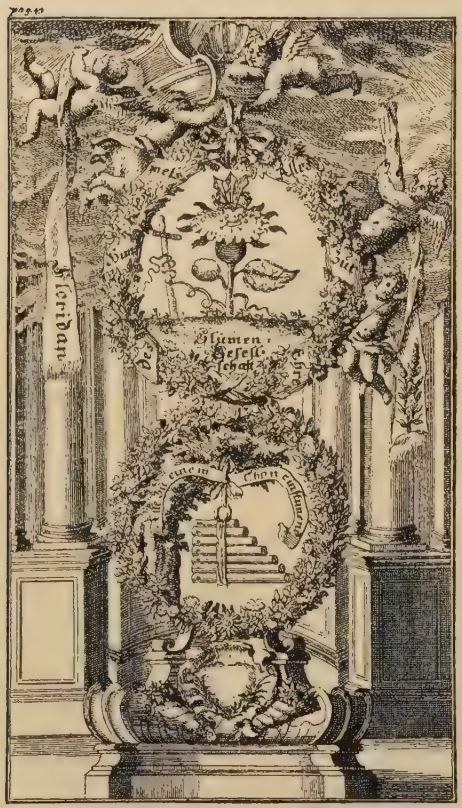


Abb. 79. Symbole der Pegnesischen Blumengesellschaft.
Kupferstich (verkleinert) der Festschrift: „Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang," welche 1744 zur hundertjährigen Feier der Gesellschaft von Herdegen (Amarantes) herausgegeben wurde. Nach dem Exemplar der Berliner Bibliothek.

Das sorgenreiche Geld erfreut die Schäfer nicht,
der eitlen Ehre Freud gibt ihnen kein Belieben;
ein freier Freudenstand, ein frohes Feldgedicht,
ein freudgereizter Reim, den Bäumen eingeschrieben,
samt einem Pfeifenspiel, aus Röhren zugericht,
heißt — eine Schäferfreud in ihrer Trift getrieben.
Ihr Hirten! freuet euch, der alles hält in allen,
der große Pan erfreut euch mit dem Gnadenschutz,
er läßt die reine Freud der Schäfer ihm gefallen;
die Freude sonder Reu ist wahrer Tugend Nutz.

Wie diese heidnischen Anklänge, so war auch das Schäfergewand und die Rückkehr zur Natur nur eine Maske, die sie annahmen, weil sie meinten, echte Poesie könne nur im Schäferleben gefunden werden. Dabei merkten sie gar nicht, wie sie durch ihre verschrobene, verdrehte und süßliche Reimdrechslerei von der Natur immer weiter abkamen.

Poetischer Trichter/

Die

Teutsche Dicht- und Reimkunst/

ohne Behuf der Lateinischen Sprache / in VI. Stunden einzugiessen.

Erster Theil

handlend:

I. Von der Poeterey ins gemein/ und Erfindung derselben Inhalt.
II. Von der Teutschen Sprache Eigenschafft und Füglichkeit in den Gedichten.
III. Von den Reimen und derselben Beschaffenheit.
IV. Von den vornemsten Reimarten.
V. Von der Veränderung und Erfindung neuer Reimarten.
VI. Von der Gedichte Zierlichkeit / und derselben Fehlern.

Samt einem Anhang
Von der **Rechtschreibung / und Schriftscheidung / oder** Distinction.

Durch ein Mitglied
der hochlöblichen
Fruchtbringenden Gesellschaft.

Zum zweiten mal aufgelegt und an vielen Orten vermehret.

Nürnberg/
Gedruckt bey Wolfgang Endter.

M. DC. L.

Sinnbild.

Zucht bringt Frucht.

SOl der neubelaubte Reben
Streiff' und helle Trauben geben/
muß man jhn/auf Berg und Thal/
hacken/düngen/und beschneiden;
ihn auch mit den falben Weiden
hefften an den Erdenpfal.
So besagte Wintzerzucht
bringt verlangte Freudenfrucht.

Sol die Rede/gleich dem Reben/
hönigsüsse Früchte geben/
muß der Wörter Maß vnd Zahl
sie verbinden/und bereiten/
nach der Sprache Gründen leiten
mit der Reimungreichen Wahl.
Solche kunstbeliebte Zucht
bringt der Lippen holde Frucht.

Zu-

Proben (Titel und Rückseite desselben) aus dem Nürnberger Trichter von Harsdörffer. Aus der 2. Auflage von 1650. Nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Georg Philipp Harsdörffer (1607—1658), ein gelehrter und weitgereister Mann und Mitglied des Rates in seiner Vaterstadt Nürnberg, schrieb in seinem Leben 47 ganze Bände dieser unwahren Poesie zusammen. Seine wunderlichen Grund- und Lehrsätze über Poesie faßte er in dem berüchtigten Buche: „Poetischer Trichter, die Teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen" [Nürnberg 1647], gewöhnlich kurz **„Nürnberger Trichter"** genannt, zusammen. (Beilage 60.)

Nürnberger Trichter.

Abb. 80. Georg Philipp Harsdörffer. Gleichzeitiger Nürnberger Stich. (Verkleinert.)

Es war ein ganz ernsthaft gemeintes Buch, das auf der Ansicht beruhte, daß sich die Poesie erlernen und handhaben lasse wie ein Handwerk. Zu den Hilfsmitteln des Dichters gehören vor allem die „sinnreichen Beiwörter", die in der gesamten Poesie des 17. Jahrhunderts eine große Rolle spielen. So heißt es in der sechsten Stunde, wo von der „Zierlichkeit der Wörter" die Rede ist: „Wie das Edelgesteine einen Ring zieret, also zieren die Bey- oder Ansatzwort die Rede;" und als Beispiele werden angeführt: „Für Blut sage man nasses Lebensgold; für Frühling Blumenvatter, Wolkentreiber, Freudenbringer; für Wein Traurenzwinger, Schlafreitzer, Poetensaft" 2c. 2c. „Hieraus," schließt der Trichter, „erkennt man etlichermaßen den Poeten, wie den Löwen aus den Klauen." Daneben wurde der Poet angewiesen, „die Stimmen der Tiere, den Ton eines Falles, Schlages, Schusses, Sprunges, Stoßes 2c. auszudrücken;" z. B. von der „Trommel" sagt er:

„Die Trummel pumpt: komt, komt; sie summt: komt, komt, komt 2c."

Es blieb aber bei diesem einen Teile nicht; es wurden daraus allmählich drei, die in einem kleinen schweinsledernen Sedezband (von 580 S.) vereinigt das Entzücken der edlen poetischen Gemüter jener Zeit waren. Im II. Teil wurden die Stunden um sechs weitere vermehrt, die von „der Poeterey Eigenschaft", von den „Poetischen Erfindungen" 2c. handelten. Der III. Teil war betitelt: „Prob und Lob der Teutschen Wolredenheit, begreifend 1) 100 Betrachtungen über die Teutsche Sprache; 2) Kunstzierliche Beschreibung fast aller Sachen, welche in ungebundener Schrift-stellung fürzukommen pflegen; 3) Zehen geistliche Geschichtsreden in unterschiedlichen Reimarten verfasset."

Als Probe aus Nr. 2 (zugleich der zierlichen Initialen des Buches) gebe ich die Beschreibung der Nachtigall:

Abb. 81. Initial D aus dem „Poetischen Trichter", als Beispiel der Druckverzierung im 17. Jahrh.

Die Syrene in dem Luffte / das flüchtige Pfälterlein / der edelste unter denen die den Fittig schwingen / sie kan ihre Stimme nach den Lispelbächen zwingen / das Reuter zu dem Pferd / Siegs- und Trauerlieder singen / bald schluffelt sie die Klag / bald führt sie hohe Tertzen mit dem Gegenhall zu scherzen / wie der Trompeter Hall Tar-tar-ra-ra-raritet; so hat auch ihr Getön der gleiche Ruf geführet; bald wie dz Wässerlein den schroffen Kies durchsauffelt / ist ihre Meisterstimm bunt wirbelnd ausgekrauffelt / daß jedes Tones Art in ihrem Ton sich findet 2c. 2c.

Harsdörffers Dichtungen.

Harsdörffer führte auch sonst mit Recht den Beinamen des „Spielenden", den er in der „Fruchtbringenden Gesellschaft" erhalten hatte. Er spielte mit Binnenreimen, oder mit solchen Wörtern, welche die Stimmen der Tiere nachahmten, auch mit Bildergedichten, z. B. dem folgenden das einen Reichsapfel darstellt:

O
wie süß,
aber süß
sein des Friedes Flüß'!
jeder sie erküß!
Krieges-Flut
kränket Mut,
alls verhört
alls zerstört.
TeutscheReich
ist nicht gleich
ihm itzt mehr.
Gott erhör
und bescher
uns den Friedenglantz,
uns nicht gar verheere gantz!
Deiner Gnaden Aug über uns auf wache,
uns die treue Lieb' und Eintracht belache,
darmit auf dem Plan dieses runden Weltgebäu,
Ach, dein Lob erschall, und sich deine Kirch' erfreu!
Mächtig ist dein Wort, kräftig deine Stimm',
leg des Feindes Haß, steure seinen Grimm!
Großer Zebaoth, unsre Bitt gewer!
auff daß wachß und sich vermehr
diß dein Eigentum
dir zu Preiß und Ruhm!

Gesprächspiele.

Unter Harsdörffers zahlreichen anderen Werken ist das umfangreichste ein achtbändiges, betitelt „Frauenzimmer-Gespräche-Spiele", in welchem er in der Form eines Gesellschaftsspieles den Damen einen Gesamtschatz der Bildung — sinnreichen Witz und Poesie eingeschlossen — beibringen will.

Nach dem Urteil der Zeitgenossen war diese Damenencyklopädie ein „Blumengarten, darin die auserlesensten Wahrheits-, Lehr-, Hof- und Tugendblumen der Welschen, Franzosen, Spanier und Holländer gepflanzt sind; tugendhafte Spiele, mit denen der hochedle Nürnbergische Ratsherr, der sinnreiche und arbeitsame Harsdörffer mehr ausgerichtet hat, als ein ganzes Regiment Pedanten mit ihren Arbeiten, Schlagen und Plagen".

Sein Kollege **Johann Klaj** (Clajus), der 1616 in Meißen geboren, 1644 als Kandidat der Theologie nach Nürnberg kam und 1656 als Pfarrer in

Kitzingen starb, tat sich besonders im geistlichen Schauspiel hervor; er schrieb „Herodes der Kindermörder", den „Engel- und Drachenstreit" u. a., Stücke von einer unglaublichen Plattheit, die Harsdörffer aber „dramatische Meisterwerke" nannte, wie man denn nicht anstand, Klaj allen Ernstes als den „Vater des deutschen Dramas" zu bezeichnen. Von seiner spielerischen, geistlosen Poesie nur eine Probe:

Der Sommer kein Kummer- noch Trauernis leidet,
der Schlaeffer, der Schaefer, der pfeiffet und weidet,
der Bauer, der Lauer, der erndet und schneidet,
es grünet das Feld,
es lachet die Welt,
der Gärtner löst Geld 2c.

Der dritte im Bunde der leitenden Geister des Pegnitzschäferordens war der schon vorhin als „Floridan" erwähnte **Sigismund von Birken,** in der Teutschgesinnten Genossenschaft „der Riechende" genannt.

Birken. **Sigismund Betulius**, geb. 5. Mai 1626 zu Wildenstein bei Eger, stammte aus einer deutschen Familie Birkner, die ihren Namen latinisiert hatte, kam früh mit seinen Eltern nach Nürnberg und wandelte, 1654 geadelt, seinen Namen wieder um in den deutschen **v. Birken.** Nach Harsdörffers Tode wurde er „Oberhirt der Pegnitzschäfer" und starb als solcher am 12. Juni 1681. v. Birken war nicht ohne Geist und Gefühl, aber seine Dichtungen sind doch mehr Erzeugnisse des Verstandes als des poetischen Genius. Dazu kam seine geschraubte, abgeschmackte Sprache und fade Wortspielerei; ganze Gedichte von ihm bestehen aus lauter Tierstimmen und Naturtönen, da gibt es Stellen, wie die folgende:

„Es säuseln und bräuseln und kräuseln
windfriedige Bläste 2c."
„Es strudeln und brudeln und wudeln
die Wellen zu Rande 2c."

Schon manche Zeitgenossen tadelten das; seine zahlreichen Bewunderer aber nannten ihn den „Dädalus der Dichtkunst, des Wörtergolds feinsten Treiber." Eines seiner Hauptwerke war betitelt: „Pegnesis oder der Pegnitz Blumengenoß-Schäferei. Feldgedichte in 9 Tagezeiten meist verfasset und hervorgegeben durch Floridan."

Bis in unser Jahrhundert hat die Pegnitzschäferei ihr Dasein gefristet: im Jahre 1894 hat sie ihr zweihundertfünfzigjähriges Stiftungsfest gefeiert. Der Literatur hat sie nicht mehr genützt als die anderen Sprachgesellschaften. Was dieselben anstrebten mit redlichem Bemühen, die Sprache von fremden Einmischungen zu reinigen und die deutsche Dichtung wieder bei den hohen und den gelehrten Ständen in Aufnahme zu bringen, war ja ehrenhaft und löblich und soll ihnen unvergessen bleiben. Aber andere, einzelstehende Männer haben doch erst durchgeführt, was sie mit ihren wunderlichen Veranstaltungen wollten, vor allem Opitz, den sie als Ehrenmitglied aufnahmen, nachdem er bereits einen selbständigen Ruhm erworben hatte; aber auch eine Reihe von **Vor-Opitzianern,** die, weil sie eigene Wege gingen, von ihnen verachtet wurden. So erging es **Weckherlin,** dem bedeutendsten von diesen, über den sich Zesen einmal wegwerfend äußerte: „Der Wäckerlin süngt mit, so vihl als ihm vergönnt."

Vor-Opitzianer.

Weckherlin.

Georg Rudolf Weckherlin wurde am 15. September 1584 zu Stuttgart geboren, studierte in Tübingen die Rechte, ging dann nach Frankreich und England und suchte, wie Goedeke in der Einleitung zur Ausgabe seiner Gedichte sagt, „in der Nachahmung der fremdländischen Geschmacksrichtungen sein eigenes poetisches Talent auszubilden und sich vornehmen Gönnern angenehm zu machen." Anderseits aber war es ihm ein ernstes Anliegen, an den deutschen Höfen und in den höfischen Kreisen die Dichtung des Auslandes durch einheimische, zunächst durch seine eigene zu verdrängen. Das ließ er sich besonders angelegen sein, als er, von seinen Reisen heimgekehrt, Sekretär des Herzogs von Württemberg wurde. Zu dem Behufe führte er das Sonett und den französischen Alexandriner ein, um so die deutsche Dichtung hoffähig zu machen und ihr die Teilnahme der „Götter und Göttinnen, der Helden und Nymphen" zuzuwenden. So übte er bereits die gelehrte Poesie, die Opitz dann zur Herrschaft brachte; denn in der Form blieb er hinter diesem zurück, wenn er ihn auch an poetischer Begabung übertraf. Dennoch hätte er wohl noch Größeres geleistet, wenn er in Deutschland geblieben wäre. Aber bald nach 1620 siedelte er nach England über, wo er als Sekretär im Geheimen Rate, seit 1616 mit einer Engländerin verheiratet, in London eine hochangesehene Stellung einnahm, aber immer mehr die Fühlung mit der Heimat verlor. In der Fremde ist er 1653 gestorben. Lange ganz vergessen, ist er von Herder zuerst wieder ans Licht gezogen und neuerdings am gerechtesten von Goedeke gewürdigt worden, während andere Literarhistoriker die Neigung haben, ihn zu überschätzen. In manchen seiner Gedichte herrscht etwas „Sinnlich-Wildes", was seine Bewunderer besonders entzückt, so in dem „Brautlied zu Ehren der Hochzeit Filanders und seiner Cloris" und in der allerdings bacchantisch schwungvollen, aber doch wüsten Ode „Trunkenheit". — Trotz seiner häufigen Anfingung

Abb. 82. Georg Rudolf Weckherlin.
Nach D. Mytens Gemälde gestochen von William Faithorne (verkleinert). Nach dem Exemplar der Pariser Nationalbibliothek (Cabinet des estampes).

Unterschrift eines lateinischen Briefes an Ludwig Camerarius. Original in der Camerarischen Sammlung der Hof- und Staatsbibliothek zu München.

von Fürsten hält er Maß im Lobe derselben und preist besonders die Verfechter des Protestantismus, so Gustav Adolf nach seinem Heldentod („Des großen Gustav-Adolfen ebenbild"). Ein mannhafter Patriotismus spricht aus der Ode: „Frisch auf, ihr dapfern soldaten," in der es u. a. heißt:

Der ist ein Teutscher wolgeboren,
der von betrug und falschheit frei,
hat weder redlichkeit noch treu,
noch glauben, noch freiheit verloren:

Der ist ein Teutscher ehrenwert,
der wacker, herzhaft, unverzaget
für die freiheit mit seinem schwert
in einige gefahr sich waget.

Unter die Vorgänger Opitzens pflegt man auch den als lateinischen Dichter vorzugsweise berühmten **Paulus Melissus** oder Paul Schede (1539 bis 1602) zu rechnen, weil seine wenig zahlreichen deutschen Gedichte den Übergang vom Volksmäßigen zum Gelehrten kennzeichnen; ferner **Petrus Denaisius** (1560—1610) und **Ernst Schwabe von der Heyde,** welche beide schon vor Opitz die Verse kunstmäßig zu behandeln suchten; endlich noch **Zinkgref,** um den sich ein ganzer Dichterkreis sammelte, der mit ihm die neuen Ziele verfolgte.

Zinkgref. **Julius Wilhelm Zinkgref** wurde geb. am 3. Juni 1591 zu Heidelberg, wo er studierte und zum Doktor promoviert wurde. Nach längeren Reisen in der Schweiz, den Niederlanden, in Frankreich und England verlor er, nach Eroberung der Stadt Heidelberg, wo er die Stellung eines Generalauditeurs während des dreißigjährigen Krieges einnahm, sein Besitztum. Die Schlacht von Nördlingen veranlaßte seine Flucht nach St. Goar, wo er am 1. November 1635 starb. Er war der erste, der eine Sammlung von Gedichten in der neuen Richtung herausgab, „dem lieben Teutschen zu einem Muster und Fürbilde, wonach — sich in seiner teutschen Poeterei hierfür etlichermaßen zu regulieren" und die er, weil er seinen Freund Opitz an die Spitze stellte, betitelte: „Martini Opicii Teutsche Poemata .... Sampt einem Anhang mehr auserleßener Getricht anderer Teutscher Poeten [Weckherlin u. a.]. Straßburg 1624." In dieser wichtigen Sammlung, von der manche Literarhistoriker einen neuen Zeitabschnitt datieren, steht auch das einzige nennenswerte, ja in Studentenbüchern noch fortlebende Gedicht von Zinkgref selbst, „Vermanung zur Dapfferkeit", die treffliche Verdeutschung eines Kriegsliedes des griechischen Dichters Tyrtäus in Alexandrinern, worin es u. a. heißt:

Drumb gehet dapffer an, Ihr meine Kriegsgenossen!
Schlagt ritterlich darein; ewr Leben vnverdrossen
Vors Vaterland vffsetzt, von dem ihr solches auch
Zuvor empfangen habt, das ist der Tugent Brauch 2c.

und das schwungvoll schließt:

Wer nur deß Todts begert, wer nur frisch geht anhin,
Der hat den Sieg, vnd dann das Leben zu gewin.

Zinkgref ist außerdem beachtenswert als Anekdotensammler der neuen Schule; seine **Apophthegmata,** „der Teutschen scharpfsinnige kluge Sprüch", die mit Kaisersprüchen anheben und mit Namenssprüchen schließen, haben nicht nur ein kulturgeschichtliches Interesse, sondern bieten auch noch heute eine anregende Lektüre.

Und nun trat der von Zinkgref fast wie ein poetischer Messias verkündete **Martin Opitz** hervor, der lange für ein Dichtergenie ersten Ranges und einen edlen Patrioten gegolten hat, bis eine erneute und gründlichere

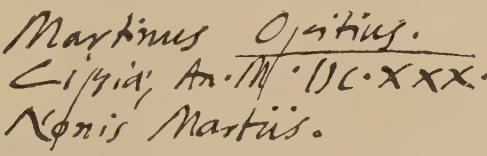
Prüfung seiner Poesie wie seines Lebens ein erheblich weniger glänzendes, aber richtigeres Bild von ihm hergestellt hat.

Opitz. **Martin Opitz** wurde am 23. Dez. 1597 zu Bunzlau am Bober in Schlesien geboren und empfing seine Erziehung in dem vorzüglichen Gymnasium seiner Vaterstadt, dann besuchte er die Magdalenenschule zu Breslau, wo er bereits mit einem Heft lateinischer Gedichte auftrat, und bezog darauf das Schönaichium, ein akademisches Gymnasium zu Beuthen an der Oder, um mit dem Studium der schönen Wissenschaften das der Rechte zu verbinden. Dort schrieb er, zwanzigjährig, seine lateinische Abhandlung „Aristarchus oder über die Verachtung der deutschen Sprache", in der er schon den Alexandriner als Mustervers hinstellte und Ansichten über Poesie und Sprache entwickelte, wie sie der ein Jahr zuvor gegründete Palmenorden vertrat. Nun bezog er die Universität zu Frankfurt a. d. O., von wo aus er sich dem Liegnitzer Hofe durch schmeichlerische Gedichte empfahl und damit die bezahlte Gelegenheitsdichterei ins Leben rief, die sich in dem ganzen Jahrhundert so unangenehm bemerklich machte. Danach setzte er das von ihm begonnene Studium der Rechte in Heidelberg fort. Manches seiner besseren Gedichte, das unter dem Einflusse seines Freundes Zinkgref entstand, der — wie vorhin erwähnt — die erste Ausgabe seiner Gedichte, ohne des Dichters Vorwissen, besorgte, stammt aus jener Zeit. 1620 flüchtete er vor dem spanischen Heere nach den Niederlanden, wohin er bereits die Vorliebe für die streng geregelte, steife holländische Poesie mitbrachte. In Leiden steigerte sich diese Vorliebe zur Begeisterung durch die Bekanntschaft mit Daniel Heinsius, einem unverdient gepriesenen niederländischen Reimschmied; fortan galten ihm die Holländer als höchste Muster der Poesie, er übersetzte Heinsius' lateinische und holländische Dichtungen und trat ganz in seine Fußstapfen. Nachdem er dann vorübergehend mit einem Freunde in Jütland sich aufgehalten und dort die erst viel später — als es keinen Anstoß mehr geben konnte — veröffentlichten „Trostgedichte in Widerwertigkeit des Krieges" geschrieben hatte, folgte er einem Rufe des Fürsten Bethlen Gabor nach Siebenbürgen an das neu gestiftete Gymnasium zu Weißenburg als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften. Dort arbeitete er an einem gelehrten Werke über die Altertümer Daciens, schrieb auch
Zlatna. ein größeres Gedicht „**Zlatna** (Name seines Landgutes) oder von Ruhe des Gemütes", war überall hoch angesehen und hochgeachtet, konnte sich aber weder mit Luft und Wasser noch mit des Volkes Sprache und Sitten befreunden und kehrte schon nach Jahresfrist in die Heimat zurück, wo er als ein großes poetisches Genie angestaunt wurde. In Geschäften des Herzogs von Liegnitz, an dessen Hof er eine Stellung als Rat gefunden hatte, ging er 1625 nach Wien und benutzte diese Gelegenheit, um seinem unersättlichen Ehrgeiz noch weiter Genüge zu tun. Zu diesem Zwecke verfaßte er ein Trauergedicht auf den Tod des österreichischen Erzherzogs Karl voll überschwenglicher Schmeichelei an des Kaisers Adresse. Es fängt an:

Allhier in dieser Gruft liegt Carolus gesenket,
der werte, teure Held, den Gott der Welt geschenket,
und was ihm ähnlich ist, das Haus von Österreich,
das hochberühmte Haus, dem nichts auf Erden gleich —

Dieses Gedicht überreichte er Ferdinand II. persönlich, der ihn — den ersten Dichter für deutsche Verse — mit dem Lorbeerkranz krönte. Später wurde er von dem Kaiser auch geadelt als **Opitz von Boberfeld**. Der Weg zu dieser höchsten Staffel seiner Wünsche war kein ehrenwerter. Er gelangte dazu durch den berüchtigten Grafen Hannibal von Dohna, der in Schlesien die Protestanten auf das blutigste verfolgt hatte, um sie durch Feuer und Schwert für Rom zurückzugewinnen. In den Dienst dieses „Seligmachers", wie man den Grafen nannte, trat der prote-

Abb. 83. Martin Opitz. Nach dem in Danzig befindlichen Ölgemälde von Strobel.



Unterschrift eines Stammbuchblattes im Stammbuch des Melchior Thilesius vom Jahre 1630. Im Besitz der Breslauer Stadtbibliothek.

stantische Dichter bald nach seiner Dichterkrönung zu Wien, lebte als sein Sekretär in seinem Hause, dichtete zu seiner Ehre ein „Lob des Kriegsgottes", übersetzte in seinem Auftrage das lateinische Werk eines Jesuiten, in welchem der Beweis versucht wurde, daß die römische Kirche das allein wahre Christentum repräsentiere, ins Deutsche, freilich ohne seinen Namen, und ließ sich von dem Grafen zu Spions-diensten in Paris verwenden. Zum Lohne für alle diese Dienste sandte ihn der

Abb. 84. Titel der ersten Ausgabe von Martin Opitzens „Teutsche Poemata“. Ohne Opitzens Vorwissen herausgegeben von Zinkgref. Nach dem Exemplar der Münchener Bibliothek.

Graf nach Wien, von wo er den Adelszusatz „von Boberfeld“ mit heimbrachte. Ein Jahr danach, 1629, wurde er als „der Gekrönte“ in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Nach dem Tode seines Gönners, der noch zuvor den Schweden hatte weichen müssen, machte Opitz eine neue Schwenkung, indem er den protestantischen Herzögen von Brieg und Liegnitz seine Dienste und seine Dichtungen widmete, ohne freilich eine feste Anstellung an ihrem Hofe gewinnen zu

können. So suchte er denn einen anderen Herrn, und da er einmal den Herzog von Brieg nach Thorn begleitete, benutzte er die Gelegenheit, ein langes Lobgedicht auf den König Ladislaus von Polen zu verfertigen, das ihm die Stellung eines königlichen Sekretärs und Historiographen eintrug. Als solcher nahm er seinen Wohnsitz in Danzig. Hier beschäftigte er sich mit Altertumsforschungen, gab auch das Annolied (vgl. S. 39) heraus. Als 1639 in der alten Reichs- und Hansastadt die Pest ausbrach, wurde er von einem Bettler, dem er ein Almosen reichte, angesteckt und erlag der Seuche am 20. August.

Opitzens Gedichte.

Die Gedichte des „schlesischen Schwans“ oder des „Boberschwans“, wie Opitz von seinen Verehrern genannt wurde, drei starke Bände, erlebten zahlreiche Auflagen, von 1624—1638 nicht weniger als acht. Dennoch enthalten sie kein einziges größeres, wirklich schönes und bedeutendes Gedicht, sondern lauter Mittelgut, das talentvoll und gewandt in Scene gesetzt ist. Zum größten Teil sind es noch dazu Übersetzungen aus fremden Sprachen und Nachahmungen. Die meisten seiner Originalgedichte sind Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten und Begräbnisse, oder es sind ziemlich wässerige Bearbeitungen von Psalmen und anderen Stücken des alten und neuen Testamentes. Auch seine vaterländischen Gedichte sind ohne Wärme und Begeisterung, ja kühl und klug berechnet wie sein Patriotismus. Vorteilhaft heben sich unter ihnen hervor die oben erwähnten „Trostgedichte in Widerwertigkeit des Krieges“, die allerdings auch von biblischen und mythologischen Anspielungen strotzen, aber doch den Eindruck wahren Gefühls machen. Ganz dürr und poesielos ist die „Schäfferei von der Nymfen Hercynia“, eine aus Prosa und Versen gemischte Erzählung zu Ehren des gräflich Schaffgotschen Hauses. Nicht besser sind seine Lehrgedichte: das schon erwähnte „Zlatna“, das „Vielgut oder vom wahren Glück“, welche beide die ländliche Ruhe verherrlichen, und der dem Lateinischen nachgebildete „Vesuvius“, der anhebt:

Zum ersten, wann der Berg zu wüten angefangen
und welche Zeit die Glut vor Alters aufgegangen,
zeigt kein Gelehrter an; es ist auch nicht mein Ziel,
daß ich die große Brunst allhier erzählen will,
so da entsprungen ist, wie Titus hat regieret,
davon die Asche ward nach Afrika entführet ꝛc.

Sehr zahlreich sind seine Sinngedichte oder — wie er sie nannte — „deutsche Epigrammata“, die er gerne in die damals sehr beliebten Stammbücher einschrieb. Ich gebe einen solchen Vierzeiler in seiner eignen Schrift.

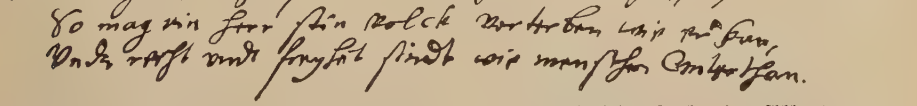


Abb. 85. Ein Stammbuchspruch von Martin Opitz, in das Tagebuch des Zacharias Allert von Breslau (Bl. 287) den 26. Oktober 1628 geschrieben. Im Besitz der Breslauer Stadtbibliothek.

Eine Auswahl seiner Gedichte hat Julius Tittmann veröffentlicht.

Opitzens Dramen.

Auch für das Drama schlug Opitz einen neuen Ton an, obgleich er wohlweislich sich nicht an selbständige Dichtungen wagte, sondern nur an Übersetzungen. Außer Sophokles' „Antigone“ und Senecas „Trojanerinnen“ hat er aus dem Italienischen ein geistliches Schauspiel „Judith“ übertragen. Zum eignen Drama fehlte es ihm an der poetisch schaffenden Begabung, und wie wenig er das Wesen

desselben verstand, davon zeugt u. a., daß er Seneca auf eine Linie mit Sophokles stellte und als Muster für das deutsche Drama empfahl.

Und dieser unbedeutende Dichter hat doch länger als ein Jahrhundert der „Vater der Dichtkunst“ oder gar ein „Fürst des deutschen Liedes“ geheißen und eine große Schar von Jüngern und Nachfolgern gehabt! Wie tief sein früher Tod empfunden wurde, davon zeugt das lächerliche Sonett Paul Flemings, seines bedeutendsten und den Meister weit überragenden Schülers:

Über Herrn Martin Opitzen auff Boberfeld sein Ableben.

So zeuch auch du denn hin in dein Elyserfeld,
du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten,
und untermenge dich mit diesen großen Leuten,
die ganz in deinen Geist sich hatten hier verstellt.
Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held,
der itzt nichts gleiches hat. Du Herzog deutscher Seiten,
o Erbe durch dich selbst der steten Ewigkeiten,
o ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt!
Germania ist tod, die Herrliche, die Freye,
ein Grab verdecket sie und ihre gantze Treue.
Die Mutter die ist hin: hier liegt nun auch ihr Sohn,
Ihr Recher und sein Arm. Last, last nur alles bleiben,
ihr, die ihr übrig seyd, und macht euch nur davon.
Die Welt hat wahrlich mehr nichts würdigs zu beschreiben.

Deutsche Poeterey.

Aber eines war der armen, so arg beraubten Welt doch geblieben, und das war das Werk, welches Opitzens Ruhm mehr als seine Dichtungen begründet hat, nämlich sein „**Buch von der Deutschen Poeterey.** In welchem alle jhre eigenschafft vnd zuegehör gründtlich erzehlet, vnd mit exempeln außgeführet wird.“ Es erschien im Jahre 1624 (in Verlegung David Müllers Buchhändlers in Breßlaw), weshalb manche mit diesem Jahre die „neue Zeit“ unserer Literaturgeschichte beginnen. Witkowsky hat 1888 die erste Ausgabe samt dem „Aristarchus“ wortgetreu wiederholt und gute Erläuterungen beigegeben.

Dieses Grundbuch für die Poesie des ganzen 17. Jahrhunderts, aus welchem ich oben (S. 245) schon eine Stelle angeführt habe, ist nicht ohne Verdienst. Es brachte die deutsche Sprache wieder zu Ehren in der Poesie, wies die Dichter auf bewährte klassische Muster hin und stellte feste Gesetze für die verwilderte Metrik auf, indem es statt der Silbenzählung, bei der man ohne Rücksicht auf die Betonung die Silben in den Vers gesetzt hatte, Übereinstimmung des Wort- und Verstones und regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung verlangte. Es drang auf Vereinfachung der Satzbildung, auf Reinheit der Sprache, Ausschluß der Fremdwörter und mundartlichen Wendungen und Wörter. Von dem wahren Wesen der Dichtung hatte er wohl eine Ahnung, wenn er schrieb: „Die Worte und Syllaben in gewisse Gesetze zu bringen und Verse zu schreiben, ist das allerwenigste, was in einem Poeten zu suchen ist. Er muß εὐφαντασιωτός, d. h. von sinnreichen Einfällen und Erfindungen sein, muß ein großes, unverzagtes Gemüte haben, muß hohe Sachen bei sich erdenken können, soll anders seine Rede eine Art kriegen und von der Erde emporsteigen.“ Aber das tiefere Verständnis fehlte ihm. Die Gelehrsamkeit war Opitz die Hauptsache, und er behauptete kühn, nur der Gelehrte sei fähig, ein Dichter zu werden. Darum strotzen seine Gedichte wie die seiner Schule von Gelehrsamkeit, und der „Vater der Gelehrtenpoesie“ darf er mit Recht genannt werden. Ein großes Gewicht legt er, ebenso wie Harsdörffer, auf den Gebrauch der Epitheta oder „schmückenden Beiwörter“, „an denen bei den Deutschen großer Mangel gewesen“, weshalb „man sie von den Griechischen und Lateinischen absehen und sich

zu Nutzen machen möge". Seine eignen Gedichte liefern die Beispiele zu seiner Lehre; da gibt es „gläserne Gewässer" und „gesalzene Zähren", stille und trübe Finsternisse", das „blaue Salz" (das Meer): und wenn er selbst noch einfach in dieser Beiwörtersucht ist, so übertreiben es viele seiner Schüler in der allerwidersinnigsten Weise. Endlich wies er neben den Alten auch auf die Holländer und Franzosen als mustergültige Vorbilder hin, und sein Hinweis wurde nur zu treulich befolgt; mit ihm beginnt die Abhängigkeit unserer Dichtung vom Ausland, die zum Teil bis in die Gegenwart fortgedauert hat; so hob er wieder auf, was er an nationalem Gut hatte neugewinnen wollen.

Opitzens Schule.

In seine Fußspuren trat eine ganze Schar von Nachahmern, die man am besten **Opitzens Schule** nennt, da nur zwei von ihnen Schlesier waren und deshalb der übliche Name „Erste schlesische Schule" nicht ganz zutrifft. Da muß in erster Linie der schon vorhin erwähnte **Paul Fleming** aufgeführt werden, der „am meisten in den Geist Opitzscher Formen" einging.

Fleming.

Paul Fleming, eines lutherischen Pfarrers Sohn, wurde am 5. Oktober 1609 zu Hartenstein an der Mulde im sächsischen Erzgebirge geboren. Nachdem er die Thomasschule zu Leipzig absolviert, bezog er als Mediziner die Universität derselben Stadt, obgleich seine Neigungen ihn mehr zu den schönen Wissenschaften zogen. Sein schon auf dem Gymnasium hervorgetretenes dichterisches Talent empfing nun einen neuen Antrieb durch schlesische Kommilitonen, die ihn für Opitz begeisterten; namentlich übte sein Freund Gloger einen tieferen Einfluß auf ihn aus; durch Gloger, rühmt er, sei sein Gemüt zum „Ewigsein" erhoben. Auch lernte er Opitz persönlich kennen. Eine ganze Reihe seiner Gedichte gehört dieser Zeit an, wurde gedruckt und verschaffte sich Anerkennung; als er die Universität verließ, schmückte — außer der Magisterwürde — bereits der poetische Lorbeer sein jugendliches Haupt. 1632 wurde er kaiserlicher Poeta Laureatus. Allein die Kriegsläufte waren den Musen nicht günstig. Leipzig wurde von den Kaiserlichen genommen, geplündert, von der Pest heimgesucht. Da war ihm ein Anlaß willkommen, auf einige Zeit Deutschland zu verlassen. Durch den ihm wohlgesinnten und bald engbefreundeten

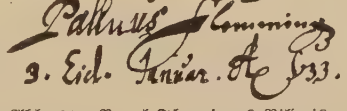


Abb. 86. Paul Flemings Bildnis, von Dirk Dirksen in Hamburg gezeichnet, nach dem Titelkupfer vor der ersten Gesamtausgabe seiner „Teutschen Poemata", Lübeck 1642.

Unterschrift eines Blattes aus dem Stammbuch des Melchior Thilesius (1633). Im Besitz der Breslauer Stadtbibliothek.

Adam Olearius, Assessor der philosophischen Fakultät in Leipzig fand er die Wege, an einer durch Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein nach Rußland und Persien geplanten Gesandtschaft teilzunehmen. Er wurde zu einem der Hofjunker und Truchsessen ernannt und machte die erste Reise nach Moskau, die bestimmt war, den Zar Michael Feodorowicz um freien Durchzug für die folgende größere Gesandtschaft zu ersuchen, und sodann die Expedition nach Persien selbst mit. Manches Gedicht Flemings entstand auf der fast sechsjährigen, oft sehr gefahrvollen Reise, die sein Freund Adam Olearius, der als Rat und Sekretarius in dem Gefolge war, ausführlich beschrieb. Erst am 3. August 1637 zogen sie in die persische Hauptstadt Ispahan ein, wo sie am Hofe des Schahs Sofi fast fünf Monate zubrachten. Auf der Rückfahrt verlobte sich Fleming in Reval mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns. Um sich dort als Arzt niederlassen zu können, erwarb er in Leiden im Januar 1640 die medizinische Doktorwürde und ging dann nach Hamburg, um noch einiges für sein zu gründendes Hauswesen vorzubereiten. Aber er sollte seine Braut nicht wiedersehen; bald nach seiner Ankunft in Hamburg erkrankte er, und nach wenigen Tagen, am 2. April 1640, hatte er ausgelitten. In der Katharinenkirche zu Hamburg ist er begraben.

Paul Fleming war nicht frei von den Opitzschen Einflüssen, die sich oft in seinen Dichtungen störend geltend machten, aber er überragte den Meister an dichterischer Begabung, und die Reise bewahrte ihn vor der vollen Entwickelung der gelehrten Pedanterie. Sein Charakter war ein durchaus edler, reiner, und an heiterer Naturwahrheit kam ihm keiner der zeitgenössischen Dichter gleich. Charakteristisch für seine Opitzsche Richtung ist es, daß sehr viele seiner Gedichte Übersetzungen aus dem Lateinischen, Holländischen, Französischen und Italienischen sind, und daß die Gelegenheitsgedichte (Glückwünsche, Leichengedichte, Hochzeitsoden u. a.) so überwiegen, daß ihrer 238 auf 198 geistliche und weltliche Lieder kommen; aber in keinem findet sich solche Schmeichelei und Schweifwedelei wie bei Opitz. Abgesehen von diesen Einschränkungen bleibt aber doch genug Treffliches übrig, um ihn nach Paul Gerhardt als den bedeutendsten Lyriker seiner Zeit zu bezeichnen.

Flemings Dichtungen.

In zweien seiner Lieder spricht sich ein warmes patriotisches Gefühl aus; es sind: „Germania an ihre Söhne“ und ein Straffsonett „An die jetzigen Deutschen“, worin er ihnen die Unfähigkeit vorhält, das alte Reich der Väter zu beschützen:

Jetzt fällt man uns ins Mahl, in unsre vollen Schalen,
Wie man uns jüngst gedräut! Wo ist nun unser Mut?
Der ausgestählte Sinn? Das kriegerische Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unserm eitlen Prahlen!

Kein Busch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmahlen
Schreckt den Kroaten ab. Das Ansehn ist sehr gut,
Das Ansehn mein' ich nur, das nichts zum Schlagen tut.
Wir feigsten Krieger, wir, die Phöbus kann bestrahlen!

Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kann!
Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne,

Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf dem Schein, so ist's um uns getan.
Uns Namens-Deutsche nur! Ich sag's auch mir zum Hohne.

Anmutig und tief empfunden sind seine Liebeslieder. In einem schickt er der Geliebten einen Smaragdring, dem er aufträgt: „O Ring, wenn sie dir heimlich einen Kuß gibt, so heb ihn für mich auf!“ Das schönste ist aber unbedingt das „getreue Herz“, dessen Anfangs- und Schlußstrophe lauten:

D. Paull Flemings

Erstes Buch

Der Oden/

In welchen Geistliche Lieder begriffen.

IV.
Nach deß vj. Psalmens Weise.

IN allen meinen Thaten
laß ich den Höchsten rahten/
der alles kan und hat/
Er muß zu allen Dingen/
sols anders wol gelingen/
selbst geben Raht und That.

Nichts ist es spat und frühe/
ümm alle meine Mühe/
mein sorgen ist ümsonst/
Er mags mit seinen Sachen
nach seinen Willen machen.
Ich stells in seine Gunst.

Es kan mir nichts geschehen/
als was er hat versehen
und was mir selig ist/
Ich nähm' es/ wie ers giebet/
was ihm von mir geliebet
das hab' auch ich erkiest.

Ich traue seiner Gnaden/
die mich für allen Schaden/
für allen übel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen/

So

Titel und Textprobe aus Paul Flemings „Teutsche Poemata", Lübeck in Verlegung Lorentz Jauchen Buchh. Als Beispiel des Bücherdrucks im XVII. Jahrhundert.

Ein getreues Hertze wissen
Hat des höchsten Schatzes Preiß,
Der ist seelig zu begrüßen,
Der ein treues Hertze weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

Nichts ist süßers, als zwey Treue,
Wenn sie eines worden seyn;
Diß ist's, daß ich mich erfreue,
Und sie gibt ihr Ja auch drein,
Mir ist wohl bei höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

Fleming war von Haus aus ein ernst gerichteter Mann. Auch auf der Reise unter heidnischen Völkern feiert er im Geiste die christlichen Feste der Heimat mit; um des Vaterlandes Rettung betet er aufrichtigen Gemütes. Mehrere seiner geistlichen Lieder haben sich lebendig erhalten. Noch heute singen wir in Kirche und Haus sein Reiselied, mit dem er sich auf die Weltfahrt rüstete, „Nach des 6. Psalms Weise": In allen meinen Taten lass' ich den Höchsten raten ꝛc. (Beil. Nr. 61.) Dem Tode sah er gefaßt entgegen und schrieb sich selbst drei Tage vorher seine poetische Grabschrift. Eine vollständige kritische Ausgabe der Gedichte Flemings verdanken wir dem treuen Forscher Lappenberg; eine Auswahl derselben mit Lebensabriß gab Julius Tittmann (1870) heraus.

Nächst Fleming war der bedeutendste Opitzianer **Andreas Gryphius**, der Dramatiker der Schule.

Gryphius' Leben.

Andreas Gryphius wurde am 2. Oktober 1616, im Todesjahre Shakespeares, zu Glogau geboren. Seine Jugend war trüb und düster. Als der Knabe fünf Jahre alt war, starb sein Vater, ein Geistlicher, an Gift, das ihm ein falscher Freund gegeben. Die bald danach wieder verheiratete Mutter starb, als er im zwölften Jahre stand. Sein Stiefvater vernachlässigte gänzlich seine Erziehung und verkümmerte ihm sein Erbe. Durch die Kriegsstürme wurde er von Stadt zu Stadt, von Schule zu Schule getrieben. Aber er lernte — außer den toten Sprachen — durch das buntbewegte Leben jener Zeit eine Reihe lebender Sprachen, welche die Völkermischung des dreißigjährigen Krieges in seinen Bereich brachte. Sein dichterisches Talent zeigte sich frühe. Schon 1632 hatte er ein umfangreiches lateinisches Gedicht, „Herodis furiæ et Rachelis lacrymæ" (Herodes' Wut und Rahels Tränen), begonnen, im folgenden Jahre vollendet und 1634 in Glogau drucken lassen, außerdem eine ganze Anzahl deutscher Gedichte verfaßt. Von Danzig, wo er zuletzt das Gymnasium besucht, rief ihn sein Stiefvater wieder nach Schlesien zurück; er übernahm jetzt eine Hauslehrerstelle bei dem kaiserlichen Pfalzgrafen v. Schönborn, der ihn sehr lieb gewann, ihn später als Dichter krönte, ja ihm die Würde eines Magisters der Philosophie nebst dem erblichen Adel verlieh und ihm ein kleines Vermögen bei seinem Tode hinterließ. Dadurch bekam er die Mittel, nach Leiden in Holland zu gehen, wo er sehr umfassende Studien machte und zugleich über die verschiedenartigsten Fächer wie Geschichte und Philosophie, Physik und Astronomie ꝛc. Vorträge hielt. Dazwischen war er oft und schwer krank, worüber er in seinen Sonetten in trübster Stimmung klagt. Vielleicht um seine Gesundheit zu fördern, nahm er eine Stelle als Reisegesellschafter an, kam über Frankreich nach Italien, wo er 1646 ein lateinisches Gedicht drucken ließ, das er in feierlicher Audienz dem Senat der Republik Venedig überreichte. Die Sehnsucht nach der Heimat trieb ihn aber schon im nächsten Jahre nach Schlesien zurück: dorthin zurückgekehrt, heiratete er, wurde 1650 zum Syndikus des Fürstentums Glogau erwählt, in welchem Amt er bis zu seinem Tod verblieb. Am 16. Juli 1664, hundert Jahre nach Shakespeares Geburt, starb er auf dem Ständehause zu Glogau mitten in einer Städteversammlung. Noch kurz vor seinem Tode war er unter dem Namen „der Unsterbliche" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden.

Gryphius' lyrische Dichtungen.

Ungeachtet seines vielbewegten Lebens und seiner langen Wanderschaft sind Andreas Gryphius' Dichtungen doch sehr zahlreich, und zwar ist er gleich be-

Abb. 87. Andreas Gryphius. Nach dem Stich von Philipp Kilian.

deutend als Lyriker wie als Dramatiker. In seinen lyrischen Gedichten herrscht ein düsterer Grundton vor, so besonders in seinen „Kirchhofgedanken", einem ausführlichen Gedichte von fünfzig Strophen, in dem er oft in eine grell-groteske Übertreibung sich verirrt und „seine Gedanken endlos über die Vernichtung dahin schweifen läßt". Tief ernst sind seine geistlichen Lieder, wie das noch heute in unseren Kirchen gesungene: Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden 2c. Oft aber treten auch darin grelle Bilder und übertriebene Ausrufe hervor, so in dem Liede:

Ade, verfluchtes Trauertal!
Du Schauplatz herber Schmerzen,
Du Unglückshaus, du Jammersaal,
Du Folter reiner Herzen!

Ungeachtet dieses schwermütigen Grundtons, der selbst in seinen Liebesliedern sich nicht ganz verleugnet, ist doch seine Lebensanschauung nie eine völlig verzweifelnde; die Hoffnung auf Gott, der die Liebe ist, hält ihn in allen Nöten und Stürmen aufrecht, wie er es sehr schön in dem Sonett „Dominus de me cogitat“ (Der Herr denkt an mich) ausgesprochen hat. Es ist das folgende:

In meiner ersten Blüt', im Frühling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiset, und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt. Mich hat die herbe Macht
Der Seuchen ausgezehrt. Ich schmacht' in steter Plage.

Ich teilte meine Zeit in Seufzer, Not und Klage;
Die Mittel, die ich oft für feste Pfeiler acht',
Die haben leider all' erzittert und gekracht.
Ich trage nun allein den Jammer, den ich trage.

Doch nein! Der treue Gott beut mir noch Aug' und Hand,
Sein Herz ist gegen mich mit Vatertreu' entbrannt,
Er ist's, der jederzeit für mich, sein Kind, wird sorgen.

Wenn man kein Mittel find't, sieht man sein Wunderwerk;
Wenn unsre Kraft vergeht, beweist er seine Stärk';
Man schaut ihn, wenn man meint, er habe sich verborgen.

Gryphius' Dramen.

Am hervorragendsten war Andreas Gryphius jedoch als dramatischer Dichter, und zwar mehr in der Komödie als in der Tragödie. In dieser konnte er sich über seine Zeit und über den Einfluß der Opitzschen Richtung nicht erheben. So entnahm er die Regeln für seine Schauspiele dem holländischen Theater, insbesondere den Stücken des Jost van Vondel, von dem er auch ein Stück übersetzte, faßte sie in den ermüdenden Alexandrinern ab, führte den Chor, den er „Reien“ nannte, in das Trauerspiel ein, und obgleich er die von seinen Mustern streng innegehaltene Aristotelische Einheit nicht ganz befolgte, da er den Schauplatz zuweilen wechseln ließ, beschränkte er doch die Zeit der Handlung auf 24 Stunden und machte dadurch eine weitere Entfaltung und Entwickelung unmöglich. So kam in der ersten „Abhandelung“ (wie er das nennt, was wir „Akt“ nennen) die Handlung meist schon zum Schluß — in den drei folgenden gab es lange Monologe und reflektierende Dialoge, im letzten Akt wurde durch eine Häufung des Allergreulichsten und Blutigsten ein Schlußeffekt erzielt.

Trauerspiele.

Sein ältestes Trauerspiel ist „Leo Armenius“ (der am Weihnachtsfest des Jahres 820 ermordete griechische Kaiser); dann folgte „Katharina von Georgien“, die gefoltert und halbzerrissen, weil sie dem König von Persien aus Glaubensgründen ihre Hand verweigert, auf der Bühne erscheint und dort den Todesstoß empfängt. In dem Trauerspiele „Ermordete Majestät“ oder „Karolus Stuardus“ griff er in die unmittelbare Gegenwart. Das Stück entstand unter dem Eindruck der Nachricht von Karls I. Hinrichtung. Dennoch ist wenig Handlung darin und viel rhetorischer Schwulst, und das Ganze geht darauf hinaus, den unglücklichen König so edel als möglich darzustellen und das göttliche Recht der Könige im allgemeinen nachzuweisen. Die Chöre werden von den Geistern der früher ermordeten englischen Könige ausgeführt.

Lustspiele.

Dagegen sind die Lustspiele des Andreas Gryphius seinen Tragödien unvergleichlich überlegen; namentlich machen zwei davon, „Herr Peter Squentz“ und „Horribilicribrifax“, noch heute einen frischen Eindruck. Das erste (eine Verspottung der Rüpelspiele) stimmt mit der bekannten Episode in Shakespeares „Sommernachtstraum“ ziemlich überein, in der vor König Theseus und seiner Gemahlin die tragische Geschichte von Pyramus und Thisbe von ungeschickten Handwerkern einer kleinen Stadt aufgeführt wird. Er nennt das Stück ein

„Schimpff-Spiel" — anstatt der Alexandriner ist die Haupthandlung in Prosa, das „Spiel" in Knittelversen geschrieben. In dem zweiten Stück, das er ein „Schertz-Spiel" nennt, werden die kriegerischen Prahlhänse verspottet, die nach dem 30jährigen Kriege sehr zahlreich auftraten. Beide Stücke hat nach der ersten Ausgabe Wilhelm Braune wortgetreu neu drucken lassen. Sämtliche lyrische und dramatische Dichtungen Gryphius' hat Palm für den Stuttgarter literarischen Verein, eine Auswahl in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur" herausgegeben.

Aus Schlesien ist endlich noch ein Opitzianer zu erwähnen, **Logau**, einer der geistreichsten Epigrammendichter aller Zeiten.

Friedrich v. Logau.

Friedrich v. Logau, geboren zu Brockut bei Nimptsch im Januar 1605, besuchte das Gymnasium zu Brieg, wo er an dem Landesfürsten Johann Christian und seiner Gemahlin Dorothea Sibylla (der „lieben Dorel") freundliche Gönner fand, studierte die Rechtswissenschaft und fand danach eine Anstellung am Hofe des Herzogs. 1644 wurde er Kanzleirat, 1648 wählte ihn die Fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen „der Verkleinernde" zum Mitgliede, 1655 starb er zu Liegnitz, wohin er ein Jahr zuvor als Regierungsrat mit dem Herzog Ludwig, dem Nachfolger Johann Christians, übergesiedelt war. — Gegenüber der ermüdenden Weitschweifigkeit der meisten zeitgenössischen Dichter wirkt seine knappe körnige Kürze erfrischend, und unter den ca. 3600 Epigrammen oder Sinngedichten, die er unter dem Namen Salomon von Golaw im Laufe seines Lebens herausgab, sind die meisten vortrefflich und von dauerndem Werte. Dazu kommt, daß sich die damaligen traurigen Zustände unseres Vaterlandes in vielen derselben spiegeln, ebenso sehr wie ein treues deutsches Herz, welches das Elend der Zeiten tief beklagt, aber sich davon nicht erdrücken läßt und an der Zukunft seines Volkes nicht verzagt. Ernst hält er seinen Landsleuten ihre Verirrungen vor in Sprüchen wie diese:

Französische Kleidung.

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverey;
Soll's denn seyn, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Knechterey!

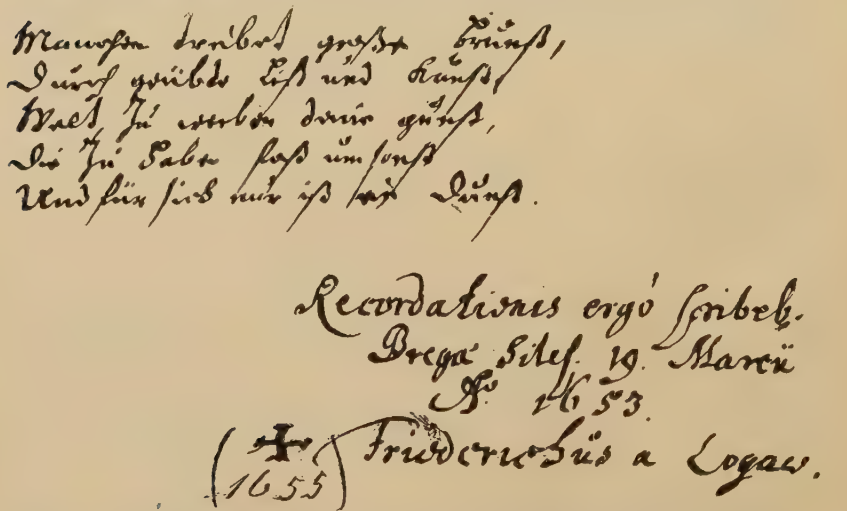


Abb. 88. Stammbuchvers von Fr. v. Logau. Eigenhändige Unterschrift desselben. Aus einem Stammbuche der Radowitzschen Sammlung in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Fremde Tracht.

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Wie Spruchweisheit des Volkes klingen andere, so z. B.:

Hoffnung ist ein fester Stab | da man mit durch Welt und Grab
und Geduld ein Reisekleid, | wandert in die Ewigkeit.

Ungeachtet seiner großen Bedeutung wurde Fr. v. Logau in seiner Zeit wenig gekannt, und bald nach seinem Tode war er vollends verschollen. Erst Lessing und Ramler haben ihn aus dem Staube der Vergessenheit wieder hervorgezogen und die besten seiner Epigramme 1759 unter seinem wahren Namen herausgegeben. Eine vollständige Sammlung aller Logauschen Gedichte hat G. Eitner 1872 in den Publikationen des Literarischen Vereins zu Stuttgart veröffentlicht.

Auch ein nennenswerter Satiriker des 17. Jahrhunderts, **Rachel**, ging ganz in des Meisters Opitz Fußstapfen und gab seinen satirischen, in Alexandrinern abgefaßten Gedichten ein durchaus gelehrtes Gepräge.

Joachim Rachel.

Joachim Rachel, geboren am 28. Februar 1618 zu Lunden in Norderditmarschen, empfing seine Bildung in Husum und Hamburg, studierte in Rostock und Dorpat, wurde dann Rektor an verschiedenen Schulen seiner Heimat und starb am 3. Mai 1669 zu Schleswig. Seine acht Gedichte führen die Titel: 1. Das poetische Frauenzimmer oder die bösen Sieben. 2. Der vorteilige Mangel. 3. Die gewünschte Hausmutter. 4. Die Kinderzucht. 5. Vom Gebet. 6. Gut und böse. 7. Der Freund. 8. Der Poet. — In dem ersten bespricht er sieben Arten von bösen Weibern, denen er am Schluß das Bild einer trefflichen Hausmutter entgegensetzt, das er in dem dritten noch weiter ausführt. Am schärfsten ergießt er seinen Spott über die dichtenden Frauen. Sehr hausbacken ist die zweite Satire, in der er zeigt, wie der Mann, um mit seiner Frau glücklich zu leben, sich immer daran erinnern solle, daß jeder Fehler seine gute Seite habe 2c. Am meisten Witz, wenn auch nicht viel Poesie, ist in der letzten Satire, in welcher er die Reimschmiede weidlich verspottet:

Dies Lumpenvölklein will (mit Gunst) Poeten heißen,
das nie was Guts gelernt, das niemals den Verstand
hat auf was Wichtiges und Redliches gewandt,
die nichts denn Worte nur zu Markte können tragen,
zur Hochzeit faulen Scherz, bei Leichen lauter Klagen,
bei Herren eiteln Ruhm, dran keiner Weisheit Spur,
kein Salz noch Essig ist, als bloß der Fuchsschwanz nur."

Von Opitz ganz unabhängig, ja der Gelehrtenpoesie bitterfeind war dagegen ein anderer Satiriker und Humorist, **Lauremberg**, der durch seine echt volkstümlichen Dichtungen einen großen Einfluß geübt haben würde, wenn er sie in hochdeutscher Sprache verfaßt hätte; er zog aber die plattdeutsche vor, die „sich immer gleich bleibe, während das Hochdeutsche sich alle fünfzig Jahre verändere".

Lauremberg.

Johann (Hans Willmsen) **Lauremberg**, am 26. Februar 1590 zu Rostock geboren, war dort Professor der Poesie, später Mathematiker an der Ritterakademie zu Soroe in Seeland, wo er 1658 starb. Seine „veer olde beröhmede Schertz-Gedichte" (1652) handeln 1. Vom itzigen verdorwenen wandel und maneren der minschen. 2. Von almodischer Kledertracht. 3. Von almodischer sprake und titule. 4. Von almodischer poesie und rimen. Sie geben in derb-kräftigen Zügen ein Bild der das

Welsche nachahmenden wie der gelehrten Lächerlichkeiten der Zeit und richten sich insbesondere gegen die Opitzsche Richtung. In dem einleitenden Gedicht kennzeichnet er seine eigne Gesinnung und das von ihm für seine Landsleute erstrebte Ziel:

Kleder, Sprake, Versche schriven — by den Olden will ick bliven,
endert sick fast alle Jahr; — höger schal min Styll nich gahn,
man ick achte idt nich ein Haer: — als mins Vaders hefft gedahn.

Doch auch unter den hochdeutschen Dichtern gab es eine ganze Zahl, die bei aller Ehrfurcht vor Opitzens Verdiensten sich von seinem Einfluß nicht beherrschen ließen, sondern ihre Selbständigkeit wahrten und einen lebendigen natürlichen Ton in ihren Dichtungen anschlugen. So vor allem der **Königsberger Dichterkreis,** dessen Haupt der kurfürstliche Rat **Robertin** war.

Robertin. **Robert Robertin**, 1600 in Saalfeld in Preußen geboren, 1648 in Königsberg gestorben, war durch seinen freundschaftlichen Umgang mit Opitz und durch eigene Neigung zum Dichten gekommen, ohne gerade ein hervorragendes Talent dafür zu besitzen. Doch gelang ihm manch ernstes wie manch heiteres Lied in der schlichten und natürlichen Weise, welche die ganze poetische Gesellschaft der Königsberger auszeichnete. Dazu bildete er sich auf seine poetischen Leistungen nichts ein, sammelte und veröffentlichte nicht einmal, was er gedichtet, sondern ließ es sich vornehmlich angelegen sein, begabtere Dichter durch Rat und Urteil zu unterstützen und zu fördern. So weckte er das Talent des jungen kränklichen und schüchternen Simon Dach, wies besonders hin auf das sangbare Lied, wobei ihn Heinrich Albert unterstützte, und wurde so ein einflußreiches Mitglied des Königsberger Vereins, in welchem er den Schäfernamen „Berrintho" führte, unter dem auch seine eigenen Dichtungen in Alberts Sammlungen sich finden.

Der musikalische Mittelpunkt des Vereins war **Albert,** in dessen vor der Stadt gelegenem Garten die Dichtergenossen im Sommer sich bisweilen versammelten. Dort hatte Albert eine Kürbishütte angelegt und die Namen aller Freunde „nebenst etlichen Reymen an sonderliche Kürbse" angeschrieben. Auf Robertins Vorschlag wurden diese Reime von Albert in Musik gesetzt, um von den Freunden in der „Kürbshütte" gesungen zu werden.

H. Albert. **Heinrich Albert**, den 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren, studierte zu Leipzig die Rechte, ging aber bald ganz zur Musik über, in der er sich zu Dresden weiter ausbildete. 1626 nach Königsberg gekommen, wurde er durch seine schönen Kompositionen rasch beliebt und erhielt die Stelle eines Organisten an der Domkirche, in welcher Stellung er bis an seinen Tod (1655 oder 56) verblieb. — In dem Dichtervereine hieß er „Damon" und leistete Treffliches, vornehmlich als Komponist seiner eigenen wie der Lieder seiner Freunde. Seine „Arien oder Melodeyen etlicher teils geistlicher, teils weltlicher Lieder" erschienen in acht einzelnen Teilen zu Königsberg 1638—1650, und ein unberechtigter Nachdruck derselben u. d. T. „Poetisch-Musikalisches Lustwäldlein" kam noch zu seinen Lebzeiten heraus. Ein anderes Werk Alberts ist die „Musikalische Kürbshütte", welche die Kompositionen zu den schon erwähnten in die Kürbisse eingeritzten Sprüchen enthält. Manche seiner geistlichen Lieder gehören noch heute zu den beliebtesten unserer Gesangbücher; so die trefflichen: „Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpft" und „Gott des Himmels und der Erden". Eines seiner weltlichen Lieder „Amor im Tanze" ist so gefällig und echt volkstümlich, daß Herder es in seine Volksliedersammlung aufnahm.

Der bedeutendste Dichter des Königsberger Kreises war Simon Dach.

Simon Dach.

Simon Dach, den 29. Juli 1605 zu Memel geboren, zeichnete sich schon auf der Schule seiner Vaterstadt durch große Fähigkeiten und namentlich auch durch poetische wie musikalische Begabung aus und kam dann auf die Domschule zu Königsberg. In Wittenberg und Magdeburg vollendete er seine Gymnasialstudien und studierte darauf Philosophie und Theologie auf der Universität zu Königsberg, wählte

Abb. 89. Simon Dach, nach einem Stich von Philipp Kilian v. J. 1730. (Verkleinert.)
Unterschrift einer Königsberger Universitätsurkunde vom 7. April 1652.
Im Besitz des Herrn Wilh. Künzel in Leipzig.

hernach aber das Lehramt zu seinem Lebensberufe. Die Anstellung als Kollaborator an der Domschule gewährte ihm nur ein sehr dürftiges Einkommen bei übergroßer Arbeitslast. Er drohte darunter zusammenzubrechen, als Robertin, auf ihn aufmerksam gemacht, sich seiner sofort annahm, ihn in sein Haus brachte, für seine leibliche Genesung und Kräftigung sorgte und es durchsetzte, daß er zum Konrektor der Domschule aufrückte. Auch in seinen poetischen Versuchen beriet und leitete er

ihn. Als Kurfürst Georg Wilhelm nach Königsberg kam, begrüßte ihn Dach in begeisterten Versen. Dem Kurfürsten gefiel der Dichter, und er verlieh ihm die im folgenden Jahre erledigte Professur der Poesie an der Universität. Auch der Große Kurfürst schätzte den Dichter sehr hoch. Dachs Dankbarkeit war groß, und wiederholt hat er sie in Versen ausgesprochen. Aber niemals erniedrigte er sich zu den üblichen Opitzschen Schmeicheleien, vielmehr spricht sich einerseits ein unbefangen gemütlicher Ton, anderseits ein offenes Selbstbewußtsein darin aus. So bat er in seinem Alter den Großen Kurfürsten um ein Stückchen Gartenland zu seiner Erholung und Muße, indem er auf seine poetischen Verdienste in folgenden Zeilen hinwies:

Phöbus ist bei mir daheime, | meine sind die ersten Saiten —
diese Kunst der deutschen Reime | zwar man sang vor meinen Zeiten,
lernet Preußen erst von mir; | aber ohn' Geschick und Zier.

Friedrich Wilhelm nahm das Gesuch nicht übel, ja tat noch mehr, als der Dichter erbeten hatte, indem er ihm das kleine Gut Cuxheim schenkte. Im Jahre 1641 hatte er sich mit Regina Pohl verheiratet, mit der er bis an seinen Tod in der glücklichsten Ehe lebte. Nach dem Tode seines Wohltäters Robertin, dem andere aus dem Freundeskreise folgten, überkam ihn eine so trübe Stimmung, daß seine immer zartgebliebene Gesundheit darunter zusammenbrach. Nach langem, schwerem Krankenlager starb er am 15. April 1659.

Chasmindo.

In der Königsberger Gesellschaft war Dach, der darin Chasmindo (Versetzung seines Namen, wie Berrintho aus Robertin) hieß, das bedeutendste Mitglied. Innigkeit, Reinheit und Natürlichkeit sind die Charakterzüge seiner Dichtungen, dazu bei tiefer Frömmigkeit ein fröhlicher Sinn. Das schönste seiner Lieder, das Herder ins Hochdeutsche übertrug und u. d. T. „Palmbaum" unter die Volkslieder aufnahm, lautet in der ursprünglichen, plattdeutschen Fassung (in samländischer Mundart) nach Oesterleys Ausgabe von Dachs Gedichten:

Anke van Tharau ös, de mi geföllt,
Se ös min Lewen, min Goet on min Gölt.
Anke van Tharau heft wedder eer Hart
Bi mi geröchtet än Löw' on än Schmart.
Anke van Tharau, min Rikdom, min Goet,
Du mine Seele, min Fleesch on min Bloet!
Quöm' allet Wedder glik ön ons to schlän,
Wi sin gesönnt bi een anger (bei einander) to stahn.
Krankheit, Verfälgung, Bedröfnös on Pin
Sal unsrer Löwe Vernöttinge (Verknüpfung) sin.
Recht as een Palmenbom äwer sök stöcht,
Je mehr en Hagel on Regen anföcht,
So wart de Löw' ön ons mächtig on grot
Dörch Kriz, dörch Liden, dörch allerlei Nöt.
Wördest du glik en mal van mi getrennt,
Lewdest dar, wor öm de Sönne kum kennt:
Eck wöll di fälgen dörch Wöler, dörch Mär,
Dörch Is, dörch Isen, dörch findlöcket Här.
Anke van Tharau, min Licht, mine Sönn',
Min Lewen schlut öck ön dinet henönn.
Wat öck geböde, wart van di gedahn,
Wat öck verböde, dat lätstu mi stahn.
Wat heft de Löwe däch ver een Bestand,
Wor nicht een Hart ös, een Mund, eene Hand?

Wor öm söck hartaget (ärgert), kabbelt (zankt) on schleit,
On glick den Hungen on Katten begeit (beträgt).
Anke van Tharau, dat war wi nich don,
Du bist min Dyhsken, min Schahpken, min Hohn.
Wat öck begehre, begehrest du ok,
Eck lat den Rock di, du lätst mi de Brock (Hosen).
Dit ös dat, Anke, du föteste Ruh,
Een Lif on Seele wart ut öck on du.
Dit makt dat Lewen tom hämmlischen Rik,
Dörch Zanken ward et der Hellen gelik.

Nach einer Tradition, der jeder geschichtliche Anhalt fehlt, hatte Dach dieses anmutige Liebeslied an Anna Neander, die Tochter des Pfarrers von Tharau bei Königsberg, gerichtet; vermutlich war es ein Lied zu ihrer Hochzeit mit dem Pfarrer Portatius, das Dach aus Freundschaft zu ihrer Familie verfaßte.

Nicht minder hat Dachs Lied von der Freundschaft:

Der Mensch hat nichts so eigen, | als daß er Treu erzeigen
so wohl steht ihm nichts an, | und Freundschaft halten kann 2c.

einen bleibenden Wert. Neben seinen „Tanzliedern", in denen Heiterkeit und Frohsinn („Ei laßt mir doch den Willen"), zur Geltung kommen, hat er auch viele geistliche Lieder gedichtet, von welchen mehrere („O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen!" „Ich bin bei Gott in Gnaden") in unseren Gesangbüchern noch heute sich finden.

Das **evangelische Kirchenlied** kam inmitten dieser trübseligen Jahrzehnte zur größten Vollendung, wogegen nicht in Betracht kommt, daß es von manchem seiner Vertreter in den Opitzschen Schematismus gezwängt wurde. Im ganzen und großen erhebt es sich über die Auswüchse der Zeit, und selbst Dichter, die in ihren weltlichen Erzeugnissen an allen Modeunarten gelehrter Künstelei und Gespreiztheit kranken, sind kernig und einfach in ihren kirchlichen Liedern. In diesen haben die Empfindungen des 17. Jahrhunderts ihren tiefsten und besten Ausdruck gefunden. Kirchenlied.

So der oben erwähnte **Johann Rist** (vgl. S. 249), dessen Abendlied: „Werde munter, mein Gemüte" uns noch heute erbaut, wie sein Adventlied: „Auf, auf, ihr Reichsgenossen" uns anregt und sein Sterbelied: „O Ewigkeit, du Donnerwort" uns aus falscher Sicherheit aufrüttelt. Johann Rist.

Aus der großen Schar der Kirchenliederdichter, deren ich einige schon oben erwähnte, ragt demnächst besonders hervor der von Kaiser Rudolf II. gekrönte schlesische Dichter und lutherische Pfarrer zu Köben **Johann Heermann** (1585 bis 1647), ein Mann, der die Drangsale des dreißigjährigen Krieges erfuhr und dabei fortwährend körperlich leidend war. Aus dem Feuer der Trübsal entstanden seine nahezu 400 Lieder, die nur im Versbau und korrekten Ausdruck sich der Opitzschen „Poeterei" unterordneten, sonst sich meist durch große Innigkeit und einfache Frömmigkeit auszeichnen und selten ins Lehrhafte abirren. Am beliebtesten ist von ihm das Gebetslied „O Gott du frommer Gott, du Brunnquell aller Gaben" geblieben, dessen zweite Strophe „Gib, daß ich tu' mit Fleiß, was mir zu tun gebühret" Friedrichs des Großen Grenadiere als Morgensegen sangen, als sie — 30000 Mann stark — gegen die dreimal an Zahl überlegenen Österreicher bei Leuthen in den Kampf zogen. Als der Abend über dem blutgetränkten Schlachtfelde hereinbrach, da stimmten die siegreichen Preußen das deutsche Te Deum: „Nun danket alle Gott" an, das ebenfalls einen Dichter des 17. Jahrhunderts, den Eilenburger Pfarrer **Martin Rinkart** (1586—1649) zum Johann Heermann. Rinkart.

Verfasser hat, und das von Jahrhundert zu Jahrhundert bei allen Dank- und Freudenfesten gesungen wird, wie es einst aus seiner jubelnden Seele beim Ende des dreißigjährigen Krieges hervortönte. Neben diesen Männern verdienen einen Ehrenplatz **Josua Stegmann** (1588—1632), der Sänger von „Ach bleib mit Deiner Gnade bei uns, Herr Jesu Christ", und Dr. **Johann Matthäus Meyfart** (1590—1642), dem die christliche Gemeinde das schwungvolle „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir!" verdankt.

Sie alle aber überragt an Tiefe der poetischen Empfindung und Innigkeit des Ausdruckes der nächst Luther größte Kirchenliederdichter unseres Volkes **Paulus Gerhardt.**

Paulus Gerhardt.

Am 12. März 1607 (nicht 1606) zu Gräfenhainichen bei Wittenberg geboren, empfing **Paulus Gerhardt** seine gelehrte Vorbildung auf der Fürstenschule

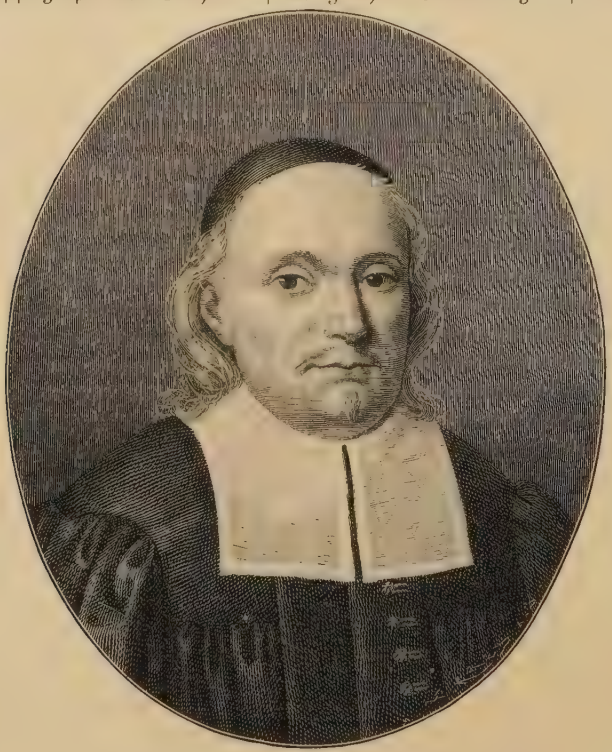


Abb. 90. Paulus Gerhardt. Nach dem vom Paul Gerhardt-Verein 1828 herausgegebenen Stich von Buchhorn, einer freien Nachbildung des Originalgemäldes (vgl. Abb. 91).

zu Grimma, worauf er die Universität Wittenberg bezog. Die Kriegswirren verzögerten seine Anstellung in solchem Maße, daß er noch in seinem 44. Lebensjahre als Kandidat der Theologie und Hauslehrer im Hause des Advokaten Barthold zu Berlin lebte. Vier Jahre später heiratete er die Tochter desselben, nachdem er 1651 in Mittenwalde Pfarrer geworden war. Von da als Diakonus an die Nicolaikirche zu Berlin berufen geriet er um seiner lutherischen Überzeugung willen mit den Edikten des Großen Kurfürsten in Konflikt und büßte darüber sein Amt ein, obwohl er selbst am Gezänk der Konfessionen nie Teil genommen hatte. Und als der edle Fürst ihn wieder in das Amt einsetzte, wobei er ihn ausdrücklich von der Unterschrift des Reverses dispensierte, entsagte Gerhardt freiwillig, weil in der kurfürstlichen Mitteilung die Erwartung ausgesprochen wurde, „er werde sich den Edikten gemäß bezeugen und seiner bekannten Moderation sich ferner befleißigen." Ein Jahr darauf erhielt er von dem Magistrat der Stadt Lübben die Einladung, daselbst eine Gastpredigt zu halten. In seiner Antwort an den Magistrat hieß es u. a.: Gleichwie Ich nun jeder Zeit mich schuldig bekennet, Meinem Gott gehorsamlich

Abb. 91. Paulus Gerhardt.
Nach dem Ölgemälde in der Kirche zu Lübben (über der Tür zur Sakristei), zum erstenmal photographiert und reproduziert.

Zu folgen, Unnd das Wenige Vermögen, so Er mier durch seine gnade reichen wirdt, in seinem Unnd seiner Kirchen heyligem Dienste auff Zu wenden, Allso werde ich auch in deme, was meine Hochgeehrten Herren mier wegen Besuchung Ihrer Stadt Unnd ablegung einer Predigt großgünstig angesonnen, Ihnen nicht auß Händen gehen, Sondern mich allemahl willig Und bereit darine beweisen ..." Nach gehaltener Gastpredigt wurde ihm das Archidiakonat an der Hauptkirche übertragen, das er aber erst am Trinitatisfeste 1669 antrat. Noch sieben Jahre wirkte er daselbst mit großer Treue unter mancherlei Anfechtungen bis an sein Ende, den 7. Juni 1676. — Von seinen 131 Liedern ist eine große Zahl noch heute im lebendigen Besitz und Gebrauch unseres Volkes. Aus ihnen klingt nicht mehr das Gesamtbekenntnis der streitfertigen und siegesgewissen protestierenden Kirche heraus wie bei Luther, sondern das fromme Zeugnis der einzelnen gläubigen Seele; aber gerade dadurch sind sie so aus dem Bewußtsein des christlichen Volkes herausgesungen, treffen so sehr den volkstümlichen Ton und spiegeln dabei in solchem Maße die unveränderlichen Erfahrungen des menschlichen Herzens in Leid und Freude, daß sie noch heute Lieblingslieder in Kirche und Familie sind, wie auch der ihrem Grundcharakter Fernstehende sie gern als Kleinode unserer deutschen Dichtung bezeichnet. Alle Hauptmomente des Kirchenjahres, Adventszeit (Wie soll ich dich empfangen?), Weihnachten (Fröhlich soll mein Herze springen; Ich steh an deiner Krippe hier), Passionszeit (O Haupt voll Blut und Wunden), Ostern (Auf, auf, mein Herz mit Freuden) und Pfingsten (Zeug ein zu meinen Toren), finden sich durch sie in kirchlich klassischer Weise vertreten. Ein sieghafter Jubelton geht durch viele seiner Lieder, wie: „Warum sollt' ich mich denn grämen?" „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich." Eine feste Glaubenszuversicht, die sich unwillkürlich uns mitteilt, atmet aus seinen Trostliedern: „Gib dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens" und namentlich aus der Perle aller seiner Dichtungen: „Befiehl du deine Wege" (vgl. Beil. Nr. 62), an die sich die durch das Gedicht Schmidts von Lübeck: „In Brandenburg einst waltet der Kurfürst" bekannte Legende knüpft, die den Dichter brotlos und in großer Not aus Berlin vertrieben werden und auf der Flucht das Lied dichten läßt, während es in Wahrheit viel älter ist. Auch lebte Gerhardt noch zwei Jahre nach seiner Amtsentsetzung in Berlin ohne alle Sorgen, von seiner Gemeinde unterhalten. — Wie gemütvoll begrüßt er den Morgen: „Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge!" wie schön besingt er den Abend: „Nun ruhen alle Wälder," wie herrlich ist sein Sommerlied: „Geh aus mein Herz und suche Freud' in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben!" Ein echtes Vaterlandslied ist endlich sein am Ende des dreißigjährigen Krieges gesungenes: „Gottlob! nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort." Durch alle seine Lieder aber klingt der Grundton: „Das was mich singen machet, ist was im Himmel ist."

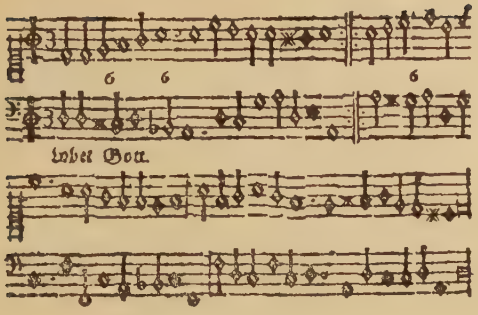
Die besten kritischen Ausgaben von Gerhardts Gedichten sind die von J. F. Bachmann, von K. Goedeke und von Ph. Wackernagel. Neuerdings ist noch eine hie und da im Ausdruck etwas modernisierte Ausgabe von Karl Gerok hinzugekommen.

Um Paul Gerhardt gruppiert sich ein großer Dichterkreis verwandter Richtung, aus dem ich die wichtigsten Glieder heraushebe. Am zahlreichsten sind die Sänger der lutherischen Kirche.

Gerhardtscher Kreis.

Da ist vor allem **Michael Schirmer** (1606—1673), der Rektor am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster, Gerhardts Freund, zu nennen, dem wir das Pfingstlied „O heil'ger Geist, kehr bei uns ein!" verdanken. Ihm zunächst **Christian Keimann**, Rektor in Zittau (1607—1662), der Verfasser verschiedener christlicher Komödien und des innigen Glaubensliedes „Meinen Jesum lass' ich nicht". Dann **Tobias Clausnitzer** (1619—1684), gegen Ende des dreißigjährigen Krieges Feldprediger im

252. **Der 147. pſalm.**



333. Mel. Lobet Gott unſern HErren.

BEfiehl du deine wege / Und was dein hertze kränckt / Der allertreuſten pflege Deß / der den himmel lenckt / Der wolcken / lufft unnd winden Giebt wege / lauf unnd bahn / Der wird auch wege finden / Da dein fuß gehen kan.

2. Dem Herren muſt du trauen / Wañ dirs ſol wol ergehn : Auf ſein werck muſt du ſchauen / Wann dein werck ſol beſtehn. Mit ſorgen un mit grämen / Und mit ſelbſt eigner pein läßt Gott ihm gar nichts nehmen / Es muß erbäten ſeyn.

3. Dein ewge treu und gnade / O Vater / weiß und ſieht / Was gut ſey oder ſchade Dem ſterblichen geblüt / Und was du deñ erleſen / Das treibſt du / ſtarcker Held / Und bringſt zum ſtand und weſen / Was deinem rath gefällt.

4. Weg haſt du allerwegen / An mitteln fehlt dirs nicht / Dein thun iſt lauter ſegen / Dein gang iſt lauter liecht / Dein werck kan niemand hindern / Dein arbeit darf nicht ruhn / Wann du / was deinen kindern Erſprießlich iſt / wilt thun.

5. Und ob gleich alle teufel Hie wolten wiederſtehn / So wird doch ohne zweifel Gott nicht zurücke gehn / Was er ihm fürgenomen / Und was er habē wil / Das muß doch endlich komen Zu ſeinē zweck und ziel.

6. Hoff / o du arme ſeele / Hoff und ſey unverzagt / GOtt wird dich aus der höle / Da dich der kumer plagt / Mit groſſen gnaden rücken / Erwarte nur der zeit / So wirſt du ſchon erblickē Die Soñ der ſchönſtē freud.

7. Auf / auf / gieb deinem ſchmertze Und ſorgen gute nacht / Laß fahrē / was das hertze Betrübt nnd traurig mach t / Biſt du doch nicht Regente / Der alles führen ſol / Gott ſitzt im regimēte / Uñ füret alles wol.

8 Ihn / ihn laß thun und walten / Er iſt ein weiſer Fürſt / Und wird ſich ſo verhaltē / Dz du dich wundern wirſt / Wañ er / wie im gebüret / Mit wunderbahren rath Das werck hinaus geführet / Das dich bekümmert hat.

9. Er wird zwar eine weile Mit ſeinē troſt verziehn / Uñ thun an ſeinē theile / Als hätt in ſeinē ſiñ Er deiner ſich begäbē / Uñ ſoltſt du für und für In angſt und nöthen ſchweben / So frag er nichts nach dir.

10. Wirds aber ſich befinden / Dz du ihm treu verbleibſt / So wird er dich entbinden / Da dus am wengſtē gläubſt / Er wird dein hertze löſen Von der ſo ſchwerē laſt / Die du in keinem böſen Bisher getragen haſt.

11. Wol dir / du kind der treue / Du haſt und trägſt davon Mit ruhm und danckgeſchreye Den ſieg und ehrenkron / GOtt giebt dir ſelbſt die palmen In deine rechte hand / Unnd du ſingſt freudenpſalmen / Dem / der dein leid gewandt.

12. Mach end / o HErr / mach ende An aller unſer noth / Stärck unſer füß und hände / Und laß bis in den tod Uns allzeit deiner pflege / Unnd treu empfohlen ſeyn / So gehen unſre wege Gewiß zum himmel ein. Paul Gerhard.

Erster erhaltener Druck von **Paul Gerhardts** Liede: „Befiehl Du Deine Wege“ nebst Melodie.

Aus **Johann Crügers** „Praxis pietatis melica“. (Wittenberg 1656. S. 522, 691—694.)
Nach dem Exemplar der Göttinger Bibliothek.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

erinnern/und solches Buch noch mit dero eigenen Liedern/als

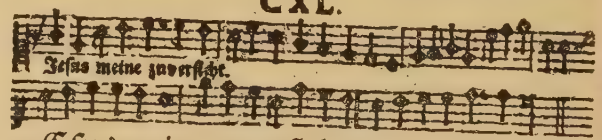
Ein ander stelle sein Vertrauen Auf die Gewalt und Herrlichkeit / ꝛc.
GOtt der Reichthumb deiner Güter/ Dem ich alles schuldig halt / ꝛc.
JESUS meine Zuversicht Und mein Heyland ist im Leben/ ꝛc.
Ich wil von meiner Missethat Zum HErrenmich bekehren ꝛc.

vermehren und zieren wollen.

Es haben E. Churfl. Durchl. nicht nur in den itztgemeldten geistreichen Ihren eigenen Liedern dero Christliches Gemüth: wie Sie allein ihr Vertrauen auff GOTT gerichtet: wie Sie dem alle Wolthaten mit danckbarem Hertzen zuschreiben: und wie Sie die Hoffnung dero künftigen

13. E. Seht an das tuch/darinn er lag/All.
Gewicklt bis an den dritten tag. Alleluja.
14. M. Wir sehn es wol zu dieser frist/All.
Weist uns den Herren Jesum Christ. Allel.
15. E. Geht hin ins Galileisch land / Allel.
Da findt ihr ihn/sagt er zuhand. Alleluja.
16. M. Habt danck/ihr lieben engelein/All.
Nu wolln wir alle frölich seyn. Alleluja.
17. E. Geht hin/sagt das St. Petro an/
All. und seinen Jüngern lobesan. All.
18. M. Nun singet all zu dieser frist/All.
Erstanden ist der heilge Christ. All.
19. Deß solln wir alle frölich seyn/Alleluja.
Und Christ wil unser tröster seyn. All.

CXL.



JEsus meine zuversicht und mein heyland
Ist im leben / Dieses weiß ich/ sol ich nicht
Darumb mich zu friedē geben/Was die lange todesnacht Mir auch für gedanckē macht.
2. Jesus / er mein heyland lebt / Ich werd auch das leben schauen / Seyn / wo mein erlöser schwebt/Waumb solte mir denn grauen? Lässet auch ein häupt sein glied Welches es nicht nach sich zieht?

3. Ich

Erster Druck des Liedes „Jesus meine Zuversicht“.

Getreue Nachbildung aus Christoph Runges Berliner Gesangbuch v. J. 1653, nach dem für Otto von Schwerin auf Pergament gedruckten Exemplar, seit 1754 in der Gräflich Stolbergschen Bibliothek zu Wernigerode.

schwedischen Heere, mit dem kleinen Kanzelliede „Liebster Jesu, wir sind hier“. Der Bürgermeister von Guben **Johannes Franck** (1618—1677) lebt fort in seinem erhebenden Abendmahlsliede „Schmücke dich, o liebe Seele“, wie in seinen Liedern: „Jesu, meine Freude“, „Herr, ich habe mißgehandelt“ — während seine opitzianischen weltlichen Dichtungen ganz vergessen sind. Der Rechtskonsulent **Homburg** (1605 bis 1681) erbaut uns am Himmelfahrtstage durch sein erhebendes Lied „Ach wundergroßer Siegesheld“, sein Freund **Albinus** († 1679) durch sein Bußlied „Straf mich nicht in deinem Zorn“ und auf dem Todeslager durch sein sterbensfreudiges Lied „Alle Menschen müssen sterben“. — Allgemein beliebt ist noch heute das alte Trostlied „Wer nur den lieben Gott läßt walten“. Es hat alle geschraubten Kunstgedichte seines Verfassers **Georg Neumark** (geb. 16. März 1621 zu Langensalza, † 18. Juli 1681 in Weimar) überlebt, der seiner Zeit als „der Sprossende“ in der Fruchtbringenden Gesellschaft und „Thyrsis der Zweite“ im Pegnitzorden einen hohen Rang unter den Musenjüngern einnahm. Das berühmte Lied, an das sich die von Fr. Kind und G. Nieritz dichterisch verwertete Sage geknüpft hat, ist ein Jugenderzeugnis Neumarks. Es entstand 1640 in Kiel, wo der Neunzehnjährige auf dem Wege zur Universität nach allerhand traurigen Erlebnissen und Irrfahrten endlich eine Haus-

Abb. 92. Georg Neumark.
Nach einem Stiche in seinem „Musikal. Poet. Lustwald“. Jena 1657.

lehrerstelle gefunden hatte. In der Freude über dieses „gleichsam vom Himmel gefallene Glück" setzte er „noch des ersten Tages" sein „Danklied unter Tränen" auf, das wohl in jedem evangelischen Gesangbuch zu finden ist. Die mit dem Liede entstandene Melodie wurde rasch beliebt. Viele Lieder wurden und werden noch nach ihr gesungen. Sebastian Bach hat sie zu einer Cantate benutzt, Mendelssohn-Bartholdy sie in seinem „Paulus" verwertet. Neumarks Bildnis mit dem ihm von einem Zeitgenossen gewidmeten schwülstigen Verse war lange nach seinem Tode noch in vielen evangelischen Häusern anzutreffen. — Dem Neumarkschen Liede verwandt ist das Lieblingslied Friedrich Wilhelms III. von Preußen: „Was Gott tut, das ist wohlgetan" von **Samuel Rodigast** († 1708), dem Rektor am Grauen Kloster zu Berlin.

Vier hervorragend schöne Lieder, darunter das trostreiche Oster- und Sterbelied „Jesus meine Zuversicht" wurden bisher der frommen Gemahlin des Großen Kurfürsten Luise Henriette von Brandenburg zugeschrieben. Ein ganzes Jahrhundert nach ihrem Tode hatten dieselben allerdings für anonym gegolten. Da war im Jahre 1770 der gräfliche Bibliothekar Raßmann in Wernigerode aufgetreten und hatte auf Grund eines von Christoph Runge herausgegebenen Gesangbuches von 1653 die Kurfürstin Luise als die Dichterin jener Lieder bezeichnet. In seinem Vorwort hatte Runge nämlich von dem Befehle der hohen Frau, ein Gesangbuch zusammenzustellen, gesprochen und dann hinzugefügt: „zu geschweigen, daß Ew. Kursl. Durchlaucht seither so unabläßig, und zwar, da Sie ferne von hier gewesen, um Beschleunigung solches Werkes erinnern, und solches Buch noch mit den eigenen Liedern, als: ‚Ein andrer stelle sein Vertrauen auf die Gewalt und Herrlichkeit ꝛc.', ‚Gott, der Reichtum deiner Güte, dem ich alles schuldig bin ꝛc.', ‚Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben', ‚Ich will von meiner Missetat zum Herren mich bekehren ꝛc.' vermehren und zieren wollen." (Vgl. Beil. Nr. 63.) Aber der Ausdruck „eigene Lieder" bezeichnete, wie Karl Biltz überzeugend nachgewiesen, zu Ende des 16. und im ganzen 17. Jahrhundert nicht den Verfasser. Wie im Mittelalter Fürsten und Herren Sinnsprüche oder Verse, die ihrem Charakter und Lebensziele am treffendsten entsprachen, zu Mottos und Devisen wählten, so taten es die des 16. und 17. Jahrhunderts mit ganzen geistlichen Liedern, „in welchen sie ihre Gesinnung, ihr Wünschen und Streben, gewissermaßen ihr ganzes Bekenntnis besonders prägnant ausgesprochen fanden. Dieselben wurden dann in den Gesangbüchern von den Herausgebern als der betreffenden Fürsten ‚eigene Lieder' bezeichnet". Keines der Gesangbücher jener Zeit — auch das Rungesche von 1653 nicht — welche sonst unter jedes Lied den Namen des Verfassers setzen, sofern er bekannt war, zeichnen eines jener vier Lieder mit dem Namen der Kurfürstin Luise. Dasselbe gilt auch von einigen anderen Liedern, die bisher fürstlichen Autoren zugeschrieben wurden und die in vielen Gesangbüchern noch mit deren Namen unterzeichnet stehen, z. B. das Lied: „Was mein Gott will, gescheh allzeit", das der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, und „Herr Jesu Christ, Dich zu uns wend", das Wilhelm II., Herzog zu Sachsen-Weimar, gedichtet haben soll. Es waren deren „eigene", d. h. ihnen besonders liebe und wertvolle, aber nicht von ihnen gedichtete Lieder.

Der bedeutendste Liederdichter der reformierten Kirche ist **Joachim Neander**, geb. 1650, als Prediger zu Bremen 1680 gestorben, den man den „Psalmisten des Neuen Bundes" genannt hat. Die Krone seiner Lieder ist der Jubelgesang im höheren Chor: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren." Ein Menschenalter später gelang auch dem demütigen Bandweber **Gerhard Tersteegen** (1697—1769) ein treffliches Lied; sein „Gott ist gegenwärtig" wird von beiden Schwesterkirchen gleichermaßen geschätzt.

An die evangelischen Kirchenliederdichter müssen aber noch zwei katholische gereiht werden, in denen das beiden Kirchen Gemeinsame oft machtvoll durchklingt. Der erste ist der Jesuit **Spee**.

Zu Kaiserswerth am 25. Februar 1591 geboren trat **Friedrich von Spee** 1610 in den Jesuitenorden, was ihn aber nicht hinderte, gegen die Hexenprozesse Friedrich v. Spee.

Abb. 93. Friedrich von Spee.
Nach dem Ölgemälde in der Bibliothek des Marzellen-Gymnasiums zu Cöln.

sich aufs energischste in Wort und Schrift zu äußern. Es ist leicht erklärlich, daß er viel darob zu leiden hatte, aber sein größter Kummer war die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, und es ist gewiß keine Übertreibung, wenn er dem Kanonikus Philipp von Schönborn, nachmaligen Kurfürsten von Mainz, auf die Frage, weshalb er vor dem 40. Jahre schon eisgraue Haare habe, antwortete: „Der Gram hat mein Haar grau gemacht darüber, daß ich so viele Hexen (an 200) habe müssen zur Richtstatt begleiten und habe unter allen keine gefunden, die nicht unschuldig war.“ Dieselbe selbstverleugnende Liebe, die ihn zum Anwalt der unglücklichen

Opfer des Aberglaubens machte, wurde der Anlaß seines Todes. In Trier widmete er sich nämlich nach der Eroberung der Stadt durch die Kaiserlichen der Pflege der Kranken und Verwundeten mit solchem Eifer, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, dem er am 7. August 1635 erlag. Seine geistlichen Lieder kamen erst vierzehn Jahre nach seinem Tode heraus unter dem von ihm selbst gewählten Titel „**Trutz-Nachtigal**", den er in der Vorrede dahin erklärt: „Trutz-Nachtigal wird diß Büchlein genand, weil es trutz allen Nachtigalen süß vnnd lieblich singend vnnd zwar auff recht Poëtisch. Also daß es sich auch wol bey sehr guten Lateinischen vnnd andern Poëten dörffe hören lassen."

Abb. 94. Eigenhändiges Titelblatt der von Fr. Spee niedergeschriebenen „Trutz-Nachtigal", im Besitz der k. k. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. (Geschenk des Antiquars Drieselmann in Stuttgart im Jahre 1871.)

In diesem Buche glaubt man die „Gottesminne" des Mittelalters wieder erwacht zu sehen; eine tiefe seelenvolle Innigkeit und Frömmigkeit spricht aus allen seinen Liedern, ein warmes Naturgefühl und eine zwar oft ins Spielende und Tändelnde ausartende, aber doch durch ihre Aufrichtigkeit ergreifende Liebe zu Jesus, seinem Heilande. — Eine wörtlich treue Ausgabe der „Trutz-Nachtigal" veranstaltete 1817 Clemens Brentano; in neuester Zeit reproduzierte Karl Simrock das Buch in „verjüngter" Gestalt, und Gustav Balke veröffentlichte es nach der letzten vom Dichter herrührenden Redaktion, der Trierer Handschrift. Die Straßburger Handschrift, von deren Titelblatt ich eine Abbildung mitteile, enthält den ersten, von des Dichters Hand niedergeschriebenen Entwurf seines Werkes.

Ein ursprünglich evangelischer, dann zum Katholizismus übergetretener Dichter ist **Scheffler** oder **Angelus Silesius** (der Schlesier), wie er sich später selbst in seinen Schriften nannte.

Scheffler.

Johannes Scheffler wurde 1624 zu Breslau geboren, studierte in Straßburg, Leiden und Padua Medizin, wurde danach Leibarzt des Herzogs Sylvius Nimrod von Württemberg-Öls zu Öls, verließ aber diese Stellung, als er 1653 zur katholischen Kirche übertrat, wobei er in der Firmelung den Namen Angelus annahm. Kaiser Ferdinand III. ernannte ihn zum Hofmedicus; später entschloß er

sich, in den Minoritenorden einzutreten, und empfing sogar die Priesterweihe. Seitdem schrieb er eine Reihe der heftigsten Streitschriften gegen die Kirche, in welcher er geboren war und in deren Glaubensgemeinschaft er die schönsten und innigsten seiner Lieder gedichtet hatte. Der Fürstbischof von Breslau und Neiße ernannte ihn zum fürstbischöflichen Hofmarschall, aber gegen Ende seines Lebens zog er sich in das Stift der Kreuzherren zu St. Matthias in seiner Vaterstadt zurück, in welchem er am 9. Juli 1677 starb. — Ein mystischer, oft ins Krankhafte ausartender Zug geht durch die 205 geistlichen Lieder, welche er unter dem Titel: „Heilige Seelenlust, oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesus verliebten Psyche" herausgab, aber viele darunter zeichnen sich durch eine solche Innerlichkeit und Innigkeit aus, daß sie zu den schönsten Blüten der geistlichen Liederdichtung gerechnet werden dürfen und mit Recht ihren Platz bis heute in unseren evangelischen Gesangbüchern behauptet haben, z. B. „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht", „Ich will dich lieben, meine Stärke", „Mir nach! spricht Christus unser Held". — Seinen Ruhm hat Scheffler indes vornehmlich seiner Spruchsammlung „Cherubinischer Wandersmann oder Geistreiche Sinn- und Schlußreime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitende" (Neudruck von Ellinger 1895) zu verdanken. Viel Tiefsinniges und echt Poetisches enthalten diese in Alexandrinern geschriebenen Sprüche, so z. B. Cherubinischer Wandersmann.

Auch unter Dornen blühen.

Christ, so unverwelkt in Leiden, Kreuz und Pein
Wie eine Rose blühst, wie selig wirst du sein!

in anderen Stellen aber verirrt er sich in pantheistische Überschwenglichkeiten, so sagt er:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben;
Werd' ich zunicht, — er muß vor Not den Geist aufgeben.

In der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Wandersmann" nahm er diese Anschauung ausdrücklich zurück und erklärte die früher unbedingt ausgesprochene Göttlichkeit des Menschen für eine innere, nur durch Christi Gnade mögliche Vereinigung der Seele mit Gott, so z. B. in dem Spruche: „Die Perlengeburt."

Die Perle wird vom Tau in einer Muschelhöhle
Gezeuget und gebor'n und dies ist bald beweist,
Wo du's nicht glauben willst; der Tau ist Gottes Geist,
Die Perle Jesus Christ, die Muschel meine Seele.

Eine ganze Reihe poetisch angeregter Frauen, auch Fürstinnen, schlossen sich der Richtung Schefflers an. Geistliche Dichterinnen.

Dazu gehören u. a. die Reichsgräfin von Schwarzburg-Rudolstadt **Ämilia Juliane** (1637—1706), von deren ca. sechshundert Liedern das ernste Sterbelied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" am weitesten durch die ganze evangelische Kirche sich verbreitet und erhalten hat; die Landgräfin von Hessen-Darmstadt **Anna Sophie** (1638—1683) („Schönster Jesu, liebstes Leben"), eine Kaiserl. gekrönte Dichterin und Genossin des Pegnitzordens, Gertrud Möllerin (1641—1705), die Frau des Prof. Möller in Königsberg. („Ein Kaddig-Strauch wird nicht bewegt, wenn eine rauhe Luft sich regt.")

Die schulmäßige Nüchternheit der Opitzianer, die „Reinlichkeit" ihrer Sprache und ihrer Verse, die Geziertheit und Süßlichkeit der Pegnitzschäfer mußten allmählich einen Umschlag herbeiführen, der mit dem politischen Verfall Deutschlands und mit der von Frankreich eindringenden Unsittlichkeit Hand Zweite schlesische Dichterschule.

in Hand ging. Mit den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts entstand eine neue Schule, zum Unterschied von der ersten Opitzschen gewöhnlich die **„zweite schlesische Schule"** genannt, die „das Neue und Ungemeine", die „niedliche und galante Schreibart" in nachahmender Anlehnung an italienische Vorbilder, namentlich Guarini und Marino, erstrebte. Vom Deklamierenden und Rhetorischen der älteren Schule schraubte man sich zu einem widerlichen Pathos und Schwulst auf; dem Schäfergelispel und Liebesgewinsel der Pegnitzdichter suchte man durch eine grobsinnliche Lüsternheit zu entfliehen. Der Führer dieser Richtung war **Christian Hofman von Hofmanswaldau**. Man könnte deshalb diese Schule auch die **Schule Hofmanswaldaus** nennen.

Christian Hofman.

Abb. 95. Christian Hofman von Hofmanswaldau.
Kupferstich von Philipp Kilian nach dem Gemälde Georg Schulzes.
(Verkleinerter Ausschnitt.)
Unterschrift eines eigenhändigen lateinischen Briefes Hofmans mit deutscher Adresse. Dem Wohl Edlen und Gestrengen Herrn Joh. Hieronimo ꝛc. von 1673. Im Besitz des Herrn Künzel in Leipzig.

Am 25. Dezember 1617 zu Breslau geboren kam **Christian Hofman von Hofmanswaldau** 1636 auf das Gymnasium zu Danzig, wo Opitz auf sein poetisches Talent aufmerksam wurde und ihm alle Förderung zu teil werden ließ. Seine weiteren Studien machte er 1638 in Leiden, von wo aus er mit dem Fürsten von Fremonville die Niederlande, England, Frankreich und Italien bereiste. Nach seiner Rückkehr gefiel es ihm in der Heimat gar nicht, und er wäre gern einem Rufe nach Konstantinopel gefolgt, wenn ihm sein Vater die Erlaubnis dazu erteilt hätte. Um ihn an die Heimat zu fesseln, verheiratete dieser ihn und verschaffte ihm eine Ratsherrnstelle in Breslau, obgleich er das gesetzliche Alter dazu noch nicht erreicht hatte. Der Sohn entsprach dem ihm geschenkten Vertrauen durchaus: durch seinen Eifer, seine Geschäftsgewandtheit und Lauterkeit erwarb er sich die Liebe und Anerkennung seiner Mitbürger, wurde mehrmals in wichtigen Ge-

schäften an den kaiserlichen Hof zu Wien geschickt, wo er den Titel eines kaiserlichen Rats erhielt, und endlich zum Präsidenten des Breslauer Ratskollegiums ernannt, in welcher Stellung er am 18. April 1679 starb. — In der Vorrede zu seinen Gedichten erzählt er, wie sich sein Talent entwickelt hatte. Neun Jahre alt lernte er am „Teuerdank" die Silben zählen, dann lernte er Opitzens Schreibart kennen, die ihm so wohl gefiel, daß „er sich aus dessen Exempeln Regeln machte und bei Vermeidung der alten rohen deutschen Art der reinen Lieblichkeit soviel als möglich gebrauchte, bis er nachmals auf die lateinischen, welschen, französischen, niederländischen und englischen Poeten geriet, daraus er die sinnreichen Erfindungen, durchdringenden Beiwörter, artige Beschreibung, anmutigen Verknüpfungen, und was diesem anhängig, sich je mehr und mehr bekannt machte — —" — So entstand das „Neue und Ungemeine, das Liebliche und Galante", durch das er einen so großen Eindruck auf seine Zeit machte. Glatt und fließend lesen sich seine Gedichte, aber die Häufung der oft schiefen Bilder und Gleichnisse ermüdet, das Schlüpfrige und Lüsterne, das der im Leben ehrenhaft und rein dastehende Mann in seinen Gedichten auf das widerlichste häuft, stößt uns zurück. Damals aber gefiel es allgemein, und seine wie seiner Schüler und Nachfolger Poesien erfreuten sich lange Zeit der Gunst der hohen und höchsten Kreise. Man nannte ihn den „deutschen Ovid" und konnte sich an seinen Werken nicht satt lesen. Am berühmtesten waren seine den Heroiden des Ovid nachgebildeten „Heldenbriefe", in denen er eine Reihe geschichtlich berühmter Liebesverhältnisse (des Grafen von Gleichen mit seinen zwei Frauen, Abälards und Heloisens, Albrechts III. von Bayern und Agnes Bernauerin ꝛc.) durch poetische Episteln der Liebenden schildert. Da schreibt z. B. Emma, Karls des Großen Tochter, an Eginhard:

Der Himmel blase nun in unsre liebesflammen,
Es weh uns dessen gunst Zibeth und Bisem zu:
Es hefft uns seine hand durch einen drath zusammen,
Der keinen Mangel hat und lieblich ist wie du.

Ein „Allegorisch Sonett" an „Amanda" hob an:

Amanda, liebstes kind, du brustlatz kalter hertzen,
Der liebe feuerzeug, goldschachtel edler zier,
Der seuffzer blasebalg, des traurens lösch-papier,
Sandbüchse meiner pein, und baumöhl meiner schmertzen,
Du speise meiner lust, du flamme meiner kertzen.*)

In demselben Genre waren die zahlreichen Ehren- und Lob-, Geburtstags-, Hochzeits- und Begräbnisgedichte des Gefeierten, und um nichts besser seine geistlichen Dichtungen „Die erleuchtete Maria Magdalena", „Die Tränen der Tochter Jephtha" u. s. w.

Und trotz all dieser Unnatur sollte Hofmanswaldau an Schwulst noch übertroffen werden von seinem nächsten und berühmtesten Anhänger und Jünger **Lohenstein**, dem Dramatiker der zweiten schlesischen Schule.

Daniel Kaspar von Lohenstein wurde 1635 zu Nimptsch im Fürstentum Brieg geboren. Mit großen Gaben ausgestattet kam er im siebenten Jahre aufs Gymnasium, und im fünfzehnten schrieb er in Hofmanswaldaus Manier ein Drama „Ibrahim Bassa", das er mit Hilfe seiner Mitschüler aufführte. 1652 bezog er die Universität Leipzig, wo er die Rechte und neuere Sprachen studierte. Nachdem Lohenstein.

*) Die Verfasserschaft dieses Liedes ist zweifelhaft. Es steht in Neukirchs Sammlung: Hoffmanswaldaus u. a. Deutschen auserlesene Gedichte 2, 318 (1697), trägt aber nicht die Initialen H.s.

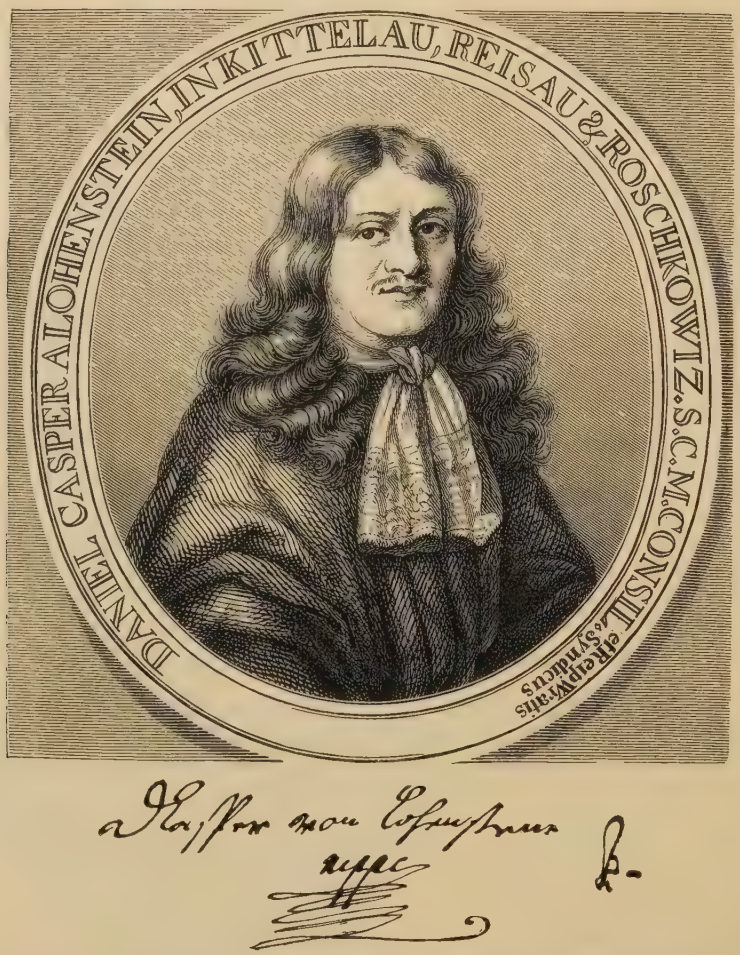


Abb. 96. Daniel Kaspar von Lohenstein. Nach einem gleichzeitigen Stich.
Umschrift: „D. C. von Lohenstein zu Kittelau, Reisau und Roschkowitz, kaiserl. Rat und Syndikus zu Breslau." Unterschrift aus dem „Bericht der Breslauer Ratsmänner vom 1. August 1680" auf der Breslauer Stadtbibliothek.

er in Tübingen sich das Doktordiplom erworben, machte er große Reisen durch Holland, die Schweiz und Ungarn. In die Heimat zurückgekehrt vermählte er sich mit einer sehr reichen Erbin. Rasch stieg er in Ämtern und Würden empor und starb als kaiserlicher Rat und Syndikus der Stadt Breslau am 28. April 1683. — Ungeachtet seines großen Talentes schuf Lohenstein nichts Bedeutenderes als Hofmannswaldau (sein „Wegweiser in der Poesie"), obgleich er ihn durch größere Schwülstigkeit und gelegentlich durch größere sittliche Roheit — trotz seines ebenfalls ganz ehrbaren und makellosen Wandels — zu überbieten suchte. Dazu erstrebte er an Gelehrsamkeit das Äußerste nach Opitzens Rezept, daß der Dichter vor allem nützen müsse. Seine lyrischen Gedichte, die er unter dem Titel „Blumen" herausgab, teilte er in „Rosen" (teils Heldenbriefe, teils Hochzeitscarmina), „Hyazinthen" (Begräbnis-

lieder) und „Himmelsschlüssel“ (geistliche Gedichte). — Bedeutenderes, freilich auch in der Geschmacksverirrung, leistete er im Drama, in dessen Formen er sich Andreas Gryphius anschloß, während er sonst die Italiener zu Mustern nahm. Seine Vorgänger und Meister übertrifft er vornehmlich durch ein Häufen des Gräßlichen und Unnatürlichen, durch eine hochtrabende Darstellung und durch eine oft ans Unglaubliche streifende Gemeinheit. Am erträglichsten ist seine Jugendarbeit „Ibrahim Bassa“, die mit folgendem Monolog der Asia anhebt:

Weh! weh! mir Asien! ach weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieser Schwermutssee
Bei so viel Ach selbst mein beträntes Gesicht verspeien,
Wo ich mich selbst mit Heul- und Zeter-Rufen
Durch strengen Urteilsspruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, bestürzter Abgrund an!
Bestürzter Abgrund! O die Glieder triefen
Voll Angstschweiß! Ach des Achs! der laute Brunn
Der dürren Adern schwellt den Jäscht der Purpurflut!
Mein Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!

Nach dieser Tragödie hat er noch fünf andere geschrieben, eine haarsträubender als die andere. In der „Epicharis“ werden die Opfer der Tyrannenwut zu Dutzenden gepeitscht, gefoltert, geköpft und gewürgt, ihnen die Zungen ausgerissen, die Adern geöffnet, und das alles wird nicht etwa nur berichtet, sondern vor den Augen der Zuschauer ausgeführt. Ähnlich geht es im „Ibrahim Sultan“, aber alles das übertrifft er in der „Agrippina“, wo Blutszenen und Unzuchtsszenen miteinander auf das gräßlichste abwechseln und die er naiv genug war, der Herzogin von Schlesien-Liegnitz zu widmen. Dennoch hat er oft gute Gedanken und weiß sie gewandt und echt poetisch vorzutragen, wie in manchen Stellen der „Cleopatra“ in den Reden der Geister, die dem schlafenden Antonius erscheinen, aber sie verschwinden im Schwall des Unnatürlichen und Gemeinen. — Von Lohensteins Roman wird späterhin (S. 293 f.) die Rede sein.

Unter den zahlreichen Dichtern der zweiten schlesischen Schule verdient eine ehrenvolle Erwähnung **Hans Aßmann von Abschatz** (1646—1699), der allerdings im ganzen und großen der Modeströmung folgte, aber doch hie und da sich davon frei machte, namentlich sich schlichter Einfachheit befleißigte in seinen tiefgefühlten kräftigen patriotischen Liedern „Deutscher Ehren-Preiß“ — „Eisen-Hättel“ 2c. Das letztere hebt an: Aßmann v. Abschatz.

Nun ist es Zeit zu wachen,
Eh Deutschlands Freiheit stirbt
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.

Herbey, daß man die Krötten,
Die unsern Rhein betretten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Son und Seine schicke 2c.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diesen Schwulstdichtern trotz ihrer durch die Macht der Mode erstarkten Beherrschung des literarischen Marktes bald Gegner erstanden, die ihnen offen den Fehdehandschuh hinwarfen. Der erste, der dazu den Mut fand, war ein Sachse namens **Weise**, ein nüchtern verständiger Mann, der allen Ernstes zur Einfachheit und Wahrheit zurückstrebte, aber, obgleich es ihm an poetischem Talente nicht fehlte, in das entgegengesetzte Extrem einer in seichtester Breite dahinfließenden Versmacherei verfiel.

Christian Weise, 1642 in Zittau geboren, war von 1670—1678 Gymnasialprofessor in Weißenfels, danach Rektor des Gymnasiums seiner Vaterstadt, wo er Christian Weise.

1708 starb. In seinen jugendlichen Liedern („Überflüssige Gedanken der grünenden Jugend") herrscht ein kecker und flotter, freilich zugleich roher, zum Teil gemeiner Ton vor; aber es war doch ein Anflug von Poesie darin, und bis in Goethes Universitätszeit lebten sie im Munde der deutschen Studenten. In der darauf folgenden Sammlung „Der grünenden Jugend Notwendige Gedanken, denen Überflüssigen Gedanken entgegengesetzt ꝛc." sagt er: „So fern ein junger Mensch zu etwas Rechtschaffenes will angewiesen werden, daß er hernach mit Ehren sich in der Welt kann sehen lassen, der muß etliche Nebenstunden mit Verschreiben zubringen." In solchem Sinne setzt er dann weiter auseinander, daß sich das ganze poetische Geheimnis in zwei Teilen abfassen läßt: erstlich müsse man sich nach der Grammatik und vors andere nach der Rhetorik richten ꝛc. Demnach führte er in der ernstesten Absicht, „seinen Schülern die Zunge zu lösen", das deutsche Versmachen als Lehrgegenstand in seinem Gymnasium ein, und ihm nach taten es andere Schulen. Zur weiteren poetischen Ausbildung seiner Gymnasiasten verfaßte er über ein halbes hundert Dramen, die zum Teil seine lyrischen Dichtungen bei weitem übertreffen. Alle wurden von den Schülern aufgeführt und zwar alljährlich an drei aufeinander folgenden Tagen. „Um die Zuschauer bei Appetit zu erhalten", gab er „zuerst etwas Geistliches aus der Bibel" (meist dem Alten Testament entnommen), „dann etwas Politisches aus der kuriösen Historie" (d. h. eine Tragödie) „und zuletzt ein freies Gedicht", d. h. ein Lustspiel eigener Erfindung. Über eins seiner geschichtlichen Stücke „Das Trauerspiel von dem neapolitanischen Hauptrebellen Masaniello" urteilt Lessing (an seinen Bruder): „Es hat ganz den freien shakespearischen Gang ... Auch wirst du des pedantischen Frostes ungeachtet, der darin herrscht, hin und wieder Funken von shakespearischem Genie finden." Von seinen Romanen wird nachher (S. 294) die Rede sein.

Wasserdichter.

An Weise schloß sich eine ganze Schar von Dichterlingen an, die man nicht ohne Grund „**Wasserdichter**" genannt hat und deren Namen aufzuführen nicht der Mühe lohnt, obgleich sie bis ins achtzehnte Jahrhundert hochberühmt waren, und obgleich Obersachsen, wo sie zumeist ihren Sitz hatten, um ihretwillen lange als die Heimat der neuerstandenen deutschen Poesie galt. Aber das Verdienst hatten sie immerhin, das Ansehen der Hofmannswaldau-Lohensteinischen Schule gründlich erschüttert zu haben.

Was die Schule Weises auf weltlichem Gebiet erstrebte, danach trachteten auf dem geistlichen die Väter des Pietismus, **Spener** und **Francke**, um die sich ein ganzer Dichterkreis sammelte.

Spenerscher Kreis.

Philipp Jakob Spener, geb. zu Rappoltsweiler im Elsaß den 13. Jan. 1635, gest. als Probst an St. Nikolai in Berlin den 5. Febr. 1705, begründete durch seine „Geistreichen Gesänge", die poetisch wertlos der Vergessenheit anheimgefallen sind, die pietistische Richtung des Kirchenliedes, welche dem individuellen Glaubensleben zu einem erwünschten Ausdruck verhalf. In solchem Sinne dichtete der gelehrte **Gottfried Arnold** (1665—1714) seine „Göttlichen Liebesfunken", aus denen noch mehrere Lieder unter uns fortleben, z. B. „O Durchbrecher aller Bande" — „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen" ꝛc. Speners Freund, der Rechtskonsulent **Joh. Jak. Schütz** (1640—1690), ist der Verfasser des noch heute allgemein gesungenen Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut". — Von dem Konrektor **Wolfgang Deßler** (1660—1722) stammt das Lied „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen", von dem Justizrat **Burkhard Freystein** († 1720) das erweckliche Mahnlied „Mache dich, mein Geist, bereit".

Franckescher Kreis.

Von dem Vater des „Hallischen Pietismus", **August Hermann Francke** (1663 bis 1727), der sich durch das Hallische Waisenhaus ein unvergängliches Glaubens-

denkmal gesetzt hat, singt die Kirche noch heute gern das Lied: „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet", das er 1691 dichtete, als die Stadt Erfurt ihn als Irrlehrer aus ihren Mauern trieb. Franckes Schwiegersohn **Freylinghausen** (1670—1739), der in Halle erst recht den Sinn für den geistlichen Gesang weckte und als Sammler fremder Lieder ebenso bedeutend war wie als Komponist und als Dichter, verfaßte u. a. das Jesuslied „Wer ist wohl wie du?" — Dichter und Sänger war auch der Arzt am Waisenhause **Chr. Fr. Richter** († 1711), dessen innerlich tiefes Wesen am besten aus Schleiermachers Lieblingslied „Es glänzet der Christen inwendiges Leben" erkannt wird. — Ein Hallischer Jurist, **Jak. Gabriel Wolf** (1684—1754), war es, der anstimmte: „Seele, was ermüd'st du dich in den Dingen dieser Erden?" — Außerhalb Halles sei nur des Pfarrers **Schröder** zu Möseberg bei Wolmirstädt (1666—1699) gedacht, dem wir das schwunghafte Lied „Eins ist not! Ach Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch" verdanken. — Aus der sogen. jüngeren Hallischen Schule, in welcher die pietistische Liederdichtung bald entartete, sei nur **Heinr. v. Bogatzky** (1690—1774) hervorgehoben, der das „Güldene Schatzkästlein der Kinder Gottes" und das klassische Missionslied „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen" verfaßte. Bogatzky.

Ein Gegengewicht gegen das „pietistische Gefühlschristentum" suchten Sänger der „lutherischen Orthodoxie" in ihren Liedern darzubieten. „In der letzten Kraft seiner bald gänzlich absterbenden Wurzeln", sagt Knipfer in seinem trefflichen Buche „Das kirchliche Volkslied in seiner geschichtlichen Entwickelung", „und vom Tau des Pietismus mäßig befruchtet, trieb der Baum des lutherischen Kirchenliedes noch eine herrliche Nachblüte". Um dieses zu erhärten, nenne ich nur zwei Namen: **Erdmann Neumeister** (1671—1756), den Verfasser des Liedes „Jesus nimmt die Sünder an", und **Benjamin Schmolck** (1672—1737), dem Hoffmann von Fallersleben in seinen „Spenden aus der deutschen Literaturgeschichte" eine warme und beredte Würdigung zu teil werden läßt. Wenn auch in manchen Stücken dem Zeitgeschmack huldigend, trat ihm Schmolck in anderen entschieden entgegen; so enthielt er sich ganz der beliebten Anspielungen auf das römische und griechische Altertum, und wenn er oft auch gewisse Bilder und Vergleichungen zu sehr häufte, überhaupt ein wenig flüchtig seine Verse aufs Papier und in die Presse gab, so war er doch ein ebenso echter Dichter wie ein frommer Christ, und eine große Anzahl seiner Lieder („Hosianna, Davids Sohn kommt in Zion eingezogen" — „Himmelan geht unsre Bahn" — „Je größer Kreuz, je näher Himmel") werden immer ihr Bürgerrecht in der christlichen Kirche behaupten. Neumeister. Schmolck.

Zwischen der Bombastschule und den Wasserpoeten gab es nun noch einige, die sich von den Extremen beider Richtungen frei zu halten suchten. Dazu gehörten vor allem die **Hofpoeten**, „meistens modern aufgeputzte Pritschenmeister", wie Goedeke sie nennt, „welche die amtliche Verpflichtung hatten, die Festlichkeiten ihrer Herrschaften mit ihren Versen und mit Erfindung eines Gemisches von Musik, Verkleidung und Reimsprüchen zu verschönern, oder die doch in ihrer nahen Verbindung mit den Höfen Aufforderung genug fanden, den großen Begebenheiten der Geburts-, Hochzeits- und Sterbetage ihr Talent zuzuwenden".

Zu den Hofpoeten wird der **Freiherr von Canitz** (1654—1699) gerechnet, ein angesehener, hochgebildeter Edelmann, der unter dem Großen Kurfürsten und unter Preußens erstem Könige hohe Staatsämter bekleidete. In seiner Satire „Von der Poesie" trat er den Moderichtungen energisch entgegen und erstrebte in seinen Dichtungen („Nebenstunden unterschiedener Gedichte"), welche er übrigens nicht für die Öffentlichkeit bestimmt hatte, nach Horazens Muster eine Freiherr v. Canitz.

gewählte, elegante Form und einen reineren, edleren Inhalt als die Lohensteiner, was er auch erreichte, ohne daß er damit immer den Mangel an poetischem Geist hätte ersetzen können. — Der vollendete Hofpoet dagegen war Canitzens Freund,

Johann v. Besser.

der Oberceremonienmeister **Johann von Besser** (1654—1729), ein Kurländer von Geburt und von dem Großen Kurfürsten geadelt. Auch unter Friedrich I. behauptete er seine Stellung; der sparsame Friedrich Wilhelm I. schaffte aber die Hofpoeten und damit auch ihn ab, er fand indes an dem prachtvollen Hofe Augusts II. zu Dresden eine noch glänzendere Stellung als Geheimer Kriegsrat und Ceremonienmeister. An beiden Höfen reimte er zahlreiche „Wirtschaften", d. h. dramatische Spiele, die von dem Hofpersonal aufgeführt wurden: stilistisch gewandte, aber gedankenarme Dichtungen. — Nicht viel höher stand sein Kollege und später sein

Ulrich v. König.

Nachfolger am Dresdener Hofe, **Ulrich von König** (wie Besser von bürgerlicher Herkunft, 1688—1744), der sich sogar an ein Epos „August im Lager" wagte. —

Neukirch.

Endlich ist **Benjamin Neukirch** (1665—1729), der Erzieher des Erbprinzen von Ansbach zu nennen, der sich in Berlin an Canitz anschloß. Er übersetzte den Tendenzroman Fenelons, Telemach, in Alexandrinern und veröffentlichte ihn in prachtvoller Ausstattung mit Kupfern im Geschmack der Zeit.

Joh. Chr. Günther.

In diese Gruppe pflegt man auch einen Mann einzureihen, der die Genannten durch entschiedenes Talent weit überragte: **Johann Christian Günther.** Am 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien geboren, besuchte er fünf Jahre lang die „Gnadenschule" zu Schweidnitz. In dieser Zeit erwachte und entwickelte sich seine dichterische Gabe. Sein Rektor verstand es, die Liebe zur Poesie in den Schülern zu wecken und veranstaltete theatralische Aufführungen mit ihnen. Ein von Günther verfaßtes Trauerspiel „Die von Theodosio bereute Eifersucht" wurde von seinen Mitschülern öffentlich aufgeführt. Durch Benjamin Schmolck (vgl. S. 285), den Inspektor der Schule, wurde er zu geistlichen Gedichten, durch die leidenschaftliche Liebe zu einem jungen Mädchen, die er Leonore nennt, zu seinen ersten Liebesliedern angeregt. Die weitere Geschichte dieses Verhältnisses ist erst kürzlich durch die Benutzung neuer Quellen von allerhand Irrtümern seiner namhaftesten Biographen befreit worden. So war es nicht die Geliebte, welche die Treue brach, sondern Günther, trotz seiner Versicherung in der Scheidestunde:

„Wohin ich geh', begleitet mich dein Bild;
Kein fremder Zug wird mir den Schatz entreißen."

Ohne Neigung sollte er auf den Wunsch seines Vaters in Frankfurt a. O. Medizin studieren. Dort hielt er es nur zwei Monate aus. Im Dezember 1715 ging er nach Wittenberg. Aber statt zu arbeiten stürzte er sich in das wüsteste Studentenleben, vergaß bald seine Braut und besang dafür eine andere. In seiner Poesie wechselten Gelegenheitsreimereien und innig empfundene Lieder, aber sie fand Anerkennung. 1717 wurde er in Wittenberg zum Dichter gekrönt. Bald danach siedelte er nach Leipzig über. Eine Reihe frischer Trinklieder entstand dort zunächst. Doch nahm er seine medizinischen Studien wieder auf und stimmte auch ernstere Weisen an. In einem umfangreichen Gedichte auf den „zwischen Ihro Kaiserl. Majestät und der Pforte 1718 zu Passarowitz geschlossenen Frieden" feierte er insonderheit den Prinzen Eugen von Savoyen. Seine Freunde versprachen sich von dieser schwungvollen Dichtung eine große Wirkung. Sein Name wurde auch in ganz Deutschland bekannt und berühmt, aber die erhoffte Gunst des Wiener Hofes und eine seiner Begabung angemessene Stellung wurde ihm nicht zu teil; Kaiser und Prinz nahmen keine Notiz von seiner Huldigung. Nun bemühten sich seine Freunde für ihn um die Stelle eines Hofpoeten bei dem Kurfürsten von Sachsen Friedrich August dem Starken, welcher „einen Menschen begehrte, der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes im Dichten 'was aufsetzen konnte". Auch dieser Plan mißlang. In der entscheidenden Audienz erschien

Günther — wie erzählt wird, durch die Intriguen eines Rivalen — in so berauschtem Zustande vor dem Fürsten, daß er für immer in Ungnade fiel.

Zu seinen Leipziger Gönnern mochte er nicht zurückkehren. Er reiste in die Heimat, aber sein Vater wies seine Bitte um Verzeihung schroff zurück und verbot ihm, je wieder sein Haus zu betreten. Ein Hoffnungsstrahl noch leuchtete ihm: das Bild seiner Jugendgeliebten, gegen die er so treulos gehandelt hatte. Er eilte zu ihr und war aufs tiefste von ihrer Liebe ergriffen; alle diese Jahre war Leonore ihm treu geblieben und hatte ihm nie gezürnt. Neue Lieder voll Innigkeit und Zartheit waren die Frucht dieses Wiedersehens. Nun wollte er ein neues Leben anfangen, eine Existenz gründen, um die Geliebte heimführen zu können. Vergebens! Alle Versuche, die er dazu machte, scheiterten an seinem Leichtsinn; zuletzt wurde er schwer krank. Was er damals gelitten, hat er in erschütternden Tönen ausgesprochen: Verzweiflung und Hoffnung, Gottvertrauen und lästernde Auflehnung gegen die Vorsehung wechseln in den Liedern jener Zeit. Endlich genas er, aber er war ein körperlich und geistig gebrochener Mann. Er sah ein, daß er Leonoren, die nun fünf Jahre in Treue zu ihm gehalten, entsagen müsse. In einem tief empfundenen Gedichte gab er sie frei — vielleicht mit der stillen Hoffnung, daß sie es nicht annehmen würde. Das ihr fälschlich zugeschriebene Antwortgedicht war ein Produkt seiner eigenen Dichterphantasie; sie nahm seine Absage an und vermählte sich kurze Zeit darauf mit einem anderen. Die Nachricht davon traf ihn schwer und verleitete ihn zu ungerechten Beschuldigungen gegen die Geliebte. Allmählich beruhigte er sich, und als er zwei Jahre danach den Tod ihres

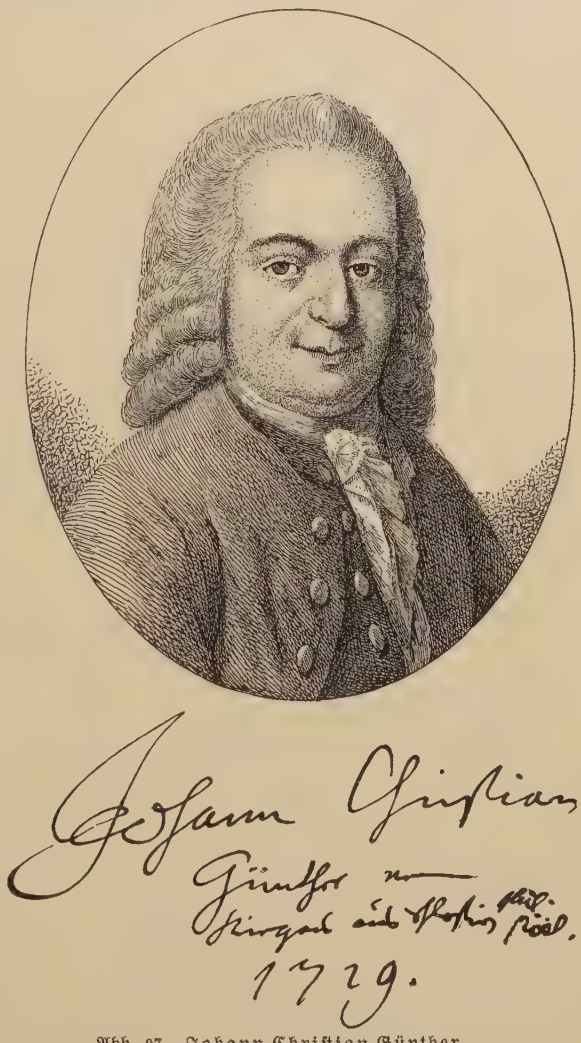


Abb. 97. Johann Christian Günther.
Nach einer anonymen Radierung.
Namensunterschrift vor 1719 aus Günthers handschriftlichem Gedichtbuche auf der Breslauer Stadtbibliothek.

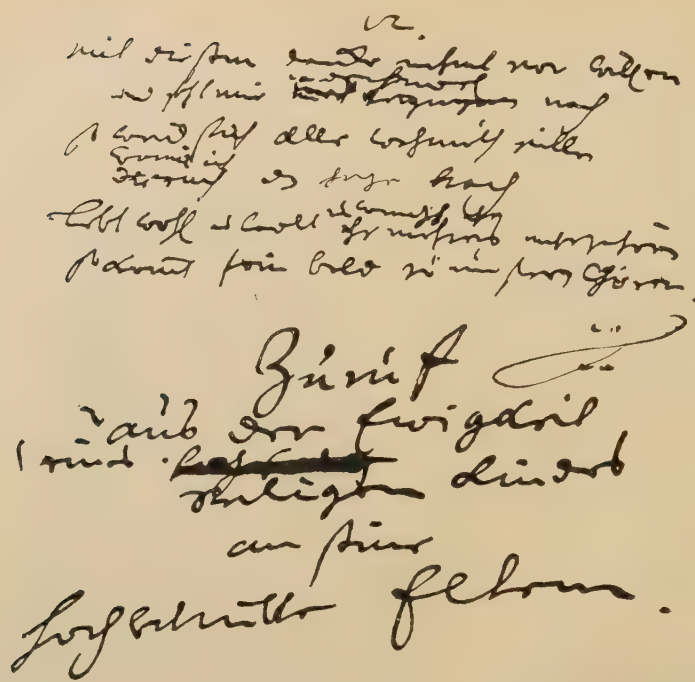


Abb. 98. Schlußstrophe des Liedes Joh. Christ. Günthers: „Zuruf eines seligen Kindes aus der Ewigkeit an seine hochbetrübten Eltern." Aus Günthers handschriftlichem Gedichtbuche (S. 51). (Dat.: Landeshut, 21. Juni 1722.) Auf der Breslauer Stadtbibliothek.

Kindes erfuhr, suchte er sie in Liedern zu trösten, die von der Tiefe seines Gemütes zeugen. Den Schluß des einen teile ich hier in Günthers Handschrift mit. Das „selige Kind" ruft den „hochbetrübten Eltern" zu:

Mit diesem Danke nehmt für Willen
Und seht mir in den Himmel nach,
So wird sich alle Wehmut stillen,
Womit ich Euch das Herze brach;
Lebt wohl, und wünscht ihr mehr zu hören,
So kommt sein bald zu unsern Chören.

Solche Stimmungen waren aber nur von kurzer Dauer. Seit Leonorens Vermählung hatte Günther den letzten Halt verloren. Alle Bemühungen seiner Freunde, ihm zu einem seßhaften Leben zu verhelfen, scheiterten an seiner Charakterschwäche. Die Unversöhnlichkeit seines leidenschaftlichen Vaters, der auf die immer erneuten Bitten des reumütigen Sohnes um Verzeihung ihm nur Zornesworte zurief und den endlich verzweifelnd Heimkehrenden nach einem entsetzlichen Auftritt roh aus dem Hause stieß, vernichtete den unglücklichen Dichter vollends. Krank und elend kam er im Dezember 1722 in Jena an, wo er seine Studien noch einmal aufnehmen wollte; aber bald danach — am 15. März 1723 — ehe er das 28. Lebensjahr vollendet hatte, starb er.

In Günthers frisch empfundenen, zum Teil gedankenreichen und durchweg formgewandten, oft aber auch im „dichten Rausch" entstandenen und zuweilen roh sinnlichen Liedern spiegelt sich das vergebliche Ringen seiner Seele wider die ihn beherrschende Leidenschaft mit erschütternder Kraft. „Er wußte sich nicht zu zähmen", sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" von ihm, „und darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten". Ein treffliches, liebevoll eingehendes Lebens-

Beilage Nr. 64.

Der Mensch.

Ob es vieleicht, durch Stolz verführt, den meisten Menschen nicht scheinet;
so ist der Mensch doch in der That nichts anders, als ein Thier, das meynet.
Es meynt der Mensch in allen Dingen, in allem was er denckt und spricht,
die Meynung geht bey ihm so weit, daß er offt meynt, er meyne nicht.

Ritzebüttel d: 8. May. 1739.

Barthold Heinrich Brockes. b.
Com: Palat: Cæs: Raths Herr der Kayserl: frey Reichs: Stadt Hamburg.
und Amt Mann zu Ritzebüttel.

Stammbuchblatt von **Barthold Heinrich Brockes.**

Nach dem Original im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

bild hat Otto Roquette von ihm entworfen; eine kürzere und auf Grund der neuesten Forschung berichtigte, warm, aber unparteiisch geschriebene Biographie verdanken wir Ludwig Fulda, der auch seine Gedichte herausgegeben hat.

Aus der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts ist schließlich noch eine Dichtergruppe zu erwähnen, welche in Hamburg ihre vornehmsten Vertreter hatte. Ihre Erzeugnisse wurden von dem Braunschweigischen Hofrat Weichmann im Jahre 1721 unter dem Titel **„Die Poesie der Niedersachsen"** herausgegeben.

Unter den zweiundsechzig, die in dieser Sammlung aufgeführt werden, verdienen hier nur zwei eine kurze Erwähnung, **Christian Warnecke** (oder Wernicke, wie er niedersächsisch ausgesprochen und gewöhnlich geschrieben wurde) und **Heinrich Brockes**. Zwei andere, Drollinger und Hagedorn, gehören dem nächsten Zeitraum an. Christian Warnecke.

Von Christian Wernickes Lebensumständen ist wenig mehr bekannt, als daß er nach längeren Reisen im Auslande in Hamburg mehrere Jahre privatisierte, dann als Staatsrat in dänische Dienste trat und als dänischer Resident in Paris nach 1710 starb. Er trat in einer Sammlung von Epigrammen („Poetische Versuche und Überschriften"), die nächst denen Logaus die besten dieser Zeit sind, gegen Hofmannswaldau wie gegen Christian Weise auf. Hier ein paar Proben:

Blumenreiche Gedichte.

Man find't, wenn man mit Fleiß die Rosen und Narzissen,
Die unsre deutschen Vers' anfüllen oder schließen,
Mit dem Verstand des Dichters überlegt:
Daß ein unfruchtbar Land die meisten Blumen trägt.

Über gewisse Gedichte.

Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geschickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt.

Einen bedeutenderen Platz unter den Niedersachsen nahm Brockes ein, der auf dem von Christian Weise angebahnten Wege, aber in gemütvollerer, wenn auch etwas pedantischer Weise vorwärts schritt.

Barthold Heinrich Brockes, den 22. September 1680 in Hamburg geboren, hatte in Halle die Rechte studiert und war nach mehrjährigen Reisen, auf denen er sich eine vielseitige Bildung erworben, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, hatte 1714 die „Teutschübende Genossenschaft" gegründet und war 1720 als Ratsherr in den Senat aufgenommen worden, wobei er Muße behielt, den von ihm eifrig gepflegten Künsten, der Malerei, der Musik und der Poesie sich zu widmen. 1735 wurde er Amtmann in Ritzebüttel, von wo das interessante Stammbuchblatt (in der Beilage Nr. 64) an einen unbekannten Freund gerichtet ist. Obgleich er erst 1747 starb, gehört er doch geistig mehr dem siebzehnten als dem achtzehnten Jahrhundert an. — Seine Gedichte beschränken sich auf fromme Naturbetrachtung und Naturschilderung im Sinne des Deismus und enthalten manche wohlgelungene Stellen poetischer Kleinmalerei neben zahlreichen Geschmacklosigkeiten, die im Geiste der damaligen Zeit lagen. Die gemütvoll sinnige Darstellung der Natur war damals etwas so Neues, daß sein **„Irdisches Vergnügen in Gott"**, unter welchem Titel er seine Gedichte in neun ansehnlichen Bänden herausgab, viele rasch aufeinander folgende Auflagen erlebte. Die Methode, die er bei seiner Naturbetrachtung verfolgte, kennzeichnet sich am besten durch eine Probe, wie sie das nachfolgende Gedicht darbietet: Brockes.

Abb. 99. Barthold Heinrich Brockes.
Nach einem alten Stich von Haid in Bruckers Ehrentempel. Augsburg 1747.

Kirschblüte bei der Nacht.

Ich sahe mit betrachtendem Gemüte
Jüngst einen Kirsch-Baum, welcher blühte,
In kühler Nacht beym Monden-Schein;
Ich glaubt', es könne nichts von gröſſrer Weisse seyn,
Es schien, als wär' ein Schnee gefallen,
Ein jeder, auch der kleinste Ast
Trug gleichsam eine schwere Last
Von zierlich weißen runden Ballen.
Es ist kein Schwahn so weiß, da nemlich jedes Blatt,
Indem daselbst des Mondes sanftes Licht
Selbst durch die zarten Blätter bricht,
Sogar den Schatten weiß und sonder Schwärtze hat.
Unmöglich, dacht' ich, kann auf Erden
Was weissers angetroffen werden.
Indem ich nun bald hin und her
Im Schatten dieses Baumes gehe:
Sah ich von ungefehr
Durch alle Bluhmen in die Höhe,
Und ward noch einen weissern Schein,
Der tausend Mahl so weiß, der tausend Mahl so klar,
Fast halb darob erstaunt, gewahr.
Der Blüte Schnee schien schwartz zu seyn
Bei diesem weissen Glantz. Es fiel mir ins Gesicht
Von einem hellen Stern ein weisses Licht,
Das mir recht in die Seele strahlte.

Wie sehr ich mich am Irdischen ergetze,
Dacht' ich, hat GOTT dennoch weit
gröſſre Schätze.

Die gröſßte Schönheit dieſer Erden
Kann mit der himmliſchen doch nicht
verglichen werden.

So bemüht er sich, die Natur überall als ein Zeugnis der göttlichen Güte und Weisheit und als eine Wegweiserin auf den Schöpfer selbst darzustellen. Ebenso ist er bemüht, den Zweck und Nutzen einer jeden Erscheinung der Natur darzulegen, und er wird dabei sehr ermüdend und langweilig. Aber obgleich ihm eigentlich schöpferische Phantasie ganz abgeht und er sich auch nie zu einer wahrhaft poetischen Naturanschauung zu erheben vermag, bezeichnet seine treuherzige Darstellung doch einen großen Fortschritt gegen die handwerksmäßige Reimerei der Weiseschen Schule. Ihm ist die Poesie eine Herzenssache, und er bahnt ein näheres, innigeres Verhältnis zur Natur wieder an; außerdem hat er mit seinem kunstgeübten Sinn viel zur Veredelung und Hebung der poetischen Sprache und zu einer gewandteren Behandlung des Metrums getan. Auch ist es sein Verdienst, durch eine Übersetzung von Thomsons „Jahreszeiten" als einer der ersten auf die englische Literatur hingewiesen zu haben, welche später einen so bedeutenden Einfluß auf die unsere ausüben sollte.

Mit dem Verfall der Poesie und dem völligen Erlöschen des Heldengedichtes hing es zusammen, daß der **Roman**, dessen erstes Auftreten bereits in das 15. und 16. Jahrhundert (S. 234) fällt, nun erst recht eifrig gepflegt wurde. Zunächst wurden die Übersetzungen und Bearbeitungen aus fremden Sprachen noch fortgesetzt: französische Helden- und Liebesgeschichten, spanische Romane von irrenden Rittern und Schäferromane. Roman.

Im Jahre 1621 erschien der **„Don Kichote de la Mantſcha,** das ist Junker Harnisch aus Fleckenlandt, aus dem Spanischen ins Hochdeutsche versetzt durch Pahsch Basteln von der Sohle", übrigens nur ein Auszug des Originals des Cervantes, und erregte ein großes Aufsehen, dann aber folgten auch selbständige Nachahmungen und eigenerfundene Romane, natürlich in dem sattsam oben charakterisierten Geschmack der Zeit und im Anschluß an die verschiedenen dichterischen Schulen, die einander ablösend die deutsche Poesie im 17. Jahrhundert beherrschten. Don Quixote.

Demgemäß waren die Romane im höchsten Grade das, was man heutzutage „Tendenzromane" nennt; sie sollten erbauen, sittlich bessern, unterrichten und belehren. In seiner „Vor-Anſprache" zur „Aramena" Anton Ulrichs von Braunschweig sagt **Sigmund von Birken**:

„Diese Geschichtgedichte und Gedichtgeschichten vermählen den Nutzen mit der Belustigung, tragen güldene Äpfel in silbernen Schalen auf und versüßen die bittere Aloe der Wahrheit mit dem Honig der angedichteten Umstände. Sie sind Gärten, in welchen auf den Geschichtsstämmen die Früchte der Staats- und Tugendlehren mitten unter den Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen und zeitigen. Ja sie sind rechte Hof- und Adelsschulen, die das Gemüte, den Verstand und die Sitten recht adlig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen."

Nach diesem Rezept wurden die Romane zu dichterisch eingerahmten Lehrbüchern, in denen alles Mögliche und Unmögliche — von der Weltgeschichte bis zur Astrologie — zum Vortrage kam. Besonders geschah das in den „Liebes- und Heldengeschichten", auch „Wundergeschichten" genannt, in denen sich zuerst der Gründer der „Teutschgesinnten Genossenschaft", **Philipp von Zesen** (vgl. S. 248 f.) auszeichnete. Liebes- und Heldengeschichten.

Adriatische Rosemund.

Nachdem Zesen mit Übersetzungen französischer Romane begonnen, gab er 1645 den ersten deutschen Roman heraus: „**Die adriatische Rosemund**“ unter dem Pseudonym „Ritterhold von Blauen“. Dem bösen Leumund zufolge schilderte er darin seine Liebschaft mit einem Leipziger Wäschermädchen. Übrigens bricht die Liebe des schwärmerischen Markhold zu der Tochter eines geflüchteten venetianischen Edelmanns Rosemund ohne Schluß ab; sie ist auch sonst nicht einmal die Hauptsache, die endlosen pedantischen Diskurse, die zu topographischen Beschreibungen anschwellenden Schilderungen, die langen Abhandlungen, die eingeflochten sind, halten die Handlung fortwährend auf. Zesen schrieb dann noch zwei Romane: „**Simson**“ und „**Assenat**“ (Josefs Frau Asnat in der Bibel, 1. Mos. 41, 45), d. i. „derselben und des Josefs heilige Stahts-, Liebes- und Lebens-Geschichte“. In dem letzteren wird das ägyptische Staatsregiment und der Hofprunk ausführlich geschildert, was der damaligen vornehmen Welt, die für Hof- und Staatsaktionen, feierliche Audienzen, Aufzüge und Feste à la Louis XIV. schwärmte, besonders zusagte. Das wunderliche Buch, das übrigens in eine Bekehrungsgeschichte ausläuft, da die Heldin durch einen Engel, der ihr Brot und Wein als Sakrament austeilt, aus der Finsternis des Heidentums zum Licht des Christenglaubens gelangt, war lange ein Lieblingsbuch der deutschen Damen. Derselbe Stoff ist später wiederholt, u. a. von Jung-Stilling, bearbeitet worden.

Buchholtz.

Zu voller Blüte gelangte der Helden- und Liebesroman in den zwei Wundergeschichten des Braunschweigischen Superintendenten **Andreas Heinrich Buchholtz** (1607—1671), der darin zeigen wollte, „daß die Deutschen nicht lauter wilde Säue und Bären sind“, und daß „die Gottesfurcht der eigentliche Mittelpunkt aller Tapferkeit und Liebe“ ist. Sie heißen:

Des Christlichen Teutschen Großfürsten **Herkules** und der Böhmischen Königlichen Fräulein **Valisca** Wundergeschichte in acht Büchern und zween Teilen abgefasset“ (912 und 881 zweispaltige Seiten)

und „Der christl. königl. Fürsten **Herculiscus** und **Herculadisla** Wundergeschichte.“

Buchholtz' Romane.

Beide sind von einer ganz ungeheuerlichen Weitschweifigkeit und Breite. „Der ganze dreißigjährige Krieg,“ wie der Verfasser sagt, „wird durch Veränderung etlicher weniger Umstände mit eingebracht, und fast die ganze Theologie und Philosophie wird hin und wieder in erbaulichen Diskursen fürgebracht“ — das alles übrigens in das dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verlegt. Der fromme Mann hatte ganz wohlmeinend sich vorgesetzt, den „Amadis“ zu verdrängen, und wünschte hier darzubieten, „was nicht allein des Lesers weltwollendes, sondern auch zugleich sein geisthimmlisches Gemüt erquicken und ihn auf der Bahn der rechtschaffenen Gottseligkeit erhalten könnte.“ Trotz ihrer entsetzlichen Langweiligkeit erhielten sich diese dickleibigen Bücher volle hundert Jahre in der Gunst der Leser.

Ulrich von Braunschweig.

Nicht minder berühmt waren die Romane des auch durch seine geistlichen Lieder bekannten, im hohen Alter katholisch gewordenen Herzogs **Anton Ulrich von Braunschweig** (1633—1714), des Gründers der berühmten Wolfenbüttler Bibliothek, im Palmenorden „der Siegprangende“ genannt.

Syrerin Aramena.

Im Jahre 1669 erschien sein erster, nicht weniger als 6822 Seiten füllender Roman „**Die Durchleuchtige Syrerinn Aramena**“. Es ist darin „die Historie altes Testaments, so zu Zeiten der drei Patriarchen, Abraham ꝛc. sich unter denen Heiden zugetragen, nebst denen Gebräuchen der alten Völker so artig begriffen, und sind die Tugenden und Laster, so ferne dieselben bei hohen und niedrigen Standes-

Die

Asiatische Banise/

Oder

Das blutig-doch muthige

Pegu/

Dessen hohe Reichs-Sonne bey geendigtem letztern Jahr-Hundert an dem Xemindo erbärmlichst unter-an dem Balacin aber erfreulichst wieder auffgehet.

Welchem sich die merckwürdigen und erschrecklichen Veränderungen der benachbarten Reiche Ava, Aracan, Martabane, Siam und Prom, anmuthigst beygesellen.

Alles in Historischer/und mit dem Mantel einer annehmlichen Helden- und Liebes-Geschichte bedeckten Warheit beruhende.

Diesem füget sich bey eine/aus Italiänischer in Deutsch-gebundene Mund-Art/übersetzte Opera/oder Theatralische Handlung/ benennet:

Die listige Rache/

oder

Der Tapffere HERACLIUS.

Auffgesetzet

von

H. A. v. Z. U. K.

Leipzig/Verlegts Johann Friedrich Gleditsch/
Anno M.DC.LXXXIX.

Titel der ersten Ausgabe von Zieglers „Asiatische Banise“, 1689
Nach dem Exemplar der Bonner Universitätsbibliothek.

personen anzutreffen sind, so anmutig abgemahlet, daß man ihn notwendig mehr als einmal, sein Vergnügen zu stillen, durchlesen muß und solcher Gestalt der Welt Lauf als in einem Spiegel ohne Verdruß erlernet". In dem zweiten, nicht weniger als sechs Bände umfassenden Roman „**Die römische Octavia**" wird die römische Geschichte von Claudius bis Vespasianus zu Grunde gelegt. Dazu werden geistliche Gedichte, Schauspiele, galante Hofgeschichten 2c. eingemischt. Die letzteren bildeten den Hauptreiz, da sie aus der Chronique scandaleuse der kleinen Höfe genommen und nur unter versteckten Namen leichtverhüllt erzählt wurden. Römische Octavia.

Viel beliebter war ein ganz im Stil Hofmannswaldaus geschriebener Roman des Rittergutsbesitzers **Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen** (1653—1697), dessen Titel allein schon die Lesewelt entzückte. Er hieß:

„**Asiatische Banise oder blutiges doch mutiges Pegu**, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhende." Leipzig 1688. (Vgl. Beilage Nr. 65.) Asiatische Banise.

Wie aber wuchs das Entzücken, wenn der Roman nun anhob:

„Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels, zerschmettere den Pracht deiner goldbedeckten Türme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert oder nicht solchen nach äußerstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes, gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerschwangeren Wolken, und diese meine Tränen zu grausamen Sündfluten werden: ich wollte mit tausend Keulen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zornes, nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja, es sollte alsobald dieser Tyranne samt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmt und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe!"

Nach der Vorrede besteht der Inhalt dieses Romanes aus wahrhaftigen Begebenheiten, welche sich zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bei der „grausamen Veränderung des Königreichs Pegu und in den angrenzenden Reichen" zugetragen hätten; auch verfehlt der Verfasser nicht, die Quellen anzugeben, aus denen er die Nachrichten über die in seinem Werk vorkommenden „wundersamen Gewohnheiten und Gebräuche der barbarischen Asiater bei Heiraten, Begräbnissen und Krönungen geschöpft habe".

Einen Neudruck nach der dritten Auflage von 1707 hat Felix Bobertag veranstaltet. Bis 1765 ist übrigens das merkwürdige Buch immer aufs neue gedruckt worden.

Ein Jahr nach diesem entzückenden Roman (1689) erschien ein Werk von **Lohenstein**, das alles Dagewesene überbieten sollte. Es war betitelt:

„Großmütiger Feldherr Arminius oder Hermann als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit nebst seiner durchlauchtigsten Thußnelda in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Helden-Geschichte, dem Vaterland zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge in zwei Teilen vorgestellet und mit sauberen Kupfern ausgeziert." Arminius u. Thusnelda.

Das Buch, von Lohenstein unvollendet zurückgelassen, wuchs unter den Händen seiner Fortsetzer zu vier starken Quartbänden (2868 doppelspaltigen Quartseiten) heran. Das erklärt es auch, daß der Roman viel gerühmt, aber gewiß nicht so eifrig gelesen wurde wie Zieglers blutiges Werk. Der Zweck war übrigens ein ganz patriotischer. Lohenstein wollte — neben der Liebesgeschichte — nicht nur eine allgemeine Geschichte unseres Volkes in seinem Roman geben, sondern

auch den Nachweis führen, daß alles Große in der Welt von Deutschen ausgeführt worden sei, oder er wollte, wie es der spätere Herausgeber ausdrückt, „versuchen, ob man nicht unter dem Zucker solcher Liebesbeschreibungen auch eine Würze nützlicher Künste und ernsthafter Staatssachen, besonders auch der Gewohn- und Beschaffenheit Deutschlands mit einmischen und also die zärtlichen Gemüter hierdurch gleichsam spielend und unvermerkt oder sonder Zwang auf den Weg der Tugend leiten und hingegen ihnen einen Ekel vor anderen unnützen Büchern erwecken könnte". Eine ganz unglaublich gründliche Gelehrsamkeit ist in diesem Romanungeheuer niedergelegt. Der in Ludwigs XIV. Zeitalter doppelt anzuerkennende Patriotismus spricht sich auch darin aus, daß der Dichter sein Volk ermahnt, sich der Überwältigung vom Rhein her zu widersetzen. Dazu ist der Stil verhältnismäßig rein und gut, wenn er uns auch oft komisch anmutet; so wenn Thusnelda zu Hermann, als sie ihn wiedersieht, ohne daß er sie sofort erkennt, ausruft: „Hast du denn, mein liebster Hermann, zwischen diesen rauhen Felsen ihre unempfindliche Unart angenommen, daß du von deiner geliebten Thusnelda die wenigste Regung nicht empfindest?"

Christian Weises Romane.

Christian Weise (S. 283 f.) suchte auch durch seine Romane die Poesie zur Wahrheit und Natürlichkeit zurückzuleiten, Menschen von Fleisch und Blut und nicht bloße Phantasiegebilde darzustellen, aus entfernten Zeiten und Ländern zur Gegenwart und in die Heimat zurückzukehren, und das alles in einem einfach nüchternen Stil durchzuführen. Aber das Lehrhafte konnte er nicht lassen, obgleich er sich bemühte, die gelehrten und rhetorischen Abschweifungen zu vermeiden.

So sucht er in den „drei Hauptverderbern", die er im Jahre 1671 unter dem Namen „Sigismund Gleichviel" herausgab, drei Hauptschäden des deutschen Volkes zu brandmarken: 1) die zugleich wachsende religiöse Gleichgültigkeit und Gottentfremdung, 2) die klassische, wesentlich heidnische Gelehrsamkeit, 3) die ausländische Mode. Durch seinen Roman „Die drei ärgsten Ertz-Narren in der gantzen Welt" wollte er seine Zeitgenossen „bessern". Es ist dieses Buch, das W. Braune nach der Ausgabe von 1673 wortgetreu hat neudrucken lassen, noch heutzutage lesenswert, da es „ein sehr anschauliches Spiegelbild der Sitten und Zustände, gewissermaßen ein bürgerlich-friedliches Gegenstück zu den Kriegsbildern im Simplicissimus" darbietet.

Historisch-politische Romane.

Eine Abart der Helden- und Liebesromane waren die **historisch-politischen** Romane, aus denen zuletzt vollständige politische Chroniken wurden.

Happel.

Darin tat sich besonders hervor ein Vielschreiber namens **Eberhard Werner Happel** (1647—1690), dessen Bücher Beschreibungen von Europa, Asien, Afrika und allen bekannten Inseln des Erdballs im Rahmen abenteuerlich-phantastischer, dabei unnatürlich geschmackloser Liebes- und Heldengeschichten enthalten; in neun anderen sogen. „europäischen Geschichtsromanen" erzählt er unter gleicher Einkleidung, was sich in den Jahren 1685—93 „hin und wieder in Europa Merk- und Denkwürdiges" zugetragen hat. Sein Hauptwerk trägt den Titel: „Der Asiatische Onogambo, darinn der jetzt regierende große sinesische Kaiser Xunchius als ein umschweifender Ritter vorgestellet, dessen und anderer asiatischen Liebesgeschichte, Königreiche und Länder beschrieben werden."

Abenteuerroman.

Von allem diesem krankhaft aufgeputzten steifen Wesen suchte man sich in dem deutschen **Abenteuerroman** zu erholen, in welchem das Volkstümliche und Naturwüchsige endlich zur Geltung kam, und der zugleich das wüste Leben des dreißigjährigen Krieges in treuer Weise widerspiegelte. Das bedeutendste Werk dieser Art, eines der wertvollsten unserer Literatur, der „**Abenteuerliche**

Simplicius Simplicissimus", erschien 1669 in dem alten Städtchen Mömpelgard (1801 französisch geworden und Montbéliard genannt, durch Werders tapfere Scharen in neuester Zeit zu hohem Ruhme gekommen) unter dem in den Beilagen (Nr. 66. 69) mitgeteilten umständlichen Titel des ersten Druckes. (Zwei Proben aus den Kupferstichen der Ausgabe von 1671 enthalten die Beilagen Nr. 67. 68.)

Grimmelshausen.

Der Verfasser dieses merkwürdigen Romans, der seinen Namen durch Buchstabenversetzungen unter allerhand Pseudonymen (German Schleifheim u. ä.) zu verstecken liebte, hieß in Wahrheit **Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen**, war 1625, im ersten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges, in der alten Reichsstadt Gelnhausen in der jetzigen preußischen Provinz Hessen-Nassau geboren, wurde als Knabe (1635) von den Hessen aufgegriffen und in die Soldatenjacke gesteckt. Jahre lang durchstreifte er mit den wilden Banden Deutschland, kam auch in die Schweiz und nach Frankreich und lernte das Leben und die Menschen aus dem Grunde kennen. Danach zur Ruhe gekommen, hatte er Gelegenheit, seine mangelhafte Jugendbildung zu ergänzen, ja sich umfangreiche und gelehrte Kenntnisse zu erwerben, wie aus seinen Schriften unwiderleglich hervorgeht. Um das Jahr 1667 wurde er bischöflich Straßburgisch Amtsschultheiß zu Renchen am Schwarzwald im jetzigen Großherzogtum Baden und lebte dort in sehr angesehenen Verhältnissen und Verbindungen bis zu seinem Tode am 17. August 1676. Am 17. August 1879 wurde ihm in Renchen ein von dem Bildhauer Breunig entworfenes und ausgeführtes Denkmal errichtet.

Simplicissimus.

In das bedeutendste seiner Werke, den obenerwähnten „Simplicissimus", hat Grimmelshausen jedenfalls ein gutes Stück seiner eigenen abenteuerlichen Erlebnisse verwebt; dadurch hat eben sein Roman die Lebensfrische und Lebenswahrheit erhalten, welche ihn über alle Werke seiner Zeitgenossen wie auch über seine eigenen anderen Schriften (Die Landstörtzerin Courasche — der seltsame Springinsfeld ꝛc. im ganzen einundzwanzig binnen achtzehn Jahren geschriebene Werke) weit emporheben.

Im Spessart heben die Abenteuer unseres Helden an. Dort wird er von einem armen Bauern, den er für seinen „Knän" (Vater) hält, auferzogen; in Wahrheit ist er der Sohn eines vornehmen Herrn, dessen Frau auf der Flucht nach der Schlacht bei Höchst ihm das Leben gegeben und dabei das ihrige verloren hatte. Hier wuchs er als Hirtenknabe auf, war ein trefflicher Musikus auf der Sackpfeife, sonst aber unwissend in göttlichen und weltlichen Dingen wie das Vieh, das er weidete, und seines freilich erst später ihm beigelegten Spitznamens Simplex oder Simplicissimus durchaus würdig. So war er zehn Jahre alt geworden ohne eine Ahnung von den Greueln des Krieges, der unser Vaterland dreißig Jahre lang verwüstete. Da überfällt eines Tages ein Trupp „Courassirer" das Dorf, in dem sein Pflegevater lebte, plündert es, martert und erschlägt die Männer und verübt allerhand Schandtaten; nur mit Mühe entkommt Simplex der Mörderbande.

Ohne zu wissen wohin, flieht er in den Wald; die Nacht übereilt ihn; da kriecht er in einen hohlen Baum, um sich darin zur Ruhe zu legen. Kaum hat er sich „zum Schlaf bequemt", da vernimmt er die Stimme eines betenden Mannes, eine ihm ganz unverständliche Sprache. Doch der Redende kann vielleicht seinen unerträglichen Hunger stillen, darum verläßt er sein Lager und nähert sich der gehörten Stimme. „Da wurde ich eines großen Mannes gewahr in langen schwartzgrauen Haaren, die ihm gantz verworren auf den Achseln herumlagen; er hatte einen wilden Bart, fast formiert wie ein Schweizerkäß. Sein Angesicht war zwar

bleichgelb und mager, aber doch ziemlich lieblich, und sein langer Rock mit mehr als 1000 Stückern von allerhand Tuch überflickt und aufeinander gesetzt; um Hals und Leib hatte er eine schwere eiserne Kette gewunden wie St. Wilhelmus, und sahe sonst in meinen Augen so scheußlich und förchterlich aus, daß ich anfing zu zittern, wie ein nasser Hund. Was aber meine Angst mehrte, war, daß er ein Kruzifix, ungefähr 6 Schuhe lang an seine Brust druckte, und weil ich ihn nicht kannte, konnte ich nichts anderes ersinnen, als dieser alte Greis müsse ohne Zweifel der Wölff seynn, davon mir mein Knän kurz zuvor gesagt hatte. In solcher Angst wischte ich mit meiner Sackpfeife herfür, welche ich als meinen einzigen angenehmsten und wertesten Schatz noch vor den Reutern salviert hatte. Ich blies zu, stimmte an und ließ mich gewaltig hören, diesen greulichen Wolff zu vertreiben."

Es war sein guter Geist, der den Knaben zu dem alten, frommen Einsiedel geführt hatte, der niemand anders als sein Vater war, obgleich damals beide es nicht wußten. Derselbe, ein Herr Sternenfels von Fuchshain, hatte nach dem Tode seiner Frau, einer Schwester des schwedischen Gouverneurs von Hanau, eines Herrn vom Ramsay, der wilden Weltlust entsagt und war Einsiedler geworden. Nun erzog er seinen Sohn zu gleicher Frömmigkeit. Unvergeßlich war dem für Musik empfänglichen Knaben das in der ersten Nacht an sein Ohr dringende Lied des Einsiedlers:

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigal!
Laß deine Stimm mit Freudenschall
Auffs lieblichste erklingen:
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlaffen seyn
Und nicht mehr mögen singen!
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, dann vor allen
Kanstu loben
Gott im Himmel hoch dort droben!

„Sein Leben und seine Reden," erzählt Simplex, „waren mir eine immerwährende Predigt, welche mein Verstand, der eben nicht so gar dumm und hölzern war, vermittels göttlicher Gnade, nicht ohne Frucht abgehen ließ."

Zwei Jahre blieb er unter diesem heilsamen und lehrreichen Einflusse im Walde: da starb sein treuer Erzieher, und Simplex weinte ihm bittere Tränen nach. Sechs Monate später wird er aus der ihm lieb gewordenen Einsamkeit und von seinen Büchern durch die aufs neue in seine Nähe dringende Soldateska herausgerissen und zum Gouverneur von Hanau gebracht, der ihn als Pagen annimmt, als er aus einem Briefe des Einsiedlers, den Simplex bei sich führt, ersieht, daß jener sein Schwager gewesen, ohne doch in dem Knaben seinen Neffen zu erkennen.

Simplex, obgleich von gesundem Verstande, weiß sich in die neuen Verhältnisse nicht zu schicken, spielt absichtlich und unabsichtlich seiner Umgebung allerhand dumme Streiche, so daß ihn der „Gubernator" für einen Tölpel hält und sich seiner als Narr bedienen will. Auf eine abscheuliche Weise soll er hierzu abgerichtet werden. In einer Nacht kommen — im Auftrage des Gouverneurs — „vier Kerls in schröcklichen Teufels-Larven vermummt zu ihm ins Zimmer vors Bette; die sprungen herum wie Gaukler und Fastnachts-Narren; einer hatte einen glühenden Haken, und der andere eine Fackel in den Händen; die andern zween aber wischten über ihn her, zogen ihn aus dem Bett, tanzten eine Weile mit ihm hin und her und zwangen ihm seine Kleider an Leib". Simplex aber — vorher durch einen Freund von dem schändlichen Vorhaben unterrichtet — „stellte sich, als wenn er sie vor recht natürliche Teufel gehalten hätte, verführte ein jämmerliches Zettergeschrey, und ließ die allerforchtsamsten Gebärden erscheinen; aber sie verkündigten ihm, daß er mit ihnen fortmüsse". Nachdem er die Schrecken dieser Nacht überstanden, findet er sich in die ihm aufgenötigte Rolle und spielt, dadurch geschützt, seinen Peinigern und ihrem Herrn manchen argen Possen, sagt ihnen auch die derbsten Wahrheiten, über die sie sich nicht wenig ärgern.

Titelkupfer der **ersten** Ausgabe des „Simplicissimus“ von 1669.

Nach dem Exemplar der Wolfenbütteler Bibliothek.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Kupferstich aus dem **„Simplicissimus“** vom Jahre 1671.

Simplex ein Pilger wird, lässt ihm gefallen,
Mit dem Hertzbruder herumber zu wallen (V. 1).

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Kupferstich aus dem „Simplicissimus“ vom Jahre 1671.

Simplex erzählt, wie der Teufel dem Pfaffen
Seinen Speck stiehlt und macht ihm viel zu schaffen (I. 31).

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Der Abentheurliche

SIMPLICISSIMUS

Teutſch /

Das iſt:

Die Beſchreibung deß Lebens eines

ſeltzamen Vaganten / genant Melchior Sternfels von Fuchshaim / wo und welcher geſtalt Er nemlich in dieſe Welt kommen / was er darinn geſehen / gelernet / erfahren und außgeſtanden / auch warumb er ſolche wieder freywillig quittirt.

Uberauß luſtig / und männiglich nutzlich zu leſen.

An Tag geben

Von

GERMAN SCHLEIFHEIM

von Sulsfort.

Monpelgart /

Gedruckt bey Johann Fillion /

Im Jahr M DC LXII.

Titel der ersten Ausgabe
von Grimmelhausens „Simplicissimus“ von 1669.
Nach dem Exemplar der Wolfenbütteler Bibliothek.
(Druckort und Druckername sind erdichtet, wahrscheinlich war Nürnberg der Druckort.)

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Bald danach führen die Wirren der Zeit ihn wieder von dannen. Er gerät unter die verwildertsten Kroaten und damit vollends in die Schrecken des Kriegslebens hinein, die er ungeschminkt und fürchterlich anschaulich schildert. Aber das wilde Sündenleben, obgleich sein Gewissen sich dagegen auflehnt, reißt ihn doch mit fort; nur zu bald wird er mit vollem Bewußtsein ein Abenteurer. Immer tiefer sinkt er in den Schlamm der Welt und lernt alle Laster des Lagers kennen. Eine abstoßende Gesinnungslosigkeit beherrschte die Soldateska; jeder zog nur der Fortuna nach und wechselte gewissenlos Fahne und Fahneneid wie die Tracht. Der Glaube an Gott war verschwunden in dem Kriege, der angeblich ein Religionskrieg sein sollte: Astrologie und Goldmacherei waren an seine Stelle getreten. Die greulichsten Laster walteten frei.

Auf seinen Streifzügen lernte Simplex zwei Personen kennen, die großen Einfluß auf sein Schicksal haben sollten: Olivier, einen durchtriebenen Schurken, und Herzbruder, eine ehrliche Seele, die ihm in treuer Freundschaft ergeben war. Unter dem Einflusse dieser Freunde wurde er nun endlich selbst ein Soldat, zeichnete sich auf den Streifzügen durch Keckheit und Gewandtheit aus und war bald weit und breit unter dem Namen des Jägers berühmt und bekannt.

Auf einer „Cavalcada" durchs Stift Münster erstürmte er mit seinen Kameraden auf Befehl des Grafen von der Wahl ein Städtchen, in dem zwei Kompanien hessischer Reiter lagen. Nachdem die Soldaten niedergemacht waren, ging es über die Bürgerhäuser her. Simplex mit einem Kameraden greift ein solches an, er will das Haus visitieren, jener den Stall, mit der Abrede, die Beute redlich zu teilen. „Also zündete jeder seinen Wachsstock an; ich," erzählt Simplex, „ruffte nach dem Vater im Hauß, kriegte aber keine Antwort, weil sich jedermann versteckt hatte, geriet indessen in eine Kammer, fand aber nichts als ein leer Bette darin und einen beschlossenen Trog; den hämmerte ich auf, in Hoffnung, etwas Kostbares darin zu finden: aber da ich den Deckel auftät, richtete sich ein kohlschwartzes Ding gegen mir auf, welches ich vor den Lucifer selbst ansahe. Daß dich dieser und jener erschlage! sagte ich in solchem Schröcken und zuckte mein Ärtlein, damit ich den Trog aufgemacht, und hatte doch das Hertze nicht, ihm solches in Kopff zu hauen. Er aber kniete nieder, hub die Hände auf und sagte: Min leve Herr, ich bidde ju doer Gott, schinckt mi min Levend! Da hörte ich erst, daß es kein Teufel war, weil er von Gott redete und um sein Leben bat, sagte demnach, er möge aus dem Troge gehen." Der also gefangene Mohr und zwei prächtige Pferde waren der Siegespreis dieser Nacht für unseren Helden.

Auf einem der also erbeuteten Pferde ritt er nun alle Tage spazieren, und wenn er dann so durch eine Gasse daher prangte und das Volk zusah und zueinander sagte: „Sehet, das ist der Jäger!" oder: „Min God! Wat vor en prave Kerl is mi dat!" so spitzte er die Ohren gewaltig und war ganz stolz. Doch auch für ernstere Dinge hatte er Sinn; er erkannte mit scharfem Blick und mit Trauer im Herzen, die unter der ironischen Larve seiner Schilderung sich wohl durchfühlen läßt, was für ein Jammer es sei, daß sein Volk, anstatt in diesem greuelvollen Kriege einander in fremder Herren Namen zu zerfleischen, nicht lieber wie ein Mann wider die Fremden zusammenstände. Seine Ideen zur Rettung seines Vaterlandes legt er einem Narren in den Mund, der sich für den Gott Jupiter hält und den er eines Tages gefangen genommen. Neben manchem Konfusen, das in seinen religiösen und politischen Ansichten sich ausspricht, leuchtet doch trostvoll die Überzeugung hervor, daß im deutschen Volke die edelsten Kräfte schlummern und daß man seine Stämme nur zu vereinigen brauche, um es wieder zur ersten Nation der Erde zu machen.

Mitten aus diesen behaglichen Zuständen wird Simplex herausgerissen durch die Schweden, die ihn eines Tages auf einer Streiferei gefangen nehmen. Doch führt er ein ganz angenehmes Leben, da man ihm auf Ehrenwort freie Bewegung

gestattet und ein großer Schatz, den er gefunden, ihm die Mittel gewährt, als ein vornehmer und reicher Herr aufzutreten. Er nimmt nun täglich an weltmännisch feiner Bildung zu, hat allerhand galante Abenteuer, wird aber infolge eines solchen zu einer ihm unliebsamen Heirat gezwungen. Bald darauf nötigen ihn bedenkliche Gerüchte über den Kaufmann, bei dem er seinen Schatz niedergelegt, nach Cöln zu reisen. Da seine Angelegenheit nur langsam von statten geht, benützt er die Zeit, zwei junge Adelige nach Paris zu begleiten, wo er als Beau Alman viel Glück bei den Damen hat. Nach längerem Aufenthalt will er in die Heimat zurück, bekommt aber unterwegs die Blattern, die ihn entsetzlich entstellen, und gerät in die größte Not, aus der er sich endlich dadurch herauszieht, daß er als Quacksalber die Bauern um ihr Geld bringt.

So wandert er von Dorf zu Dorf und kommt mit vollem Beutel glücklich bis an die deutsche Grenze und über den Rhein, wo er sein Kriegshandwerk von neuem aufnimmt. Und wieder saust der tolle Spektakel an uns vorüber, und der Dichter läßt uns den frischen poetischen Hauch, der in dem Kriegstreiben liegt, fühlen. In kräftiger Sprache, mit munterer Laune und in echt volksmäßigem Tone erzählt er immer neue Abenteuer, alle voller Abwechslung und von stets sich steigerndem Interesse, und an ihnen entwickelt sich heranreifend der Charakter des sie erlebenden Helden.

Nach längeren Kriegsfahrten führt ihn sein Unstern wieder mit Olivier zusammen, der ihn bereden will, sein Spießgeselle in seinem inzwischen begonnenen Räuberleben zu werden. Simplex, der von sich selbst bekennt, daß er „unter seiner Mußquete ein recht wilder Mensch geworden, der sich um Gott und Sein Wort nichts bekümmerte", willigt ein. Mancher Raub wird von ihnen gemeinsam vollführt, Olivier war immer dabei der Verwegenste und Grausamste. So überfielen sie einmal eine Kutsche mit zwei Reitern. Olivier schoß den einen nieder, der andere entfloh. Nun zwang Olivier den Kutscher abzusteigen, spaltete ihm mit seinem breiten Schwert den Kopf und wollte gleich darauf die Frauenzimmer und die Kinder „metzgen", die aus der Kutsche herausgesprungen waren. Aber Simplex hielt ihn zurück, indem er ihm sagte, erst müsse er ihn selbst erwürgen, ehe er die Frauen antasten könne. Spöttisch lachend gab Olivier nach.

Dennoch vermochte Simplex, dessen Gewissen bei dieser Untat kräftig erwacht war, sich nicht von seinem Gefährten loszumachen, und sie blieben zusammen, bis Olivier an seiner Seite in einem Scharmützel mit Soldaten erschlagen wurde. Bald danach traf er seinen alten Kameraden Herzbruder, der ihm als ein elender Bettler begegnete, und in rührender Treue pflegte er ihn bis an seinen Tod, wie „seinen andern Ich".

Nun ganz allein geblieben, da auch sein Weib inzwischen gestorben war, kommen dem viel umhergeworfenen Abenteurer Ruhegedanken; er kauft ein Bauerngut, heiratet ein Bauernmädchen, aber beides schlägt nicht zum besten aus, zudem wird ihm seine zweite Frau auch bald wieder entrissen. Aber noch vor ihrem Tode ist er mit seinem alten Pflegevater, seinem „Knän" aus dem Spessart, zusammengekommen und hat von ihm erfahren, wer seine wahren Eltern gewesen. Er übergibt ihm darauf seinen Bauernhof und führt lange Zeit ein beschauliches Stillleben.

Noch einmal gerät die Kriegsfurie in seine Nähe. Ein schwedischer Oberst weckt seine alte Abenteuerlust, und er zieht aufs neue in die Welt, durchstreicht drei Jahre lang Land und Meer bis nach Asien hin und kommt erst heim, als der Friede geschlossen, so daß er nun bei seinem „Knän" in sicherer Ruhe leben und sich wieder an seine langvergessenen Bücher machen kann. Das Studium führt ihn zum Nachdenken über sich selbst; er geht in sich, bereut sein sündhaftes Leben und beschließt, der Welt für immer abzusagen und ein Einsiedler zu werden.

„Gott verleihe uns allen Seine Gnade, daß wir allesamt dasjenige von Ihm erlangen, woran uns am meisten liegt, nämlich ein seliges Ende.“ So schließt dieser Roman; denn das später hinzugefügte sechste Buch hat nur insofern Interesse, als Grimmelshausen darin seinen Helden auf eine einsame Insel kommen und sie allein bewohnen läßt, so daß wir im Simplicissimus auch die älteste Robinsonade besitzen.

Der Simplicissimus ist ein echt deutscher Roman, und nicht nur der beste und bedeutendste des siebzehnten Jahrhunderts, sondern einer der besten aller Zeiten. Bei seinem Erscheinen machte er ein großes Aufsehen und hatte einen gewaltigen Erfolg; nicht nur wurde er wiederholt aufgelegt, sondern auch fortgesetzt und nachgeahmt. Und bis in unsere Zeit ist er verschiedentlich neu bearbeitet worden von Ed. v. Bülow, von Fr. List, neuerdings von E. H. Meyer, und mit Recht wird er als ein treffliches Volksbuch betrachtet. Kritische Ausgaben des Originals erschienen von A. v. Keller, H. Kurz, R. Kögel, F. Bobertag und Tittmann (letztere mit modernisierter Orthographie).

An die Abenteuerromane schlossen sich im 18. Jahrhundert die **Robinsonaden** an, deren Keim schon im Simplicissimus lag. Robinsonaden.

Der Schluß des Simplicissimus hatte über die Meere geführt; ein Roman Happels „Der Insulanische Mandorell“ enthielt die Seeabenteuer des Spaniers Serrano. Die Gründung von überseeischen Kolonien, insbesondere von Holland aus, lenkte den Blick noch mächtiger auf die Welt der fernen Länder. Da erschien 1719 ein merkwürdiges Buch in englischer Sprache: **„Robinson Crusoe“** von **Daniel Defoe,** ein in seiner Art klassisches Werk, das in seiner Urform nur wenig bekannt ist. Darin wurden, mit Benutzung der wirklichen Schicksale eines schottischen Matrosen Alexander Selkirk, die Abenteuer eines auf eine wüste Insel verschlagenen Seefahrers Robinson Crusoe erzählt. Das Buch machte in England ein ungeheures Aufsehen, übte aber in der deutschen Literatur, in die es 1720 durch die Übersetzung des Mag. Ludw. Friedr. Vischer eingeführt wurde, eine viel größere Wirkung als in anderen, obgleich es in alle Sprachen übersetzt wurde. In den nächsten dreißig Jahren erschienen gegen vierzig Robinsone, oft der wunderlichsten Art, so z. B. der geistliche Robinson; der medizinische R.; zwei westfälische R.; der jüdische R.; der Harz-R.; der unter der Masque eines teutschen Poeten räsonnierende R.; Robunse mit ihrer Tochter Robinsgen ꝛc. Das bedeutendste Werk dieser Gattung war die **Insel Felsenburg,** das zuerst 1731 unter dem Titel „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsen, welcher in seinem achtzehnten Jahre zu Schiff gegangen, durch Schiffbruch selbvierte an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Übersteigung das schönste Land entdeckt, sich daselbst mit seiner Gefährtin verheiratet ꝛc.“ herauskam und das den Gräflich Stolbergschen Hofagenten Joh. Gottfr. Schnabel zum Verfasser hatte. Unter dem kürzeren Titel „Insel Felsenburg“ wurde es fast hundert Jahre später (1827) von Ludwig Tieck erneuert herausgegeben. Es wird darin die Flucht einiger edlen Deutschen aus der durch den dreißigjährigen Krieg entstandenen Verderbnis in den idyllischen Frieden der Südseeinseln beschrieben, wo sie einen Musterstaat gründen, in welchem Tugend, Unschuld und Glück regieren: eine Rückkehr zu dem Naturzustande, wie sie später Jean Jacques Rousseau noch begeisterter als sein höchstes Ideal aufstellte. Insel Felsenburg.

Unter den Prosadichtungen des 17. Jahrhunderts ist schließlich noch ein Werk zu nennen, das von manchen als satirischer Roman aufge-

faßt wird, aber weder ein Roman ist, noch eigentlich Satire enthält, wohl aber eine Reihe für die Zeit höchst charakteristischer Sittenschilderungen, die allerdings einen satirischen Zug haben, aber denselben durch die ermüdende Breite der Darstellung und das pedantische Allegorisieren und Moralisieren wieder verwischen. Es sind die „Wunderlichen und warhafftigen Gesichte **Philanders von Sittewald**“, wie sich der Verfasser **Moscherosch** nannte.

Philanders von Sittewald Gesichte.

Moscherosch.

Abb. 100. Johann Michael Moscherosch. Nach dem Kupferstich von Peter Aubry 1652. Eigenhändige Namensunterschrift in einem Exemplare von Scarron, Le Virgile travesty. Paris 1648. Original in der v. Radowitzschen Autographensammlung der Königl. Bibliothek in Berlin.

Johann Michael Moscherosch, einer altadligen, aragonischen Familie entstammend, wurde 1601 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg geboren, studierte in Straßburg die Rechte, wurde in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges vielfach umhergeworfen, oft ausgeplündert, kam erst gegen Ende des Krieges zur Ruhe als Sekretär und Fiskal der Stadt Straßburg und wurde dann landgräflich Hessen-Kasselscher Geheimer Rat in Kassel. 1669 starb er auf der Reise in Worms. — In seinem ebengenannten Buche zeichnet er in der Gestalt von Träumen oder „Gesichten“ — nach dem Vorbilde des Spaniers Quevedo — die jammervollen Zustände seiner Zeit, die er ähnlich klassifiziert wie Sebastian Brant die Narren, als „Schergen-Teufel, Welt-Wesen, Venus-Narren, Höllen-Kinder, A la mode Kehrauß (worin er die Nachahmungssucht und Fremdtümelei der Deutschen geißelt), Weiberlob ꝛc.“. Während er indes die aufdringliche, pedantische Gelehrsamkeit und Fremdländerei verspottet, leidet sein eigenes Werk an beiden Übeln; allerdings versichert er, daß er seine Schilderungen darum mit griechischen, lateinischen und welschen Brocken durchspickt, um „die à la mode Tugenden mit à la mode Farben zu schildern“, doch er tut des Guten darin so viel, daß die Verspottung auf ihn zurückspringt. Aber einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte hat er immerhin geliefert, und ein fester vaterländischer Sinn wie eine schlichte Frömmigkeit (in einigen eingestreuten Liedern besonders) spricht sich darin wohltuend aus. So wird im sechsten Gesicht, das vom Soldatenleben handelt, „ein auff Pergament geschriebener langer Brieff“ unter dem Titel „der Soldaten-Lehrbrieff“ in Versen mitgeteilt, welcher also anhebt:

WEr sich zum Kriegs-Mann werben lest,
Soll sein from, redlich und Faustfest;
Er soll nichts fürchten als nur Gott
Vnd nach ihm seines Herrn Gebott,
Er soll sich vben tag vnd nacht,
Biß daß er werd zum Mann gemacht,
Vnd lerne aus Erfahrung wol,
Wie man dem Feind begegnen soll.

Eine treue Wiedergabe mehrerer „Gesichte" mit kurzen Erklärungen und einer lehrreichen Einleitung hat Felix Bobertag (1883) besorgt.

Kanzelredner.

Auf der Kanzel und unter der Kanzel kämpften mit Humor und Satire wider die sittlichen Gebrechen und sonstigen Schäden der Zeit zwei Geistliche des 17. Jahrhunderts, **Balthasar Schupp** und Ulrich Megerle, genannt **Abraham a Sancta Clara**, der eine dem Norden und dem Protestantismus, der andere dem Süden und der katholischen Kirche angehörig.

Schupp.

Abb. 101. Johann Balthasar Schupp.
Nach einem Stich von G. Sandrart in Nürnberg.

Johann Balthasar Schupp, geb. im März 1610 in Gießen, bezog fünfzehnjährig die Universität Marburg, studierte dort und in Königsberg Philosophie und Theologie, machte dann weite Reisen fast immer zu Fuß, auf denen er nach Esthland und Dänemark kam. 1631 wurde er in Rostock Magister, 1635 Professor der Geschichte und Eloquenz in Marburg, daneben später Prediger an der Elisabethkirche. 1646 wurde er Hofprediger beim Landgrafen Johann zu Hessen in Braubach. Dieser Fürst sandte ihn als seinen Bevollmächtigten zu den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück, und hier ward er Hofprediger bei der königl. schwedischen Legation. Als solcher hielt er auf Oxenstiernas Befehl die feierliche Friedenspredigt, in welcher er die christlichen Fürsten Europas ermahnte, statt brudermörderische innere Kriege zu führen, sich gegen die Türken zu verbinden und Jerusalem wieder für die Christenheit zu erobern. — In Münster noch erhielt er einen Ruf nach Hamburg als Pastor zu St. Jakobi, folgte demselben 1649 und wirkte dort ebenso gewaltig als Redner wie treu als Seelsorger bis an seinen Tod (26. Oktober 1661). In seinen Predigten war Luthers Kraft und volkstümliche Anschaulichkeit zu spüren; eine der uns erhaltenen, „die Katechismuspredigt vom 3. Gebot oder **Gedenk daran, Hamburg**", kennzeichnet seine

ganze Eigenart aufs beste. Die merkwürdige Rede schließt mit den folgenden Worten:

„Ich hätte hier noch viel zu reden, allein ich kan leicht erachten, warumb ihr mich also ansehet. Ihr werdet dencken, die Glock hab schon lang geschlagen. Es sey Zeit zur Boersch. Ihr habt diesen oder jenen nach der Predigt zu euch bescheiden, der werde mit Ungedult warten. Wolan, weil dann die Glock geschlagen hat, so gehet hin. Gott wolle euch auch an euer hartes Hertz schlagen, daß wann ihr hinfüro hoeret zur Kirchen läuten, ihr gedencket, daß der Glockenklang nichts anders bedeute, als gedenck, gedenck, gedenck deß Sabbaths, daß du ihn heiligest! Zwar mache ich mir leicht die Rechnung, ich werde Hamburg nicht reformiren oder anders machen. Diejenigen, welche vor mir auff dieser Cantzel gestanden, haben geruffen: Gedencke deß Sabbaths, daß du ihn heiligest! Meine Collegae ruffen und schreyen: Gedenck deß Sabbaths, daß du ihn heiligest. Und ich sorg, ich werde mich auch einmal daran zu todte rufen, und Hamburg wird doch bey ihrem Schlentrian, bei ihrem Bocksbeutel bleiben. Aber ich nehme heute zu Zeugen an Himmel und Erden, Sonn, Mond und Sterne, die heilige hochgelobte Drey-Einigkeit, Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, Engel und Menschen, und sonderlich euch, meine Zuhörer, daß ich kein stummer Hund gewesen, sondern meine Stimm erhoben hab wie eine Posaune, und hab euch zugeruffen: Gedencke des Sabbaths, daß du ihn heiligest, und hab also in diesem Stück meine arme Seele errettet. Ihr moegt hoeren oder nicht, so ruff und schrey ich abermals: Gedenck deß Sabbaths, daß du ihn heiligest. Gedenck daran, Hamburg."

Auch seine übrigen kernigen Prosaschriften sind noch heute lesenswert. Besonders erwähnenswert sind: „Der rachgierige und unversöhnliche Lucidor" und „Der geplagte Hiob". Für seinen das Vaterhaus verlassenden Sohn schrieb er 1657 ein Büchlein „Der Freund in der Not", 1878 von Wilh. Braune neu herausgegeben. Aus den späteren Schriften verdient hervorgehoben zu werden: „Salomo oder Regentenspiegel" und „Corinna" (ein wider die Unkeuschheit gerichtetes Büchlein). In seinem „teutschen Lehrmeister" trat er, der Schulgelehrsamkeit gegenüber, für den Gebrauch und die Rechte der Muttersprache ein, ein Zeugnis seiner gesunden pädagogischen Ansichten.

Abraham a Sancta Clara.

Während Schupp bei freierer Handhabung des Humors auf der Kanzel doch die Würde derselben stets wahrte, artete Ulrich Megerle (geb. 2. Juni 1644 zu Kreenheinstetten bei Meßkirch in Baden), der bei seinem Eintritt in das Barfüßer-Augustinerkloster Maria-Brunn bei Wien (1662) sich **Abraham a Sancta Clara** nannte, nur zu oft ins Burleske aus. Seine bedeutende Predigertätigkeit übte er auf der Kanzel der Augustinerkirche zu Wien von 1669 an, mit Unterbrechung von sieben in Graz verlebten Jahren (1682 bis 1689), bis an seinen Tod am 1. Dezember 1709 aus. — Neben seinen Predigten schrieb er eine Reihe kleinerer und größerer Bücher. Die Türkenangst veranlaßte ihn zu der Schrift „Auf, auf ihr Christen", aus welcher Schiller die berühmte „Kapuzinerpredigt" in „Wallensteins Lager" und Uhland vornehmlich den Stoff zu dem Gedichte „Schwäbische Kunde" entlehnte. Sein Hauptwerk ist „**Judas der Erzschelm**", in dem er die apokryphe Geschichte des Judas Ischarioth zum Ausgangspunkte und Rahmen für die Schilderung der Sitten und die Besprechung der mannigfachsten Lebensverhältnisse (Ehe, Kinderzucht, Hofsitten ꝛc.) nahm. Eine gute Auswahl daraus hat Felix Bobertag herausgegeben. Am eingehendsten und gerechtesten hat Th. G. von Karajan den bedeutenden Mann in einer Monographie gewürdigt (Wien 1867).

* * *

Abb. 102. Abraham a Sancta Clara. Nach einem Schabkunstblatte aus dem Verlag von Christoph Weigel in Nürnberg aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Namensunterschrift von einem Schriftstück der v. Radowitzschen Autographensammlung (6317) der Königl. Bibliothek in Berlin.

Im übrigen herrschte die gelehrte Weltsprache noch in der Prosa dieses Zeitraumes vor. Auch das erste Journal, welches seit 1682 in periodischer und systematischer Besprechung der Erscheinungen der Wissenschaften und der Literatur sich zur Aufgabe stellte, die „Acta Eruditorum", hielt daran fest, wie denn der große Mann, dessen Förderung es wesentlich seinen Einfluß verdankte, der **Freiherr von Leibniz,** die meisten seiner einflußreichen Werke in lateinischer und französischer Sprache (letzteres in Rücksicht auf die Hof- und Adelskreise) abfaßte. G. W. v. Leibniz.

Gottfried Wilhelm Leibniz, 1. Juli 1646 zu Leipzig geboren, der berühmte Freund der Königin Sophie Charlotte von Preußen, für die er seine „Theodicee"

schrieb, veranlaßte die Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften, deren erster Präsident er wurde, gelangte am österreichischen und am Welfenhofe zu hohen Ehren, wurde in den Freiherrnstand erhoben und starb am 16. November 1716 zu Hannover. Wie vortrefflich er deutsch zu schreiben verstand, zeigen seine von Guhrauer herausgegebenen „Deutschen Schriften", unter denen zwei durch Gedankenreichtum und patriotische Gesinnung hervorragen: die um 1680 niedergeschriebene „Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben" und die 1697 verfaßten „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache", worin er zum Gebrauch des Deutschen in der Wissenschaft mahnte. Auch deutsche Gedichte verfaßte er im Stil der Hofpoeten, in denen er die Nachahmer der Franzosen geißelte und die Fürsten auf die für sie besonders unheilvolle Verbreitung dieser Vorliebe im deutschen Volke hinwies.

Abb. 103. G. W. v. Leibniz. Nach dem Gemälde von A. Scheits, gestochen von J. F. Bause.
Namensunterschrift eines von Leibniz eigenhändig geschriebenen Briefes in der Georg Kesinerschen (†) Sammlung.

Christian Thomasius.

Erst der Professor **Christian Thomasius** (1655—1728) gab von 1688 an eine literarische Zeitschrift in deutscher Sprache, die „Monatsgespräche", heraus und wurde dadurch der eigentliche Gründer der **deutschen Journalistik**, wie er es auch wagte, den von Schupp bereits lange vorher geäußerten Gedanken, „die Jugend in deutscher Sprache zu lehren", durch seine deutschgehaltenen Vorlesungen an den Universitäten Leipzig und Halle auszuführen.

Abb. 104. Vignette aus Geßners Idyllen, von ihm selbst radiert. Als Beispiel des Büchergeschmacks in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

III. Das achtzehnte Jahrhundert.

1. Vorboten einer neuen Blütezeit.

Das 17. Jahrhundert war zu Ende gegangen, ohne mit den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges und mit dem Unwesen der Ausländerei aufgeräumt zu haben. Die Höfe und der Adel zogen fort und fort das sittliche und geistige Leben in Deutschland eher herab, als daß sie es gehoben hätten; erst in Friedrich Wilhelm I. von Preußen erstand wieder ein deutschgesinnter König, dessen sittenstrenger Wandel und dessen Abneigung gegen alles Ausländische in den höheren Ständen einen besseren Ton anbahnte und dem undeutschen Wesen zu steuern begann. Aber trotzdem blieb die Bildung des Adels und der höheren Gesellschaftsschichten eine vorherrschend französische und die aller auf gelehrten Schulen und Universitäten Gebildeten eine pedantisch lateinische. Hinab in die nichtadeligen und die nichtgelehrten Klassen drang von Bildungselementen so gut wie nichts. Fr. Wilh. I. v. Preußen.

In der Poesie stand auch in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die Reimkunst der Niedersachsen noch im Ansehen, ja der Schwulst der Schlesier war noch keineswegs ganz verschwunden. Dennoch drang bei allen Einsichtigen der Grundsatz, daß die Poesie „auf Nachahmung der Natur" beruhen müsse, allmählich durch. Darin waren auch im Grunde die beiden Männer einig, die im dritten Jahrzehnt an zwei weit auseinander liegenden Mittelpunkten der Literatur Schüler und Jünger um sich sammelten und einen großen Einfluß auf die strebsame jugendliche Welt ausübten: Bodmer in Zürich und Gottsched in Leipzig. Aber bald gerieten sie in eine schwere literarische Fehde, die unter dem Namen des **„Kampfes der Leipziger und Schweizer"** bekannt ist, und die am heftigsten wütete, als in Friedrich dem Großen ein König auf den Thron des mächtig emporstrebenden Preußenreiches kam, der durch seine Taten das Nationalgefühl machtvoll heben und Friedrich der Große.

beleben und damit — ihm selber unbewußt — auch der deutschen Dichtung einen höheren Schwung geben sollte, als es die langjährigen Schulstreitigkeiten vermochten.

Es ist bekannt, daß die Bildung Friedrichs des Großen eine ausschließlich französische war, und daß er die großen Tragiker der Franzosen und vor allem Voltaire höher stellte als sogar die Klassiker des Altertums. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er an dem Aufschwung unserer Literatur keinen Anteil nahm. Was demselben voraufging und was er davon in seiner Jugendzeit kennen lernte, war auch nicht geeignet gewesen, ihm Liebe für die deutsche Dichtung einzuflößen. Als er aber, auf den Thron gelangt, dem Ruhm und den Regierungssorgen lebte, war seine Geschmacksbildung abgeschlossen; auch fehlte es ihm an Muße, sich eingehend mit dem Schrifttum seines Volkes zu beschäftigen. Dennoch benützte er jede Gelegenheit, sich über dasselbe zu belehren. Davon zeugen seine Unterredungen mit Gottsched und Gellert in Leipzig, auf die ich später zurückkomme. Vor allem zeugt davon seine Schrift über die deutsche Literatur, welche im Jahre 1780 in französischer Sprache („De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher; qu'elles en sont les causes et par quels moyens on peut les corriger") und gleichzeitig in einer Übersetzung ohne den Namen des Verfassers in Berlin herauskam. Professor Suphan, dem wir eine sehr lehrreiche Beleuchtung dieser Schrift verdanken, bezeichnet es als eine glückliche Idee, daß die Herausgeber der „Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts" die Schrift des großen Königs in ihre Sammlung aufgenommen haben; „denn", fügt er hinzu, „ein

Abb. 105. Friedrich in den Jahren nach dem siebenjährigen Kriege.
Gezeichnet von Chodowiecki. (Darunter Friedrichs Unterschrift aus der Zeit zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege.)

Denkmal deutscher Literatur ist diese Schrift wie keine andere. Wenn ein bedeutendes Werk sich dadurch ausweist, daß es Aufgaben stellt, an denen Menschenalter zu arbeiten haben, daß es Stäbe aufrichtet, an denen ein folgendes Jahrhundert sich mißt, daß es Zukünftiges mit Weissagerblick vorausnimmt: so ist Friedrichs Buch ein bedeutendes Werk." Auch Justus Möser, der 1781 in seinem „Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Literatur" eine offene Kritik daran übte, verkannte die Bedeutung der königlichen Schrift keineswegs; vgl. die 1886 von Heinrich Simon neu übersetzte Abhandlung Friedrichs des Großen, welcher eine treffliche Einleitung und die Gegenschrift Justus Mösers beigefügt ist. Trotz mancher Absonderlichkeiten, die sich darin finden (s. im II. Bd. unter Goethes Götz), trotz der nur oberflächlichen Bekanntschaft mit unserer Literatur, die sich darin kund gibt, schlägt uns daraus doch ein deutsches Herz entgegen, das die wärmsten Wünsche für ihre Entwickelung hegt und die kommende Herrlichkeit derselben ahnt. Zum Schlusse sagt der König: „Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsere verfeinerte und ausgebildete Sprache um unserer guten Schriftsteller willen von einem Ende Europas bis zum anderen dringt." (Vgl. das schöne Gedicht Geibels „Sanssouci".)

Viel größer aber als der unmittelbare war der mittelbare Einfluß Friedrichs des Großen auf unsere Literatur. In Dichtung und Wahrheit (Buch VII.) sagt Goethe: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." Wie richtig dieses Urteil war, hat sich aus dem weiteren Verlaufe unserer Literaturentwickelung ergeben.

Ohne eine Ahnung davon zu haben, daß bald durch einen solchen Helden neues Leben in die deutsche Dichtung kommen werde, strebte zu Beginn des 18. Jahrhunderts unsere Literatur danach, aus den im vorigen Abschnitte geschilderten Irrwegen herauszukommen. Das gab sich zunächst kund in der erwähnten literarischen Fehde, die — so viel Unerquickliches sie auch darbietet — doch den endlichen siegreichen Durchbruch des neuen Aufblühens der deutschen Dichtung mit anbahnen sollte. Schon um die Wende der beiden Jahrhunderte war die Unnatürlichkeit der zweiten schlesischen Schule immer lebhafter bekämpft worden. Darüber aber gingen die Meinungen auseinander, wie die „Nachahmung der Natur" durchzuführen sei, und nach kürzerem Zusammengehen entbrannte ein heftiger Kampf zwischen den Hauptvertretern der verschiedenen Auffassungen in Zürich und Leipzig. Während die Schweizer nur die Phantasie und die Begeisterung des Dichters als maßgebend für die Durchführung des neuen Grundsatzes hinstellten, hielten die Leipziger im Grunde an dem alten Irrtum von der Erlernbarkeit der Dichtkunst fest, indem sie behaupteten, die Nachahmung der Natur müsse sich nach bestimmten bindenden Regeln und dichterischen Gesetzen vollziehen, die jeder sich aneignen könne. Freilich ahnte Bodmer die Wahrheit nur, und seine Erkenntnis war eine rein theoretische. Auch die sogenannten „Bremer Beiträger" und die Hallischen Anakreontiker kamen darüber nicht weit hinaus. Mitten unter ihnen aber erhob sich Klopstock, der ein wirkliches Dichtergenie unter den vielen vorbereitenden Talenten war. Er konnte seine Schöpfungen für die neugewonnene

Erkenntnis sprechen lassen und beendigte damit den literarischen Streit zu Gunsten Bodmers.

* * *

Literarische Gesellschaft in Zürich.

Im Jahre 1720 stifteten zwei junge Schweizer, **Bodmer** und sein Freund **Breitinger**, eine literarische Gesellschaft in Zürich, die wöchentlich einmal zusammenkam, um sich in anregender Weise über sittliche und literarische Gegenstände zu unterhalten, das Ergebnis der Besprechung aufzuschreiben, auch Aufsätze einzelner Mitglieder zu beurteilen. Nachdem man ein Jahr so miteinander und aneinander gearbeitet hatte, beschloß man — nach dem Muster des englischen Blattes Addisons „The Spectator" (Der Zuschauer) — eine kritische Wochenschrift zu gründen, der man den Namen **„Die Discourse der Mahlern"** gab. Jedes Mitglied der Gesellschaft führte nämlich den Namen irgend eines berühmten Malers, mit dem es dann auch seine Artikel in dem Blatte zeichnete; so nannte sich Bodmer, der die meisten schrieb, Rubens, Breitinger gewöhnlich Holbein. So schüchtern und unbeholfen dieses kritische Journal auch auftrat, so sehr die Anfänge an schülerhafte Stilübungen erinnern, so wichtig sollte es doch für die Entwickelung der Poesie werden. Denn ein tiefes Verständnis für wahre Poesie kam hier zuerst zum Ausdruck. Hier stellte Bodmer die bedeutsame Regel auf:

Diskurse der Maler.

> „Die künstlichste Ode ist die, in welcher die Kunst verborgen ist und in welcher der Poet, ohne sich an die Regeln einer methodischen Chria zu binden, keine Ordnung befolgt als diejenige, welche ihm seine poetische Hitze und der Enthusiasmus an die Hand giebet, ich verstehe die äußerste Passion, mit welcher er für die Materie seines Gedichtes angefüllt ist —"

eine Ansicht, die er dann später in seiner Schrift „Kritische Abhandlung von dem **Wunderbaren in der Poesie** und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, in einer Verteidigung des Gedichtes John Miltons von ‚dem verlohrenen Paradiese'" eingehender ausführte. Diese Schrift erschien 1740 und war die Veranlassung zu dem Streit mit dem in Leipzig herrschenden und von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgehenden **Gottsched**, der nach hartnäckiger Gegenwehr, von seinen bedeutendsten Schülern verlassen, schließlich unterlag und gegen Ende seines Lebens ebenso gering geschätzt wurde, als er einst überschätzt worden war. (Zur näheren Orientierung über den Streit wie über „Die Literatur des 18. Jahrhunderts" vor Klopstock dient das Heft der Denkm. ält. d. Lit. IV, 2.)

Das Wunderbare in der Poesie.

Bodmers Leben.

Johann Jakob Bodmer, eines Pfarrers Sohn, geboren zu Greifensee bei Zürich am 19. Juli 1698, erhielt seine Bildung auf dem Züricher Gymnasium, wo ihn Opitzens Gedichte bereits sehr anzogen und ihn veranlaßten, die deutsche Sprache und Poesie eifrig zu studieren. Dieses Studium zog er dann auch der Theologie, für die er anfänglich bestimmt war, und dem kaufmännischen Stande, zu dem er in Italien herangebildet werden sollte, vor, so daß sein Vater ihn 1719 von dort nach Hause zurückrief. Von da an studierte er mit großem Eifer die Geschichte und die Rechte seines Vaterlandes, um ein Lehramt in diesen Fächern übernehmen zu können, bildete sich aber daneben in den alten und neuen Sprachen

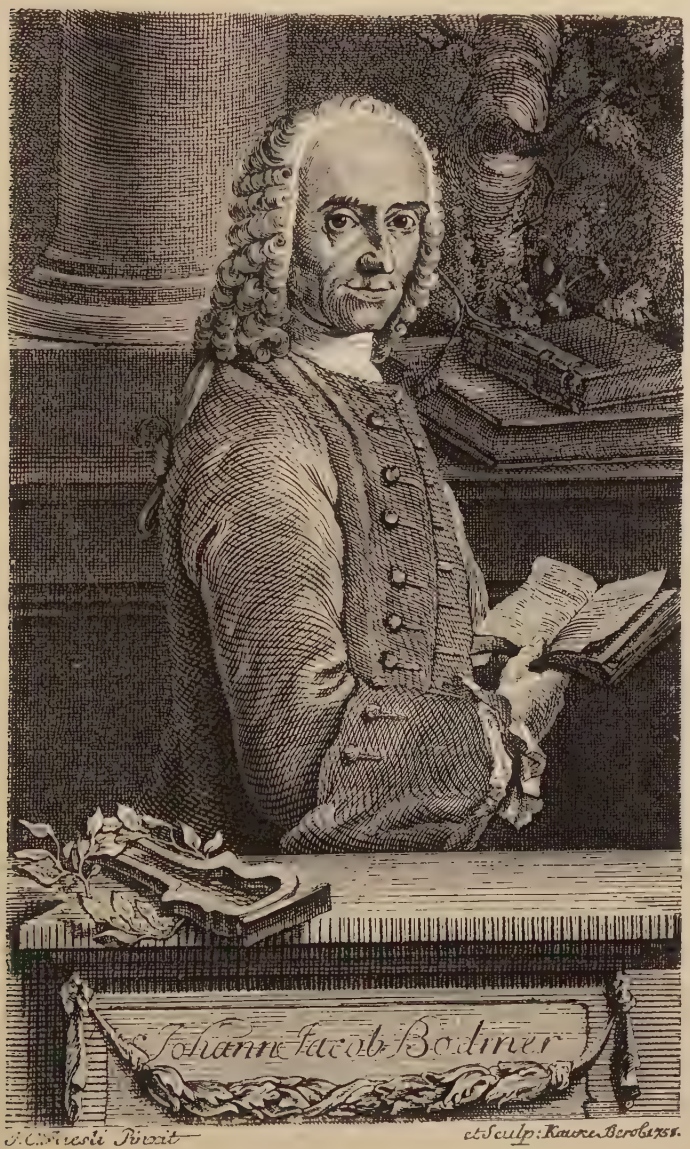


Abb. 106. Bildnis Bodmers, im Jahre 1758 nach einem Gemälde von J. C. Fuesli von Kauke gestochen. Unterschrift eines eigenhändigen Briefes Bodmers vom 19. September 1752. Aus der Autographensammlung Georg Kestners (†).

tüchtig aus. Im Jahre 1725 wurde er zum Professor der helvetischen Geschichte und Politik ernannt und 1737 in den großen Rat von Zürich gewählt, in welchen Stellungen er bis zum Jahre 1775 blieb. Von seinen Amtsgeschäften zog er sich

danach auf ein Gut in der Nähe von Zürich zurück, wo er in ungebrochener Leibes- und Geisteskraft sich bis an seinen Tod mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Erst 1783 starb er im 85. Lebensjahr.

Bodmers Wirken.

Bodmers Hauptbedeutung lag in seiner Erkenntnis von dem wahren Wesen der Poesie; er hatte sie insbesondere durch das Studium der englischen Sprache und Literatur erworben, mit der er sich schon als junger Mann vertraut gemacht hatte. Er übersetzte dann (1732) Miltons „Verlorenes Paradies" in Prosa und trat für dasselbe gegen Voltaire und Gottsched auf das entschiedenste ein. Ebenso hat er sich dadurch verdient gemacht, daß er die alten Schätze unserer Dichtung gewissermaßen wieder entdeckte und auf sie als die nächstliegenden Quellen der Anregung und Begeisterung für die neuere Dichtung in einer Reihe von Abhandlungen („Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause" 2c. 2c.) hinwies. Er gab die Minnesänger nach der damals in Paris befindlichen Großen Heidelberger Handschrift (I, 137 f.) heraus, die er durch die französische Gesandtschaft zur Benutzung erhalten hatte, ebenso das Nibelungenlied (vgl. I, 72 f.), freilich in wenig genauem und unkritischem Abdrucke; auch machte er auf Sebastian Brant und Fischart wieder aufmerksam. In einem Lehrgedicht „Charakter der deutschen Gedichte", das für die Literaturgeschichte von bleibendem Interesse ist, zeichnet er mit sicherer Hand den ganzen Entwickelungsgang unserer Poesie und legt zugleich sein poetisches Glaubensbekenntnis ab. Da werden auch Brant und Fischart in kurzen Zügen trefflich gewürdigt, ebenso weiterhin Opitz 2c., dagegen andere wie Lohenstein 2c. ihres Nimbus entkleidet. Auch Gottsched wird in Ehren erwähnt, d. h. in der ersten Ausgabe, während in den späteren, als der Streit mit ihm entbrannt war, das Urteil sich geradezu ins Gegenteil verkehrt. In einer Fortsetzung „Die Drollingerische Muse" erkennt Bodmer auch unparteiisch die dichterische Bedeutung Drollingers, Hallers und Hagedorns an. Aber so tüchtig er sich auch hier als Kritiker zeigt, als Dichter ist er nie über die allerschwächsten Versuche hinausgekommen: seine „Noachide", seine „Syndflut" — nicht zu reden von seinen ganz verunglückten Trauerspielen — sind nur Beweise davon, wie auch das klarste Bewußtsein von echter Poesie und das sicherste poetische Verständnis niemals die unerwerbbare schöpferische Kraft, die angeborene Phantasie ersetzen können. Bis in seine letzten Tage ist ihm aber die Freude an der Poesie niemals verloren gegangen; unermüdlich pflegte und förderte er jedes junge Talent in Zürich, so daß Lavater ihn mit Recht in einer Ode als „den Vater der Jünglinge" feiern konnte. In sein gastliches Haus lud er Klopstock und Wieland und empfing noch als Greis darin den jugendlichen Goethe. Im Jahre 1780 schreibt Wilhelm Heinse in einem Briefe an F. G. Jakobi über ihn: „Bodmer ist die lebendige Chronik unserer Literatur, zwar Kind und eitel wie ein Kind, doch äußerst unterhaltend und noch voll leichter Blitze von Witz und Verstand und feiner Bosheit. Bodmer ist ein altes Greislein mit kahlem Vorhaupt und grauen Augbrauen, die bis in die Augen hineinhängen, und eingefallenen Backen, zusammengeschrumpften Lippen, die kaum noch die Zähne bedecken. Er kömmt herangestabelt mit seinem kurzen spanischen Rohr im Schlafrock und in Pantoffeln von Tuch, das schwarzseidene Käppchen auf der hohen hintergehenden Stirn über der scharfen Nase, als eine von den interessantesten Figuren von der Welt." So haben den Alten auch drei große Künstler, Tischbein, Graff und Fuesli, in ihren Bildnissen übereinstimmend aufgefaßt und wiedergegeben.

Noachide.

Breitinger.

Joh. Jak. Breitinger, geb. 1701 in Zürich, Professor der hebräischen und griechischen Literatur, gest. 1776, gab den ihm und seinem Freunde gemeinsamen Ideen einen Ausdruck in seinem Werke „Kritische Dichtkunst", durch das er

sich ein entschiedenes Verdienst um die Hebung des Geschmacks erwarb und Gottsched und seine Schule hauptsächlich zum Sturz brachte.

Während Zürich erst durch diese beiden Männer zu einer für die Literatur so bedeutsamen Stadt wurde, war es **Leipzig** längst, als ihr Gegner sich dort — bald nach Stiftung der literarischen Gesellschaft Bodmers — niederließ. Die blühende Hochschule zog die Studierenden von nah und fern, vornehmlich aus den höheren Kreisen herbei. Der deutsche Buchhandel und die gelehrte Journalistik hatten dort ihren Herd, dazu war die Stadt der angesehenste Handelsplatz des Kontinents, dessen alljährliche Messen Fremde aus der ganzen Welt versammelten. Keine Stadt konnte besser einen Mittelpunkt der Literatur abgeben als dieses „Klein-Paris"; das erkannte **Gottsched** sehr bald, nachdem er, aus äußerlichen Gründen dorthin gekommen, sich in den Verhältnissen umgeschaut hatte. Dort beschloß er seinen literarischen Thron zu errichten: und nicht lange dauerte es, so herrschte er unumschränkt im Reiche der deutschen Dichtung. Leipzig.

Johann Christoph Gottsched, ein Pfarrerssohn, wurde am 2. Februar 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg i. Pr. geboren, bezog 1717 die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit der Literatur der alten und neuen Sprachen, mit Philosophie und den sog. schönen Wissenschaften und wurde 1723 Magister und Privatdozent. Da lenkten sich die Blicke der Werber Friedrich Wilhelms I. auf seine ungewöhnlich stattliche, hohe Gestalt, und um nicht unter die „langen Kerle" gesteckt zu werden, flüchtete er zu Anfang des Jahres 1724 nach Leipzig, wo er nach kurzer Privatlehrertätigkeit sich an der Universität habilitierte und mit Vorlesungen über Philosophie und Dichtkunst seine Lehrtätigkeit begann. Er hatte einen so starken Zulauf und erwarb sich so rasch Einfluß und Ansehen, daß er in kurzen Pausen zum außerordentlichen und zum ordentlichen Professor ernannt wurde. 1727 wählte ihn die „Deutschübende Poetische Gesellschaft" zu ihrem Senior: als solcher wußte er rasch ihren Wirkungskreis zu erweitern, gab ihr den Namen der „Leipziger deutschen Gesellschaft" und fand in ihr eine willige Stütze für seine literarischen Reformbestrebungen. Anderthalb Jahrzehnte dauerte seine literarische Diktatur in fast unbeschränkter Weise. Ihm zur Seite stand seine Frau, die bei allen literarischen Unternehmungen seine rechte Hand war. Als sie 1762 starb, sang er ihr, „seiner Eurydice, als ein zweiter Orpheus" nach: „Du hast mein ganzes Herz besessen, hinfort besitzt es keine mehr!" Doch verheiratete er sich 1765 zum zweitenmal mit „einer Jungfer Oberstleutnantin", wie Goethe sich spöttisch ausdrückt. Ein Jahr danach am 12. Dezember 1766 starb er. Seine ergötzliche Begegnung mit dem Studenten Goethe, ein Jahr vor seinem Tode, ist aus „Dichtung und Wahrheit" (VII. Buch) bekannt. Aber schon lange vorher hatte sich der Spott an seine Fersen geheftet. Man nannte ihn verächtlich den „großen Duns", und als Friedrich der Große ihn 1757 in gutem Ernste als „cygne saxon" besang, erregte das nur die Lachlust des ganzen literarischen Deutschlands. Die Veranlassung zu dem Gedichte, in welchem Friedrich ihn den „sächsischen Schwan" nannte, „der die Herbheit der Töne einer barbarischen Sprache mildern werde", war die Übersetzung einer Rousseauschen Ode, welche Gottsched auf Wunsch des Königs gemacht hatte. Die verschiedenen Gespräche, welche zwischen dem „Diktator der deutschen Literatur" und dem Philosophen auf dem Throne 1757 teils in deutscher, teils in französischer Sprache geführt wurden, erzählte Gottsched ausführlich in einem Briefe an seinen Königsberger Freund Flottwell. Der König ließ sich einige Übersetzungen Gottscheds Gottsched.

aus dem Französischen vorlesen, wobei er im Original vergleichend folgte. „Ob er nun gleich," erzählte Gottsched, „viele deutsche Worte nicht verstund, so kritisierte er doch andere sehr gründlich und lobte wieder viele Stellen, die ich besser ausgedrückt hätte, als er sich jemals möglich zu sein eingebildet hätte" . . . „als ich sagte, daß die deutschen Dichter nicht genug Aufmunterung hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel Französisch und zu wenig Deutsch verstünden, um alles Deutsche recht zu schätzen, sagte er: „Das ist wahr; denn ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, und ich rede es sehr schlecht (je parle comme un cocher); jetzo aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu." Übrigens hat Gottsched den Eindruck, den er auf Friedrich gemacht, wohl etwas überschätzt. Jedenfalls hat der König selbst sich der Herzogin von Gotha gegenüber sehr spöttisch über Gottsched ausgesprochen; und zu Gellert, der ihm viel besser zusagte, äußerte er, er habe von der Iphigenienübersetzung Gottscheds, obwohl das französische Original vor ihm lag, nicht ein Wort verstanden. Auch ist es vielleicht nicht zufällig, daß das vorhin erwähnte Gedicht in den Werken des Königs mit der Überschrift: „Au Sieur Gellert" Aufnahme gefunden hat.

Joh. Christoph Gottsched.

Abb. 107. Johann Christoph Gottsched.
Nach einem Stiche von Haid in Augsburg, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. (Verkleinert.)
Unterschrift aus dem eigenhändigen Einladungsschreiben zur Hochzeit an die „Hochedelgebohrenen, Hochedelen vest und Hochgelahrten Herren des löblichen Collegii zu Unserer Lieben Frauen in Leipzig" aus Danzig vom 5. April 1735.
Im Besitz des Herrn Wilh. Künzel in Leipzig.

Auch Gottsched begann seine schriftstellerische Tätigkeit, wie die Schweizer, mit einer moralischen Wochenschrift, nach Art der englischen. Angeregt durch den von Richard Steele in London herausgegebenen „Tattler", der Addisons „Spectator"

vorausging, gab er eine Zeitschrift heraus, welche er „die vernünftigen Tadlerinnen" nannte. Dieselbe war besonders auf die Frauenwelt berechnet. Um sicher auf dieselbe zu wirken, gaben er und seine Mitarbeiter sich für Frauenzimmer aus und unterzeichneten die einzelnen Aufsätze mit „Calliste", „Iris", „Phillis" u. s. f. Das Blatt enthielt kurze Aufsätze und Briefe, in denen die gesellschaftlichen Untugenden, Geschmacklosigkeiten und Torheiten jener Zeit verspottet wurden. Daneben verfolgte er aber auch darin literarische Ziele. So ging er dem Fremdwörterunwesen bald in sittlicher Entrüstung über die undeutsche Gesinnung, bald mit den Waffen der Satire energisch zu Leibe. Auch der Schweizer Bestrebungen gedachte er mit Anerkennung. Gleich in dem ersten Stücke erwähnte er, daß „in der Schweiz etliche muntere Köpfe einen guten Anfang zu öffentlichen Beurteilungen gemacht hätten". Aber doch zeigte sich bald eine verschiedene Auffassung des Wesens der Poesie. Wenn er allerdings auch „die Nachahmung der Natur" als Ziel festhielt, so wollte er diese doch an vorgeschriebene Formen gebunden wissen und erhob überhaupt Vernunft und Regelmäßigkeit zum Grundgesetz der Poesie, trat also nur in Opitzens Fußstapfen, und da er wie Opitz eigene Dichtergabe nicht besaß, sah er sich auf die Muster des Auslandes gewiesen und ließ sich bald von den französischen, allerdings den besseren aus Ludwigs XIV. Zeit, ganz beherrschen, deren Regelmäßigkeit ihm gewaltig imponierte. Seine erste Wochenschrift setzte er zwei Jahre später unter dem Titel „Der Biedermann" fort. Danach folgten einige andere Blätter, die schon mehr den Charakter eigentlicher Literaturzeitungen trugen, z. B. „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit," und bei deren Herausgabe er von verschiedenen Mitarbeitern unterstützt wurde. In diesen gelehrten Journalen eröffnete er auch 1740 seinen Kampf wider die Schweizer, wie gegen die von ihm sich loslösenden Vertreter einer neuen Dichtungsepoche, so vor allem wider Klopstock für die in seiner „Kritischen Dichtkunst", in der „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst" wie in anderen gelehrten Werken niedergelegten Grundsätze.

Der Biedermann.

Kritische Dichtkunst.

So sehr er es verdiente, in diesem Kampfe zu unterliegen, so darf anderseits doch nicht vergessen werden, daß der starrsinnige Pedant sich auch namhafte Verdienste um unsere Sprache und Literatur erworben hat. Die Sprache verdankt ihm besonnene Säuberung von Fremdwörtern, größere Deutlichkeit des Ausdrucks, gründliche Durchbildung des Stils und die Anbahnung eines einheitlichen Schriftdeutsch. Das Studium unserer Sprache und Literatur machte er zu einem wichtigen Zweige der höheren wissenschaftlichen Bildung in Deutschland. Dazu kam, daß er die deutsche Sprache in den höheren Kreisen wieder zu Ehren brachte und überhaupt in allen Volksschichten durch seine Zeitschriften das Interesse für deutsche Sprache und Literatur anregte. Endlich machte er sich um die Geschichte des Dramas verdient durch ein ungemein fleißiges Verzeichnis aller ihm bekannten älteren Fastnachtsspiele, Mysterien, Singspiele, Komödien und Tragödien in deutscher Sprache, das er unter dem Titel „Nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" herausgab, und das noch jetzt ein wichtiges Quellenwerk ist. Auch sonst hob er das Theater dadurch, daß er die damals beliebten, meist sehr unsauberen Stücke beseitigte und den Hanswurst (vgl. S. 232) — eine alte volkstümliche, allmählich aber pöbelhaft gewordene Figur — förmlich und feierlich von der Bühne verbannte. Leider verstand er nichts Besseres an die Stelle des Verdrängten zu setzen. Der Mann, der von den „Barbareien" und „abgeschmackten Hexereien Shakespeares" sprach und allen Ernstes wollte, daß „die tragische Schreibart stets auf Stelzen, die komische barfuß gehe," der in den Hofdichtern Ludwigs XIV. und ihrem Ceremonienmeister Boileau seine höchsten dichterischen Ideale sah, der, selbst aller und jeder Poesie bar, eine Poesie nach dem Muster der Franzosen zur Herrschaft bringen wollte, der Mann konnte kein Reformator der deutschen Bühne werden.

Hanswurst.

Der sterbende Cato.

Am kläglichsten war sein eigenes, übrigens auch nicht einmal originales Trauerspiel „Der sterbende Cato“, durch welches er seinen Landsleuten zeigen wollte, wie ein Drama nach französischem Zuschnitt, mit Beobachtung der drei Einheiten der griechischen Tragödie, des Orts, der Zeit und der Handlung, abzufassen sei. So ledern und poesielos auch dieses Machwerk war, er proklamierte es doch voll Selbstgefühl für das erste regelmäßige und darum für das erste wahre Trauerspiel unseres Volkes. Es wurde auch mit großem Beifall vom Publikum begrüßt und erhielt sich lange auf der Bühne. 1732 erschien es im Drucke und wurde bis 1757 in zehn Auflagen über ganz Deutschland verbreitet. — Noch fürchterlicher waren seine Gedichte, die zum großen Teil der schweifwedelnden Gelegenheitspoesie à la Opitz angehörten, in der Gottsched so weit ging, daß er selbst den berüchtigten starken August von Sachsen als den „Vater des Vaterlandes“ pries und ihn mit dem römischen Kaiser Augustus verglich.

Unter Gottscheds Mitarbeitern und Anhängern gebührt der erste Platz der **Gottschedin,** seiner „geschickten Freundin“, wie er seine Frau gerne nannte.

Frau Gottsched.

Louise Adelgunde Victoria Gottschedin, Tochter des Dr. Kulmus (geb. 11. April 1713 zu Danzig), hatte eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten, früh das Französische und Englische aufs gründlichste gelernt und ein lebhaftes Interesse an der Poesie gewonnen, hatte sich aber auch mit ernst wissenschaftlichen Werken gern beschäftigt. Auch dichterisch betätigte sich Adelgunde Kulmus schon als junges Mädchen. Ihre ersten poetischen Versuche gelangten durch Vermittelung eines Freundes zur Kenntnis Gottscheds, der davon ganz begeistert war und an das vierzehnjährige Mädchen eine poetische Epistel voll überschwenglicher Lobsprüche richtete: In derselben hieß es u. a.:

„Ich lese ganz entzückt die geisterfüllten Lieder,
Die du mir zugesandt, und seufz' in meinem Sinn:
Ach schade, daß ich doch so weit von Danzig bin!“

Zwei Jahre darauf reiste er zum erstenmal wieder in seine Heimat. Auf der Rückreise lernte er in Danzig Adelgunde kennen, deren angenehmes Äußere ihn ebenso sehr fesselte wie ihr Verstand und Witz. Beim Scheiden bat er die Eltern, mit ihr in Briefwechsel treten zu dürfen, was ihm gern gestattet wurde. Aus den beiden Briefschreibern wurden nach und nach Verlobte, aber erst 1735 konnte er sie als seine Frau in den geistig regen Kreis seiner neuen Heimat einführen. Dort suchte sie vor allem ihre Bildung zu vervollkommnen. Täglich saß sie hinter der Tür, die zu dem Hörsaal ihres Mannes führte, und hörte seine Vorlesungen über Philosophie, Beredsamkeit und Dichtkunst an. Daneben nahm sie Privatstunden in der lateinischen Sprache und in der musikalischen Kompositionslehre. Ihrem Manne half sie mit großem Fleiß und Eifer in seinen gelehrten Arbeiten. Sehr einflußreich war ihre Mitarbeit an seiner „Deutschen Schaubühne“, für welche sie sieben Übersetzungen von französischen Dramen und fünf eigene Lustspiele lieferte. Die letzteren sind heute ungenießbar und wirken in einzelnen Stellen abstoßend durch ihre Zweideutigkeiten, die an die naturalistischen Schilderungen der Neuzeit erinnern. Zu ihrer Zeit fehlte es ihnen nicht an Beifall, erst Lessing sprach in seiner Dramaturgie einen herben Tadel (er nennt sie schmutzig, ekel und im höchsten Grade beleidigend) über sie aus. Als Sittenbilder ihrer Zeit sind einige von ihnen, z. B. „die Hausfranzösin“, der „Witzling“ und besonders das „Testament,“ nicht ohne Wert. Außer diesen dramatischen Arbeiten übersetzte sie zahlreiche Artikel aus englischen Zeitschriften, ferner „den Lockenraub“, ein komisches Epos von Pope ꝛc., schrieb eigne Kritiken und entfaltete überhaupt als Schriftstellerin eine fast unglaubliche Tätigkeit. Dabei war sie eine vortreffliche Hausfrau und besorgte, wie Gottsched ihr später

bezeugt, „ihre Wirtschaftsangelegenheiten an Küche, Wäsche und Kleidung ohne alles Geräusch aufs ordentlichste.“ Doch litt ihre Gesundheit unter dieser Arbeitslast. Dazu kam noch ein Gram, der jahrelang im stillen an ihrem Herzen zehrte: der gegründete Zweifel an der Treue ihres Gatten. Am 26. Juni 1762 starb sie nach schwerem Leiden. Ein Jahr darauf gab Gottsched eine Lebensbeschreibung seiner Frau heraus. Ein besseres Bild als diese gewähren ihre von ihrer Freundin Henriette von Runkel 1772 veröffentlichten Briefe, die sich durch weibliche Anmut und Geist auszeichnen und besser als ihre unter dem Einfluß ihres Mannes entstandenen Schriften ihr wahres eigenstes Wesen offenbaren. 1886 hat Paul Schlenther u. d. T. „Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie“ ihr ein würdiges biographisches Denkmal errichtet.

Luise Adelgunde Victoria Kulmus.

Abb. 108. Luise Adelgunde Viktoria Gottsched, geb. Kulmus. Nach einem Stiche von Haid in Augsburg, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. (Verkleinert.)

Unterschrift aus dem von L. A. V. Kulmus mitunterzeichneten Einladungsschreiben zur Hochzeit aus Danzig (vgl. S. 331). Im Besitz des Herrn Wilh. Künzel in Leipzig.

Auch andere Dichterinnen traten in diesem Zeitraum auf. Als geistliche Dichterin schloß sich denen des 17. Jahrhunderts (S. 279) würdig an die Gemahlin und treue Gehilfin des Stifters der deutschen Brüdergemeinde Erdmuthe Dorothea Gräfin von Zinzendorf (1700—1756), die in seiner Weise manch schönes Lied dichtete. Zwei „kaiserlich gekrönte Poetinnen“ waren Sidonia Hedwig Zäunemannin und Christiane Marianne von Ziegler. Die erste wurde durch eine Ode auf die „am Rhein stehenden sämtliche Herrn Hussaren“ (1735) bekannt. Als das Gottschedsche Ehepaar in Leipzig einzog, begrüßte sie es durch ein poetisches Glückwunschschreiben. Die

letztere, die einen dicken Band „vermischter Schriften in gebundener und ungebundener Rede“ herausgab, war Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig und erfreute sich des besonderen Schutzes Gottscheds.

Unbekümmert um den Streit der Schulen traten, zum Teil schon vor Ausbruch des berühmten Federkrieges, einige Dichter auf, die man Vorboten einer neuen und besseren Zeit nennen kann. In die Umgebung Bodmers gehören zwei derselben, **Drollinger** und **Haller**, die eine tief eingreifende Wirkung auf die Dichtung übten, während ein Dritter im fernen Norden, **Hagedorn**, sich über den Gottschedschen Kreis nur durch sein größeres Talent erhob. Von **Haller** insbesondere sagt der neueste Herausgeber einer Auswahl seiner Gedichte, A. Frey: „Er gab Deutschland wieder eine poetische Sprache im vollsten Sinne des Wortes, und es ist kein Geringerer als Klopstock, der auf dieses Verdienst Hallers hingewiesen hat. Neben vielen anderen haben sich Lessing und Wieland und vor allem Schiller an seinen Werken gebildet.“

Drollinger.

Karl Friedrich Drollinger, 1688 zu Durlach geboren, studierte in Basel die Rechtswissenschaft und brachte auch später in der von ihm treu geliebten Stadt den größeren Teil seines Lebens bis an seinen Tod (1742) zu, da ihn sein badischer Landesherr mit der Überwachung des Archivs und der übrigen Schätze des Baden-Durlachschen Hauses, die seit der Einäscherung Durlachs durch die Franzosen in dem Markgräflichen Hof zu Basel verwahrt wurden, betraut hatte. — Drollinger, ein entschiedener Gegner der alten Schulen, suchte die Vorbilder seiner ersten Dichtungen (Lob der Gottheit 2c.) zugleich bei den ersten Sängern Israels und Griechenlands, in Davids Psalmen und in Pindars Oden. So erhob er sich weit über Brockes, mit dem er die Liebe zur Natur teilte, zeichnete sich in seinen Nachahmungen der Psalmen durch ungekünstelte Sprache und wahre Empfindung aus und hatte den Mut, in einem satirischen Gedicht „Tyrannei der deutschen Dichtkunst“ den allbeliebten Alexandriner scharf anzugreifen, wobei es u. a. heißt:

„Schau, wie so oft ein Dichter ängstlich ringt,
Bis nach den Regeln ihm ein Vers gelingt!
Er martert sich, verdreht, versetzt, verschränkt;
Der Sinn wird schwach, die Sprache wird gekränkt 2c.“

Wilhelm Wackernagel, der ihm in einer akademischen Festrede ein verdientes Denkmal gesetzt hat, sagt von ihm: „Er war ein Wiederklang von Brockes, aber verschönt und vergeistigt; von Haller ein starker Vorklang, dessen Herold, man könnte sagen, ein Haller vor Haller.“

Albrecht v. Haller.

Albrecht von Haller, am 16. Oktober 1708 in Bern geboren, stammte aus einer altangesehenen patrizischen Familie. Körperlich schwächlich war er geistig um so kräftiger und wagte sich schon im 15. Lebensjahre an ein großes episches Gedicht zur Verherrlichung seines Schweizer Vaterlandes und an Gedichte aller Art, ja an Dramen im Lohensteinschen Stil, die er aber in seinem 21. Jahre alle wieder vernichtete. 1723 hatte er bereits die Universität Tübingen bezogen, um Medizin zu studieren; von da ging er nach Leiden, wo er unter dem weltberühmten Boerhave seine Studien fortsetzte und 1727 Doktor der Medizin wurde. Danach unternahm er eine größere Reise nach England und Frankreich, und nach seiner Heimkehr durchwanderte er die Schweizer Gebirge, um seine botanischen Kenntnisse zu bereichern. Sein berühmtestes Gedicht, „Die Alpen“, war die Frucht dieser Reise, das erste, das er der Veröffentlichung (1729) wert hielt. Das ebenfalls dieser Zeit angehörige Lied „Doris“ zeigt ihn als Sänger glücklicher Liebe. 1731 vermählte er sich mit seiner „Doris“, Marianne Wyß. Nachdem er einige Jahre in Bern als Arzt

praktiziert und daneben seine wissenschaftlichen Studien fortgesetzt hatte, folgte er einem Rufe an die kurz zuvor gegründete Universität Göttingen als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik, und brachte sie durch seine siebzehnjährige umfangreiche, wissenschaftliche und literarische Tätigkeit zu raschem, glänzendem Aufblühen. Bald drang sein Ruf durch ganz Europa. Ehrenbezeugungen aller Art wurden ihm zu teil, darunter eine sehr eigentümliche vom Fürsten Radzivill, der ihm ein Patent als Generalmajor zur Anerkennung seiner Gedichte übersandte; von den bedeutendsten Hauptstädten erhielt er die ehrenvollsten und glänzendsten Anträge, er wies sie alle zurück, folgte aber endlich 1753 dem Rufe in den großen Rat seiner nie vergessenen Vaterstadt, wo er trotz zunehmender Kränklichkeit bis zum letzten Augenblick tätig, am 12. Dezember 1777 starb, nachdem er noch kurz vor seinem Tode durch einen Besuch Kaiser Josephs II. geehrt worden war.

Abb. 109. Albrecht von Haller.
Stich von J. F. Bause nach dem Gemälde von Freudenberger. (Ausschnitt.)
Unterschrift eines Briefes Hallers von 1771. Aus der Autographensammlung Georg Kestners †.

Haller machte sich zeitig von dem Lohensteinschen Einfluß los und erhob sich über Brockes, dem er die Vorliebe für die Kleinmalerei in der Naturschilderung verdankte. Schon in seinem ersten großen Gedichte **„Die Alpen"** gab er der Dichtung neue Anschauungen, Gedankentiefe und eine bisher ungekannte Gedrungenheit des Ausdrucks. Allerdings herrscht das Lehrhafte darin vor: er will altschweizerische Einfachheit und Naturwüchsigkeit als etwas Löbliches und Nachahmenswertes vorführen, im Gegensatz zu den Verirrungen der Kultur, und eröffnete damit die Reihe der Dichter, welche der später von Rousseau aufs äußerste zugespitzten kulturfeindlichen Geistesrichtung Ausdruck gaben. Dann beschreibt er in anschaulichen Bildern

Die Alpen.

das häusliche Leben seiner Landsleute, ihre Arbeiten, ihre Feste, zuletzt schildert er das Gebirge. Aber ungeachtet des Lehrhaften kommen doch Gemüt und wahre Empfindung zum vollen Ausdruck, und große Gedanken, edle Gesinnungen durchdringen das Ganze.

Ursprung des Übels.

Ein sehr gedankenreiches Gedicht des an der christlichen Offenbarung unerschütterlich festhaltenden Haller ist betitelt „**Über den Ursprung des Übels**“. In demselben bringt er die Frage, „wie unsre Leiden sich mit Gottes Huld vertrügen“, durch ehrfurchtsvolle Unterwerfung vor Gottes „verborgenen“ Wegen, also durch die Zuversicht seines Glaubens zum Schweigen:

„Wann unser Geist gestärkt, dereinst Dein Licht verträgt
Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt,
Wann Du der Taten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden alle Dich, o Vater, recht verehren.“

Unter Hallers lyrischen Gedichten zeichnet sich die „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Marianne“, die das Andenken seiner früh ihm entrissenen ersten Frau feiert, durch tiefes Gefühl aus.

Hallers Dichterruhm währte trotz Lessing (vgl. Laokoon Stück 17) unverändert über ein halbes Jahrhundert. Gottscheds Angriffe, die er in seiner vornehmen Zurückhaltung ganz unbeachtet ließ, hatten dazu noch beigetragen. Er selbst erlebte dreißig Auflagen seiner Gedichte, außerdem eine englische, eine italienische, eine lateinische und eine französische Übersetzung. Mit einer vortrefflichen Biographie und kritischen Ausgabe seiner Gedichte hat uns Ludwig Hirzel 1882 beschenkt, dazu später „Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—27“, welche für die Kenntnis der Jugendgeschichte des Dichters von großem Werte sind, herausgegeben.

Norddeutschland.

Während in der Schweiz die Dichtung im Anschluß an die überlieferte christliche Anschauung einen neuen Aufschwung nahm, versuchte sie es in Norddeutschland durch eine Erneuerung der antiken Bildung und Sinnesweise. In Hamburg trat **Hagedorn** auf, der Haller durch fließende Sprache und leichte Darstellung übertraf, wenn er auch an Gedankentiefe weit hinter ihm zurückstand.

Hagedorn.

Friedrich von Hagedorn, geboren den 23. April 1708 in Hamburg, erhielt eine sorgfältige Erziehung und vielfache poetische Anregung in dem gastfreien Hause seines Vaters durch den Verkehr mit Brockes, Wernicke und anderen niedersächsischen Dichtern. Neben den Alten las er schon auf dem Gymnasium die neueren ausländischen Dichter. In Jena widmete er sich sodann den Rechten, soviel ihm die Freuden des Studentenlebens dazu Zeit ließen, und ging darauf als Privatsekretär des dänischen Gesandten nach London, in welcher Stellung er zwei Jahre verblieb und eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache und Literatur sich erwarb. In die Heimat zurückgekehrt, erlangte er nach mancherlei widrigen Geschicken die Stelle eines Sekretärs bei einer angesehenen englischen Handelsgesellschaft, die ihm eine sorgenlose Stellung und genügende Muße für poetisches Schaffen gewährte. In dieser Stellung starb er am 28. Oktober 1754. — Von den englischen Dichtern, die er in seinen moralischen, überaus langstieligen Gedichten (eines darunter, „Schriftmäßige Betrachtungen über einige Eigenschaften Gottes“, füllt sechs Seiten) zu Vorbildern nahm, wandte er sich bald der französischen Dichtung zu, die seinem Wesen besser zusagte. Nach Lafontaines Vorgang dichtete er

Fabeln.

Fabeln (Das Hühnchen und der Diamant) und poetische Erzählungen (Johann, der muntere Seifensieder), die uns heute noch ebenso frisch und behaglich anmuten

wie seine Zeitgenossen. Vor allem aber trat er in die Fußstapfen des römischen Dichters Horaz, den er seinen „Freund, Lehrer und Begleiter" nannte, und in die des griechischen Dichters Anakreon und pries wie sie die Lebenslust in leichter, oft leichtfertiger, immer ziemlich oberflächlicher, aber meist einschmeichelnder und verführerischer Weise. Auch wenn er die Natur in anmutigen Tönen besingt, denkt er an den Genuß im Kreise lustiger Gesellen, für den sie einen angenehmen Hintergrund bildet. Freude und Wein sind Lieblingsthemata seiner Muse; Grübeln und Sorgen sind ihm fremde Dinge.

Seine leichte Form und seine heitere Lebensauffassung gewannen ihm viele Freunde und seiner Muse viele Anhänger und Nachfolger.

F. v. Hagedorn

Abb. 110. Friedrich von Hagedorn.
Nach dem Bildnis von Denner vom Jahre 1744.
Unterschrift eines eigenhändigen Schreibens F. v. Hagedorns an den Abt Jerusalem in Braunschweig vom 12. Juni 1753. Aus der Autographensammlung Georg Kestners †.

Nach dem Beispiel der großen Gottschedischen Zeitungen hatte ein treuer Bundesgenosse des Leipziger Parteiführers, Professor **Joachim Schwabe** (1714—1784) eine moralische Monatsschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" seit 1741 herausgegeben, an welcher sich Gottscheds jüngere Schüler eifrig beteiligten. Das Blatt brachte dichterische Versuche aller Art, daneben ästhetisch-kritische Aufsätze und nahm bald einen immer schärferen polemischen Charakter an. Bald jedoch verdroß das Partei- Leipziger Dichterkreis.

gezänke die Begabteren unter den jungen strebsamen Schülern Gottscheds. Sie schlugen dem Herausgeber daher vor, die „Belustigungen" eingehen und an ihre Stelle eine neue rein-poetische Zeitschrift treten zu lassen. Schwabe sagte es ihnen zu, änderte jedoch seinen Beschluß. Da sagten sie sich von ihm los und gründeten ein eigenes, von ihm und darum auch von Gottsched unabhängiges Blatt. Sie nannten es „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes". Den Verlag übernahm der bremische Buchhändler Nathanael Saurmann. Aus Bremen datierten die Herausgeber, um nicht erkannt zu werden, die Vorrede zu dem ersten Stück; daher nannte man das Blatt später kurzweg „die Bremer Beiträge", und dieser Name ist der übliche geblieben. (Vgl. Beilage Nr. 70.)

Bremer Beiträge.

Nach der Vorrede wollten die Herausgeber die Liebe zu den Werken der Poesie und Beredsamkeit allgemeiner machen und ihre Leser zugleich vergnügen. Besonders aber wollten sie es sich angelegen sein lassen, „dem Frauenzimmer zu gefallen und nützlich zu sein". Wöchentlich kamen die zu diesem Unternehmen verbundenen Freunde zusammen, um über die aufzunehmenden Arbeiten sich miteinander zu beraten und nach Stimmenmehrheit zu entscheiden. Alles sollte anonym erscheinen, um das Urteil des Publikums in keiner Weise zu beirren. Zum Herausgeber, der besonders die Geschäfte mit dem Verleger zu besorgen hatte, erwählte man **Gärtner** (geb. 1712 zu Freiberg im Erzgebirge), mit dem Gellert und Rabener, die übrigens erst später beitraten, schon auf der Fürstenschule zu Meißen befreundet gewesen waren. Gärtner, ein mehr kritischer als poetischer Geist, hatte den Plan zu den „Beiträgen" entworfen und bewährte sich auch während der vier Jahre seiner Geschäftsleitung (er wurde 1748 als Professor nach Braunschweig berufen, wo er 1791 starb) auf das trefflichste. Ihm schlossen sich zunächst Cramer und Johann Adolf Schlegel (der Vater der Romantiker A. W. und F. von Schlegel) an; dann trat Rabener bei, dann Ebert, Zachariä, Gellert und Giseke; Hagedorn schickte später Beiträge; im vierten Bande, dessen Titel in der Beilage Nr. 70 wiedergegeben ist, erschienen die drei ersten Gesänge von Klopstocks Messias.

Die „Bremer Beiträge" wurden durch das Zusammenwirken so vieler tüchtiger, zum Teil sogar hervorragender Kräfte von einflußreicher Bedeutsamkeit für die Entwickelung unserer Literatur, obgleich sie unter den späteren Redakteuren allmählich erlahmten und bereits nach anderthalb Jahrzehnten eingingen. Bei einigen der bedeutenderen Dichter dieses Kreises ist es nötig, kürzer oder länger zu verweilen. (Unter dem Titel: „Bremer Beiträger" hat Franz Muncker in zwei Bänden eine Auswahl der besten Erzeugnisse von Gellert, Rabener 2c. mit biographisch-literarhistorischen Einleitungen herausgegeben.)

Brüder Schlegel.

Außer dem bereits erwähnten **Johann Adolf Schlegel** (als Konsistorialrat 1793 in Hannover †), der warmempfundene und formgewandte geistliche Lieder dichtete (von denen sich eines: „Christ, aus deinem Herzen Banne Sorg und Schmerzen" in unseren Gesangbüchern erhalten hat), ist sein Bruder **Johann Elias Schlegel** zu nennen, der schon in Schulpforta Dramen schrieb und, von Gottsched ermuntert, dies in Leipzig fortsetzte, deutsche und skandinavische Stoffe (Heinrich der Löwe, Kanut) nicht ohne Talent behandelte, auch Lustspiele dichtete, unter denen Lessing als eines der besten den „Triumph der guten Frauen" rühmt, aber schon früh, 1749 im 31. Lebensjahre starb, ehe seine Gaben zur vollen Entfaltung hatten gelangen können. — **Joh. Andr. Cramer** (geb. 1723, † 1788 als Prof. der Theologie in Kiel)

Cramer.

Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.

Vierter Band, erstes Stück.

Bremen und Leipzig,
Verlegts Nathanael Saurmann.
1747.

Titel der „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ sog. „**Bremer Beiträge**“ von 1747, IV. Band, 1. Stück.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

dichtete geistliche Oden, in welchen er sich außer der „Sprachrichtigkeit" derjenigen „Deutlichkeit" befleißigte, die sich von allzukühnen Wendungen in Wortfügungen und Wortversetzungen fernhalten sollte." — Der Hauptvertreter der englischen Literatur, aus der er vieles für die „Beiträge" übersetzte, war **Johann Arnold Ebert** (1723—1795, als Prof. der englischen Literatur in Braunschweig) aus Hamburg, an den eine der schönsten Oden Klopstocks gerichtet ist. In seinen religiösen Gedichten finden sich auch Anklänge an Klopstock, während seine anderen Gedichte mehr Verwandtschaft mit Hagedorn zeigen. Er übersetzte Youngs „Nachtgedanken", durch welche der elegisch sentimentale Zug, der dem Kreise eigen war, neue Nahrung fand. Ebert.

Beliebter als die bisher genannten Dichter war **Friedrich Wilhelm Zachariä** (1726—1777), Prof. der Dichtkunst in Braunschweig, nicht so sehr wegen seiner religiösen Gedichte, die wenig Poesie enthalten, als wegen seiner „komischen Heldengedichte", deren erstes, **„Der Renommist"**, noch unter Gottscheds Gönnerschaft im J. 1744 in den Schwabeschen „Belustigungen" erschien. Darin werden die Abenteuer des von Jena relegierten Studenten Raufbold in ganz ergötzlicher Weise erzählt — seine Flucht vor den Manichäern unter dem Schutz eines ihm von Pandur, dem Gotte der Renommisterei, gesendeten Nebels, seine Begegnung mit der Göttin Mode, die ihn im Morgengrauen in einem von Möpschen gezogenen Gefährt nach der Stutzer-Universität Leipzig befördert. Zachariä. Renommist.

Ganz Leipzig hob sich nun halbtaumelnd in die Höh',
Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Kaffee;
Die Schöne malte sich mit Rosen ihre Wangen,
Und Lilien blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt;
Kein Blätterchen fuhr auf, die Musche mußt' es decken,
Und wo auch keines war, lag doch ein schwarzer Flecken.

Raufbold verliebt sich in die reizende Selinde, ja, ihr zu Liebe läßt er sich kämmen, scheren, frisieren, striegeln und biegeln. Allein es ist vergeblich: Selinde liebt bereits einen andern, den Stutzer Sylvan. Da braust die alte Natur in dem Jenenser auf, er fordert seinen Rivalen zum Zweikampf, aber Leipzig ist nicht der Ort, wo ein Jenenser siegen kann. Die Göttin der Schlägerei wird von der der Galanterie bestochen: Raufbold muß beschämt abziehen. — Der Gegensatz der Sitten der drei Nachbarstädte Jena, Leipzig, Halle, namentlich der Gegensatz der wilden Studentenwirtschaft Jenas und des Stutzerwesens im zierlichen „Klein-Paris" an der Pleiße ist mit Geschick und Humor aufgefaßt, und das Gedicht wird als gelungenes Zeitbild stets einen kulturgeschichtlichen Wert behalten. — Die übrigen Heldengedichte Zachariäs, „Der Phaeton", „das Schnupftuch" ꝛc. sind auch als Sittenbilder von geringem Werte.

Von größerer Bedeutung ist der Satiriker des Leipziger Dichtervereines **Rabener,** der den Ton seiner Zeitgenossen ausgezeichnet zu treffen und sich über allerhand Leute lustig zu machen verstand, ohne zu verletzen.

Gottlieb Wilhelm Rabener wurde 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren, wo sein Vater Rittergutsbesitzer und Anwalt beim Leipziger Oberhofgericht war. Nach sorgfältiger häuslicher Vorbereitung kam er auf die Fürstenschule zu Meißen und bezog von da die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren, woneben er mit dem dichterischen Freundeskreise in lebhafte Verbindung trat. Auch als Steuerrevisor blieb er ein eifriger Förderer der Poesie, arbeitete fleißig an Schwabes Blatt, dann an den „Bremer Beiträgen" mit, indem er die meisten seiner mit großem Beifall aufgenommenen Satiren dazu beisteuerte. „Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen," sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit (VII. Buch). „Als Rabeners Leben.

tüchtiger, genauer Geschäftsmann tut er seine Pflicht und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Obern; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgibt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr, als daß er sie bespottet, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Ebenso spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod." Die letztere Bemerkung bezieht sich darauf, daß Rabener, der inzwischen als Obersteuersekretär nach Dresden berufen war, 1760 beim Bombardement das Unglück hatte, sein ganzes Hab und Gut, dazu einen großen Vorrat ungedruckter Manuskripte durch das Feuer zu verlieren. Über dieses Mißgeschick schrieb er einen höchst launigen Brief an einen Freund, in dem es in betreff der verbrannten Manuskripte hieß: „Die witzigen Manuskripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Trost der Narren künftiger Zeiten alle, alle mitverbrannt. Nun verlohnt es sich beinahe nicht der Mühe, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann." Nach geschlossenem Frieden ernannte ihn der Kurfürst zum Steuerrat. Als solcher starb er schmerzlos am Schlage in Dresden am 22. März 1771.

Abb. 111. Gottlieb Wilhelm Rabener.
Nach dem Gemälde von Graff, gestochen von Haid (1776). (Ausschnitt.)

Rabeners Satiren.

Außer einem scherzhaften Gedicht „Beweis, daß die deutschen Reime in der deutschen Dichtung unentbehrlich sind" schrieb Rabener alle seine **Satiren** in Prosa. Dieselben sagten in ihrer großen Harmlosigkeit dem Mittelschlage seiner Zeitgenossen zu, um so mehr, da sie in der mannigfaltigsten Einkleidung, bald in Briefen, bald in Abhandlungen, bald in Trauer- und Lobreden, Visionen, Totenlisten, Wörterbücher 2c. eingekleidet sich ganz behaglich lasen, niemand eigentlich verletzten und sorgfältig vermieden, bestimmte Persönlichkeiten zu treffen. Sagt Rabener doch selbst in seiner Abhandlung „Vom Mißbrauch der Satire": „Wer den Namen

eines Satirikers verdienen will, dessen Herz muß redlich sein. — Er muß liebreich sein, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will." So gelten R.s Satiren auch nicht den tiefen, dunkeln Quellen der Sittenverderbnis seiner Zeit, sondern nur der Torheit und Beschränktheit gewisser Stände und Verhältnisse. Dennoch trifft er oft den Nagel auf den Kopf und züchtigt scharf soziale Übelstände, so z. B., wenn er einen unwissenden Schulmeister also sprechen läßt: „Rechnen und Schreiben ist auch meine Sache nicht; aber was tut das? Ich will mir einen großen Jungen aus der Gemeinde halten, der es an meiner Statt tut. Ich denke ja wohl, das geschieht in den meisten Ämtern, daß einer den Titel und die Besoldung hat und einen großen Jungen für sich arbeiten läßt. Was vornehmen Leuten recht ist, das wird doch bei einem armen Dorfschulmeister auch angehen!" — Demnach fehlte es Rabener nicht an Anfeindung von seiten zahlreicher Personen, die sich — ungeachtet seiner Vorsicht — getroffen fühlten.

Ein echter Satiriker war der viel weniger bekannte, ja lange Zeit ganz unbeachtete **Liscow**, den ich hier gleich anreihe, obgleich er nicht in den Kreis der „Bremer Beiträger" hineingehört.

Liscow.

Abb. 112. Christian Ludwig Liscow.
Kupferstich von Pfenniger aus Meisters „Charakteristik deutscher Dichter" (1789). (Ausschnitt.)

Christian Ludwig Liscow, zu Wittenburg in Mecklenburg am 29. (?) April 1701 geboren, studierte in Rostock, Jena und Halle die Rechte, bekleidete mehrere Privatstellen, war eine Zeitlang Privatsekretär des Grafen Brühl in Dresden und wurde später zum Kriegsrat ernannt. Seine freimütigen Äußerungen über den Grafen Brühl, der für Sachsen so verderblich wirtschaftete, zogen ihm eine Untersuchung und Verhaftung zu, und ohne daß man ihm eine Verteidigung gestattete, wurde er seines Dienstes entsetzt. Er zog sich danach auf das Gut seiner Frau zurück, wo er am 30. Oktober 1760 starb. — Obgleich seine Satiren anscheinend einen rein persönlichen Charakter tragen, richten sie sich doch gegen allgemeine Mißstände und Zeitübel und zeichnen sich durch geistvolle Ironie, Humor und klare, korrekte

Sprache aus. So verspottet er auf höchst ergötzliche Weise die Pedanterie des Gelehrtentums in dem „Schreiben eines gelehrten Samojeden über eine gefrorene Fensterscheibe". Die bedeutendste und beliebteste von Liscows Schriften ist aber die, in welcher er satirisch die Sache der schlechten Schriftsteller führt: „Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten." Mit Meisterhand deckt er darin die Gründe des Beifalls auf, den die Mittelmäßigkeit bei der Masse findet. „Es würde uns," versichern die schlechten Skribenten, „niemals an einer Menge Verehrer und Bewunderer gebrechen. Unsere Schriften sind so beschaffen, daß sie dem Pöbel notwendig gefallen müssen, weil sie nach seinem Begriffe eingerichtet sind. Wir entfernen uns nicht einen Finger breit von den gemeinen Vorurteilen. — Die guten Skribenten sind so glücklich nicht. Sie sind naseweis und wollen alle Welt meistern. Sie tadeln die gemeinen Torheiten und haben das Herz, die Wahrheit zu sagen, die doch so bitter ist ꝛc." Liscow ist oft ein Vorläufer Lessings genannt worden. Genauer bezeichnet Berthold Litzmann in seiner beachtenswerten Schrift „Liscow in seiner literarischen Laufbahn" den Unterschied zwischen dem Wirken der beiden Männer, wenn er sagt: „Wie ein gewaltiger Orkan, der die Luft reinigt und morsche Stämme zersplittert, ist Lessing durch die deutsche Literatur gefahren, und wie ein Wirbelwind, der mit dem Staub der Heerstraße, welken Blättern und andern Nichtigkeiten sein Spiel treibt, geht Liscow vor ihm auf."

Diesen beiden Satirikern reiht sich noch ein dritter an, **Kästner,** der zu den geistreichsten Epigrammendichtern unseres Volkes und aller Zeiten gehört.

Kästner. **Abraham Gotthelf Kästner,** 27. September 1719 in Leipzig geboren, war ein so frühreifes Talent, daß er schon als zehnjähriger Knabe den juristischen Vorlesungen seines Vaters mit Nutzen beiwohnen und zwei Jahre später als Student immatrikuliert werden konnte. Außer der Rechtswissenschaft studierte er Philosophie und Mathematik, besuchte Gottscheds literarische Vorlesungen und schrieb für Schwabes „Belustigungen". In seinem 14. Jahre wurde er Notar, im 18. Magister, im 20. begann er seine öffentliche Lehrtätigkeit mit Vorlesungen über Philosophie und Mathematik in Leipzig. Nachdem er rasch zum außerordentlichen Professor emporgerückt war, erhielt er 1756 einen Ruf als ordentlicher Professor der Mathematik nach Göttingen, wo er 44 Jahre lang, bis ins 81. Jahr seines Lebens mit großem Ruhm als Gelehrter wirkte und sich auch als Freund der Poesie durch die eifrige Förderung des Hainbundes erwies. Er starb am 20. Juni 1800. — Die Epigramme Kästners sind scharf und beißend, ja manchmal abstoßend, aber meist nur zu wahr, so wenn er Kepler beklagt, den man fast verhungern ließ:

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg; und starb in Hungersnot.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

Begeistert ist er für seines Vaterlandes Ehre, für seine Sprache, und er scheut sich nicht, Preußens großen König zu fragen:

O König, Deutschlands Ruhm! weswegen zieht dein Ohr
Vom Volk, das du besiegst, die Sprache — deiner vor?

Achtzehn Tage vor seinem Tode schrieb er sich selbst folgende Grabschrift, die dem strenggläubigen Grundton seines Lebens durchaus entspricht:

Von Müh und Arbeit voll kam mehr als hoch mein Leben,
Doch froh in dessen Dienst, der Trieb und Kraft verleiht,
Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben,
Ging ich getrost zur Ewigkeit.

Der bekannteste, beliebteste und einflußreichste unter den Männern des Leipziger Dichterkreises war **Gellert**, dessen Schriften Goethe „das Fundament der deutschen sittlichen Kultur" nennt.

Gellerts Leben.

Christian Fürchtegott Gellert, am 4. Juli 1715 zu Hainichen zwischen Freiberg und Chemnitz im sächsischen Erzgebirge geboren und das dritte Kind eines Predigers unter dreizehn Geschwistern, wuchs unter sehr ärmlichen Verhältnissen auf, empfing seine gelehrte Vorbildung auf der Meißner Fürstenschule und studierte in Leipzig Philosophie und Theologie. Da er wegen seiner großen Schüchternheit von dem geistlichen Beruf absehen mußte, habilitierte er sich 1745 in Leipzig als Dozent der Philosophie und Moral, nahm auch an den „Bremer Beiträgen" einen regen und tätigen Anteil. 1751 wurde er außerordentlicher Professor mit dem selbst für die damaligen Verhältnisse sehr geringen Gehalt von hundert Talern. Um ihn sammelte sich ein stets wachsender Zuhörerkreis (oft über vierhundert), den die größten Säle der Universität kaum fassen konnten. „Die Verehrung und Liebe, welche er von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich," sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" (VI. Buch), der seine Erscheinung dann weiter schildert: „Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswert." Und wenn der geniale Dichterjüngling der „in einem etwas hohlen und traurigen Ton vorgebrachten Ermahnungen, Warnungen und Bitten" des Professors auch bald überdrüssig ward, so konnte er sich doch nicht enthalten, ihn zu lieben und zu verehren wie alle seine Zuhörer. Aber Gellerts Einfluß ging durch

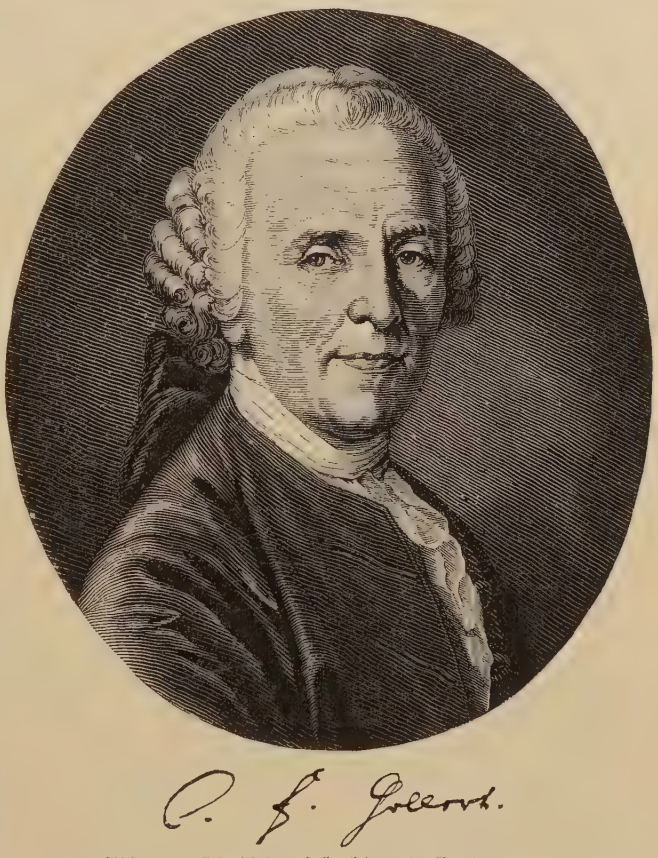


Abb. 113. Christian Fürchtegott Gellert (1775).
Nach dem Gemälde von Graff, gestochen von Haid. (Ausschnitt.)

seine Schriften weit über die Grenzen seines Auditoriums, ja der studierenden Jugend hinaus. Von nah und fern ließ man sich von ihm Hofmeister empfehlen, suchte in Briefwechsel mit ihm zu treten, um von ihm zu lernen; so bat ihn der österreichische Freiherr von Widmann, der kaiserlicher Gesandter in Nürnberg war, in den ehrerbietigsten Ausdrücken, seine Briefe zu korrigieren und ihm zu einem besseren deutschen Stil Anleitung zu geben. Bekannt ist die Unterredung, die Friedrich der Große im Dezember 1760 mit Gellert hatte. Sie ist für Art und Gesinnung beider Männer sehr charakteristisch. Als der Offizier, der den Dichter zu der Audienz abgeholt hatte, ihn als den „Deutschen Lafontaine" vorstellte und der König ihn fragte, ob er Lafontaine gelesen habe, antwortete er: „Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original." Und als er dann auf Wunsch des Königs eine seiner Fabeln („der Maler") rezitiert hatte, meinte dieser: „Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen; das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden." Der König entließ den schlichten sächsischen Moralprofessor mit dem Ausdruck großer Befriedigung und äußerte — wohl nicht ohne einen vergleichenden Blick auf Gottsched — bald nachher bei der Tafel: „C'est le plus raisonnable de tous savants allemands" (Vgl. S. 312). Bauern und Prinzen liebten und ehrten den „guten Gellert" gleichermaßen und suchten es ihm, jeder in seiner Weise, zu betätigen. General Hülsen verschonte seine Vaterstadt ausdrücklich „aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und seine Schriften" fast gänzlich mit Einquartierung. Der überaus tätige Mann hatte leider unaufhörlich mit der Gebrechlichkeit seines Leibes zu kämpfen; um ihm das vorgeschriebene Reiten zu erleichtern, ließ der Kurfürst von Sachsen das sanfteste Pferd seines Stalles auswählen und machte es ihm zum Geschenk; aber alle ihm erwiesene Liebe, Verehrung, Beschenkung konnte dem Leidenden nicht helfen. Seine Kränklichkeit nahm immer mehr zu, aber in seinem festen Glauben fand er Trost bis an seinen nach sehr schmerzvollen Tagen am 13. Dezember 1769 eintretenden Tod, der in ganz Deutschland aufrichtige Trauer hervorrief. In neuester Zeit hat ihm Leipzig im Rosental ein schönes Denkmal gesetzt.

Gellerts Schriften.

Gellert besaß manches von dem, was den Dichter macht, aber ihm fehlte die schaffende Kraft, die schwunghafte Phantasie, die Tiefe und Fülle der Gedanken; das Lehrhafte herrschte in den meisten seiner poetischen Erzeugnisse vor, und doch lebt das Wertvollste seiner Dichtung noch heute — mehr als hundert Jahre nach seinem Tode — frisch in unserem Volke. Seine Fabeln ergötzen noch heute jung und alt, viele seiner geistlichen Lieder trösten, beruhigen, erheben noch immer betrübte, schwankende, zaghafte Gemüter, obgleich sie weder an poetischer Kraft noch an innerer Glaubenstiefe sich mit denen Luthers oder Paul Gerhardts vergleichen lassen. Der Grund dieser auffälligen Erscheinung liegt einmal darin, daß die liebenswürdige, freundlich-fromme Natur Gellerts in seinen Fabeln und Liedern zum vollsten Ausdruck kam, und dann darin, daß sich in ihnen Charaktereigenheiten unseres Volkes abspiegeln, die das beste seines Wesens ausmachen. Daß sie im vorigen Jahrhundert eine so ungeheuere Wirkung hatten, wie ich vorhin andeutete, ist freilich nur aus dem Charakter jener Zeit und ihrer Literatur und daraus zu verstehen, daß er sich an die breite Mittelmäßigkeit wandte. Die Fabeln und Erzählungen, die 1746—48 herauskamen, erschienen der Jugend von damals gegenüber dem innerlich noch ganz gebundenen Kulturzustand wie eine geistige Befreiung. Schon die verständliche, leichte, gefällige Sprache, das „Coulante" des Ausdruckes, wie es Friedrich der Große in seiner Unterredung mit Gellert treffend bezeichnete, hatten für die damaligen Hörer und Leser etwas Entzückendes; noch vielmehr fesselte der Inhalt. Wie naiv schalkhaft waren doch die Sticheleien auf die Eitelkeit, Wandelbarkeit und die angeborene List der Frauen! Wie treffend war seine Zeichnung der „Widersprecherin," so daß noch heute gern citiert wird:

Fabeln.

Hochwürdiger,

Hochzuehrender Herr Abt,

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ein Werk überrei-
chen darf, das seines Innhalts wegen Ihrer Auf-
merksamkeit und Critik würdig ist. Wer kann
von Gedichten der Religion gewisser urtheilen, als
Sie; und wer wird es lieber thun? Wie glücklich
werde ich mich schätzen, wenn Ihr Ausspruch für
meine Oden und Lieder günstig ausfällt! Aber
ich will Ihren Beyfall nicht durch Bitten erschleichen;
ich will ihn entbehren, wenn ich ihn nicht verdiene,
und mich mit der guten Absicht trösten, die ich
bey dieser Arbeit gehabt, oder doch zu haben mich
stets bemüht habe. Lesen Sie mich also, Theuerster

Brief **Gellerts** aus **Leipzig** vom 18. März 1757 an den Abt **Jerusalem** zu **Braunschweig.**

Aus **Georg Kestners** (†) Autographensammlung.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Gedanken und Bestrebungen wie die Fabeln und Erzählungen. So wird in der „kranken Frau“ die auf den Tod Erkrankte schnell wieder gesund, als sie eine moderne Andrienne (Schleppkleid), um die sie eine Freundin beneidet hat, zum Geschenk erhält und damit Staat machen kann. Sein ebenfalls verschollener Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin G.“ — übrigens der erste soziale Roman in Deutschland — ist voll abenteuerlicher Empfindsamkeit und einer Lebensauffassung, die als Ergebung in die Fügungen des Schicksals hingestellt wird, aber oft ans Frivole grenzt. So findet sich der erste Gemahl der Gräfin, den sie für tot gehalten, nach vielen Jahren zurückgekehrt, mit ihrem zweiten Manne ganz gemütlich mit den Worten ab: „Seht zu Eurer Strafe Eure vorige Gemahlin in meinen Armen . . . Sie hat Euch geliebt, und Ihr habt es verdient; und wenn ich sterbe, so liebt sie Euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehen, sondern nur das Unglück vorzuwerfen.“

Zu Gellerts geistlichen Liedern, die zumeist einen lehrhaften, verstandesmäßigen Charakter haben, bilden die schwärmerisch-mystischen, aus der Brüdergemeinde hervorgehenden Jesuslieder, insonderheit die ihres Stifters und Hauptsängers Zinzendorf, einen seltsamen Gegensatz.

Zinzendorf. **Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf** war 1700 zu Dresden geboren. Sein Taufpate war Spener; im Pädagogium zu Halle wurde er unter A. H. Franckes Augen erzogen. 1722 gründete er die Brüdergemeinde Herrnhut, wo er am 9. Mai 1760 nach einem vielbewegten, reichgesegneten Wirken starb. Sein Wahlspruch: „Ich habe nur eine Passion, das ist Er, nur Er,“ nämlich Jesus, pulsiert in seinen zahlreichen Liedern, die zum Teil der rechten evangelischen Nüchternheit entbehren und in tändelndes Spielen mit dem „Lämmlein“ 2c. ausarten, von denen aber manche (Jesu, geh voran! — Herz und Herz vereint zusammen, — Die wir uns allhier beisammen finden 2c.) mit Recht Eigentum der ganzen evangelischen Kirche geworden sind. Noch schwärmerischer waren andere Herrnhuter Dichter, — Zinzendorf selbst hat später das sehr umfangreiche Brüdergesangbuch von vielen Auswüchsen gereinigt, die es verunzierten.

Durch Hagedorn und Gellert war die lange vernachlässigte **Fabel** und zugleich die kleine komische Erzählung von neuem in Aufnahme gekommen und beliebt geworden.

Lichtwer. Zunächst nahm sich **Magnus Gottfried Lichtwer,** Regierungsrat in Halberstadt, (1719—1783) Gellert zum Vorbilde und gab 1748 „Vier Bücher Äsopischer Fabeln in gebundener Schreib-Art“ heraus, erreichte ihn aber nicht in der Gemütlichkeit und dem köstlichen Humor seiner Darstellung, obgleich Gottsched sie „zu den schönsten zählte, die unser Deutschland aufzuweisen habe“. Er schadet sich selbst nur zu oft durch seine angehängte triviale Moral, wie z. B. in der oft noch sehr gerühmten Katzenmusik „Die Katzen und der Hausherr“: „Tier und Menschen schliefen feste,“ wo die Lehre, daß „blinder Eifer nur schade,“ das bißchen Witz vollends zu schanden macht. Dagegen sind einige ganz vortreffliche Erzählungen darunter, so die Geschichte vom „kleinen Töffel“, der auch als erwachsener Mann den Namen nicht los werden konnte, auch die „seltsamen Menschen“, in denen die Kartenspieler verspottet werden, u. a.

Pfeffel. Außer Lichtwer ist noch zu erwähnen **Gottlieb Konrad Pfeffel** (1736—1809) aus Colmar, der neben einer Reihe von Bänden lyrischer Gedichte auch nach Gellerts Muster Tierfabeln und Erzählungen geschrieben hat. Am bekanntesten sind sein „Ochs und Esel“ (die sich beim Spaziergang um die Wette zanken) und seine „Tabakspfeife“ (Gott grüß Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?).

Nächst Leipzig nimmt das benachbarte **Halle** eine Hauptstelle unter den Städten ein, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Mittelpunkten der Literatur wurden. Durch den Spenerisch-Franckeschen Pietismus (vgl. S. 284) war die dortige Universität seit ihrer Gründung der Hauptsitz der neuen Theologie geworden, und späterhin war auch die neue Philosophie von dort ausgegangen. Einer der dortigen Dozenten, Baumgarten, wandte nun auch die Grundsätze der Philosophie auf das Wesen des Schönen an und rief damit eine ganz neue Wissenschaft, die Ästhetik (die Lehre vom Schönen) ins Leben. Nach seinem Fortgange von Halle machte einer seiner Schüler, G. F. Meier, diese bisher nur lateinisch vorgetragene Lehre durch deutsche Bearbeitung größeren Kreisen zugänglich, brachte sie auch in ein näheres Verhältnis zur deutschen Dichtung und trat mit einigen jüngeren Dichtern in eine enge Verbindung, woraus eine neue Dichterschule erwuchs, die — bald von Gottsched abgefallen — sich zuerst an die Schweizer, dann insbesondere an die Hagedornsche Lebensauffassung und Dichtungsweise anschloß. Ihre Bedeutung aber liegt darin, daß sie durch ihre Begeisterung für Friedrich d. Gr. und seine Taten der Poesie neue Ideale zuführte.

Hallischer Dichterkreis. Baumgarten. G. F. Meier.

Dieser **Hallesche Dichterverein** oder, wie er auch genannt wird, die preußische Dichterschule (im Gegensatz zur sächsischen, und weil der auf Friedrich den Großen sich konzentrierende preußische Patriotismus bald das Bindeglied für viele von ihnen ward), wurde durch drei junge Männer begründet, die ebenfalls zu den Vorboten der neuen Blütezeit gehören. Es waren Gleim, Götz und Uz, die 1739 in Halle studierten, ein enges Freundschaftsbündnis schlossen und gemeinsam, angeblich nach Anakreons Vorbilde, Wein und Liebe feierten, und denen sich dann später andere anschlossen. Doch waren die Muster dieser **Anakreontiker** nicht die echten, uns fast gänzlich verlorenen Poesien des griechischen Dichters Anakreon, der um 530 v. Chr. am Hofe des samischen Tyrannen Polykrates lebte, sondern die Erzeugnisse der römischen und byzantinischen Kaiserzeit, deren späten Ursprung schon ihre meist gesuchte Naivetät verrät. Sie besangen den frohen tändelnden Lebensgenuß, das Trinken und Küssen, unter dem Schutze griechischer und römischer Gottheiten: Cupidos, Amors, des Bacchus und der Venus, und zu Ehren ihrer Schönen, welche abwechselnd Delia, Chloe, Lesbia oder ähnlich heißen. Obgleich dieser poetischen Spielerei der Name der „anakreontischen Poesie der Grazien" beigelegt wurde, war doch weder von Poesie noch von Grazie viel darin zu spüren. Dennoch dauerte sie bis in die sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts fort, ja Gleim ließ sich noch als würdiger Kanonikus in Schlafrock und Pantoffeln von seinen „griechischen Schätzchen", d. h. den Musen, die „Nektarschale füllen" und das ergraute Haar „mit Rosen schmücken"; und mit den Freunden fand kein brieflicher Austausch statt ohne Liebesliedchen und Freundschaftsküsse, ja förmliche Liebeserklärungen (vgl. S. 336 f.). Doch auch Besseres ging aus diesem Kreise hervor; indem diese Männer — „**Vater Gleim**" an der Spitze — die patriotische Lyrik begründeten, haben sie sich unstreitig Verdienste um die deutsche Literatur erworben.

Anakreontiker.

Joh. Wilh. Ludwig Gleim wurde am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt geboren, kam vom Gymnasium zu Wernigerode auf die Universität Halle, um die Rechte zu studieren, wo der vorhin erwähnte Ästhetiker Baumgarten einen großen Einfluß auf ihn hatte und sein Dichtertalent weckte. Nach vollendetem Studium bekleidete er verschiedene Stellen als Hauslehrer und Sekretär (so 1745 im Kriege bei dem Fürsten Leopold von Dessau), dann als Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt; endlich wurde ihm ein Kanonikat an dem nahen

Gleims Leben.

Stifte Walbeck verliehen, in dem er 45 Jahre verblieb. Während dieser langen Zeit benutzte er sein reichliches Einkommen, Gutes zu tun und besonders unbemittelte strebsame Talente zu unterstützen. Klopstock besingt in einer Ode an Gleim dessen „brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein", und Goethe sagt von dem gutherzigen Kanonikus: „Er hätte ebensowohl des Atemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ." Die Bildnisse seiner Freunde ließ er auf seine Kosten malen und hängte sie neben dem seinigen in einem besonderen Zimmer auf, das er seinen „Musen- und Freundschaftstempel" nannte. Dort werden sie noch heute, ebenso wie seine reiche Bibliothek, sein ausgedehnter Briefwechsel mit den meisten seiner berühmten Zeitgenossen sorgfältig aufbewahrt unter der Aufsicht des Kuratoriums der Gleimschen Erben, und zu diesen Reliquien wallfahren noch immer viele, wie einst Goethe im Jahre 1805. Bis in sein hohes Alter blieb „Vater Gleim" frisch und fast jugendlich kräftig — vor allem erhielt er sich bis zuletzt sein warmes Vaterlandsgefühl und empfahl noch 1800 den Wahlspruch: „Deutsche Treue, deutscher Wein, Ganzer und nicht halber Rhein!" — Als hochbetagter Greis starb er am 18. Februar 1803 und ward in seinem Garten bestattet.

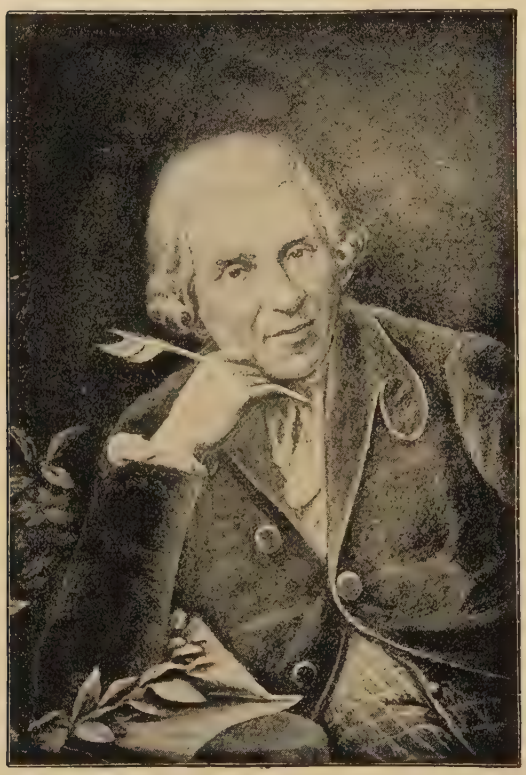


Abb. 115. Joh. Wilh. Ludwig Gleim.
Nach dem Ölgemälde von H. Ramberg im Freundschaftstempel zu Halberstadt.

Gleims Dichtungen.

Gleims erste dichterische Arbeiten erschienen 1744 unter dem Titel „Versuch in scherzhaften Liedern". Damit war die anakreontische Poesie eröffnet, bald hieß ihr Autor unter seinen Schmeichlern nur „der deutsche Anakreon." 1766 ließ er „Lieder nach Anakreon", eine freie Übersetzung seines Lieblingsdichters, folgen. Poetischen Wert hatten alle diese Reimereien ebensowenig wie seine Schäfergedichte, in denen er ein sorgloses Schlaraffenleben: „gemächlich essen, trinken und lieben, endlich furchtlos sterben" als das höchste Ideal unseres Daseins in ermüdend wiederholter Eintönigkeit ausmalt. Ganz mißlang sein Versuch, die Romanze auf deutschen Boden zu verpflanzen, obgleich er sich einbildete, damit den rechten „Volkston" getroffen zu haben; dafür hielt er nämlich Verse wie folgende:

Die Eh' ist für uns arme Sünder ein Marterstand;
Drum, Eltern, zwingt doch keine Kinder ins Eheband 2c.

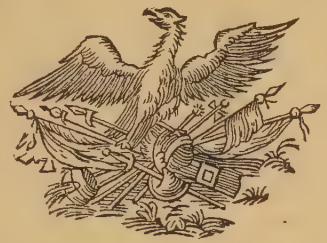
Preußische
Kriegslieder

in den

Feldzügen 1756. und 1757.

von

Einem Grenadier.



Mit neuen Melodien.

Berlin, 1778.

Siegeslied
nach der Schlacht bey Prag,
den 6ten May 1757.

Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer,
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis!
Voll Gott und Vaterland.
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Titel und Textprobe aus Gleims Grenadierliedern. Genaue Wiedergabe des Drucks von 1778 nach dem Exemplar der Verlagshandlung.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Es waren nichts als Mordgeschichten im Bänkelsängerton, für den Leierkasten geeignet. Nicht besser waren seine „Lieder für das Volk". Wertvoller sind seine Fabeln, die er zuerst eigens für den Kronprinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) dichtete; noch manche von ihnen sind in unserer Kinder Mund, so „Die Gärtnerin und die Biene" („Eine kleine Biene flog Emsig hin und her und sog ꝛc."), „Der Greis und der Tod ꝛc." Auch unter seinen Erzählungen sind einige ganz artige und gefällige, so die „Milchfrau," „die Eiche und der Kürbis" u. a. m.

Preußische Kriegslieder.

Ein wesentlich kräftigeres Gepräge tragen seine **„Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier,"** welche zuerst auf einzelnen Blättern (1758—1778) ohne seinen Namen erschienen (Vgl. die Beilage Nr. 72). Der dichterische Wert der meisten ist freilich für unseren Geschmack nicht sehr groß, am wenigsten sind es Volkslieder, denn dazu fehlt ihnen der Reim, auch enthalten sie zuviel lange Schilderungen, bildliche Redensarten, ja sogar gelehrt mythologische Anspielungen. Aber Goethe sagte, im Anschluß an sein von mir zitiertes Wort über die Einwirkung Friedrichs des Großen auf die deutsche Poesie (S. 307), über sie: „Sie behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der Tat entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt. Auch Lessing schätzte sie und schrieb zu der ersten „gesammelten Ausgabe" der „Preußischen Kriegslieder" ein Vorwort, in dem er u. a. sagt: „Alle seine Bilder sind erhaben, und alle sein Erhabnes ist naiv." Es ist eben nicht zu verkennen, daß durch diese Lieder das vaterländische Element wieder in der Literatur zu Ehren kam und daß die in ihnen atmende Gesinnung den Patriotismus und die Begeisterung der Zeitgenossen für Friedrich den Großen weckte und nährte. Ein religiöser Grundzug geht durch diese Lieder:

Gott donnerte, da floh der Feind:
Singt Brüder, singet Gott!

Denn Friederich, der Menschenfreund,
Hat obgesiegt mit Gott!

heißt es z. B. in dem Siegesliede nach der Schlacht bei Lowositz (1756). Welch ein warmes patriotisch begeistertes Herz in seiner Brust schlug, beweisen seine späteren Kriegslieder, als dunkle Zeiten über Preußen hereinbrachen. Da ruft er:

Auf dann, die Waffen in der Hand
Zu haben Ruhm und Sieg,

Vom Reiche nicht ein Körnchen Sand,
Sonst ewig, ewig Krieg!

Und den greisen Sänger verließ auch die Hoffnung nicht, als noch schlimmere Tage hereinbrachen. Fast prophetisch klingen seine Worte:

Wir werden wieder Brüder
Und eh' wir's uns versehn, wieder
Die fest vereinten Deutschen sein!

wie er denn schon im Dezember 1792 die kühne Prophezeiung, deren Erfüllung er nicht erleben sollte, wagte: „daß die Deutschen noch in Paris nachsehen würden, was für Früchte die Freiheitsbäume getragen."

Mit rührender Treue hing Gleim an seinem Königshause. Noch als einundachtzigjähriger Greis sann er darauf, demselben eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Am 19. Oktober 1800 schrieb er an die Königin Luise (vgl. Beilage 73):

„Allerdurchlauchtigste Königin,
Allergnädigste Landesmutter.

„Der alte Ein und achtzigjährige Gleim hörte, Ew. Königlich Majestät wünschten einen Gesang zu haben, den Sie am Ersten Tage des neuen Jahrhunderts dem Allergnädigsten Landes-Vater singen könnten! Der alte Gleim, von dieser Sage begeistert, machte solch einen Gesang!*) Halten's Ew. Königl. Majestät dem alten

*) S. Gleims sämtliche Werke. Halberstadt 1812. VI. Band S. 329.

Patrioten zu Gnaden! Er nimmt sich die Freyheit, den Gesang in Abschrift hiebey zu überreichen und dessen Composition, wenn Er allerhöchsten Beyfall erhält, und die Wahl eines guten Componisten der allergnädigsten Landesmutter unterthänigst zu überlassen, mit getreuester Devotion ersterbend.

Halberstadt, den 19. Oct. 1800.

Ew. Königl. Majestät unterthänigster Knecht der Canonicus Gleim."

Auf diesen mit noch kräftiger, wenn auch hie und da mit undeutlicher Hand geschriebenen Brief antwortete die edle Fürstin in der liebenswürdigsten Weise. Die ihr eigenen zierlich klaren Schriftzüge, welche in der Beilage (Nr. 74) getreu wiedergegeben sind, bedürfen keiner Erläuterung.

Ein Gleim poetisch überlegenes Talent aus dem Hallenser Kleeblatt war Uz.

Uz.

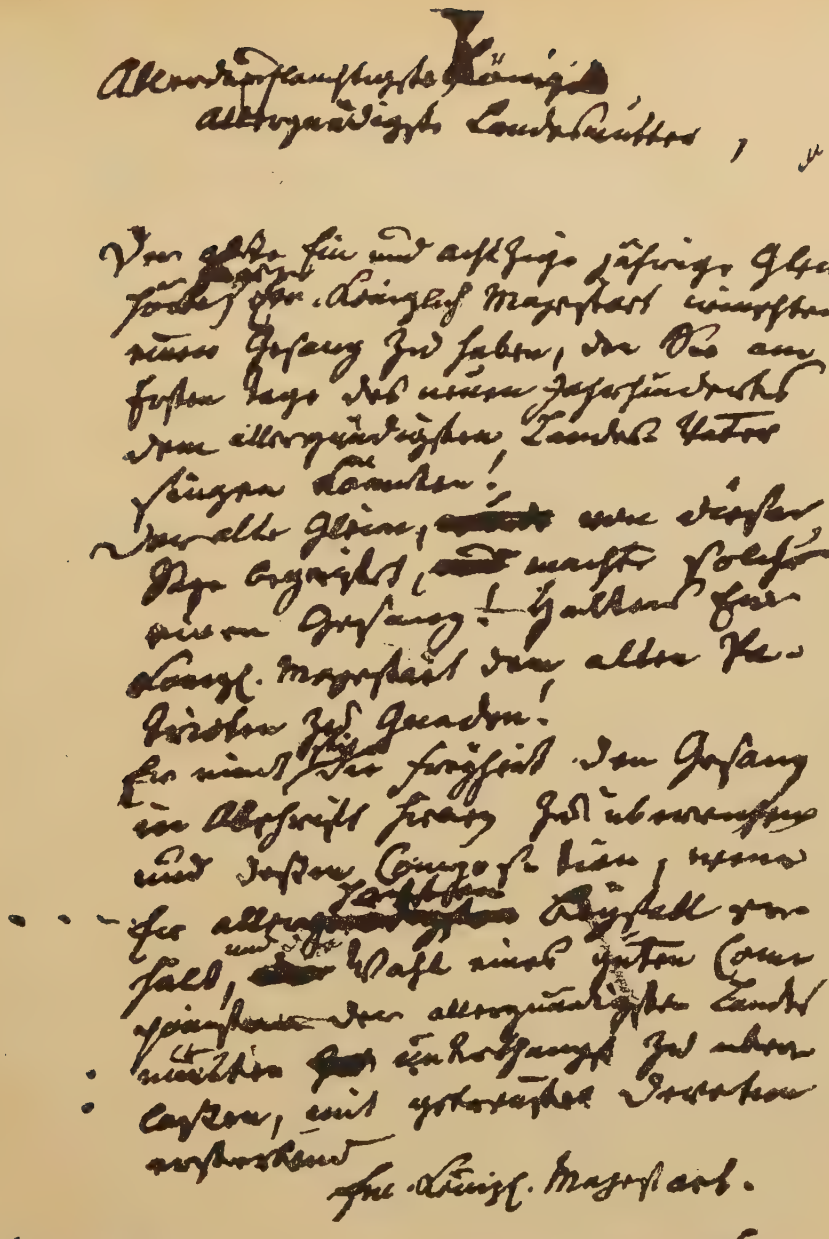
Johann Peter Uz, 3. Oktober 1720 zu Ansbach geboren, dichtete bereits auf dem Gymnasium und beteiligte sich in Halle, wo er die Rechte studierte, auch an dem Studium und der Übersetzung des Anakreon. In seine Vaterstadt zurückgekehrt wurde er Sekretär beim Justizkollegium, später Assessor, erst 1790 Direktor des Landgerichts. Als dann infolge der Resignation des Markgrafen von Ansbach dessen Länder an Preußen fielen, wurde er zum Geheimen Justizrat und Landrichter in Ansbach ernannt. Die Nachricht davon erhielt er jedoch erst wenige Stunden vor seinem Tode (12. Mai 1796). — Von den anakreontischen Liedern, die sich durch größere Beweglichkeit der Form und durch melodischen Wohllaut vor denen seiner Genossen auszeichnen, wandte er sich bald ernsteren Stoffen zu und dichtete Oden im Klopstockschen Stile, die nicht ohne höheren Schwung sind. Selbst in seinem Lehrgedicht **„Theodicee"** gelingt es ihm, den an sich trockenen Stoff mit poetischem Leben zu durchdringen. Auch in den patriotischen Ton Gleims stimmt Uz mit ein; mit ganzer Seele steht er auf Friedrichs Seite und hofft auf seinen Sieg, aber sein Herz trauert über Deutschlands Zerrissenheit und Zwietracht.

Theodicee. Patriot. Lieder.

Götz dagegen, der dritte aus dem Hallenser Freundesbunde, konnte aus dem anakreontischen Grazienkultus sein Leben lang nicht herauskommen.

Götz.

Johann Nikolaus Götz, am 9. Juli 1721 zu Worms geboren und erzogen, widmete sich dem geistlichen Stande, studierte aber in Halle neben der Theologie Ästhetik 2c. Nach vollendeten Studien kam er als Hauslehrer nach Lothringen und lernte die große Welt Frankreichs und Voltaire kennen. Auch weiterhin war sein Leben viel bewegt. Mit dem französischen Regiment Royal allemand zog er 1747 als Feldprediger nach Flandern und Brabant in den Krieg. Danach kam er zu Hornbach in der Pfalz ins Pfarramt, rückte bald in Amt und Würden seines Standes herauf und starb am 4. November 1781 als Superintendent in Winterburg. — Götz, welchen Herder den „Vielformigen" nannte, beherrschte die mannigfaltigsten lyrischen Formen, die Elegie, die Ode, besonders aber das Madrigal, Triolett 2c. mit solcher Gewandtheit, daß man darüber die Gedankenarmut, die in allen diesen Spielereien und Tändeleien sich breit machte, ganz vergaß. Selbst Friedrich der Große ließ sich dadurch bestechen; das einzige Gedicht, das er in seiner Abhandlung „De la litérature allemande" lobend hervorhob, war ein ganz barockes Reimwerk von Götz, **„Die Mädcheninsel,"** von dem er sagt: „Die Verse sind voll Geist, und mein Ohr wurde durch die klangvollen Laute, die ich unserer Sprache nicht zugetraut hätte, angenehm berührt." In diesem „geistvollen" Gedicht erreicht Athamas, der Held desselben, auf einer einsamen Insel gescheitert, aber durch die Gunst der Göttin Venus von reizenden Mädchen umflattert, ein Alter von hundert



Eigenhändiges Konzept Gleims zu einem Briefe an die Königin Luise vom 19. Oktober 1800.

Auf den damit übersandten Festgesang zur Wende des Jahrhunderts bezieht sich der umstehende Dankbrief der Königin.

Potsdam

den 30ten Oct.

1800.

Der alte ehrwürdige Patriot hätte mir keine größere Freude gewähren können als durch die Übersendung seines schönen Liedes. Es ist — als wäre es in meiner Seele gedichtet — und ich statte dem edlen Verfasser meinen besten Dank dafür ab. Möchten doch recht viele Herzen in unseren glücklichen friedlichen Staaten, so fühlen, und möchten Sie doch recht lange noch in ihm glücklich singen, und der Stimme uns ferner Zuhörende bleiben

Luise.

Brief der **Königin Luise** an Gleim vom 30. Oktober 1800.

Danksagung der Königin auf Gleims mit umstehendem Briefe (Beil. No. 73) übersandtes Gedicht. Die Originale beider Handschriften befinden sich im Gleimschen Freundschaftstempel zu Halberstadt.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Jahren, so daß selbst Zeus neidisch auf den Glücklichen herabsieht. Endlich stirbt er, und nun heißt es zum Entzücken der damaligen Zeit:

Bruder Amor, betrübt, daß ihm sein Lehrer gestorben,
Schreibt durchs Cyprische Reich eilend ein Trauerfest aus:
Balsamieret den Leib und stellt mit festlichem Pompe
Mein wohlriechend Skelett hoch auf der Mutter Altar
Mit zwey Tafeln voll Liebesgesetz' in den duftenden Händen,
Über welchen in Gold zierlich die Überschrift blinkt:
„Dies ist Athamas' Rest, des hundertjährigen Jünglings,
Dessen Reden und Thun immer voll Grazie war."

Aus dem großen Kreise jugendlicher Dichter, die sich um „Vater Gleim" scharten, verdient vor allem Erwähnung **E. Chr. von Kleist,** der von Gleim zum Dichten angeregt ihm treu blieb bis in seinen tapferen Soldatentod. Ewald Chr. von Kleist.

Abb. 116. Ewald Christian von Kleist, nach einem gleichzeitigen Stich.

Autograph aus einem eigenhändigen Briefe Kleists an Baron v. Brandt, datiert: Potsdam, 12. Okt. 1755. Im Besitze des Herrn W. Künzel in Leipzig.

Ewald Christian von Kleist, den 7. März 1715 zu Zeblin in Pommern geboren, studierte in Königsberg i. Pr. die Rechte, wurde aber nach beendigtem Studium durch ungünstige Verhältnisse genötigt, den Gedanken an den Civildienst aufzugeben und auf die Einladung eines in dänischen Diensten stehenden Generals in die dänische Armee einzutreten. Auf Befehl Friedrichs II. kehrte er jedoch zurück und wurde 1740 als Leutnant im Regiment des Prinzen Heinrich in Potsdam angestellt, aber sowohl seine beschränkten Vermögensverhältnisse wie die Roheiten seiner Kameraden machten ihm das Leben schwer, und er geriet in häufige Streitigkeiten. Eine Wunde, die er in einem Duell erhielt, war die Veranlassung, daß Gleim, der damals Hauslehrer bei Kleists Obersten war, ihn aufsuchte, woraus das innige Freundschaftsbündnis

Abb. 117. Titelkupfer aus Kleists „Frühling", Ausgabe von 1753. Salomon Geßners erste Radierung (vgl. S. 305. 358 f.). Als Probe der Bücherausstattung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

zwischen den beiden Männern erwuchs. In den Jahren 1744—45 machte Kleist den Feldzug in Böhmen mit und kehrte dann nach Potsdam zurück. Nun nahm er die durch Gleims Anregung schon früher begonnene Beschäftigung mit der Poesie ernstlicher auf, obgleich es damals unter den Offizieren für eine Schande galt, ein Dichter zu sein. 1751 zum Stabskapitän befördert wurde er in die Schweiz auf Werbung geschickt

und lernte dort Bodmer und Breitinger, auch Wieland kennen. Ebenso brachte ihn seine nächste Beförderung zum Major, als welcher er mit seinem Regiment nach Leipzig marschierte, mit den dortigen Dichtern, auch mit Lessing, in freundschaftliche Beziehungen, der fortan seinen Dichtungen mit lebhafter Teilnahme folgte und später seinen Tod aufs schmerzlichste empfand. In den Feldzügen 1758/59 zeichnete er sich durch persönliche Tapferkeit in hervorragender Weise aus. Auch in der heißen Schlacht bei Kunersdorf, am 12. August 1759, war er allen voran. Als er an der Spitze seines Bataillons eine feindliche Batterie stürmte, wurde er an der rechten Hand verwundet, sofort nahm er den Degen in die Linke und setzte seinen Sturmlauf fort, da zerschmetterte ihm eine Kartätschenkugel das rechte Bein und warf ihn zu Boden. So schwer verwundet wurde er von Kosaken all seiner Kleider beraubt und in einen Sumpf geworfen. Erst am folgenden Tage wurde er aufgefunden und, nachdem seine Wunden notdürftig verbunden waren, nach Frankfurt a. O. gebracht, wo er trotz der sorgsamsten Pflege am 24. August 1759 starb.

Daß seine Jugendgeliebte wider ihren Willen einem reichen Manne in die Ehe folgte, dies trieb Kleist aus der Sorglosigkeit seiner ersten anakreontischen Lieder in ernstere, oft schwermütige Lebensauffassung und Poesie. Dazu trug noch der Widerspruch in seinem Innern zwischen Neigung und Beruf bei, denn mit Widerstreben hatte er den Soldatenstand erwählt, der ihm nur vor dem Feinde Befriedigung gewährte. Wo sein Herz am liebsten weilte, davon zeugt sein bedeutendstes Werk **„der Frühling"**, in dem er sich nicht nur Gleim, sondern den meisten Dichtern dieses Kreises überlegen erwies. Das mit Begeisterung aufgenommene Gedicht besteht aus einer Aneinanderreihung von Naturschilderungen, die aber in wahrhaft dichterischem Sinne durchgeführt sind. Vortrefflich treten darin die großen Gegensätze friedlich stillen Glückes und gewaltsamer Verheerung hervor, und von den trüben Bildern des Krieges wendet sich der hoffende Blick auf die ersehnten Friedensjahre. Das Gedicht ist in Hexametern abgefaßt, denen eine Vorschlagssilbe vorgesetzt ist. Es beginnt: Kleists Frühling.

Em- | pfangt mich, heilige Schatten! ihr hohen belaubten Gewölbe,
Der ernsten Betrachtung geweiht, empfangt mich und haucht mir ein Lied ein
Zum Ruhm der verjüngten Natur! Und ihr, o lachende Wiesen,
Voll labyrinthischer Bäche! Betaute blumige Täler!
Mit eurem Wohlgeruch will ich Zufriedenheit atmen. Euch will ich
Besteigen, ihr duftigen Hügel, und will in goldenen Saiten
Die Freude singen, die rund um mich her aus der glücklichen Flur lacht ꝛc.

Den hier angeschlagenen idyllischen Ton hat Kleist auch in anderen Gedichten fortgeführt, von denen **„Irin"** das bekannteste ist. Neben den weichen und innigen Klängen fehlt es aber keineswegs an energischen und kriegerischen Weisen in seinen Dichtungen. Mannhaft und markig ist seine „Ode an die preußische Armee" von 1756, in der sich der ganze Zorn eines preußischen Kriegsmannes über die allgemeine europäische Verschwörung gegen Friedrich den Großen und die feurigste Begeisterung für seinen König und dessen gerechte Sache ausspricht. Zum Schluß gibt er seinem heißen Wunsch, bald an dem Kampfe teilnehmen zu können, einen Ausdruck: Irin.

Auch ich, ich werde noch, vergönn es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn
Und find' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel!

Beides hat er gefunden, der tapfere Sänger. In den Schlußversen eines kleinen Heldenepos **„Cissides und Paches"** (zwei Freunde, Thessalier, die den Opfertod im Kampfe fürs Vaterland gegen die Athener erleiden) hat er sich selbst ein Denkmal gesetzt: Cissides u. Paches.

Ihr Krieger, die ihr meiner Helden Grab
In später Zeit noch seht, streut Rosen drauf
Und pflanzt von Lorbeern einen Wald umher!
Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung wert. — Wie gern sterb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängnis ruft.
Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüstenei
Verwandelten; als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug, und achtete
Der teuren Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt —
Doch es verzagt nicht drin, das treue Land:
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an.

Ein anderer Freund Gleims war **J. G. Jacobi,** mit dem er einen höchst charakteristischen Briefwechsel in den Jahren 1766—68 unterhielt und mit dem er dann lange Jahre in Halberstadt zusammen lebte.

Joh. Georg Jacobis Leben.

Johann Georg Jacobi, am 4. September 1740 zu Düsseldorf geboren, der ältere Bruder des als Philosoph und Romandichter bekannten Friedrich Heinrich Jacobi, studierte in Göttingen und Helmstedt Theologie, daneben auch Philosophie und Sprachen, so daß er sich später von einem Freunde nach Halle ziehen ließ, wo er als Professor ohne Gehalt Vorlesungen über die schönen Wissenschaften hielt. Bald danach lernte er dort auch Gleim kennen, der von nun an einen großen Einfluß auf ihn und sein Leben hatte; durch ihn ermuntert wandte er sich mit erneutem Eifer der Poesie zu und war höchst beglückt, als er 1768 durch seines Freundes Vermittelung auch eine Präbende am Collegiatstift St. Mauritii und Bonifacii in Halberstadt, das damals noch ein Mittelpunkt des deutschen Literaturlebens war, erhielt. Gleim war außer sich vor Freude, seinen Jacobi so nahe zu haben, und meinte, nun sei die Zeit gekommen, in Halberstadt die langerträumte „deutsche Akademie der Wissenschaften" ins Leben zu rufen. Dazu kam es zwar nicht, allein einige Jahre, gemeinsam der Dichtkunst geweiht und in inniger Freundschaft verlebt, folgten nun. Jacobi mochte es aber doch schließlich des Guten zu viel werden; 1774 ging er nach Düsseldorf, um dort die „Iris", eine Quartalsschrift, „der sittlichen und ästhetischen Ausbildung des schönen Geschlechtes gewidmet", unter Gleims Mitwirkung herauszugeben, kehrte bald aber nach Halberstadt zurück, von wo aus er sein Blatt entsandte, zu dem u. a. auch Goethe Beiträge lieferte. Im Jahre 1784 folgte er einem Rufe Kaiser Josephs II. als Professor der schönen Wissenschaften nach Freiburg im Breisgau; dort vermählte er sich in schon vorgerücktem Alter mit einer jungen Schwarzwälderin und lebte, von seiner Umgebung und seinen Schülern geliebt und geachtet, vielseitig tätig, fast noch volle zwei Jahrzehnte. Am 4. Januar 1814 starb er daselbst.

J. G. Jacobi konnte sich lange von dem Gleimschen Einflusse nicht losmachen und das „Spielen mit Götterchen und Amoretten", wie es Wieland nannte, aufgeben. Der bereits erwähnte Briefwechsel (S. 329) zwischen beiden zeigt, bis zu welcher Fieberhöhe die Krankheit der Zeit gestiegen war. So schreibt z. B. Gleim einmal an Jacobi: „Ich stand unter dem Baume mit den roten Äpfeln, und da, mein lieber Freund, da gab ein Geist mir einen Kuß; der Genius meines Jacobi war es, oder er selbst. Er küßte völlig so, wie mein Jacobi küßt. So wie seine Verse von allen anderen Versen, so unterscheide ich seine Küsse von allen anderen Küssen. Es war eilf Minuten auf Dreie; dachten Sie da an mich, mein lieber

Aus Jacobis und Gleims Briefen.

Freund, so war es gewiß Ihr Geist, der mich küßte. Übermorgen um eilf Minuten auf Dreie stehe ich wieder unter dem Baum mit den roten Äpfeln, wenn Sie etwa nur auf dieser Stelle mich küssen wollen." — Jacobis Briefstil an Gleim ist aus folgender Probe zu ersehen: „Höre, lieber Amor, du der weiseste unter deinen Brüdern, höre meine Bitte. O schleiche hin zu meinem Freunde, und wenn er, in Papieren vertieft, dich nicht sehen will, so klettere auf den höchsten Stoß Akten, rausche mit den Flügeln, wie Chloes Vögelchen, das von ihr vergessen wird; und hört er noch nicht, so nimm ihm die Feder, so greife nach der Leier und drohe sie zu verstimmen, bis er voll Ungeduld dir zu sprechen erlaubt. Dann Amor, dann nenne mit traurigem Tone meinen Namen, sag' ihm, daß mir kein Morgen mehr schön, kein Abend mehr heiter ist. Sag ihm alles, kleiner, gütiger Gott, sag es ihm weinend, denn einen Amor kann er nicht weinen sehen. Er wird sich hinsetzen und an seinen Jacobi schreiben."

Jacobis Gedichte.

Schon 1769 schien sich Jacobi zu ermannen, als er an einen Freund von Halberstadt aus schrieb: „Hier haben Sie ein kleines Gedicht auf eine hiesige Schauspielerin, worin kein einziger Amor vorkommt. Überhaupt werde ich den Knaben bald abschaffen, damit er bei mir nicht zum Invaliden wird." Schon seit der Herausgabe der „Iris", besonders aber nach seiner Trennung von Gleim kam ein ernsterer Gehalt in Jacobis Dichtung, die sich nun an Goethe fortbildete und glücklicher entwickelte. Manche seiner Lieder, die in der „Iris" erschienen, sind fälschlich Goethe zugeschrieben worden, eines von ihnen hielt dieser selbst für seines Geistes Kind und nahm es in die Sammlung seiner Gedichte auf. Es ist das folgende, zuerst in der „Iris" 1776 ohne Angabe des Verfassers, dann in Jacobis sämtlichen Werken Band III. [1819. 3. Ausg.] S. 108 abgedruckte:

Sommer-Tag.

Wie Feld und Au'
So blinken im Tau;
Wie Perlen schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch den Hain
Die Lüfte so rein!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach! aber da,
Wo Liebchen ich sah
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt —
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit?

Ein warmer, tiefempfundener Ton geht durch alle seine späteren Lieder, oft ernst, ja schwermütig, aber immer naturwahr und anmutend. So besingt er das Familienglück, die Mutterliebe, und gibt seinem Glauben an ein ewiges Leben einen warmen Ausdruck in der „Linde auf dem Kirchhofe", von dem Anfange:

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,

Zur Wolke schwebst und mit dem Fuß
Auf Totenhügeln stehest —

bis zu den Schlußversen:

O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen:

Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen.

Der Kritiker dieses ganzen Dichterkreises, dem übrigens auch Lessing seine Gedichte (sogar den „Nathan") zur Beurteilung und Durchfeilung übergab, und der darüber zuletzt in eine unbarmherzige Korrigierwut geriet, war der damals hochgerühmte **Ramler**, den Eichendorff nicht übel „den poetischen Exerziermeister seiner Zeit" genannt hat.

Ramlers Leben.

Karl Wilhelm Ramler, geb. den 15. Febr. 1725 zu Kolberg, erhielt seine Schulbildung in den Waisenhäusern zu Stettin und Halle, wo — außer Kirchenliedern —

Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott" (S. 289) die einzige Poesie war, die er zu sehen bekam; und doch stammt schon aus seiner Schulzeit eine „Ode auf Friedrich II.", die er im Jahre der Thronbesteigung seines Königs dichtete. 1742 bezog er die Universität zuerst in Halle, ging dann nach Berlin, wo er Gleim kennen lernte, der ihn von dem verhaßten Studium der Theologie befreite, indem er ihm eine Hauslehrerstelle verschaffte. 1748 erhielt er eine Anstellung als „Maître", d. h. als Professor der schönen Wissenschaften an der Berliner Kadettenschule. Seine Stelle war kärglich besoldet, und doch hielt er darin treu aus bis an seines großen Königs Tod, den er unablässig in seinen Oden besang, ohne je nach einem Lohn von „seinem so herzlich besungenen Helden" zu verlangen; „ein Sänger", meinte er, „der nicht gedungen worden, könne keine Belohnung fordern; der König möge sie denen erteilen, die ihr Leben für ihn gewagt". Friedrich Wilhelm II. setzte ihm ein Jahrgehalt von 800 Talern aus und ernannte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Später wurde er Engels Mitdirektor des königlichen Nationaltheaters; am 11. April 1798 starb er.

Ramler.

Abb. 118. Karl Wilhelm Ramler und die Muse. Gez. von B. Rode, gest. von E. Henne. Vom Titel des I. Bandes von Ramlers „Poetischen Werken" (Berlin, 1800). Unterschrift eines eigenhändigen Schreibens Ramlers „à Mademoiselle Oeser à Leipzig", datiert Berlin, 9. April 1785. Aus der Autographensammlung Georg Kestners †.

Ramlers Hauptverdienst bestand in seiner Korrektheit und Formenvollendung, die u. a. in seiner Übersetzung der Oden des Horaz wohltuend hervortrat. In beiden steht er allerdings unübertroffen da, aber sie können doch den Mangel an dichterischer Schaffenskraft nicht ersetzen. Auch das rethorische Pathos, das in seinen pomphaften Oden sich geltend macht, kann uns weder begeistern noch erwärmen. In alcäischen, sapphischen und anderen antiken Versen singt er von Liebe, und seine Schönen heißen Chloe, oder Delia u. ä. Außer Übersetzungen des Horaz, Catull und Martial schrieb er auch Kantaten, einige ganz mythologisch, einige allegorisch, einige christlich, wie z. B. den durch Grauns schöne Komposition berühmt gewordenen „Tod Jesu". Eine aufrichtige Begeisterung und eine männliche Vaterlandsliebe zeigt sich in seinen zahlreichen

Oden auf Friedrich II., aber in ihrer mythologischen Vermummung blieben sie dem Volk von Anfang an fremd. Jupiter streitet für seinen königlichen Helden, und als Apoll kehrt der Sieger des Orkus zurück! — In der Ode „an die Stadt Berlin" fragt „die Göttin des berlinischen Stromes", die Najade der Spree:

„Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrichs Volke
Und donnerte den Feind zurücke?
Warf nicht Latonens Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
Vor seines Mörders Blicke?"

An dieses Auftreten des Berliner Stromes mag Schiller gedacht haben, als er in einem seiner Xenien die „Spree" folgendermaßen sich äußern läßt:

„Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll; aber ich schweige seitdem."

Zu Gleims Schützlingen gehörte endlich auch eine Frau, **die Karschin**, die übrigens zumeist ihren romanhaften Erlebnissen ihren Ruhm verdankt.

Karschin.

Anna Luise Karschin wurde am 1. Dezember 1722 auf einem schlesischen Bauernhofe, dem „Hammer", einer Meierei an der Grenze Niederschlesiens, als die Tochter des Bauerngastwirtes Dürbach geboren. In einigen Briefen an J. G. Sulzer, einen geborenen Schweizer und Bodmers Schüler, der zuerst die Züricher Dicht- und Geschmackslehre in Preußen vertrat, hat sie ihr Leben bis zum Jahre 1761 erzählt, außerdem auch eine gereimte Skizze ihres Lebensganges entworfen. Aus beiden citiere ich hie und da. Bei einem Oheim lernte sie lesen und schreiben, ja selbst einige lateinische Vokabeln. Aber ihrer Mutter war das ein Greuel, und sie nahm sie nach kurzer Zeit von ihm fort. „Mein Oheim segnete mich, und ich reiste mit seinen Tränen auf meiner Wange ab." Nun mußte sie zunächst ihren Stiefbruder warten, dann das Vieh auf die Weide treiben. Bei letzterer Beschäftigung erwachte ihr Trieb zum Dichten, der weitere Nahrung in einigen Büchern fand, die sie in den Händen eines Hirtenknaben entdeckte. Trotz der Einsprache ihres Stiefvaters suchte sie sich dadurch fortzubilden. Von einem

Abb. 119. Anna Luise Karschin.
Nach einer Radierung von G. F. Schmidt von 1763. (Ausschnitt.)
Unterschrift eines eigenhändigen Schreibens der Karschin.
(Autographensammlung Georg Kestners †.)

Dienste, in den sie als Magd trat, hoffte sie Erleichterung, allein ihre Herrin war eine harte Frau, die sie bei schwerer Arbeit hungern ließ. In das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt konnte sie sich allerdings satt essen, aber sie befand sich oft in Todesangst bei den täglichen heftigen Zänkereien derselben. Als ihr Stiefvater starb, war sie fünfzehn Jahre alt, und noch hatte sie nichts gelernt als die dürftigen Elemente, die ihr inzwischen auch verstorbener Oheim ihr beigebracht hatte. Ein Jahr darauf suchte sich die Mutter ihrer zu entledigen, indem sie das arme Mädchen an einen heftigen Geizhals, der sie Hunger leiden ließ, verheiratete. In allem Jammer dieses Lebens ermüdete sie nicht, sich fortzubilden und sich durch das Erlernte zu trösten. — Jahre waren so vergangen, da kam eines Abends ihr Mann, etwas berauscht, nach Hause, warf lustig den Hut auf den Tisch und rief lachend: „Vivat! Es lebe der König von Preußen! Er hat die Erlaubnis zur Ehescheidung gegeben. Höre, Luise, was meinst du, wenn wir die ersten wären, die sich scheiden ließen?“ Aus dem Scherz wurde Ernst, und so löste sich ihr erster unglücklicher Ehebund; sie kehrte zu ihrer Mutter zurück, die alsbald darauf Bedacht nahm, sie schnell wieder zu verheiraten. So schwer es ihr ward, sie willigte ein und gab ihre Hand dem Schneider Karsch und „ward auf lange drückende Jahre gefesselt“. Ihr zweiter Mann war ein Müßiggänger und Trunkenbold, der sie in die bitterste Not stürzte, der die Kleider seiner Kinder verkaufte, um seinem Laster frönen zu können, der sie mißhandelte. Aber sie „vertraute dem alles versorgenden Gott“, und ihr Vertrauen wurde nicht zu Schanden. Ein von ihr gedichtetes Leichencarmen lenkte die Aufmerksamkeit urteilsfähiger Personen auf sie: sie bekam Bücher zu ihrer Fortbildung und fand Gelegenheit, sich durch Gedichte bei festlichen Anlässen etwas Geld zu verdienen. 1755 siedelten die Ehegatten nach Glogau über: „meine Familie ward vermehrt, ich war Mutter von vier Kindern und noch immer die Gattin eines nicht zu bessernden Mannes.“ Unter der pöbelhaften Behandlung desselben blieb sie aber stets geduldig, pflichttreu und unermüdlich in der Ausübung ihres dichterischen Talentes. Endlich nahte für sie die Stunde der Erlösung — während ihr Mann ins Feld hatte ziehen müssen, wurde der schlesische Freiherr von Kottwitz auf sie aufmerksam und nahm sie mit nach Berlin. „Dem, der einst von pflugziehenden Rindern zum Völkerbeherrscher gerufen ward, erfüllte wohl Freude das Herz, aber mich machte sie trunken“, ruft sie in der Erinnerung an ihren Einzug in die Königsstadt aus. Dort kam sie bald in die Mode — es wurde Sitte, sie bei sich zu sehen und sich von ihr besingen zu lassen. Sulzer nahm sich ihrer an — und durch „den deutschen Horaz, den gedankensingenden Ramler“ lernte sie Gleim kennen, der sie sogleich als deutsche Sappho begrüßte. Ja er kam nach Berlin und veranstaltete eine Sammlung ihrer Gedichte. Im Herbst machte sie auch einen Besuch in Halberstadt und „lebte dort dreißig Tage, freudenreich und liederreich für mich“. Als sie nach Berlin zurückgekehrt war, verschafften ihre Freunde ihr sogar eine Unterredung mit Friedrich d. Gr., der ihr versprach, sich ihrer anzunehmen, es aber trotz ihrer wiederholten Gesuche nicht tat; endlich suchte er sie (1773) durch ein spöttisches Geschenk von zwei Talern abzuschrecken — kühn genug schickte sie es sofort durch die Post zurück mit den Worten:

„Zwei Taler gibt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück —
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.“

Auch diese Keckheit, über die der alte Herr in Sanssouci gewiß herzlich lachte, half ihr nicht. Erst Friedrich Wilhelm II. tat etwas für sie. Auf eine gereimte Bitte der Karschin ließ er ihr durch Geheimrat Wöllner ankündigen, „daß ihr ein Haus in Berlin gebaut werden sollte, ausgeziert mit allen Allegorien der Musen“. In diesem Hause lebte sie noch einige Jahre und starb darin am

12. Oktober 1791. Ihre Tochter, die ebenfalls dichtete, Karoline Luise von Klencke, gab die Gedichte der Mutter mit deren Biographie heraus. Im Jahre 1853 ist dieses merkwürdige Leben auch von Hermann Klencke (unter dem Pseudonym Hermann v. Maltitz) als Roman behandelt worden. — Das Haupttalent der Karschin bestand in einer außerordentlichen Fertigkeit, Verse zu machen; bei jeder Gelegenheit flossen ihr dieselben aus dem Stegreife vom Munde, es war aber meist nur gereimte Prosa. Und doch war sie nicht ohne poetische Empfindung und sinnige Gedanken, aber sie war durch die Not in eine handwerksmäßige Betreibung des Versemachens hineingekommen; der übertriebene Weihrauch, welcher ihr, der in allerhand Lebensbedrängnis so lange umhergetriebenen Frau von niedrigem Stande, ganz besonders gefährlich werden mußte, machte eine künstlerische Ausbildung unmöglich. Außer zahllosen Gelegenheitsgedichten verfaßte sie die sogenannten „sapphischen", die sie Gleim widmete, und eine große Reihe patriotischer Oden, in denen man von 1762 an Ramlers Einfluß deutlich merkt, so in der Ode „An die Klio wegen des Königs"; außerdem religiöse Gesänge. Doch erhebt sie sich im Patriotischen wie im Religiösen nie über ein pomphaftes Pathos. So ruft sie 1763 ihrem König, „dem Vater des Vaterlandes im Namen seiner Bürger" zu:

Du kommst, und dein Triumph ist mehr als römisch prächtig;
Nicht über Sklaven jauchzen wir,
Nicht über nachgeführte fremde Königsschätze
Und Kronen, die der Sieger nahm;
Nein, über dich, Monarch, in welchem der Gesetze
Beschützer glorreich wieder kam.

Am genießbarsten sind diejenigen ihrer Lieder, in denen sie ihre eigne Herzens- und Lebenserfahrung ausspricht und ihrem Danke gegen Gott und Menschen einen Ausdruck verleiht, so in dem Gedicht an den Freiherrn von Kottwitz, das mit folgenden Versen schließt:

Auf überlebtes Elend blick' ich nieder
Und nenne deinen Namen laut vor einer Welt,
Der dieses dir geweihte Opfer meiner Lieder
Wie deine schöne Tat gefällt.

2. Neue Bahnen.

Der heftige Streit, der zwischen den Leipzigern und Zürichern schon Jahre lang dauerte, hatte die literarische Luft gereinigt, und freien Fluges war hie und da ein kleineres oder größeres poetisches Talent emporgestiegen. Der große Philosoph und Dichter auf dem Königsthron, der nur in französischer Sprache seinem reichen Gedankenleben und seinen ernsten Studien einen Ausdruck gab, der aber doch in der Faust ein deutsches Schwert führte, und dem auch in der Brust ein deutsches Herz schlug, hatte angefangen, eine ganze Schar von Dichterlingen zu patriotischem Sange zu begeistern, aber noch hatten seine markige Persönlichkeit und sein machtvolles Heldenleben nicht die volle Wirkung gehabt, die sie weiterhin auf die deutsche Poesie ausüben sollten. Noch waren die beiden großen Dichter nicht geboren, welche die neue Blütezeit unserer Literatur in ihrem vollen Glanze repräsentieren, da erschienen (1748) namenlos in den Spalten der „Bremer Beiträge" die ersten Gesänge

Friedrich der Große.

eines Dichterwerkes, das mit einemmal die Poesie in ihrer ursprünglichen, nicht zu erlernenden, nicht zu erwerbenden Macht wieder offenbarte (S. 320). Der Messias. Klopstocks „Messias" war in der Tat ein bahnbrechendes Werk, aus christlich poetischer Begeisterung heraus geboren, das selbst den Kreis, aus dem es hervorgegangen, überraschte und in Erstaunen setzte. Trotz Gottscheds ohnmächtiger Zornausbrüche übte die hier offenbarte Kraft eines gottbegnadeten Dichters eine geradezu hinreißende Wirkung auf die Zeitgenossen, die wir in etwas nachzufühlen vermögen, wenn wir die Mühe nicht scheuen, uns durch ein paar Bände der Opitzianer, Hofmannswaldauer, Gottschedianer und Anakreontiker durchzuarbeiten, dann Klopstocks Gedicht aufschlagen und irgend eine Stelle der ersten Gesänge unbefangen auf uns wirken lassen. Dann werden wir erkennen, daß die deutsche Literatur an einen großen Wendepunkt gelangt war, daß sie fortan neue Wege einzuschlagen begann. Und der erste Bahnbrecher für die neue Zeit war Klopstock.

Klopstocks Leben. **Friedrich Gottlieb Klopstock** wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg am Harz in dem noch erhaltenen Häuschen gegenüber dem ehrwürdigen Dom und der Kaiserpfalz geboren. 1732 zog sein Vater als fürstlich Mansfeldischer Kommissionsrat und Pachtinhaber nach der Herrschaft Friedeburg a. S. Dort wuchs der Knabe in ländlich anmutiger Gegend auf, welche ihm den Sinn weckte für die Schönheit der Natur, und unter der treuen Fürsorge ernst gerichteter Eltern, die den Keim zu seiner religiösen Begeisterung in ihm pflanzten. Der Vater war ein vielseitig gebildeter und in seinem Berufe sehr tüchtiger Mann von tiefer Frömmigkeit und ernstem Streben. Von der Mutter Anna Maria, Tochter des Ratskämmerers Schmidt zu Langensalza (1703—1773), bewahrt der Freundschaftstempel zu Halberstadt ein Gemälde auf, welches Gleim für den Sohn hatte anfertigen lassen. Auch mehrere Briefe von ihr und ihrem Gatten sind in den Besitz der Gleimschen Familienstiftung übergegangen. Sie war eine treue Mutter, die ihre Familie — neun Töchter und acht Söhne, von denen der Dichter der älteste war — vortrefflich, wenn auch mit etwas zu nachsichtiger Liebe erzog. Sonst war sie keine geistig hervorragende Frau, doch vermochte sie mit Verständnis den Arbeiten ihres Sohnes zu folgen. Auch sandte ihr Klopstock stets eins der ersten Exemplare seiner Dichtungen.

Im dreizehnten Jahre kehrte Klopstock nach Quedlinburg zurück und besuchte das dortige Gymnasium. Drei Jahre später (1739) kam er nach Schulpforta. Dort erwachte der dichterische Trieb in ihm und fand reiche Anregung und Nahrung durch das Studium der alten Klassiker, wie durch die seit Weise (S. 283) üblichen poetischen Schulexercitien. Außer „wohlgeratenen Schäfergedichten" entwarf er damals schon den Plan zu einer Epopöe „Heinrich der Vogler" und bald darauf, durch Miltons „Verlorenes Paradies" angeregt, auch zu seinem „Messias". In seiner sehr beachtenswerten Abschiedsrede von der Pforte über die epische Poesie pries er den großen Briten, den er einem „himmlischen Genius" verglich. Auf der Universität Jena, die er 1745 bezog, um Theologie zu studieren, schrieb er die ersten drei Gesänge seines Epos in Prosa nieder, weil er über die Versart nicht mit sich ins Reine kommen konnte. In Leipzig, mit dem er Jena im zweiten Studienjahre (Sommer 1746) vertauschte, entschied er sich für den Vers Homers, den damals in deutscher Sprache noch ungewöhnlichen, obgleich schon von Gottsched empfohlenen und angewandten Hexameter; durch seinen Vetter Schmidt, mit dem der junge Dichter zusammenwohnte, kam das bisher als Geheimnis gewahrte Werk vor einem der Mitarbeiter der „Bremer Beiträge" ans Tageslicht, der

sich das Manuskript für die Zeitschrift ausbat, in der es im Frühling 1748 namenlos erschien. Es erregte unerhörtes Aufsehen. Auch seine ersten Oden fallen in die Leipziger Zeit. Als sich dann der Freundeskreis auflöste, dem Klopstock mit schwärmerischer Hingebung anhing und den er in den Wingolf-Oden verewigt hat, übernahm er in Langensalza eine Hauslehrerstelle. Seine dort erwachte erste Jugendliebe zu der unter dem Namen „Fanny" oft besungenen Tochter des Bruders seiner Mutter, Marie Schmidt, war ebenso glühend von seiner wie unerwidert von ihrer Seite. Das stimmte ihn schwermütig und machte ihm seine schon ohnehin beschränkte Stellung geradezu unleidlich. Da hörte er von Gärtner, daß Bodmer für den „Messias" schwärme, und sofort beschloß er, an ihn zu schreiben, sich als seinen dankbaren Jünger zu bekennen, ihn in alle Geheimnisse seines Herzens einzuweihen. Bodmer wurde Feuer und Flamme, als er Klopstocks Brief empfing, setzte alles in Bewegung, um für seinen jungen Schützling eine Bahn zu schaffen, schrieb an Haller und andere Freunde dringende Briefe, ja, er ging damit um, den „Messias" ins Französische zu übersetzen, um Friedrich den Großen darauf aufmerksam zu machen. Da aber alles vergeblich war, lud Bodmer ihn zu sich nach Zürich ein. Klopstock nahm es nicht sofort an. Es mochte ihm schwer werden, sich von Fanny zu trennen, und doch fragte er Bodmer in seinem Dankschreiben für die Einladung nicht nur nach der Gegend und den Freunden, sondern auch sehr naiv: „Wie weit wohnen Mädchen ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen sie glauben, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte?" Freilich motiviert er es durch sein dichterisches Bedürfnis, indem er hinzufügt: „Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Denker sein will." Aber er wünscht doch auch, daß „die Mädchen nichts von seiner Geschichte wissen möchten," um nicht „vielleicht sehr ohne Ursache zurückhaltend" zu werden. Bodmer ging auf alle diese Fragen bereitwillig ein. In einer langatmigen Ode

A M Klopstockin

Abb. 120. Anna Maria Klopstock, des Dichters Mutter, in ihrem 67. Lebensjahre.
Nach dem Originalgemälde von B. Calau (1770) im Gleimschen Freundschaftstempel zu Halberstadt.
Unterschrift eines Briefes der Klopstockin an den „Hoch Edelgebohrenen Hochgeehrtesten Herrn Dom Secretarius Gleim" von Quedlinburg, 21. Okt. 1755. Im Besitz der Gleimschen Familienstiftung (Nr. 28).

„Verlangen nach Klopstocks Ankunft", die er dem Messias-Sänger zuschickte, versicherte er ihn:

Hier sind auch Mädchen, zwar sind sie nicht Fannys, doch Schwestern der Fanny.
Eine Fanny nur hatte die Schöpfung,
Aber sie hat Klarissen, Areten und kluge Pamelen,
Männliche Seelen in weiblicher Bildung,
Fähig, die Weisheit, das Vorrecht des höheren Manns, zu empfinden 2c.

Als alle diese Vorfragen erledigt waren, reiste er im Juli 1750 nach Zürich, wo ihn der Dichterfreund in seinem gastlichen Hause begeistert empfing. Wohl mochte dem jungen Dichter das Herz aufgehen bei solcher Begrüßung und in einer solchen Umgebung. Das noch heute erhaltene Haus stand damals wie ein Musentempel oberhalb (jetzt innerhalb) der Stadt, auf deren Türme und Dächer es herabschaute, an einen mit Fichten gekrönten Rebenhügel gelehnt, mit einem entzückenden Blick auf die Kette der Albisberge mit dem hohen Ütli und auf den Züricher See mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Talufern: „eine wahrhaft idyllische Wohnung", wie Goethe sie nennt, der neunundzwanzig Jahre später hier auch den „Patriarchen" begrüßte. Ungeachtet der ersten beiderseitigen Begeisterung stellte sich doch bald eine Ernüchterung ein — die beiden hatten sich in ihrer Phantasie ein ganz anderes Bild von einander gemacht, als sie es in Wirklichkeit fanden. Namentlich konnte der etwas kleinstädtisch-pedantische, sechsundzwanzig Jahre ältere Herr sich nicht in das ungebundene, lebenslustige Wesen seines Gastes finden, der seinerseits die Eigenheiten und Grillen seines Gastfreundes sehr lästig fand und nicht die geringste Rücksicht darauf nahm, ja sich überhaupt wenig um ihn kümmerte. Die Fortsetzung des „Messias" hatte Klopstock ganz aus dem Auge verloren über allerhand lustigen Umgang, den er in der Stadt gefunden. „Er denket nicht nach," klagt Bodmer in einem uns erhaltenen Briefe, „was für ein gutes, großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade ziemlich in Widerspruch; er ist nicht heilig."

Abb. 121. Bodmers Haus in Zürich, die gastliche Dichterherberge.

Dagegen dichtete Klopstock Oden, die einen ganz anderen Geist atmeten. Die Freude an der Natur, an dem Verkehr mit gleichgestimmten Freunden und

schönen Mädchen, an dem Wein kamen zum Ausdruck in der Ode: „der Zürcher See“, welche auf einer fröhlichen Fahrt bald nach des Dichters Ankunft entstand. Bodmer, der sich daran nicht beteiligt hatte, wurde dadurch keineswegs versöhnt. Auch die an ihn selbst gerichtete Ode stimmte ihn nicht milder. Seine Hoffnung, den Dichter ganz allein zu genießen, war zu schmerzlich getäuscht worden. Immer weniger verstanden sich die beiden Männer, welche die Poesie trotz mancher gemeinsamer Grundgedanken ganz verschieden auffaßten. Die poetische Büchergelehrsamkeit, auf welche der alte Herr so großes Gewicht legte, war dem jugendlichen Dichter, der nur aus der Fülle des Lebens schöpfen wollte, gründlich zuwider. Bodmer aber konnte es nicht verstehen, wenn Klopstock ihn versicherte, daß oft nach fröhlichem Gelage ihm die heiligsten und schönsten Verse am besten gelängen. Endlich verließ der Gast zu Bodmers großer Betrübnis ganz sein Haus und zog zu einem jüngeren Freunde in die Stadt. Darüber kam es zu einem offenen Bruche zwischen den beiden, der erst nach langwieriger Bemühung der gemeinsamen Freunde, namentlich durch Breitingers Vermittelung beigelegt wurde; doch wurde das alte Verhältnis nie wieder hergestellt.

Nachdem Klopstock acht Monate in der Schweiz zugebracht, reiste er im Februar 1751 ab infolge einer Einladung des Königs Friedrichs V. von Dänemark, der ihm durch seinen Minister, Grafen Bernstorff ein Jahresgehalt von 400 Reichstalern zur unabhängigen und sorgenfreien Vollendung seines Werkes, dazu Reisegeld nach Kopenhagen angeboten hatte. Dem Könige von Dänemark war deshalb auch der bald darauf (1751) erscheinende erste Band des Messias, der fünf Gesänge enthielt, in einer Ode gewidmet. In dem Vorbericht dazu heißt es: „Der König der Dänen hat dem Verfasser des Messias, der ein Deutscher ist, diejenige Muße gegeben, die ihm zur Vollendung seines Gedichtes nötig war.“ So ging denn sein Weg nach Norden. Unterwegs, in Hamburg, lernte er Meta Moller (eigentlich Margarete Möller geheißen), seine spätere Frau, kennen. Sie war die Tochter eines angesehenen Hamburger Kaufmanns (geb. 16. März 1728). Mit großer Begeisterung begrüßte sie ihn, als er mit einem Empfehlungsschreiben ihres gemeinsamen Freundes Giseke sie aufsuchte. Die drei Tage, welche er in Hamburg verweilte, widmete er ihr fast ausschließlich, las ihr Stücke aus dem Messias und seine neuesten Oden vor, und so wurden sie rasch „ganz ernsthaft Freunde“. Darüber schwand das Bild Fannys immer mehr aus seinem Herzen, und bald richtete er an Meta feurige Liebesoden, in denen er sie als „Cidli“ besang. Von Kopenhagen, wo er drei Jahre vom König geachtet und von Bernstorff stets als Freund behandelt lebte, trat er mit ihr in einen lebhaften Briefwechsel. Manche Ode entstand in dieser glücklichen Mußezeit, aber der „Messias“ schritt nur langsam vor. Erst 1755 erschienen wieder fünf neue Gesänge. Ein Jahr zuvor hatte er sich mit Meta in Hamburg verheiratet und lebte mit der reich gebildeten, dabei einfach und häuslich gearteten Frau im glücklichsten Ehebunde. Doch nur vier Jahre des Zusammenlebens waren ihnen vergönnt. Am 28. November 1758 wurde sie ihm durch den Tod entrissen. Er setzte ihr ein Denkmal durch Herausgabe ihrer hinterlassenen Schriften, die manches Ansprechende in Versen und Prosa, wenn auch nichts Selbständiges, enthielten. Auf ihrem Grabstein im Dorfe Ottensen bei Altona setzte er den von ihr selbst dazu auserwählten Vers seiner Messiade: „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen.“ Stets bewahrte er ihr ein liebendes Andenken, und noch vierzehn Jahre später gedachte er ihrer in dem fünfzehnten Gesange seines großen Gedichtes:

Späte Träne, die heute noch floß,
Zerrinn mit den anderen tausenden, welche ich weinte.

In den Jahren 1759—1762 lebte er abwechselnd in Quedlinburg, Braunschweig und Halberstadt; dann reiste er wieder nach Kopenhagen, wo er bis 1771 blieb.

Neben dem langsam fortschreitenden „Messias“ (1768 erschien der 11. bis 15., 1773 der 16. bis 20. Gesang) schrieb er mehrere Dramen, so „die Hermannsschlacht“ im Jahre 1768, die er dem Kaiser Joseph II. zueignete, der ihm dafür eine goldene,

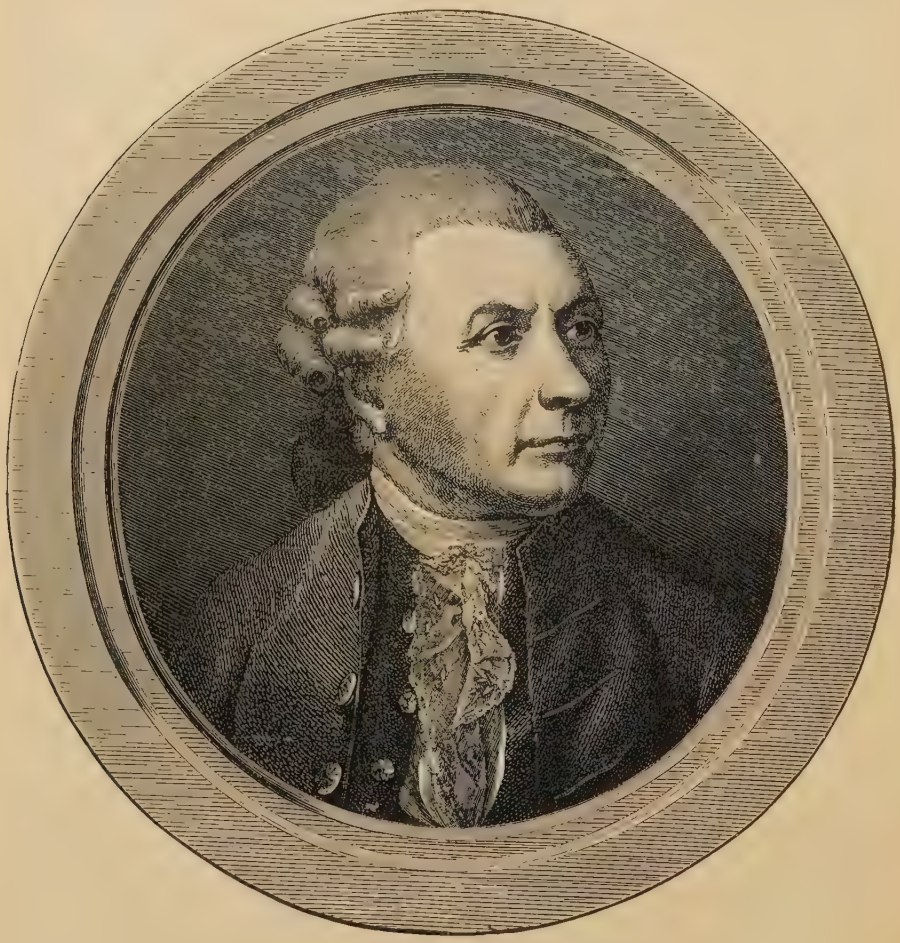


Abb. 122. Klopstock im mittleren Mannesalter. Nach einem gleichzeitigen Stich. Autograph aus einem Schreiben Klopstocks an Metas Schwestern, datiert: Itzehoe, 21. Juni 1759; im Besitze des Dr. med. C. N. Caspar in Hamburg. Vgl. Lappenbergs Briefe von und an Kl. S. 145.

mit Brillanten besetzte Medaille schickte. Der Kaiser schien ihn auch ganz nach Wien ziehen zu wollen, die Unterhandlungen darüber zerschlugen sich aber. Als sein Freund, der Graf Bernstorff, im September 1770 durch Christians VII. Günstling Struensee verdrängt wurde, ging Klopstock unter Beibehaltung einer Pension mit dem Titel eines königlich dänischen Legationsrates nach Hamburg, wo er mit Ausnahme der kurzen Zeit (Sept. 1774 bis März 1775), die er in

Der

Meßias

ein

Heldengedicht.

HALLE,
bey Carl Herrmann Hemmerde.
1749.

Titel der ersten Separatausgabe der drei ersten Gesänge von **Klopstocks** „Messias“ (1749).

Nach dem Original der Dresdener Bibliothek.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Der Messias.

Erster Gesang.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf; er thats, und vollbrachte die grosse Versöhnung.

Aber, o Werk, das nur GOtt allgegenwärtig erkennet
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im stillen hier bete;

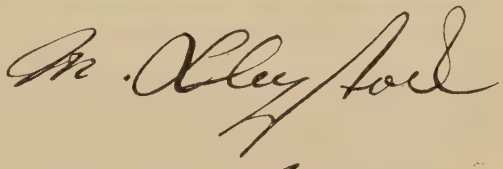
Anfang des ersten Druckes von **Klopstocks** „Messias“ aus Band IV, Stück 4 der „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ sog. „Bremer Beiträge“ (Bremen und Leipzig 1748).
Nach dem Exemplar der Dresdener Bibliothek.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Karlsruhe auf Einladung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden zubrachte, bis an seinen Tod wohnte. Die Anfänge der französischen Revolution hatte er mit großem Enthusiasmus begrüßt und dichterisch gefeiert. Wie Schiller wurde auch er dafür von den neuen linksrheinischen Machthabern zum französischen Ehrenbürger ernannt. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Als die Greuel der Schreckensregierung im Königsmorde gipfelten, ergriff ihn leidenschaftlicher Schmerz und Zorn, dem er in mehreren seiner Oden („Mein Irrtum" u. a.) einen entrüsteten Ausdruck gab. Seitdem schwieg seine Muse, doch blieb er geistig rege und tätig; neben Übersetzungen, grammatischen und metrischen Untersuchungen bereitete er eine neue Gesamtausgabe seiner Werke vor, von welcher er jedoch nur die ersten Bände erscheinen sah. In hohem Alter (1791) vermählte er sich mit seiner vieljährigen Freundin, Johanna Elisabeth von Winthem, geb. Dimpfel, einer Nichte Metas, die mit ihrer Liebe seinen Lebensabend erheiterte und verschönte. Am 14. März 1803 starb er und wurde am 22., einem heiteren, kühlen Frühlingsmorgen, an der Seite seiner Meta in Ottensen mit fürstlichen Ehren unter Beteiligung einer zahllosen Volksmenge zur Ruhe bestattet.

Eine Geschichte seines Lebens und seiner Schriften hat neuerdings Franz Muncker auf Grund der sorgfältigsten Forschungen herausgegeben.

Das Thema seines großen Epos, des „Messias", ist die Erlösung der Menschheit durch Christus, wie er es zu Anfang hervorhebt (Ausg. v. 1799. Vgl. Beil. 75, 76):



geborene M. Moller,

Abb. 123. Klopstocks erste Frau Meta (Margaretha), geb. Moller. Nach einer Photographie des Ölgemäldes von M. F. Quadel, im Besitze der Frau Hauptmann v. Issendorf geb. v. Winthem.

Autographen aus Briefen Metas an Gleim. (Von der Braut aus Hamburg, 6. Mai 1753; von der Frau aus Quedlinburg, 30. Juli 1754.) Im Besitz der Gleimschen Familienstiftung zu Halberstadt. (Nr. 28.)

Der Messias.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getötet und verherrlichet, wieder erhöht hat! —
Also geschah des ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf: er tat's und vollbrachte die große Versöhnung.

Mit dem Beschluß der drei Personen der Gottheit über das Werk des Heilandes beginnt die Erzählung und geht dann — bald auf Erden, bald im Himmel, bald in der Hölle spielend — fort bis zur Auferstehung und zur Himmelfahrt Christi im Geleite lobsingender himmlischer Heerscharen, welche seine Taten von Ewigkeit zu Ewigkeit verherrlichen. Dieser Stoff, die Erlösung des verderbten Menschengeschlechts durch den gottgesandten Messias, war an sich für ein erzählendes Gedicht großen Stiles, also für ein Heldenepos wohl geeignet, auch die Anlage echt episch: die Vorbereitungen im Himmel, die Gegenströmungen in der Hölle, die Durchführung der Tat auf Erden mit dem Siege bei der scheinbaren Niederlage des Helden und sein Triumph. Da jedoch sein Werk nur die Leidensgeschichte des Herrn behandelte (man vergleiche es in dieser Hinsicht wie in der rein epischen Behandlung mit dem Heliand!) und der Held somit nur leidend war, so reichte der Stoff für ein großes Epos nicht aus. Daher in der Ausführung der stete Wechsel zwischen epischer und lyrischer Darstellung und Stimmung, in der des Dichters eigentliche Begabung lag, daher als Ergänzung das oratorische Beiwerk und die eingeschobenen idyllischen Episoden.

„Seine Sphäre ist immer das Ideenreich," sagt Schiller von ihm, „und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden." Und so prägt sich von den zahllosen Figuren des Gedichtes keine einzige dem Gedächtnis des Lesers ein; selbst der liebenswürdige sentimentale Teufel Abbadona, der die Damen jener Zeit zu Tränen rührte, so daß sie den Dichter aufs herzbeweglichste anflehten, das arme Geschöpf doch zuletzt noch zu begnadigen (was er denn auch im 19. Gesang wirklich tat), entbehrt der festen Züge, die ihn zu einer unterscheidbaren Gestalt machen könnten. An Stelle der Handlung tritt die Empfindung, die sich in Ausrufungen und Versicherungen über das Unzureichende menschlicher Sprache zur Darstellung göttlicher Dinge erschöpft, und dazu halten alle die Engel und Seraphin unendlich lange Reden, die den Fortgang der Handlung ermüdend verzögern. Das macht sich besonders geltend in den letzten zehn Gesängen, die, in so langen Zwischenräumen entstanden, notwendig matter und matter werden mußten. Trotz dieser Mängel war das Epos ein Triumph der freischaffenden Phantasie eines echten Künstlers, der wiedergab, was er geschaut und innerlich erlebt hatte, in einer bis dahin unerhörten Vortragsweise und Sprache. Die Erzählung der Evangelien bot nur den an äußeren Geschehnissen wie an Charakteristik kargen Grundstock. Die dichterische Erfindungskraft spann diesen geringen Stoff aus. Sie brachte eine Fülle neuer Tatsachen, suchte aus den oft nur schattenhaften Persönlichkeiten der Apostel, Freunde und Feinde des Messias volle, runde Gestalten aus Fleisch und Blut zu schaffen (man denke an Judas, Nicodemus, Kaiphas), kaum angedeuteten, wie der Gemahlin des Pilatus, Namen und Charakter zu geben, stellte neue eigener Erfindung auf, welche aus des Dichters eigenen Erlebnissen, seiner Liebe und Freundschaft Leben gewannen wie Cidli, Semida u. a., bevölkerte endlich Himmel und Hölle, rein aus dichterischer und religiöser Phantasie.

Und dies alles in einer Sprache und in einer Form, die noch heute unübertroffen sind. Mit Recht nannte Herder Klopstocks „Messias" „nächst Luthers Bibelübersetzung das erste klassische Buch unserer Sprache". Und das ist es trotz des fremden, des antiken Versmaßes. Mit sichrem Sprachgefühl und schöpferischer Kraft hat der Dichter aus dem Hexameter eine deutsche Versform gemacht. Daher durfte Haller denen, die zuerst an dem ungewohnten Maß Anstoß nahmen, den Rat geben, die Verse wie Prosa zu lesen. Man mache nur den Versuch, und man wird über den Wohlklang der edlen Sprache ebenso im „Messias" erstaunt sein, wie bei den freien Rhythmen der Oden. Der Anfang des 3. Gesangs gliedert sich dann also:

Sei mir gegrüßt!
Ich sehe dich wieder,
Die du mich gebarest, Erde,
Mein mütterlich Land,
Die du mich im kühlenden Schoße
Einst zu den Schlafenden Gottes begräbst
Und meine Gebeine sanft bedeckst;
Doch dann erst,
Dies hoff' ich zu meinem Erlöser,
Wenn von ihm mein heiliges Lied zu Ende gebracht ist.

Klopstock war der erste, welcher dem Silbengeklapper der Opitzischen Verse ein Ende machte, welcher nicht mehr auf den regelmäßiger Wechsel je einer betonten und unbetonten Silbe das Hauptgewicht legte. „Er zählte und maß nicht nur, er wägte die Silben im Fluge des Wohllauts" (Herder), er unterschied auch unter den betonten Silben stärkere und schwächere und überwand so auch in seinen Oden die spröden antiken Formen:

Schön ist, Mutter Natúr,
deiner Erfindung Prácht,
Auf die Flúren verstreút,
schöner ein froh Gesícht,
Das den gróßen Gedánken
Deiner Schöpfung noch ein-
mal denkt.

So wurden die fremden Maße ihres undeutschen Wesens entkleidet und in deutsche Rhythmen aufgelöst.

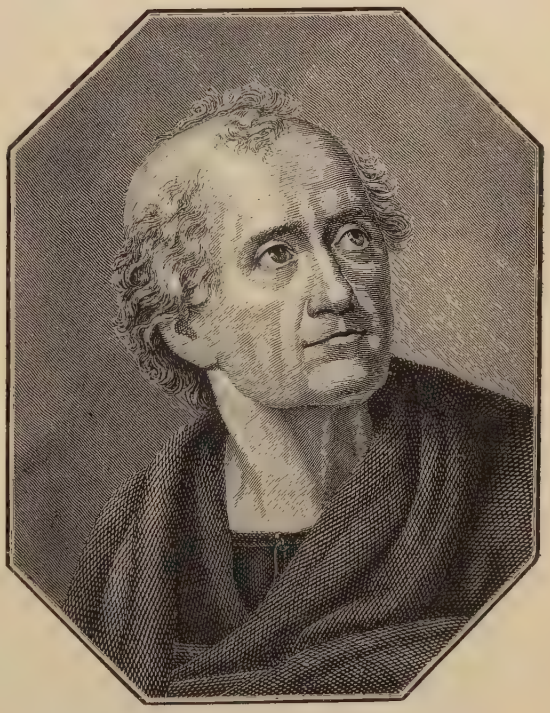


Abb. 124. Der alte Klopstock. Nach einem gleichzeitigen Stich.

Dennoch darf nicht verkannt werden, daß diese Anlehnung an fremde Formen dem Dichter bisweilen unüberwindliche Schwierigkeiten gemacht hat, daß er der neugeschaffenen Dichtersprache nicht immer völlig Herr geworden und dadurch das Verständnis oft erschwert ist. Populär konnten seine Dichtungen daher nicht werden.

So bemerkte denn schon Lessing, freilich indem er zugleich dem großen Publikum eine Zurechtweisung erteilte:

Wer wird nicht einen Klopstock loben? | Wir wollen weniger erhoben
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein. | Und fleißiger gelesen sein.

Das gilt auch heute noch, obwohl nicht zu verkennen ist, daß die Schätzung des „Messias" zugenommen hat. Und mit Recht. Denn er enthält Schönheiten, die das Gedicht noch heute — wenigstens in auserwählten Abschnitten, wie sie u. a.

in den Denkmälern älterer deutscher Literatur IV, 3 ausgewählt und verbunden sind — höchst lesenswert machen. Wer es versteht, die nicht leicht zu beherrschende Form des Gedichtes durch gutes Vorlesen zu überwinden und Längen zu überschlagen, der wird auch heute einen sonst dichterisch empfänglichen Kreis dadurch erfreuen und erheben. So ist z. B. der vierte Gesang, der die Beratschlagung des jüdischen Synedriums, den Verrat des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesus und seinen Gang nach dem Ölberge enthält, zu einer solchen gemeinsamen Lektüre sehr geeignet. Mit welch einem meisterhaften Gleichnis hebt dieser Gesang sofort an:

Kaiphas aber lag noch, nach Satans dunkelm Gesichte
Voller Angst auf dem Lager, von dem die Ruhe geflohn war,
Schlief bald Augenblicke, dann wacht er wieder und warf sich
Ungestüm und voll Gedanken herum. Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt, der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse
Und das Geschrei und der Tötenden Wut und der donnernde Himmel
Stürmen auf ihn: er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Toten und glaubt zu vergehen;
Drauf erhebt er sich wieder und ist noch und denkt noch und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen, sterbenden Händen
Himmelan Blut; Gott flucht er und wollt' ihn gerne noch leugnen —
Also betäubt sprang Kaiphas auf und ließ die Versammlung
Aller Priester und Ältesten im Volk schnell zu sich berufen.

Ebenso ist die Begegnung der Portia, der Gemahlin des Pilatus, mit Jesu Mutter im siebenten Gesang höchst ergreifend. Daran reihe man etwa im zehnten die Schilderung der ersten Christen, im zwölften den Tod der Maria, Lazarus' Schwester, im vierzehnten die Erscheinung des auferstandenen Heilandes, im fünfzehnten Cidlis Tod, im neunzehnten die Zeit vor der Himmelfahrt.

Abb. 125. Titelvignette Chodowieckis zu Klopstocks Messias, 7. Gesang, vom Jahre 1789. Maria und Portia, die Frau des Pilatus.

Lessing hat darauf aufmerksam gemacht, daß Klopstock sich im Messias als ein „Verteidiger unserer Religion" erweist. „Diese einzige Betrachtung", sagt er weiterhin, „sollte den Messias schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrlost sind oder sich selbst verwahrlost haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden."

Oden.

In den lyrischen Dichtungen ist Klopstock in seinem eigentlichen Elemente, besonders in den **Oden**, die noch viel mächtiger wirken würden, wenn nicht in den oft allzu spröden gelehrten Versmaßen des Altertums der Ausdruck zu gesucht und die Wendungen zu gekünstelt wären. In einer Ode an J. H. Voß

erklärte er dem Reim den Krieg. Die alten Sprachen hätten „zween gute Geister“ gehabt, meint er, Wohlklang und Silbenmaß —

Die spätern Sprachen haben des Klangs noch wohl;
Doch auch des Silbenmaßes? Statt dessen ist
In sie ein böser Geist, mit plumpem
Wörtergepolter, der Reim, gefahren.
Red' ist der Wohlklang, Rede das Silbenmaß;
Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag,
Was der? Was sagt uns sein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Wohl war diese gänzliche Verwerfung des Reims eine Einseitigkeit, und die fast ausschließliche Verwendung fremder Versmaße eine Verirrung, die jeden Eingang der Gedichte ins Volk unmöglich macht; aber anderseits steht es fest, daß Klopstock durch die Maße und Formen des klassischen Altertums sich ein großes Verdienst um unsere Sprache und Poesie erworben hat. „Er hat,“ sagt Vilmar, „durch diese reimfreien Verse uns von dem seelenlosen, handwerksmäßigen Klingeln und Klappern mit Reimen, von dem toten Formalismus, in welchen unsere Poesie versunken war, frei gemacht und uns die Richtung auf große Gedanken als das den Vers Erfüllende und die Dichtung eigentlich Erzeugende, auf große Gedanken, die mehr sind denn die Versform und der herkömmliche Reimklang, auf eine edele, erhabene und wahrhaft dichterische, nicht durch den bloßen Reimklang und hallenden Verston getragene Sprache mit solcher Entschiedenheit gegeben, daß das ganze nach ihm folgende Jahrhundert lediglich von ihm zu lernen hatte.“

In vielen Oden kommt seine religiöse Begeisterung zum Ausdruck, oft auch da, wo er Freundschaft, Liebe, Natur oder Vaterland besingt. So zeigt es sich in seinen der Freundschaft gewidmeten Oden, im „Wingolf“, worin der Leipziger Freundeskreis, aus dem die „Bremer Beiträge“ hervorgingen, gefeiert wird, auch in der Ode „an Bodmer“; und die an Fanny und Cidli gerichteten Gedichte beweisen, wie der Gedanke an Gott und die Hingabe an die Geliebte bei ihm ineinander flossen.

Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
Entgegenjauchzen, will ich mein volles Herz
In heißeren Hallelujaliedern,
Ewiger Vater, vor Dir ergießen!

singt er in seiner Ode „An Gott“. Ebenso sieht er in der Natur stets eine Gottesoffenbarung und klagt, daß nur wenige diese Auffassung teilen, so u. a. in der Ode „Dem Allgegenwärtigen“:

Wenige nur, ach wenige sind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht! Wenige, deren Ohr
Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwinds hört,
Im Donner, der rollt, oder im lispelnden Bache,
Unerschaffner, Dich vernimmt!
Weniger Herzen erfüllt mit Ehrfurcht und Schauer
Gottes Allgegenwart!

Am deutlichsten tritt in der Ode „Der Zürchersee“, die er während seines Aufenthaltes in Bodmers gastlichem Hause dichtete, die Verschmelzung irdischer und ewiger Gedanken hervor; Naturgenuß, Liebe, Ruhm, Freundschaft, alles gipfelt ihm in dem Streben,

So das Leben zu genießen
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Während aber in dieser Ode ein fröhlicher Ton vorherrscht, der auch in anderen Oden durchklingt (z. B. im „Rheinwein“: O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt; im „Eislauf“ u. a.), zeigt sich in vielen etwas krankhaft Weiches und Sentimentales, ein Freundschaftskultus, eine Tränenlust, eine überspannte Empfindelei und Spielerei mit dem Sterben, die für unsern Geschmack bisweilen ans Komische grenzt, aber dem Zeitgeschmack auf Rechnung zu setzen ist. Am übertriebensten tritt das in der Ode „Selmar und Selma“ hervor, in der die beiden Liebenden sich ansseufzen über den Gedanken, was derjenige, der den anderen überlebe, in seinem Schmerz über den Tod des Geliebten tun werde. Selma versichert:

Ach, mein Selmar, wenn künftig der Tod uns Liebende trennet,
Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruft:
Dann, dann wein' ich um dich mein ganzes übriges Leben,
Jeden schleichenden Tag, jede schreckliche Nacht!

während Selmar beteuert:

Selma, Selma, nur wenig bewölkte, trübe Minuten
Bring' ich, seh' ich dich tot, neben dir seelenlos zu!

Zuletzt kommt Selma auf den Gedanken, mit Selmar zusammen sterben zu wollen:

Selmar, ich sterbe mit dir!
Ich bete mit dir von dem Himmel
Diese Wohltat herab. Selmar, ich sterbe mit dir!

In einigen Liebesliedern aber, wie „Ihr Schlummer“ (Sie schläft. 1752), „Furcht der Geliebten“ (Cidli, du weinest. 1753) und „Das Rosenband“ (Im Frühlingsschatten fand ich sie. 1753), hat er sich fast zu Goethscher Klassicität erhoben. In seinen späteren Oden tritt leider das Rhetorische immer mehr an die Stelle des Gedankenschwunges, die Sprache wird immer geschraubter, oft völlig dunkel und unverständlich, und das künstlich Gemachte wirkt erkältend. Dazu kommt zuweilen ein polemischer Zug. So nennt er in der Ode „Der Genügsame“, deren eigenhändige Niederschrift ich in der Beilage Nr. 77 mitteile, Kants kritische Philosophie „einen untergeschobenen Wechselbalg, der Tiefsinn lüget, der Gedanken spinnwebt, der das Licht kunstwörtelnd umdünstet.“

Geistliche Lieder.

Klopstocks „geistliche Lieder“, die er eigens für den öffentlichen Gottesdienst verfaßte, in denen er sich sogar zum Gebrauch des Reimes herabließ, sind nie zu Kirchenliedern geworden. Seiner aufrichtig frommen Überzeugung gibt er darin meist einen so studiert kunstvollen, oft schwerfälligen Ausdruck, daß man die Lust zum Singen dabei ganz verliert, obgleich er allen bekannte Kirchenmelodien untergelegt hat. Neben dem rhetorischen Pathos herrscht der sentimentale Seufzerton darin vor, wie in vielen seiner Oden. Doch ist eins unter diesen Liedern, das sich im Gebrauch der christlichen Gemeinde erhalten hat und noch heute an so manchem Grabe Trost spendet; es ist das herrliche Auferstehungslied: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh!“ mit dem in neueren Liedersammlungen oft entstellten Schlusse, der richtig heißt:

Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann; lebt' ich
Im Heiligtume
Zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

Patriotische Oden.

Durch zahlreiche Oden Klopstocks geht ein patriotisch begeisterter Ton. Er, auf den die Person des großen Königs wie auf alle seine Zeitgenossen den größten Eindruck machte und der mehr als Gleim und Kleist der berufene Ver-

Der Genügsame.

Ode von Klopstock.

(Im Julius 1796)

O Forschung des Wahren, geb' ich dir m
Erndt' ich Kentniss, die mir den Geist erhelle
Löschst des Herzens Durst; zwar nicht Farbe
Aber doch Halme

x

Lass mir den Stern, der ~~mir~~ dir au
Funkelt, Hesperus gleich erscheinen, dass
Froh im Suchen bleibe, und nicht zu wo
Finde der Halme.

x

Sende mir deinen Blutsfreund, den, o
Du mit Innigkeit liebst, dass er mir tre
Wacher Leiter sey, dass er streng mir sey,
Warnende Zweifel.

x

m ist ein Wechselbalg, der Tiefsinn lüget,
ntergeschoben, der Gedanken
ebt, der das Licht, das herab da strahlst, kunst-
nd umdünstet.

×

ise! beschütze vor dem blauen Balge,
bst denket, und nicht grossäugig anstaunt,
t; wer die Kentniss nicht nur, das Gut' auch
und das Schöne. »

×

o erscholl im deutschen Eichenhaine,
Begeisterung, eines Jünglings Stimme,
it Kälte; leuchtender ward ihm da, wan
die Frühe

Der **Genügsame.** Ode von **Klopstock.**
Nach der Originalhandschrift in der Stadtbibliothek zu Hamburg.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Pro y nnesiums
Hawthorne, N.Y.

herrlicher seiner Taten in Krieg und Frieden gewesen wäre, wurde leider durch die Mißgunst des Preußenkönigs, der seinem ganzen Bildungsgange nach für die Erhabenheit Klopstockischer Poesie kein Verständnis haben konnte, von der Gegenwart abgedrängt und verirrte sich noch dazu in ein wunderbar zurechtgemachtes mythologisches Gebäude, das er für deutsch hielt. Dadurch wurden manche seiner Oden noch schwerfälliger und unverständlicher. Seine Kraft wurde freilich dadurch, daß die deutsche Kunst „von dem größten deutschen Sohne, von des großen Friedrichs Throne schutzlos und ungeehrt ging", so wenig gebrochen wie sein Mut, der ihn veranlaßte, das Verhalten des Königs in den Oden „An Gleim" (1752), „Die Roßtrappe" (1771), „Die Verkennung" (1779), „Der Traum und die Rache" (1782) offenherzig, wenn auch nicht immer maßvoll, zu tadeln. Bei der Beurteilung dieses Vorgehens darf man aber nie übersehen, daß auch dies alles aus seinem tiefen Schmerz und dieser wieder aus seiner Verehrung für Friedrich hervorging. Die Herrlichkeit seines deutschen Vaterlandes hat er immer aufs neue gepriesen. Das Selbstgefühl und den Wetteifer unseres Volkes gegenüber dem Auslande hat er mit aller Energie gespornt, wie in „Die beiden Musen" (1752), ja seinem „deutschen Mädchen" stolze, allerdings etwas affektierte Worte in den Mund gelegt:

Zorn blickt mein blaues Aug' auf den,
Es haßt mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt!

Mein gutes, edles, stolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim süßen Namen Vaterland!

Er spottet des, dessen Herz nicht glüht beim Namen Vaterland, und rühmt den Tod fürs Vaterland. Er preist deutsche Sprache, einfache deutsche Sitte, ernsten tiefen deutschen Geist. „Kraft ist dein Wort, Entscheidung dein Schwert, doch wandelst du es gern in die Sichel." So wirkte er anregend durch seine wahre deutsche Gesinnung und seine männliche Begeisterung für sein Volk und Land.

Auch seine „Bardiete" (d. h. Bardenspiele), so verfehlt sie als Dramen sind, haben eine Wirkung auf das Nationalgefühl gehabt. Das älteste „Die Hermannsschlacht", das Lessing übrigens in einem Briefe „ein vortreffliches Werk" nennt, „wenn es auch schon etwa keine Tragödie sein sollte," wurde mit großer Begeisterung von der deutschen Jugend aufgenommen: das Gefühlsschwelgen darin sagte der Zeit zu, das Unhistorische derselben bemerkte damals niemand. In „Hermann und die Fürsten" und „Hermanns Tod" zeigt er, wie trotz Hermanns Eifer und Mut der Sieg verloren ging und Hermann durch die Uneinigkeit der deutschen Fürsten starb. Ganz ungenießbar sind seine drei biblischen Dramen (Tod Adams, David, Salomo). Bardiete. Biblische Dramen.

Trotz der großen Schattenseiten der Klopstockschen Poesie ist sie doch die Morgenröte einer neuen Zeit gewesen, und wie man erzählt, daß der alte Blücher an dem Grabe des Messiassängers nie vorübergegangen sei, ohne das Haupt zu entblößen, so wird ihm auch unser Volk in aller Zukunft verdienten Dank zollen und ihm eine Ehrenstelle in seinen Erinnerungen wahren.

Klopstocks Nachahmer und Nachfolger.

Es konnte nicht fehlen, daß Klopstocks kühner Vorgang in der Poesie zur Nachahmung herausforderte. „Es gibt nur allzu viele," schrieb Lessing schon 1753, „welche sich durch ihre unglückliche Nachahmung dieser erhabenen Dichtungsart, ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben, welche

glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichtung zu ziehen." Hunderte solcher nachahmenden Geister tauchten vorübergehend auf, um schnell wieder zu verschwinden; alle großen Züge in der Dichtung des Meisters karikierten sie durch Übertreibung, alle seine Schwächen verzerrten sie ins Ungeheuerliche und Widerliche. Aber es gab auch genug der strebenden Geister, die, durch den ersten Bahnbrecher der neuen Literaturepoche heilsam angeregt, Tüchtiges, ja Hervorragendes in seiner Nachfolge leisteten, zu selbständigem Schaffen durchdrangen und selbsttätig in den Entwickelungsgang der Poesie eingriffen. Nur einige der bedeutenderen Namen aus beiden Klassen — den bloßen Nachahmern und den wahren Dichtern — sollen hier hervorgehoben werden; zuerst eine Reihe von **biblischen Dichtern,** die, durch den „Messias" angeregt, etwas Ähnliches schaffen wollten.

Bodmers Noah.

Da dichtete Bodmer seinen „Noah" in zwölf Gesängen und in Hexametern, den er selbst für ein Meisterwerk hielt, der aber in der Tat ein ganz unlesbares Machwerk ist voll endloser moralischer Reden und Sentenzen und — wo er schildert — voll komischer Stellen. So gibt er eine regelrechte Naturgeschichte bei dem feierlichen Einzuge der Tiere in die Arche:

Nach ihm folgte das Federheer: zuerst das Geflügel
Mit krummhackigten Schnäbeln, gefräßige, beißende Vögel.
Dann die Arten des Spechts mit konvexen, klemmenden Schnäbeln,
Dann die so schwimmen, mit Schnäbeln und sägende Zähn' eingeschnitten,
Die ineinander schließen, und Häutchen an Klauen zu schwimmen 2c.

Eine große Zahl patriarchalischer Heldengesänge, die Bodmer „Patriarchaden" nannte, folgten aus seiner unermüdlichen Feder: „Der Synd-Flut", „Jakob und Rachel," „Joseph und Zulika" 2c. Später goß er auch einige seiner Patriarchaden in Schauspiele um („Der erkannte Joseph" 2c.), die noch ungenießbarer waren als seine Epen. Andere Dichter folgten ihm darin nach. Unter ihnen erwähne ich nur den als Publizisten und Staatsmann berühmten Württemberger Freiherrn Fr. Carl von Moser, der sich an einem Epos „Daniel in der Löwengrube" versuchte.

Auch der durch seine „physiognomischen Fragmente," wie durch seine Beziehungen zu Goethe bekannte **Lavater** war durch Klopstocks Poesie zur eignen dichterischen Produktion angeregt worden.

Lavater.

Johann Caspar Lavater, den 15. November 1741 in Zürich geboren, ein Schüler Bodmers und von 1768 bis an seinen Tod 1801 Geistlicher in seiner Vaterstadt, machte sich als zwanzigjähriger Kandidat durch eine kühne Tat berühmt, von der Goethe urteilte, „sie gelte 100 Bücher," indem er einen der Bestechung und Erpressung schuldigen hochgestellten Beamten zuerst zur Erstattung der erpreßten Summen aufforderte und, als derselbe dem Verlangen nicht entsprach, ihn durch eine anonyme Schrift anklagte, die er später öffentlich vor dem Rat siegreich verfocht. Seit 1774 unternahm er mehrfache Reisen nach dem nördlichen Deutschland, wo sich bald ein großer Kreis von Freunden und Verehrern um ihn sammelte. Anfangs Anhänger der französischen Revolution trat er bald als Gegner der Umsturzpartei und der die Schweizer Rechte unterdrückenden französischen Republikaner auf. Er hatte darunter viel zu leiden, wurde sogar nach Basel gebracht und in Haft gesetzt. Endlich frei gelassen wurde es ihm schwer heimzukommen, da er durch die Linien der französischen Armee nicht durchzudringen vermochte. Erst nach

längerem Hin- und Herreisen gelang es ihm, seine Heimatstadt zu erreichen. Dort wurde er kurze Zeit danach von der meuchelmörderischen Kugel eines französischen (oder waadtländischen) Grenadiers getroffen. Sehr wahrscheinlich galt der Schuß dem freimütigen Verfechter der Wahrheit gegenüber dem Unrecht der französischen Regierung. Es geschah am Tage nach der Schlacht von Zürich, in welcher Massena über das vereinigte russisch-österreichische Heer siegte, am 26. September 1799, beim Einzuge der Franzosen in die Stadt. Lavater untersagte bestimmt, nach dem Mörder zu forschen. Fünfzehn Monate nachher, am 2. Januar 1801, starb er an den Folgen seiner Verwundung. — Von der großen Welt ist Lavater, ähnlich wie von Goethe, bald so, bald so beurteilt worden: zeitweise enthusiastisch verehrt, dann für einen Schwärmer und Heuchler gehalten, später objektiver und ruhiger aufgefaßt, wie in „Dichtung und Wahrheit". Eine gerechte Würdigung haben ihm in der neuesten Zeit u. a. Mörikofer in seinem Werke über die „schweizerische Literatur des 17. Jahrhunderts", Heinrich Thiersch und Franz Muncker zu teil werden lassen.

J. C. Lavater.

Abb. 126. Johann Caspar Lavater. Nach der Zeichnung von F. H. Lips (1786), gestochen von A. L. Wirsing. Unterschrift eines Schreibens Lavaters vom 30. Nov. 1764 an Joh. Georg Zimmermann in Hannover. Aus der Autographensammlung Georg Kestners †.

Nach Klopstocks und Bodmers Vorgang dichtete Lavater auch biblische Epen und Dramen. In Hexametern schrieb er nach der Offenbarung des Johannes ein großes Gedicht: „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn"; später ein anderes „Joseph von Arimathea" in achtfüßigen Jamben. Auch behandelte er die ganze Geschichte Jesu und der Apostel in poetischen Erzählungen. Aber alle diese Dichtungen, welche ebensosehr der poetischen Erfindungskraft wie der künstlerischen Gestaltung entbehrten, fanden selbst bei seinen Verehrern eine ebenso kühle Aufnahme wie sein religiöses Drama „Abraham und Isaak" und seine zahlreichen „christlichen Lieder" und gereimten David-Psalmen. Seine „Schweizerlieder" waren nur Nachahmungen der Gleimschen Kriegslieder, aber sie wirkten auf sein Volk mächtig und erhebend ein. — Am berühmtesten wurde Lavater durch seine Schriften über Physiognomik. In den Jahren 1775 bis 1778 erschienen in vier großen Quartbänden die „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" zugleich in deutscher und französischer Sprache und machten ein großes Aufsehen. Heute zählt dieses Werk nur noch unter die Kuriositäten der Literatur, aber doch hat Mörikofer recht, wenn er darüber sagt: „Die äußeren Charakteristiken, welche in diesem Werke über die bedeutendsten Männer seiner Zeit niedergelegt sind, machen dasselbe zu einem eigentümlichen Beitrage der Zeitgeschichte. Auch dem Psychologen gewährt es für alle Zukunft eine unvergleichliche Fundgrube." Der beste Gewährsmann für die Macht, welche Lavater als Physiognom ausübte, ist Goethe. Er sagt: „Alles überwog sein

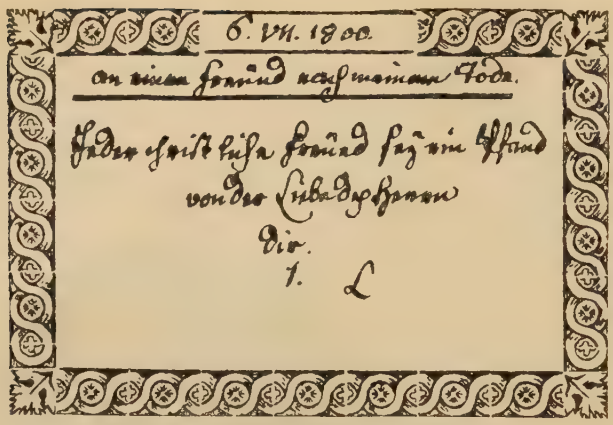


Abb. 127. Ein Albumblatt von Lavaters Hand.
Im Besitze der Verlagshandlung.

physiognomisches Genie. Durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug, und durch seine scharfzarte Bemerkungsgabe war er im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu erkennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen. Wirklich ging Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über diesen und jenen vertraulich sprach; ja es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat."

Bardenpoesie.

Durch Klopstocks vaterländische Oden, insbesondere durch seine „Bardiete" begeistert, stimmte eine ganze Schar jüngerer Dichter die **bardisch-patriotische Poesie** (etwas derb „Bardengebrüll" genannt) an.

Der Name „Barden" entstammt der irrigen Ansicht Klopstocks, daß, wie es bei den skandinavischen Völkern den Sängerstand der Skalden gegeben, unsere germanischen Vorfahren ebenfalls einen eigenen Sängerstand gehabt haben müßten. Das glaubte er aus den Anmerkungen, mit denen Gerstenberg sein Gedicht „Der Skalde" begleitete, schließen zu dürfen. Als er nun seine „Hermannsschlacht" schrieb, nannte er es „Bardiet" nach einer Stelle in Tacitus' „Germania," wo von dem „Barditus," dem Kriegsgesange unserer Vorfahren, die Rede ist (vgl. S. 2). Und „Barden" hießen ihm danach die Sänger selbst. In Wahrheit aber hat unser Volk niemals eine Sängerkaste noch den Namen „Barden" gekannt; beides eignete dem keltischen Volksstamm (im Irischen heißt ein Dichter „bard"). Eine weitere Anregung zu seiner Bardenpoesie empfing Klopstock durch die ossianischen Gedichte. Um das Jahr 1760 hatte nämlich der Schotte James Macpherson altgälische Gesänge, die dem grauesten Altertum des keltischen Volkes angehören sollten (die Originale stammen wohl aus dem 12. Jahrhundert, während Ossian dem 3. angehört), in englischer Prosa überarbeitet und als Übersetzungen von Dichtungen des Barden **Ossian** (Oisian od. Oisin), König Fingals Sohn, herausgegeben. Obgleich sehr bald Zweifel an der Echtheit dieser Lieder sich erhoben und Macpherson eine sehr eigentümliche Rolle spielte, als er angegangen wurde, die Originale der von ihm angeblich übersetzten Dichtungen bekannt zu machen, fanden diese phantastischen Nebelgebilde sowohl in England wie in Deutschland eine begeisterte Aufnahme. Bei uns insbesondere kamen sie der herrschenden tränenreichen Richtung gerade entgegen. Denn dieser von der Kritik vielumstrittene Ossian enthielt neben unleugbaren Schönheiten soviel „gigantische Schatten voller Empfindsamkeit," daß er auf Dichter und Dichterlinge mit einer unwiderstehlichen Gewalt und noch mehr auf die Leser und Leserinnen des großen Publikums wirkte, wie es Goethe anschaulich in „Werthers Leiden" dargestellt hat.

Ossian.

Unter den Übersetzern und Nachahmern Macphersons ist besonders merkwürdig **Michael Denis** (1729—1800), ein Österreicher, Jesuit und Kustos der Hofbibliothek in Wien, der sich „Barde Sined" nannte und 1784 seine Übersetzung der Macphersonschen Lieder in Hexametern unter dem stolzen Titel „Ossians und Sineds Lieder" in einer Prachtausgabe in Quart erscheinen ließ. In diesem Prachtbande meldet Denis, daß Ossian ihm, dem deutschen Barden, seine „Telyn" (Harfe) hinterlassen habe. Deshalb vereint er kühn seine eigenen Lobgedichte auf Maria Theresia und Joseph II. mit Ossians Gesängen. — Nächst Ossian feierte der österreichische Poet und Jesuit den norddeutschen und protestantischen Klopstock aufs begeistertste und besang ihn als „den obersten Barden Teuts" nicht ohne dichterischen Schwung, ja, er dichtete auf Gellerts Tod eine „bardenhafte Klage", und in der Tat erwarb er sich dadurch ein Verdienst, daß er in Wien für die neuerstandene deutsche Poesie den Sinn weckte. Sonst stand er in den Kriegen mit Preußen ebenso feurig zum Hause Österreich, wie Gleim und seine Freunde zum Hause Hohenzollern. Dennoch kann er sich nicht enthalten, den Gegner seiner Kaiserin zu bewundern und ihn einen großen Feldherrn zu nennen. Denis. Ossians u. Sineds Lieder.

Der Hauptbarde war **Karl Friedr. Kretschmann** (1738—1809), Doktor der Rechte und zuletzt Gerichtsaktuar in seiner Vaterstadt Zittau in der Oberlausitz. Sein Hauptwerk „Der Gesang Rhingulphs des Barden: Als Varus geschlagen war" erschien 1768. Auch Hermanns Tod besang er. Im Gegensatz zu Klopstock verwandte er im „Bardiet" den Reim, suchte aber sonst sein Vorbild noch in großen Kraftworten zu überbieten; auch war er in seiner Zeit so berühmt, daß es hieß: „außer Klopstock und Denis habe er allein den einzigen wahren Bardenton getroffen," und Gleim fand in ihm einen „vollendeten Ausdruck des Bardentums". Kretschmann.

Aus dem weiteren Bardenchor verdient noch Erwähnung **Heinr. Wilh. v. Gerstenberg**, geb. zu Tondern 1737, † 1823 in Altona. Er war zuerst Anakreontiker, dann „dänischer Grenadier" nach Gleims Muster, dann Skaldensänger, doch sang er in gereimten Jamben seine Klage über den Fall der alten Götter des Nordens. Am meisten Ruhm erlangte er durch seine Tragödie „Ugolino," die zugleich eine Vorläuferin der „Sturm- und Drangpoesie" war. Der Stoff ist aus Dantes Hölle entnommen: Ugolino, Feldherr der Pisaner, wird von dem Bischof Ruggiero, seinem Todfeinde, unter der Maske der Freundschaft verführt, nach der Fürstenmacht über Pisa zu streben, dabei aber zu Grunde gerichtet und mit seinen drei Söhnen in einen Turm gesperrt, um Hungers zu sterben. Das ganze Stück spielt im Kerker und schildert das entsetzliche Schicksal der vier Unglücklichen in gräßlich realistischer Weise. Zuletzt sitzt Ugolino, der im Wahnsinn einen seiner Söhne erschlagen, unter den Leichen der Seinigen und wird allmählich von dem fürchterlichsten Hunger aufgerieben. Ungeachtet mancher Schönheiten ist das Ganze doch so haarsträubend, daß es geradezu widerwärtig wirkt. Dennoch begrüßte es Klopstock nicht nur beifällig, sondern rühmte sich noch „des kleinen Verdienstes, Gerstenberg aufgemuntert zu haben". Gerstenberg.

Ein anderes Element der Klopstockschen Poesie, das man zuweilen die „mystische Naturandacht" genannt hat, nahmen die **Naturdichter** auf. Ein schwärmerisches Versenken in die Natur, eine Sehnsucht nach dem Frieden und dem Glücke, das dieselbe im Gegensatze zu den Schranken des civilisierten und verfeinerten Lebens bieten soll, sind die ihnen gemeinsamen Grundzüge: das Empfindsame, Schwermütige, Himmelnde herrscht in ihren Dichtungen vor. Ein Hauptvertreter dieser Dichtergruppe ist **Geßner**, der Idyllendichter. Naturdichter.

Geßner.

Salomon Geßner, am 1. April 1730 in Zürich geboren, zeigte als Knabe nur fürs Zeichnen Begabung, wurde aber zum Buchhändler bestimmt und nach Berlin geschickt, wo durch Ramler sein poetischer Sinn geweckt wurde. Später übte Klopstock einen bestimmenden Einfluß auf seine Dichtung. Nach Zürich zurückgekehrt übernahm er die Buchhandlung seines Vaters, illustrierte und verlegte seine Idyllen wie andere Werke (S. 305. 334), wurde Mitglied des großen Rates und

S. Geßner.

Abb. 128. Salomon Geßner. Nach dem Stich von A. de St. Aubin. Unterschrift aus einem Briefe Geßners an seinen Sohn vom 24. April 1784.

starb am 2. März 1788. Geßner galt seiner Zeit als ein Dichter erster Größe und wurde nach seinem griechischen Vorbilde der „deutsche Theokrit" genannt. In seinen wohlklingenden Idyllen ist viel Anmutiges, aber auch viel süßliches Getändel, und seine Naturmenschen sind meist „körperlos ineinander verschwimmende Abstraktionen"; die beste darunter ist „der erste Schiffer". — In seinem „Tode Abels" hat er sich Klopstocks „Messias" zum Vorbilde genommen; es finden sich auch manche erhaben schöne Stellen darin, die Hauptcharaktere aber sind weich und

verschwommen. — In einer seiner „Züricher Novellen“ („Der Landvogt von Greifensee“) hat Gottfried Keller den liebenswürdigen Dichter wohlwollend geschildert.

Geßners bedeutendster Schüler war **Franz Xaver Bronner** (1758—1850), der aus dem Benediktinerkloster zu Donauwörth entflohen bei Geßner liebevolle Aufnahme fand. Seine „Schiffergedichte“ übertreffen die seines Meisters an Wahrheit der Handlung, sind aber sonst von dem empfindsamen Grundzuge auch nicht frei.

Innerlich verwandt mit den Idyllendichtern waren **Matthisson** und **Salis**, zwei jüngere „poetische Landschaftsmaler“.

Friedrich von Matthisson, geb. 23. Januar 1761 in Hohendodeleben bei Magdeburg, studierte Theologie, dann Philosophie und Naturwissenschaften, wurde Hofmeister und lebte danach in verschiedenen Stellungen und an den Höfen zu Dessau und Stuttgart; er starb am 12. März 1831 zu Wörlitz. — Schiller hat Matthissons Ruhm gewissermaßen geschaffen, gegen den sich dann die romantische Schule zürnend und vernichtend erhob. Sanfte Schwermut, die aber oft nur erkünstelte Empfindsamkeit ist, die Gabe, ein Landschaftsbild in wenig Strichen anschaulich vor die Seele zu zaubern, und musikalischer Wohllaut zeichnen seine Gedichte aus. „Das Mondscheingemälde“ (Der Vollmond schwebt im Osten), „Die Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben“ (Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier, Ruht die Flur) und die „Abendlandschaft“ (Goldner Schein Deckt den Hain) charakterisieren am besten seine Art. Seine „Adelaide“ wird noch heute mit Beethovens Musik oft gesungen:

Matthisson.

Abb. 129. Titel von Sal. Geßners Schriften, Zürich 1770. Von ihm selbst radiert. Als Beispiel des Büchergeschmacks im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blütenzweige zittert,
Adelaide.

In der spielenden Flut, im Schnee der Alpen,
In des sinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne strahlt dein Bildnis,
Adelaide.

Tiedge.

Abb. 130. Friedrich von Matthisson.
Nach einem gleichzeitigen Stich.
Unterschrift aus einem Briefe Matthissons an Blumenbach, datiert: Wörlitz, 6. 4. 1815.
(Aus G. Kestners † Autographensammlung.)

Salis-Seewis.

Malans in Graubünden, diente als Hauptmann in der Schweizergarde zu Versailles, bis die Revolution ihn aus Frankreich vertrieb; später lebte er in Chur als Kanton-Oberst; † 29. Januar 1834. — Selbst Eichendorff, der diese Naturdichter als „Dekorationsmaler" verspottet, gibt zu, daß Salis am naturwahrsten gewesen; dazu hat er auch etwas Männlicheres und Kräftigeres als Matthisson. So warnt er die Männer vor Weichlichkeit:

Ziemt sich für Männer das weibliche Sehnen?
Wünscht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten;
Viel auch des Guten ist noch nicht getan,
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

Abendlüftchen im zarten Laube flüstern,
Silberglöckchen des Maies im Grase säuseln,
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:
Adelaide.

Einst, o Wunder, erblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen
Adelaide.

An Matthisson schloß sich in seinen Liedern, Oden und Elegieen noch **Christ. August Tiedge** (geb. 1752 zu Gardelegen, † 1841 zu Dresden) an, der sonst dem Gleimschen Kreise angehörte und durch sein rationalistisches Lehrgedicht „Urania", das früher als ein Evangelium der Halbgebildeten galt und noch heute „schöne Stellen" für Stammbücher liefert, sich einen Namen machte. Von seinen Liedern wurde das einem kleinrussischen Volksliede nachgebildete „Schöne Minka, ich muß scheiden" lange mit Vorliebe gesungen.

Johann Gaudenz v. Salis-Seewis, geb. am 15. Dezember 1762 zu

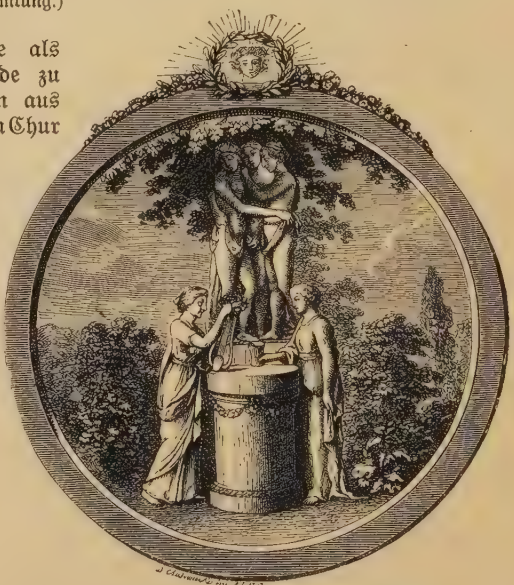


Abb. 131. Titelvignette zu Matthissons Gedichten von Chodowiecki vom Jahre 1793, zu dem Gedicht „Die Grazien".

Dennoch geht durch seine Gedichte meist eine ermüdende Wehmut und Sehnsucht, ein unbefriedigtes Heimweh und oft eine öde Hoffnungslosigkeit, wie in seinem einst vielgesungenen Liede (1788):

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand.
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land 2c.

Weit bedeutender als die bisher geschilderten Nachfolger Klopstocks ist ein Dichterbund, der in Göttingen unter seinem Panier entstand und gewöhn-

Abb. 132. Titelblatt und Schluß der Vorrede des Göttinger Musenalmanachs. Jahrgang 1771. Rechts: Unterschrift des Herausgebers Heinrich Chr. Boie. Aus einem Briefe von 1782 an Geh. Rat Marcard. (Georg Kestners † Autographensammlung.)

lich nach einer seiner Oden der **Hainbund** genannt wird, wenn auch nicht von den Mitgliedern selbst. In der erst 1737 eröffneten, aber rasch emporgeblühten Universität Göttingen, deren schon im Leben Hallers (S. 317) und Kästners (S. 324) Erwähnung geschah, studierte ums Jahr 1772 eine ganze Anzahl poetisch angeregter und begabter junger Leute, die **Boie** zur Mitarbeit an seinem **„Musenalmanach"** um sich vereinigte.

Boie.

Heinrich Christian Boie, geb. am 19. Juli 1744 zu Meldorf (Schleswig), studierte anfangs Theologie, dann die Rechte, beschäftigte sich aber mit Vorliebe mit der schönen Literatur. Durch den seit 1765 in Paris erscheinenden „Almanac des Muses" angeregt unternahm er die Herausgabe eines deutschen Musenalmanachs, dessen erster Jahrgang 1770 erschien. 1776 wurde er Staatssekretär des Feldmarschalls von Spöcken zu Hannover, 1781 Landvogt in Meldorf, † 25. Februar 1806 als dänischer Etatsrat. — Boie war ohne poetische Begabung und „reimte" nur — wie er es selbst nannte — „so mal die Idee eines anderen, oder was ihm so von ungefähr durch den Kopf ging." Seine Bedeutung für die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts hat Karl Weinhold in seinem Buche über Boie trefflich dargelegt.

Musenalmanach.

Der erste Jahrgang des Musenalmanachs, den Boie — von Kästner mit Rat und Tat unterstützt — zusammen mit **Friedrich Wilhelm Gotter** (geb. zu Gotha 1746 und dort gestorben 1797) herausgab, enthielt meist schon gedruckte Sachen in guter Auswahl, von Gleim, Ramler ꝛc., besonders von Klopstock. Als Gotter 1770 fortging, setzte Boie den „Musenalmanach" mit dem Nebentitel „Poetische Blumenlese" allein fort, brachte aber fast nur Originalsachen von auswärtigen Dichtern und solchen, die sich in Göttingen befanden, insbesondere von Bürger, Hölty und Miller. Im Frühling 1772 kamen J. H. Voß, Cramer, der Sohn des Freundes Klopstocks, und Hahn nach Göttingen. Diese alle, Klopstockverehrer und Bardenschwärmer, bildeten mit Boie und einigen anderen, welche die Poesie lieb hatten, ohne sie zu üben, eine literarische Gesellschaft, die sich der Reihe nach bei einem von ihnen, gewöhnlich Sonnabends nachmittags versammelte. Jeder zeigte dann seine Produkte vor. Boie, der den Vorsitz führte, verbesserte und entschied über die Aufnahme in den Almanach. Durch Boies umfassenden Briefwechsel hatte man Fühlung mit Auswärtigen wie Ramler, Gleim, Wieland, Lessing, Klopstock u. s. w. Lange herrschte ein ruhiger, gemäßigter Ton in den Zusammenkünften — anders wurde es, als Cramer und Hahn, ein Paar ungestüme Köpfe, Einfluß gewannen: durch sie besonders wurde Klopstock zum poetischen Haupt der Genossenschaft erhoben und der Bardengeist in den Kreis eingeführt. So kam denn der Tag heran, an dem aus der poetischen Gesellschaft ein schwärmerischer Bund wurde. Es war Freitag den 12. September 1772, als der neue Bund gestiftet wurde. In einem Briefe schreibt Voß seinem Freunde, dem Prediger Brückner, über diesen Tag:

Stiftung des Hainbundes.

„Ach, den 12. September, da hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Millers, Hahn, Hölty und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hütte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unseren Urteilen gegeneinander zu beobachten, und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Los zum Ältesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen."

Hainbund.

Das war die Geburtsstunde des Göttinger Bundes, auf die das spätere offizielle Schreiben an Klopstock vom 24. März 1774 (S. 365) in begeisterten Ausdrücken zurückkam.

Abb. 133. Die Weender Papiermühle bei Göttingen, in deren Nähe am 12. September 1772 der Hainbund gestiftet wurde. Nach einem alten Stich.

Das „nahegelegene Dorf", zu welchem die Bundesbrüder am 12. September 1772 und seitdem noch manchesmal pilgerten, heißt Weende, und seine Umgebung ist wohl geeignet, Naturfreunde zu entzücken. Östlich davon breitet sich nämlich ein kesselförmiges, anmutiges Tal aus, welches von mäßig hohen Bergen begrenzt wird. Der Rand und die inneren steilen Abhänge des Kessels sowie ein Teil des kleinen Talgrundes sind mit uralten Eichen, Buchen, Pappeln und allerlei Fruchtbäumen besetzt. Am Eingange dieses Tales liegt ein Gebäude, das noch heute die „Papiermühle" (S. oben) genannt wird, obgleich es schon seit mehreren Jahren in eine Tuchfabrik umgewandelt worden ist. Wenige Schritte dahinter entspringt die Weende, ein kleiner Bach, aus mehreren kristallhellen Quellen, die so mächtig aus der Erde hervorsprudeln, daß er die Räder der Fabrik und weiterhin noch mehrere Mühlen in und unterhalb des Dorfes gleichen Namens treibt, bevor er sich in die Leine ergießt. In dem Hain (Eichengrund) bei der Papiermühle gründeten die Göttinger Musensöhne ihren kurzlebigen, aber nicht einflußlosen Bund. Dort stand wohl auch die „Eiche des Bundes", von der Hahn an Klopstock schreibt:

„O nicht umsonst rauschte sie stolz, als wir neulich in der Mitternacht ausgingen, zum Feste des zweiten Julius (Klopstocks Geburtstag) Zweige zu brechen. Gerade über ihr stand ein funkelnder Stern. Wir kündigten ihr uns von ferne als den Bund fürs Vaterland an, liefen und riefen ihr Wodans Gesang entgegen, traten hierauf still und langsam näher hinzu, faßten Äste, brachen Zweige und riefen laut: Unserem Vater Klopstock!"

Man sieht, die Eiche, der altehrwürdige Baum der Germanen, teilte dem jungen Geschlechte etwas von der Kraft der von ihr durchlebten Jahrhunderte mit; es ist, als ob man den Bardenchor aus Klopstocks „Hermannsschlacht" sie umrauschen hörte:

Höret Taten der vorigen Zeit!
Zwar braucht ihr, euch zu entflammen, die Taten der vorigen Zeit nicht,
Doch tönen sie eurem horchenden Ohr
Wie die Frühlingsluft in der Eiche.

Da Klopstock in vielen seiner Oden den griechischen Parnaß als „Hügel" dem deutschen Musensitze, dem „Hain" entgegengestellt hatte, nannte sich die in seinem Geiste geschlossene Dichtergenossenschaft der „Hain" oder auch der „Bund". Der Name „Hainbund" ist nie von ihnen gebraucht worden; er wurde zuerst im Jahre 1804 von Voß aus irrtümlicher Erinnerung angewendet. In Klopstocks Sinne fühlten sich die Dichterfreunde als Barden und gaben sich demgemäß eigene Bardennamen. So hieß Voß zuerst Gottschalck, später Sangrich; Miller hieß Minnehold; Hahn — Teuthart; Hölty — Haining; und Boie als Leiter der Versammlungen erhielt den Namen des Chorführers Werdomar aus Klopstocks „Hermannsschlacht".

Am 26. Oktober fand eine feierliche Sitzung des Bundes zur Verherrlichung Klopstocks statt. Voß schreibt darüber:

„Boie, unser Werdomar, oben im Lehnstuhl, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden getrunken. Boie nahm das Glas, stand auf und rief: ‚Klopstock!' Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun ‚Ramlers!' nicht voll so feierlich; ‚Lessings, Gleims, Geßners, Gerstenbergs, Uzens' u. s. w. — Jemand nannte ‚Wieland!' Man stand mit vollen Gläsern auf und rief: ‚Es sterbe der große Sittenverderber Wieland! Es sterbe Voltaire!' ꝛc."

Am 5. Dezember wurden die beiden Grafen Stolberg in den Bund aufgenommen. Niemand war entzückter darüber als Voß. Am folgenden Tage schreibt er:

„Die Grafen Stolberg — ach! welche Leute sind das! — — Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst und ohne den kleinen Stolz — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich; und den hab' ich gemacht! Gleim spricht mit Enthusiasmus von uns, und Klopstock hat in einer Gesellschaft gesagt, daß Göttingen voll junger Patrioten wäre."

Am 9. Dezember 1772 wurde der Schluß des „Messias," von dem Klopstock die Aushängebogen ihnen zugehen ließ, im Bunde vorgelesen, und daran anknüpfend legten mehrere Mitglieder Gelübde der Tugend ab. Klopstock wurde immer mehr der Abgott des Bundes. Wie entzückt waren die Göttinger Schwärmer, als er jedem von ihnen durch die Stolbergs einen Kuß und einen Kupferstich, der die heilige Muse darstellte, zusandte!

Am 2. Juli 1773 wurde Klopstocks Geburtstag, dessen oben bereits gedacht wurde, glänzend gefeiert. „Gott wollte," schreibt Voß, „die Welt segnen, und — es ward Klopstock!" Dann heißt es weiter:

„Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkojen bestreut, und auf ihm seine sämtlichen Werke. Unter dem Stuhl lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen des Messias, und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; — die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden, und auf den zerrissenen „Idris" stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit ꝛc. Klopstocks Ode, der Rheinwein, ward vorgelesen, und noch einige andere. Nun ward das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und du kannst denken, wie! Dann aßen wir, punschten, und zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildnis."

Dazwischen wurde übrigens allen Ernstes gearbeitet. Bei den wöchentlichen Sitzungen lag auf dem Tisch neben Klopstocks Dichtungen ein Buch in schwarzem

Lederband, genannt das „Bundesbuch," auf dessen leere Blätter nur die von Boie für würdig befundenen und von allen Bundesmitgliedern anerkannten Gedichte eingeschrieben wurden. Nur langsam füllten sich die Blätter, obgleich allwöchentlich viel produziert wurde. Alles aber suchte in Klopstocks Sinn zu singen von Deutschheit, Vaterlandsliebe, Unsterblichkeit und Freundschaft, von der künftigen Geliebten und vom holden Monde. Charakteristisch für die überweiche Stimmung ist ein Brief, den Voß an **Ernestine Boie**, des Bundeshauptes jüngste Schwester schrieb. Ohne dieselbe je gesehen zu haben, stand er mit ihr in vertrautem Briefwechsel, der später zum Verlöbnis und zur Vermählung der beiden führte. Es heißt darin: Bundesbuch. Ernestine Boie.

„Der 12. September (1773) wird mir oft noch Tränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg — und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend (11. Sept.) waren wir bei Ihrem Bruder versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Tränen des Herzens an. Dies sind die bittersten, Ernestinchen; bitterer als die über die Wangen strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Wir sprachen indes noch vieles von unserem künftigen Briefwechsel, von jedes vermutlicher Bestimmung, von Mitteln, wie wir wieder einmal zusammenkommen könnten, und dergleichen bittersüße Gespräche mehr. Unser Trost war noch immer der folgende Abend — da waren wir schon um 10 auf meiner Stube versammelt und warteten. — — Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer will sie beschreiben? — — Jeder wollte den andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam, — — man lachte, und die Träne stand im Auge — — alles Zurückhalten, alle Vorstellung war vergebens: die Tränen strömten — — — das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmütiger zu machen und sangen Millers Abschiedslied, und sangen's mit Mühe zu Ende. Es war ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: „Nun, meine Kinder, es ist Zeit!" Ich flog auf ihn zu und weiß nicht mehr, was ich tat. Miller riß den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern. — Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen weg — — — (tags darauf) standen jedem noch Tränen im Auge. Die ganze Woche sind wir melancholisch! — — — — Ach, Ernestinchen, der Tod einer Schwester kann nicht trauriger sein, als der Abschied von Freunden, die man vielleicht nicht wieder sieht."

Im Frühjahr 1774 reiste Boie nach Hamburg und brachte einen Brief von Klopstock mit, in dem dieser versprach, Anteil haben zu wollen an dem Bund der Jünglinge und bald nach Göttingen zu kommen.

Am 24. März 1774 schrieb darauf der Bund an Klopstock:

„Da die Eichen rauschten, die Herzen zitterten, der Mond uns strahlender ward, und Bund für Gott, Freiheit und Vaterland in unserem Kuß und Handschlag glühte; schon damals ahndet' es uns, und wir sagten's einander, Gott habe uns gesegnet. Großer Mann! Sie wollen unter uns sein! Ach jetzt nicht Ahndung mehr, es ist Gewißheit, Gott hat uns gesegnet! Anders können wir nicht reden, wenn unser Herz reden soll; und diesmal wird es doch reden dürfen. Gott hat uns gesegnet! Nicht nur bey der ersten bestürzenden Nachricht war dieses Überzeugung, wir empfinden sie noch, auch wenn wir ruhig beysammen sind, einander ansehn, und wärmer uns lieben, indem wir sagen: unter uns Klopstock! Aber dann erwacht die Ungeduld der Erwartung, und sie würde schwer zu über-

Poetische

Blumenlese

Für das Jahr

1776.

Von den Verfassern der bisherigen

Göttinger Blumenlese,

nebst

einem Anhange

die

Freymaurerey betreffend:

Herausgegeben

von

J. H. Voß.

Lauenburg,

gedruckt bey Johann Georg Berenberg.

Abb. 134. Titel und Titelkupfer des Voßischen Musenalmanachs für 1776.

winden sein, wenn nicht die Dankbarkeit für das schon Gegenwärtige unser ganzes Herz von neuem und allein erfüllte. Gott hat uns gesegnet. Unter uns Klopstock!

Der Bund."

Am 2. Juli 1774, dem fünfzigsten Geburtstage Klopstocks, wurde Leisewitz, ein Freund Höltys, einstimmig in den Bund aufgenommen. Um Michaelis erschien Klopstock selbst in Göttingen auf seiner Reise nach Karlsruhe. Voß erzählt von diesem Besuche:

Klopstock im Bunde.

„Weil es, aller Vorsicht ungeachtet, ausgekommen war, schrieb mir Klopstock, daß ich mit Hölty und Boies jüngerem Bruder nach Bovenden, eine halbe Meile von hier kommen sollte, dort wollte er den Tag mit uns zubringen, bloß die Nacht in Göttingen schlafen und des Morgens gleich weiter fahren. Das war ein Tag! Wir aßen ländlich und so vertraut wie Landleute, und den schönen, hellen Nachmittag waren wir im Garten. — — — In der Dämmerung kamen wir mit unserm großen Gast nach Göttingen und logierten ihn auf Boies Zimmer (der verreist war). — Aber in ganz Göttingen waren weder Post- noch Mietpferde zu bekommen, weil die Leute das schöne Wetter zum Einfahren des Heues benutzten. Klopstock blieb also den Montag dazu — wir saßen den ganzen Tag um ihn herum, und er erzählte. Mit dem Bunde hat er große Dinge im Sinn, sein Plan ist aber noch nicht vollständig bestimmt. — —"

Auflösung des Bundes.

Es war das letzte Aufglühen der Bundesherrlichkeit gewesen; bald danach löste der Bund sich dadurch auf, daß seine Mitglieder in alle Welt zerstreut wurden.

Als Boie von seiner Reise nach Göttingen zurückkehrte, fand er nur noch Voß, dem er die Leitung des Musenalmanachs anvertraute, da er die Reisebegleitung eines Engländers nach Frankreich und Italien übernommen hatte. Zu Ostern 1775 siedelte auch Voß nach Wandsbeck über, um dort am Musenalmanach weiterzuarbeiten, seiner Braut in Flensburg näher zu sein und mit Klopstock, Claudius und den Stolbergs zu verkehren. „Der Bund war gesprengt und wie Jugendrausch verflogen. Das Bundesbuch, das Klopstock bevorworten wollte, ist niemals erschienen. Der Musenalmanach war das Bundesbuch."

Und doch ist der kurzlebige Dichter- und Freundesbund nicht vergeblich gewesen, soviel Jugendspielerei und Jugendübermut auch darin steckte. Von der sittlich reinen, idealen Strömung, die ihn belebte, ist eine mächtige Anregung für die Mitglieder selbst wie für Deutschlands Dichter überhaupt ausgegangen; „als die beste Pflanzschule Klopstocks", sagt Vilmar, „aus welcher der Same, den er ausgestreut, auf den verschiedensten Boden getragen wurde, so daß eine Fülle der mannigfaltigsten Blüten aus diesem Samen hervorwuchs, kann dieser Bund allerdings betrachtet werden." Bedeutung des Bundes

Der alte Göttinger Musenalmanach stand nur ein Jahr unter der Redaktion von Voß; denn als dieser — um im Selbstverlag einen höheren Gewinn zu erzielen — den Jahrgang 1776 (dazu Abbildung 134) in Lauenburg drucken ließ, setzte auch der Göttinger Verleger das Unternehmen seinerseits, zunächst unter Göckings Redaktion fort. Dieser alte Musenalmanach hat den neuen Voßischen noch um drei Jahre überlebt und ist erst 1803 eingegangen.

Folgen wir nun etwas eingehender den Bundesgliedern in ihrem Lebens- und Dichtungsgange vor und nach der Bundeszeit. Ich beginne mit **Bürger**, der sich in Göttingen selbst am frühesten an Boie angeschlossen und ihm bereits für 1771 einen Beitrag zum Almanach geliefert hatte, obgleich er sonst dem Bunde nur äußerlich angehörte.

Abb. 135. Gottfried August Bürger.
Nach einem zu Lebzeiten des Dichters von Joh. Dominik Fiorillo, Professor der Kunstgeschichte in Göttingen, † 1821, gemalten Bildnis, im Besitze des Herrn Dr. Althof in Weimar.

Bürgers Leben.

Gottfried August Bürger wurde in der Sylvesternacht 1747 zu Molmerswende im Mansfeldischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Schon als Knabe zeigte er Anlage zum Dichten, aber sonst nicht große Begabung und noch weniger Stetigkeit im Lernen. Nach dem frühen Tode des Vaters nahm der

Großvater sich seiner an; bedauerlicherweise nötigte dieser aber den Enkel, wider seine Neigung in Halle Theologie zu studieren. Statt an die Theologen schloß sich Bürger jedoch an die Philologen, besonders an den etwas lockeren, übel berüchtigten Professor Klotz an, der einen schlimmen Einfluß auf ihn übte und ihn in sein ausschweifendes Leben mit hineinriß. Entrüstet rief ihn der Großvater zurück, gestattete ihm aber einen Studienwechsel; in Göttingen sollte er zur Jurisprudenz übergehen. Nicht lange indes dauerte es, so war der erste Eifer dafür auch vorüber, und die alte Lust zu lockerem Leben gewann die Oberhand; bald trieb er es so arg, daß der erzürnte Großvater gänzlich die Hand von ihm abzog und den Verirrten sich selbst überließ. Nun nahmen sich einige wackere Freunde seiner an, vor allem Boie, welcher Bürgers großes Talent erkannte und sein Möglichstes tat, dasselbe zu fördern und den jungen Dichter in geordnete Pfade zurückzulenken. Der allezeit bereite Gleim sandte Geld; Boie nahm in den zweiten Jahrgang des Musenalmanachs Bürgers Lied „Herr Bacchus ist ein braver Mann" auf; und dadurch ermutigt wurde Bürger auch wieder zu ernsteren Studien angeregt. Mit seinen Freunden studierte er Shakespeare und die kurz zuvor von Perci herausgegebenen alten englischen Volkslieder, aus denen er später so viel für seine eigenen Balladen schöpfte. 1772 erhielt er durch Boies Freundeseifer eine Stelle als Amtmann des der Familie v. Uslar gehörigen Gerichtsamtes Altengleichen bei Göttingen und nahm als solcher seinen Wohnsitz zu Gelliehausen, von wo aus er den befreundeten Dichterbund oft besuchte. Nun kam auch eine Versöhnung mit dem Großvater zustande; leider gingen aber die Gelder, die derselbe zum Antritt des von dem Enkel übernommenen Amtes hergab, großenteils durch die Unredlichkeit eines Dritten verloren, wodurch die häuslichen Umstände Bürgers von Anfang an litten. Viel schlimmer aber waren die Folgen seiner Verheiratung im Herbst 1774 mit Dorette, der ältesten Tochter des Justizamtmanns Leonhardt in Niedeck bei Göttingen. Wie er selbst erzählt, liebte er schon deren jüngere Schwester Molly, als er den Ehebund mit Dorette schloß, und diese Leidenschaft wurde mit den Jahren immer ungestümer, und da Molly in demselben Maße seine Liebe erwiderte, entstand ein jeder Sitte hohnsprechendes Verhältnis, das alle drei Beteiligte auf das tiefste unglücklich machte. Äußerer Druck kam dazu, der durch den Tod des Schwiegervaters nur vorübergehend gehoben wurde. Endlich wurde er noch verleumderischer Weise angeklagt, sein Amt gewissenlos vernachlässigt zu haben; allerdings sprach man ihn in der angeordneten Untersuchung frei, aber er fühlte sich doch so gekränkt, daß er glaubte, abdanken zu müssen. So ging er

Abb. 136. Bürgers erste Frau Dorette Leonhardt.
Nach Matthieus Gemälde von 1774.

denn nach Göttingen zurück, wo er hoffte, durch seine Feder und durch Vorlesungen über Ästhetik und schöne Literatur sich sein Brot zu erwerben. Aber es war nur ein kärgliches Brot, er mußte durch Übersetzungen viel hinzuverdienen und kam doch aus der Not nie heraus. Endlich (1784) starb seine Frau. Im Juni 1785 heiratete er Molly, indes nur kurze Zeit währte das lang ersehnte Glück. Schon im Januar 1786 stürzte ihr Tod ihn in das düsterste Seelenleid und raubte ihm alle Lust zum Dichten und Arbeiten. Was half es ihm, daß die Universität bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum ihm die philosophische Doktorwürde erteilte und ihn bald darauf zum außerordentlichen Professor (ohne Gehalt) ernannte! — Vollends unglücklich aber wurde er durch eine dritte, töricht eingegangene Ehe mit einer Schwäbin Elise Hahn, die — von seinen Dichtungen hingerissen — ihm in Versen ihre Liebe erklärte und ihm ihre Hand anbot. Aus Rücksicht auf seine Kinder ging er darauf ein, aber die Zerstreuungssucht, Eitelkeit und offenbare Untreue seiner Frau machte das Verhältnis bald unleidlich; er ließ sich von ihr scheiden. Einsam und elend, krank und von Nahrungssorgen gequält, durch Schillers scharfe Recension seiner Gedichte schmerzlich gekränkt schleppte der unglückliche Dichter sich noch zwei Jahre hin, bis ihn der Tod am 8. Juni 1794 von seinen Leiden erlöste.

Abb. 137. Bürgers zweite Frau, Molly Leonhardt. Nach dem Gemälde von Matthieu 1774.

Abb. 138. Kupfer Chodowieckis zu Bürgers „Lenore". Titelvignette zu einer kleinen poetischen Blumenlese. 1789.

Bürgers Dichtungen wurden wesentlich durch sein Leben beeinflußt. Der Mangel an sittlicher Haltung und Würde in seinem Charakter hinderte ihn, ein echter Volksdichter zu werden, zu dem er sonst ganz und gar das Zeug hatte. Denn seine „Lenore" (1773 gedichtet, 1774 gedruckt) begeisterte nicht nur den Hainbund, der sich sonst etwas ablehnend gegen ihn verhielt, zu fast unbeschränktem Lobe und feuerte seine Mitglieder zur Nachahmung an, sondern ganz Deutschland stimmte in diese Begeisterung lebhaft ein. Nach so vieler gemachter Poesie spürte man hier

Bürgers Dichtungen.

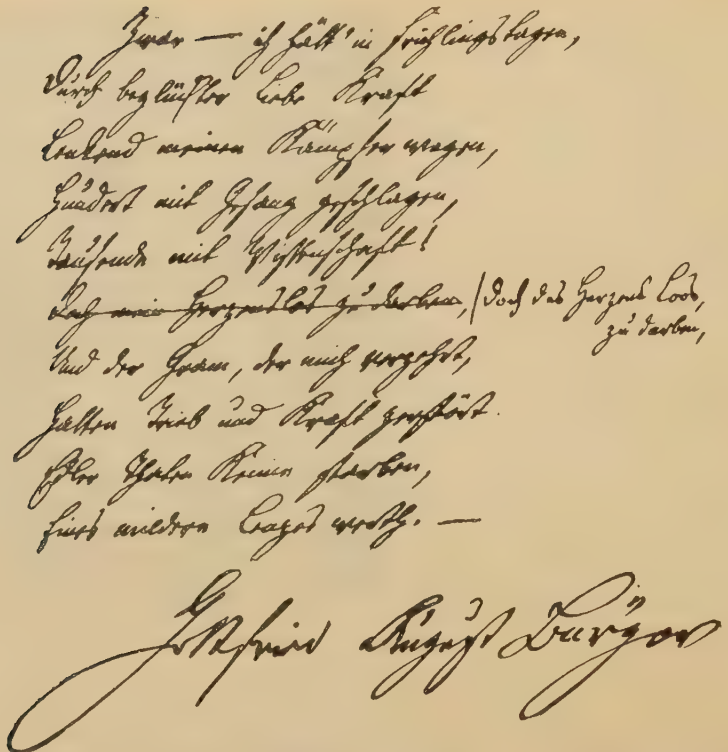


Abb. 139. Aus der eigenhändigen Niederschrift des „Hohen Liedes" von Bürger, im Besitz des Herrn Dr. Althof in Weimar.

wieder den Pulsschlag wahren, warmen Lebens. Ihrem Stoffe nach aus dem Volke stammend, in knapper, alle umständliche Ausmalung und Motivierung vermeidender Weise erzählend, dazu an den noch im frischen Volksbewußtsein lebenden siebenjährigen Krieg anknüpfend wurde die „Lenore" sofort volkstümlich im besten und vollsten Sinne. Mit einem Schlage begründete sie Bürgers Dichterruhm und wird ihn erhalten, wenn auch seine ganze übrige Poesie einst vergessen werden sollte. Und der größte Teil davon ist jetzt bereits — und mit Recht — vergessen. Was Goethe von Günther einst sagte, findet auch auf Bürger volle Anwendung: „Er wußte sich nicht zu zähmen, darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Und noch treffender drückt es Goedecke aus: „Sein Leben selbst war ohne reine Poesie, und seine Gedichte, auch die Balladen, sind innerlich nicht geläutert." Im großen und ganzen hat sich durch die neuere Kritik Schillers Recension bestätigt und bewahrheitet; man „vermißt" wirklich „in dem größten Teil der Bürgerschen Gedichte den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet." In vielen seiner Balladen macht er sich — man könnte sagen — mit dem Volke gemein, so in der widerlichen „Frau Schnips", in des „Pfarrers Tochter von Taubenhain" — selbst der „wilde Jäger" ist etwas stark lärmend und polternd. In anderen ist er übertrieben, gespannt und gedehnt, oft zu pathetisch und deklamatorisch; selbst das auf einem

tatsächlichen Vorgange beruhende „Lied vom braven Mann“ ist nicht ganz frei davon, obgleich es sonst mit zu den besten Balladen Bürgers gehört. Dagegen wird man seinen prächtigen „Kaiser und Abt“ ungetrübt genießen, auch sein „Lied von Treue“. Seine Lyrik ist meist ein getreuer Abdruck seines Lebens, so insbesondere seine Lieder an Molly, in denen seine ganze unglückliche Leidenschaft zum unerquicklichen Ausbruch kam. Ergreifend ist aber ein Selbstbekenntnis, das er 1788 — wohl in der Erinnerung an Molly — in seinem „Hohen Lied von der Einzigen, in Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung“ ablegte. Den ursprünglichen Wortlaut gibt die erste, nebenstehend nachgebildete Niederschrift.

In der letzten Ausgabe der Gedichte lautet diese Strophe (die dreizehnte):

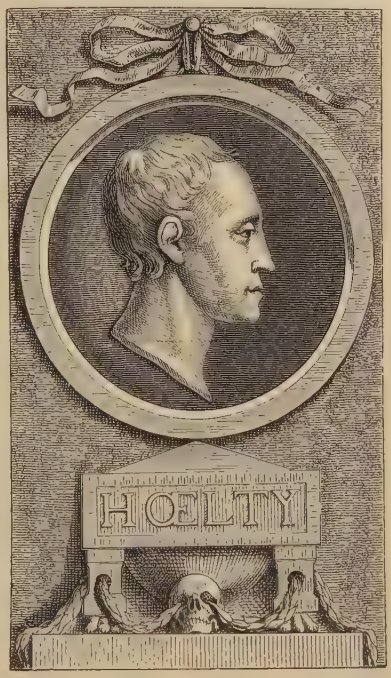
„Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen
Mit beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft!
Doch des Herzens Los, zu darben,
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Trieb und Kraft zerstört.
Meiner Palmen Keime starben,
Eines mildern Lenzes wert.“

Unter seinen Liedern findet sich übrigens auch dieses oder jenes, das dem Tone echter Volkspoesie sich nähert, wie das „Feldjägerlied“ (Mit Hörnerschall und Lustgesang), das „Dörfchen“ (Ich rühme mir mein Dörfchen hier); auch seine lustige Plauderei mit dem „Monde“ (Ei schönen guten Abend dort am Himmel), die sich vorteilhaft von den zahlreichen schmachtenden Mondscheinliedern jener Zeit unterscheidet.

Münchhausens Reisen und Abenteuer.

Zum Schluß verdient erwähnt zu werden, daß Bürger der anonyme Übersetzer des von einem Deutschen Namens Raspe 1786 in englischer Sprache abgefaßten Buches **„Wunderbare Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“** ist. Als die Übersetzung erschien, lebte noch der Freiherr Hieronymus von Münchhausen (1720—1797) auf seinem Gute Bodenwerder im Hannoverschen und erzählte häufig im Freundeskreise seine zum Teil auf älterem Volkswitz beruhenden unglaublichen Lügengeschichten, die — vermehrt durch andere — der nach London entflohene Raspe († 1794), ehemaliger Kasselscher Professor und Bibliothekar, dem englischen Publikum zuerst gedruckt vorführte.

Durch Bürger wurde Boie mit zwei Studenten bekannt, die zu den ersten Gliedern des Hainbundes gehörten: **Hölty** und **Miller**.



Ludwig Heinrich Christoph Hölty

Hölty.

Abb. 140. Höltys einziges echtes Bildnis von Chodowiecki (nach einem Gipsabguß). Aus Voßens Musenalmanach für 1778. Nach dem Exemplar der Münchener Bibliothek. Unterschrift eines Stammbuchblattes (1775).

Ludwig Heinrich Christoph Hölty wurde am 21. Dezember 1748 zu Marienfee bei Hannover als Sohn eines Predigers geboren. Von Kind auf sehr fleißig las er oft ganze Nächte durch und legte damals viel-

leicht schon den Keim zu der Krankheit, die ihn fortraffte, ehe er das dritte Jahrzehnt seines Lebens vollendet hatte. Bei allem ernstlichen Fleiße wahrte er sich die Liebe zur Natur und ein warmes, empfindungsreiches Herz, das schon sehr früh nach einer poetischen Äußerung verlangte und sich in jugendlichen Gedichten versuchte. In Göttingen trieb er, ohne seine Berufswissenschaft, die Theologie, zu vernachlässigen, sehr eifrig das Studium der neueren fremden Sprachen, aber auch das unserer älteren Poesie, namentlich der Minnesänger, wodurch seine eigene dichterische Begabung einen neuen Antrieb erhielt. So wurde er einer der eifrigsten Mitarbeiter an Boies Musenalmanach und eines der begeistertsten Glieder des Hainbundes, in dessen Sinn er sogar Bardenlieder („Teut und Minnehold") anstimmte, die seiner Natur so wenig entsprachen, daß er sie ein andermal heiter parodierte. Vom Studentenleben genoß er dabei nicht viel, da er durch Privatstunden und Übersetzungen sich ziemlich mühsam sein Brot verdienen mußte. Als die Hainbündler Göttingen verließen, ging er mit Miller nach Leipzig und besuchte darauf die Dichterfreunde in Hamburg und Wandsbeck. Unglückliche Liebe, der Tod seines Vaters, seine fortwährende Kränklichkeit vermehrten die ihm von jeher eigene Schwermut. Im Herbst 1775 ging er nach Hannover, um bei dem berühmten Dr. Zimmermann Heilung zu suchen; aber die ärztliche Kunst vermochte ihm nicht zu helfen. Am 1. September 1776 erlag er der Schwindsucht. — „Höltys ganze Poesie", sagte Eichendorff, „ist eine wehmütige Todesahnung", und in der Tat ist die Schwermut der Grundton der Mehrzahl seiner Gedichte wie seines Lebens. So feierte er in den „Traumbildern" die „künftige Geliebte", aber man fühlt es durch, daß er die Hoffnungslosigkeit seiner Wünsche ahnt. Gern führt er auch Scenen aus, wo der Liebende voll Trauer der Bahre seiner Geliebten folgt, so in der „Elegie auf ein Landmädchen" u. a. Aber er verzagt nicht, wenn der Tod wirklich in sein Leben greift. Fester Glaube und starke Hoffnung erfüllen ihn. Als sein Vater gestorben, da singt er — „Am Grabe meines Vaters":

Abb. 141 und 142. Aus Chodowieckis Kupfern zu Höltys „Elegie auf ein Landmädchen" vom Jahre 1795.

Selig alle, die im Herrn entschliefen,
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen,
Und du gingst in Gottes Ruh'.
Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht;
Schwebst, im Wink, durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht!
Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch auch frische, lebenslustige Klänge weiß Hölty anzuschlagen; allbekannt ist sein Mahnwort in den „Lebenspflichten":

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen!

Bekannt ist auch sein von Reese und Reichardt komponiertes „Rheinweinlied“: „Ein Leben wie im Paradies gewährt uns Vater Rhein.“

Seinen Freunden hinterließ der Sänger den „Auftrag“:

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt sie freundlich dem Reisenden — —

„Oft,“ sagt er staunend, „tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton —“

So tönt noch Höltys Harfe leise fort in seinen Liedern bis in unsere Zeit. Seine Gedichte wurden nach seinem Tode von Voß herausgegeben, aber mit zahlreichen willkürlichen Änderungen und Zudichtungen. Den ursprünglichen Text hat erst Karl Halm 1869 wieder hergestellt.

Johann Martin Miller, ein Predigerssohn, am 3. Dezember 1750 in Ulm geboren, studierte in Göttingen Theologie, wo er mit Hölty innig befreundet wurde. Nachdem er kurze Zeit Landpfarrer gewesen, erhielt er eine Anstellung am Gymnasium seiner Vaterstadt, wurde dann Prediger am dortigen Münster und später Dekan der Diöcese Ulm, † 21.

Miller.

Abb. 143. Johann Martin Miller.
Nach einem gleichzeitigen Porträt.
Unterschrift eines Briefes aus Ulm vom 20. Januar 1800.
Im Besitze des Herrn W. Künzel in Leipzig.

Juni 1814. — Miller war eine Hölty nahe verwandte Natur, obwohl in ihm das Empfindsame schon in Göttingen noch mehr hervortrat als bei seinem Freunde, so daß ihn Voß in seinen Briefen an Brückner als eine „mädchenhafte Gestalt", „mädchenhaft auch in seinem Empfinden und Dichten" schilderte. Bei seinen Hainbundsgenossen war er ungemein beliebt, seine wohlklingenden Lieder wurden zu seiner Zeit durch ganz Deutschland gesungen; jetzt sind manche seiner Verse nur noch als scherzhafte geflügelte Worte in Brauch, so z. B.: „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei —" aus seinem „Klagelied eines Bauern". Dagegen wird sein von Mozart komponiertes Lied „Zufriedenheit" wohl noch ebenso oft gesungen, wie der Anfang daraus citiert: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin?"

Abb. 144. Aus den Kupfern zur zweiten Auflage des „Siegwart". (Leipzig 1777, Weygandsche Buchhandlung), gez. von Chodowiecki . . . „der edle Jüngling lag erstarrt und tot im blassen Mondschein auf dem Grabe seines Mädchens" . . .

Berühmt ist Miller aber geworden durch seinen tränenreichen Roman „**Siegwart, eine Klostergeschichte**", in dem die Sentimentalität der Zeit auf die Spitze getrieben, ihr aber auch zugleich die Spitze abgebrochen wird. Im Jahre 1774 waren „Werthers Leiden" von Goethe erschienen und hatten die Glieder des noch in Göttingen vereinten Bundes tief ergriffen. Daß Goethe sich mit diesem Buch, auf das ich später eingehend zurückkomme, von dem Krankheitsstoffe der Sentimentalität hatte befreien und davor die Zeitgenossen warnen wollen, begriff man damals meist nicht, am wenigsten Miller, der dadurch erst recht zur Rührungs- und Empfindsamkeitsschwelgerei sich angetrieben fühlte. Zwei Jahre darauf gab er seinen „Siegwart" — mit Illustrationen von Chodowiecki — heraus, „eine abgeblaßte Karikatur Werthers". Der Inhalt dieses seinerzeit übermäßig bewunderten und von den Damen verschlungenen, jetzt völlig vergessenen Romans ist folgender:

Siegwart. Xaver Siegwart, der Sohn eines katholischen Amtmanns im südlichen Deutschland, wird als Knabe von dem Eindruck, den ein Kapuzinerkloster und der Pater Anton in demselben auf ihn machen, so ergriffen, daß er von Stunde an entschlossen ist, einst auch Mönch zu werden. Auf der Hochschule von Ingolstadt,

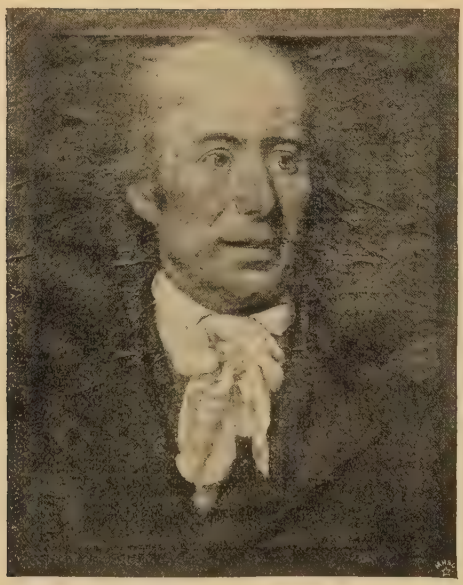
deren Studentenleben sehr anschaulich beschrieben wird, lernt er aber Marianne, die Tochter des Hofrats Fischer, kennen, verliebt sich in sie und hat bald die Klosterideen vergessen Ein paar Stellen mögen ihr Verhältnis und die Sprache des Buches charakterisieren: „Er sang mit Marianne ein Duett. Ihre Stimmen waren wie das Lispeln der Liebe, stiegen miteinander in den Himmel und wieder in das Grab herab und klagten. Jedes Herz fühlte Zärtlichkeit und Liebe . . . Bei einem Triller sah sie unseren Siegwart so schmachtend und beweglich an, daß ihm Tränen in die Augen schossen und sein Herz im seligsten Gefühle schwamm ꝛc." . . . „Siegwart sank in Mariannens Arm und weinte. Eine Stunde lang konnte er nichts als seufzen . . . Sie streichelte ihm die Tränen von den Wangen oder küßte sie weg . . . ‚Lieber Engel, sind Sie mein?' — ‚Auf ewig! sagte sie.' Darauf folgte eine sprachlose Scene, die sich nicht beschreiben läßt. Erst nach einiger Zeit gingen sie mit nassen Augen, um ein Menuett zu tanzen. Dann gingen sie wieder ans Fenster, sahen den Mond an, sahen, wie er sich spiegelte in ihren Tränen ꝛc." — — — Mariannens grausamer Vater ist gegen die Heirat der Liebenden, weil er eine andere Ehe für seine Tochter im Auge hat, und da sie sich sträubt, zwingt er sie, Nonne zu werden. Siegwart gelingt es nicht, sie davor zu bewahren, noch sie heimlich zu entführen; nun geht auch er ins Kloster, hängt „stundenlang mit den Augen am stillen Mond", schreibt melancholische Episteln und strengt sich an, „seine Leiden zu verseufzen". Nach einiger Zeit wird der verliebte Kapuziner als Beichtvater zu einer sterbenden Nonne gerufen — es ist sein Engel Marianne, die in seinen Armen ihr Leben aushaucht. Nun kann auch er das Leben nicht mehr ertragen, er siecht dahin — eines Tages wird er auf Mariannens Grab gefunden, hinüber geschieden „in das herrliche Land, wo gekränkte Zärtlichkeit und Menschheit keine Tränen mehr vergießen."

Und diese Geschichte sollte dem selbstmörderischen Werther gegenüber das Bild einer tugendhaften Liebe darstellen! Miller, angefeuert durch den Erfolg, schrieb noch drei andere Romane, deren zweiter, „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau", in taktloser Weise den Hainbund und namentlich die Stolberge mit hineinzog. Voß war sehr ärgerlich über Millers „Wasserromane" mit dem „ewigen Moralgeschwätz und Nutzenstifterei" und schrieb ihm offen heraus, was er darüber dachte. Der „Siegwartische Empfindsamkeitston" klang aber noch lange wimmernd und winselnd nach in zahlreichen Klosterromanen und Gefühlsgeschichten.

Den beiden Freunden schloß sich im Frühling 1772, von Boie nach Göttingen gezogen, **Voß** an, dessen Briefe eine Art Chronik des Hainbundes darstellen, wie ich oben gezeigt habe, und der in der Tat die eigentliche Seele des Bundes war.

Joh. Heinrich Voß.

Johann Heinrich Voß, geb. zu Sommersdorf in Mecklenburg am 20. Februar 1751, war der Sohn eines unbemittelten Pächters und Schenkwirtes, der später eine Schullehrerstelle annahm, die ihm notdürftig das Leben fristete. Durch Unterstützungen guter Freunde vermochte der Vater den sehr befähigten Knaben auf das Gymnasium zu Neubrandenburg zu bringen; dort bildete derselbe mit einigen Schulkameraden einen Verein, in dem Griechisch, Lateinisch und deutsche Literatur mit großem Eifer getrieben wurden. Für sich studierte der fleißige Gymnasiast an Ramlers und Klopstocks Oden deutschen Versbau, dichtete auch schon selbst hier und da ein Lied und übersetzte Horazens Oden. Als aber die Zeit zum Abgange auf die Universität herangekommen war, fehlten die Mittel zum Studium. So mußte der Abiturient eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Oertzen in Ankershagen übernehmen; von den dabei gemachten Ersparnissen hoffte er, sich auf der Universität erhalten zu können. In dieser Zeit lernte er auch den Pastor Brückner in Großen-



Johann Heinrich Voß.

Abb. 145. J. H. Voß. Das Original dieses Bildnisses, 1797 von Schöner gemalt, befindet sich im Gleimschen Freundschaftstempel zu Halberstadt. Unterschrift aus einem daselbst aufbewahrten Briefe an Gleim.

Vielen kennen, an den er später seine Briefe über die Entstehung und den Fortgang des Hainbundes richtete (S. 362). Durch ihn hörte er zuerst etwas von Shakespeare, durch ihn empfing er erneuten Antrieb zum Dichten, durch ihn kam er leichter über manches Drückende in seiner Stellung hinweg. Als der Musenalmanach zu erscheinen anfing, sandte Voß einige Gedichte dafür ein und kam dadurch in Briefwechsel mit Boie, der ihm die Mittel schaffte, in Göttingen studieren zu können. Dort entschied Voß sich bald für das Studium der alten und neueren Sprachen, besonders beschäftigte er sich auch eingehend mit den Minnesängern und mit Luthers Schriften. Als Mitstifter des Hainbundes lernten wir ihn bereits kennen; ebenso in Wandsbeck als Redakteur des Musenalmanachs, dessen Ertrag ihm gestattete, Boies Schwester Ernestine zu heiraten. Dort lebte das junge Ehepaar äußerst einfach, aber sehr glücklich im trauten Verkehr mit Claudius, Klopstock und anderen Freunden, die sie von nah und ferne aufsuchten. Im Spätherbst 1778 wurde Voß Schulrektor in Ottern-

dorf im Lande Hadeln (westlich von Stade); vier Jahre darauf rief ihn Friedrich Stolberg in eine gleiche Stellung nach Eutin, in der er zwanzig Jahre segensreich wirkte. Anfangs war er hier sehr glücklich, als aber die Spannung zwischen ihm und den Stolbergs eintrat, die allmählich in Feindseligkeit überging, dazu seine Gesundheit unter den anstrengenden Arbeiten seines Amtes zu erliegen drohte, kam er 1802 um seine Pensionierung ein, die er mit einem angemessenen Jahrgehalt erhielt, und zog nach Jena, wo zwei seiner Söhne studierten. Hier kam er in Verkehr mit Schiller und Goethe, aber ein engeres und herzlicheres Verhältnis entstand nicht. Goethe bemühte sich, ihn an Weimar und Jena zu fesseln, ja er hatte ihm bereits eine Pension vom Herzog ausgewirkt, aber Voß wollte sich dazu nicht bewegen lassen und nahm bald darauf zu Goethes nicht geringem Ärger die Einladung des Großherzogs von Baden nach Heidelberg an, wo er in freier Verbindung mit der Universität und rastlos geistig tätig bis in sein 76. Jahr lebte. Nach kurzer Krankheit starb er am 29. März 1826. — Durch sein schroffes, einseitiges Wesen und seine unverwüstliche Kampfesader hatte er sich ein einsames Alter bereitet; es war deshalb für ihn ein großer Segen, daß ihm Gott in seiner Ernestine eine edle Frau geschenkt hatte, die an allen seinen Arbeiten, auch den gelehrten, den tätigsten Anteil nahm. In den „Mitteilungen“ aus seinem Leben, die sie nach seinem Tode herausgab, hat sie ihm und sich selbst ein Denkmal ehelicher Treue und Liebe gesetzt. Ihre Aufsätze sind „in kunstvoller Anmut die rührendsten Idyllen, die aus dem Voßischen Kreise hervorgingen“. Sie überlebte

ihren Mann noch acht Jahre und starb erst 1834 im 79. Jahre. — Ein nach allen Seiten hin trefflich charakterisierendes Lebensbild hat Wilhelm Herbst 1872, ein kürzeres nebst Auswahl seiner Dichtungen August Sauer 1893 herausgegeben.

Voßens Dichtungen.

In seinen Oden, Elegien und Liedern folgte Voß meist ganz dem Muster und Vorbilde Klopstocks und Ramlers, er zeigt darin eine ungewöhnliche Sprachgewandtheit und Beherrschung des Rhythmus wie in allen seinen Dichtungen, aber der Mangel an poetischem Schwunge und wahrer Begeisterung macht sich dabei in auffälliger Weise geltend und kann durch den lehrhaften und polemischen Ton, den er oft anschlägt, nicht ersetzt werden. Besonders schulmeisterlich pedantisch sind seine Lieder, die er für das Volk dichtete — da sollten z. B. die Milchmädchen die Kuh ansingen:

Lieg und wiederkäu in Ruh
Dein gesegnet Futter:
Alles, gute fromme Kuh,
Milch und Käse schenkest du,
Rahm und süße Butter ꝛc.

Idyllen.

Bedeutender sind seine Idyllen, obgleich auch in ihnen der Mangel an schöpferischer Phantasie sich bemerklich macht. Ihm selbst war das keineswegs verborgen. „Was Du von der wenigen Phantasie in meinen Gedichten sagst, ist richtig," schreibt er einmal an seinen Freund Brückner. Das ländliche Stillleben, die schlichten Reize der nordischen Natur, die in Schlafrock und Pantoffeln einherschlarrende, ungenierte Gemütlichkeit des Philistertums, die Genüsse der Pfeife, des Glases, des Mahles werden in diesen Idyllen mit behaglicher Breite und nur zu großer Treue geschildert; zuweilen mischt sich ein polemischer Ton hinein, wie in den „Leibeigenen", wo er gegen die Roheit des Junkertums zu Felde zieht. Die anmutigste unter allen den kleineren Idyllen ist „Der siebzigste Geburtstag", in welcher er schildert, wie der alte Schulmeister Tamm, der seinen 70. Geburtstag feiert, an einem schneereichen Tage von seinem zum Pfarrer ernannten Sohn besucht wird und wie dessen junge Frau den Schwiegerpapa mit einem Kusse aus dem Mittagsschlaf aufweckt. Dieselbe erschien zuerst in dem Musenalmanach für 1781, war Bodmer gewidmet und begann mit folgenden Versen:

Der 70. Geburtstag.

Bei der Postille beschlich den alten christlichen Walter
Sanft der Mittagsschlummer in seinem geerbeten Lehnstuhl,
Mit braunnarbigtem Jucht voll schwellender Haare bepolstert.

Da Bodmer statt alles Dankes nur mit Spottversen in seinem letzten kritischen Gedichte: „Untergang der berühmten Namen" darauf antwortete, ließ Voß in der Ausgabe von 1785 die Widmung fort. Die Eingangsverse lauteten aber in derselben:

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens
Saß der redliche Tamm, seit vierzig Jahren des Dorfes
Organist im geerbten und künstlich gebildeten Lehnstuhl,
Mit braunnarbigtem Jucht voll schwellender Haare bepolstert.
Oft die Hände gefaltet und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.

Die Kleinmalerei dieser Idylle mutet uns an in ihrer treuherzigen Schilderung des einfachen, beschränkten Lebens und des Glückes, das sie darbietet; zu bedauern ist nur, daß Voß, der sich nie genug tun konnte, die erste gelungenste Bearbeitung immer wieder feilte, ausbesserte, erweiterte (aus den drei Eingangszeilen wurden allmählich elf), so daß die letzte nicht nur um die Hälfte länger ist als die erste, obgleich doch keine einzige neue Begebenheit hinzugekommen ist, sondern auch gekünstelter in der Sprache. — Ähnlich ist es mit der Homerübersetzung Voßens und mit seiner berühmten Dichtung, der „Luise", gegangen, deren erste Abfassung (1784) entschieden

Luise.

Abb. 146. Der Pfarrer und seine Familie mit dem zukünftigen Schwiegersohne. („Sorglos saß nun der Greis von Geliebten umringet.")
Aus den Kupfern zu Voßens „Luise" von Chodowiecki in Beckers „Almanach für 1798".

ansprechender ist als die „Ausgabe letzter Hand" von 1807. (Das sehr sauber und zierlich geschriebene Manuskript der „Luise" [Beilage Nr. 78] gehört noch heute zu den Schätzen des Gleimschen Freundschaftstempels in Halberstadt. (Auch München u. a. O. besitzen Manuskripte der „Luise", die der Verfasser zu feilen und abzuschreiben nie müde wurde.) Von „Poesie, welche die Tiefen der Seele ergreift", ist auch darin nichts zu finden, dagegen manches Sentimentale neben dem Hausbackenen und manche langstielige Rede des rationalistisch orakelnden Pfarrers von Grünau in wohllautenden Versen. Das Gedicht zerfällt in drei Idyllen. Die erste, „Das Fest im Walde", schildert die Geburtstagsfeier der Heldin Luise, der Tochter des Pfarrers von Grünau, in ziemlich langgedehnter Ausführlichkeit. Doch wird hier die Entstehung der Liebe Luisens zu Walter, dem Hofmeister und Kandidaten, in einfacher und zarter Weise vorgeführt. In der zweiten Idylle „Der Besuch" ist Walter Pfarrer geworden, hat sich mit Luisen verlobt und kommt nun an einem kalten Wintermorgen nach Grünau zu Besuch, wo er seine schlaftrunkene Braut überrascht. In der dritten Idylle „Die Vermählung" werden alle Vorbereitungen zur Hochzeit nicht ohne Lüsternheit erzählt, dann die am Vorabend übereilt vorgenommene Trauung, der Schmaus in der Herrenstube und im Gesindezimmer u. s. w., alles das hier und da von einigen platten, zuweilen lüsternen Scherzen durchwürzt. Die einzelnen Personen des Gedichtes treten trotz seines großen Umfanges kaum individuell hervor, und keine haftet im Gedächtnis. Außer den langen, um das allertrivialste sich drehenden Wechselreden ist die ganze Mühe auf die Schilderung der Lokalitäten und der äußeren Umstände verwendet, und das sichert dem Gedichte auch einen dauernden Wert: es ist ein naturgetreues „Kultur- und Kostümbild" einfach bürgerlichen Lebens im 18. Jahrhundert und zugleich eine Charakterstudie des damaligen Pfarrerstandes, wie er aus der Schule der Vernunfttheologen hervorging.

Die „Luise" rief eine große Zahl von ähnlichen Dichtungen hervor, unter denen Goethes „Hermann und Dorothea" obenan steht. Die meisten sind nicht viel mehr als Kopien der Voßschen Idylle. Zu den besten gehören zwei „ländliche Dichtungen" von **Kosegarten** (Propst zu Altenkirchen auf Rügen, später Professor in Greifswald, geb. 1758, † 1818), der zuerst im Klopstockschen Sinne empfindsam gedichtet hatte und darauf in Voßens Fußstapfen trat. Es waren „Jukunde" und „Die Inselfahrt oder Aloysius und Agnes". Weit Geringeres noch leistete der Prediger **Friedr. Wilh. August Schmidt von Werneuchen** (1764—1838), welcher seit 1793

Kosegarten.

Schmidt v. Werneuchen.

I

Das Fest im Walde

Draußen in dunkler Kühle der zwo breitblättrigen Linden,
Welche, die tägliche Stub' an der Mittagsseite beschattend,
Über das moosige Dach hinsäuselten, schmauste behaglich
Im Schlafrocke der Pfarrer am steinernen Tisch auf dem Sessel,
Den vor dem Winterkamine sein alter künstlicher Hausknecht
Heimlich geschnitzt, und mit Weiß und glänzendem Grüne bemalet.
Vergnügt saß nun der Greis, von Geliebten umringt, und erfreute
Mit lehrreichem Gespräche sein Herz, und mancher Erzählung.
Küchlein in frohem Gedräng', und das Perlhuhn pickte der Jungfrau
Brot aus der Hand, weil ferne der trotzige Hahn mit den Weibern
Harrte des Wurfs, und die trippelnde Taub' und der kollernde Puter.
Nachbarlich dort im Schatten des blütendoldigen Flieders
Nagte des Festmahls Knochen Packan, und murrete seitwärts
Gegen die lauernde Katz', und schnappte sich sumsende Fliegen.
Aber Mama sanftlächelnd der wohlbekannten Erzählung,
Zupfte geheim Luisen, die neben ihr saß, an dem Ärmel,
Neigt' ihr nahe das Haupt, und begann mit leisem Geflüster:
Gehn wir noch in den Wald, mein Töchterchen? Oder gefällt dir's,
Weil die Sonne so brennt, in der Geißblattlaub' an dem Bache
Deine Geburt zu feiern? du blickst ja so scheu, und errötest.
Hold erstaunt antwortete drauf das rosige Mägdlein:
Nicht in der Laube, Mama! das Geißblatt duftet des Abends
Viel zu streng', und zumal mit der Lilien und der Reseda
Duften vermischt; auch schwärmen die Mücken so wild an dem Bache:
Lieblich scheint ja die Sonn', und am waldigen Ufer ist Kühlung.
Und zu dem Pfarrer begann die alte verständige Hausfrau:

Der Anfang der „Luise“ in Vossens eigner Niederschrift.
Aus Gleims Nachlass, aufbewahrt im Gleimschen Freundschaftstempel zu Halberstadt.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

in Berlin einen Musenalmanach herausgab, der seit 1796 den Titel „Kalender der Musen und Grazien" führte, worin er die Voßsche „Natürlichkeit" auf das unerträglichste und platteste übertrieb. Er ist es insbesondere, den Goethe in seinem bekannten Gedicht „Musen und Grazien in der Mark" verspottet.

Ein paar der Voßschen Idyllen waren in plattdeutscher oder „niedersächsischer" Sprache gedichtet: „De Winterawend" und „de Geldhapers". Er räumte damit der Dialektpoesie eine Berechtigung ein und hatte auch darin ein paar Nachfolger, die ihn an wahrer Volkstümlichkeit weit übertrafen; es sind das Martin Usteri und Hebel, die an anderer Stelle die ihnen gebührende Würdigung finden werden.

Voßens Übersetzungen.

Von großer Wichtigkeit ist Voß schließlich als Übersetzer, ja, man kann wohl sagen: er ist der Begründer der Übersetzungskunst. Viele seiner zahlreichen Übersetzungen sind ja mißlungen zu nennen — nicht zu reden von seiner Übertragung Shakespeares, an die er sich noch als Greis wagte — und in seinen besten Verdeutschungen können Fachmänner ihm heute manche Fehler und Mängel nachweisen, aber er hat unserem Volke doch zuerst die Dichtungen Homers zugänglich gemacht und einen deutschen Homer geschaffen, der mit Recht als ein klassisches, in seiner Art unübertroffenes Buch gilt. Übrigens war Voßens Übersetzung, wie sie zuerst erschien, den späteren Bearbeitungen weit überlegen. „In der Ausgabe von 1781", sagt Michael Bernays, der 1881 zur Säkularfeier des Voßischen Jugendwerkes die Odyssee in ihrer ursprünglichen Fassung wieder abdrucken ließ, in seiner Einleitung dazu, „hatte sich der Übersetzer ein erlaubtes Maß dichterischer Freiheit gewahrt; nicht jedes Wort, nicht jedes Satzglied war der Urschrift sorgsam nachgekünstelt, aber Form und Geist der homerischen Darstellung war auf das glücklichste wiederbelebt; der Vers war lockerer gefügt, aber nur um so vertraulicher konnte er dem deutschen Ohre sich anschmiegen; die Odyssee empfing hier etwas von dem Reize, der sonst nur ein freigeschaffenes Gedicht umgibt."

Voßens Lebens- und Charakterbild vervollständigt sich uns erst, wenn wir die einst in Göttingen von ihm so enthusiastisch begrüßten **Grafen zu Stolberg** kennen gelernt haben, die sowohl als Jünger Klopstocks wie als Hauptglieder des Hainbundes unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Christian u. Friedrich Stolberg.

Christian Graf zu Stolberg ist geboren zu Hamburg am 15. Oktober 1748, sein Bruder **Friedrich Leopold** zu Bramstedt am 7. November 1750. In streng lutherischem Glauben wurden sie von ihrem edlen Vater Christian Günther zu Stolberg-Stolberg erzogen, der in seinem Dorfe Bramstedt aus eignem Antriebe die Leibeigenschaft abschaffte, als sonst noch niemand daran dachte. Friedrich war der begabtere der Brüder. Schon als zehnjähriger Knabe dichtete er eine Ode an die Freiheit. In der Gedankenwelt Klopstocks, dessen Auge auf ihnen mit Liebe ruhte, wuchsen die beiden Brüder auf. Diese Bekanntschaft mit dem großen Meister imponierte besonders den Hainbündlern. Persönlich fühlte sich Voß am meisten zu Friedrich gezogen, er ruft aus:

Ach! Nah' ich mich dem edlen Mann? | Den Freiheitsrufer? Ich den Mann,
Ich zittre. Umarm' ich ihn, | Den Klopstock liebt?

Christian, eine stillere Natur, voll begeisterter Liebe zu seinem feurigen Bruder, dichtete ihm nach und der Bundesrichtung zu Ehren antike Strophen und Balladen, die Boie später mit denen Friedrichs zusammen herausgab. Friedrichs Muse nahm einen höheren Schwung — er schwärmte für die „Freiheit"; begeistert singt er:

Freiheit; der Höfling kennt den Gedanken nicht!
Der Sklave! Ketten rasseln ihm Silberton!
Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
Reicht er dem Joch den erschlafften Nacken!
Mir ein hoher, seelenverklärender
Gedanke! Freiheit! Freiheit! wir fühlen dich!

Noch kecker war sein „Lied eines Freigeistes“ und sein „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert“, daneben fehlen die empfindsamen Mondscheintöne und idyllischen Stoffe des Bundes nicht; von seinen Balladen, in denen er übrigens, zuerst dem Bardenspuk Valet gebend, in die wahre deutsche Vorzeit zurückkehrte, hat manche bis heute ihren Platz bewahrt; besonders bekannt ist das „Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn“ mit dem oft citierten Anfang: „Sohn, da hast du meinen Speer; Meinem Arm wird er zu schwer —“ auch das „Rüsthaus zu Bern“ und das „Lied eines deutschen Knaben“ sind erwähnenswert. — Nachdem die Brüder in der oben beschriebenen Nacht (S. 365 f.) Göttingen, wo sie die Rechte studiert, verlassen hatten, gingen sie auf Reisen, besuchten unterwegs Goethes Elternhaus in Frankfurt, wo Friedrich soviel von Tyrannen und Lechzen nach Tyrannenblut deklamierte, daß die kluge Frau Rat ihm eine Flasche Rotwein mit den Worten vorsetzte: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!“ Die jungen Hitzköpfe, einer hübschen Familienscene der „Haimonskinder“ gedenkend, legten ihr deshalb den Ehrennamen „Frau Aja“ bei, den sie mit Stolz führte, wie sie auch des unschuldigen Tyrannenblutes

Abb. 147. Christian Graf zu Stolberg.
Gemalt 1818 von Gröger. Unterschrift eines Briefes Chr. Stolbergs an Bürger aus Bernstorff, 26. 7. 1774. Im Besitz des Herrn Dr. Althof in Weimar.

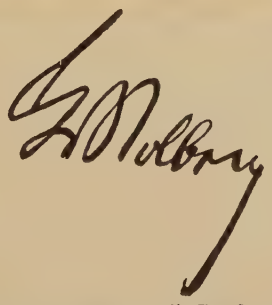


Abb. 148. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.
Gemalt von Johann Baptist Lampi d. Ält.

in ihren Briefen öfters gedachte. Goethe ließ sich überreden, die Brüder Stolberg in die Schweiz zu begleiten, trennte sich aber bald wieder von ihnen. Nach ihrer Heimkehr gingen sie nach Kopenhagen und traten als Kammerjunker in des dänischen Königs Dienste. Im Jahre 1777 ging auch der Lebensweg der beiden Brüder auseinander; innerlich aber blieben sie sich nahe verbunden bis ans Ende. Christians Leben verlief ruhig und regelmäßig: Amtmann, dänischer Kammerherr, zuletzt beständiger Rat beim Schleswigschen Landgericht — das waren die Stufen desselben; am 18. Januar 1821 starb er auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde. — Friedrichs Leben war nach innen und außen viel bewegter. 1777 fürstbischöflich Lübischer bevollmächtigter Minister in Kopenhagen, dann Amtmann zu Neuenburg im Herzogtum Oldenburg, wo er unaussprechlich glücklich an der Seite seiner auch von Goethe bewunderten Agnes geb. v. Witz-

leben lebte; nach ihrem frühen Tode (1788) dänischer Gesandter in Berlin, endlich Regierungspräsident in Eutin. Dort bestand ein enger Freundschaftsverkehr zwischen ihm und Voß, aber er dauerte nicht lange — ihre Naturen waren zu verschieden. In Voß herrschte Verstand und Wille vor, in Stolberg Gefühl und Phantasie. Über Stolbergs rasch entstehenden, antik zugeschnittenen Tragödien (in acht Tagen schrieb er „Timoleon") kam es zu den ersten Differenzen, da der gewissenhafte Voß seine Unzufriedenheit mit diesen flüchtigen Arbeiten offen aussprach, Stolberg aber antwortete: „Feilen kann ich nicht, — hat mir Vulkan seine Feile versagt, so läßt er mir doch seine Flamme." Aber tiefer wurde der Riß zwischen den alten Freunden durch die innere Wandlung Stolbergs; aus dem heißblütigen Tyrannenhasser und Freigeist wurde seit dem Ausbruch der französischen Revolution ein Hasser der „Westhunnen", wie er die Franzosen nannte, ein entschiedener Gegner der Revolution und der durch sie triumphierenden Aufklärung. Darüber kam es zu immer ernsteren Streitigkeiten zwischen Voß und Friedrich Stolberg, die einen unversöhnlichen Charakter annahmen, als der letztere mit seiner zweiten Frau Sophie, geb. Gräfin von Redern, am 1. Juni 1800 in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin (1748—1806) zu Münster zur römisch-katholischen Kirche übertrat, ein Schritt, der sich aus den damaligen Zuständen des Protestantismus wohl erklären, wenn auch nicht rechtfertigen läßt. Wie mild und weitherzig Stolberg übrigens als Katholik blieb, zeigt ein Brief von ihm an Lavater (aus Münster, 26. Oktbr. 1800), in dem es u. a. heißt: „Der würde nicht mich mehr als meine Kirche verkennen, welcher da glauben könnte, daß sie mich lehre, Dich oder unsern Heß oder unsern sel. Pfenninger oder Claudius zu verdammen, oder auch nur die Kindschaft Gottes an Euch und anderen redlichen Anbetern Jesu Christi unter den Protestanten zu bezweifeln. Siehe, diese Ansicht läßt, gewährt, befiehlt mir der Glaube meiner Kirche. Nur für die, welche ihre Wahrheit erkennen und sich mit Bewußtsein solcher von ihr abhalten lassen, nur für diese, die allein sie Ketzer nennt, gibt und weiß sie keinen Trost."

Stolberg verlor durch seinen Übertritt keinen seiner Freunde, nur Voß wandte sich von ihm ab und verfolgte ihn fortan wie einen Feind. Unser großer Staatsmann Freiherr von Stein sagte schon 1802 darüber: „Stolberg bleibt mir immer achtungswert, er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, warum ihn mit Wut und Schimpfen verfolgen?" Auch Goethes edle Natur ärgerte sich an Voßens Intoleranz; ihm ward, wie er sagt, „unfrei und unfroh, als läse er ein Kapitel in Dantes grauser Hölle". Und fast zwei Jahrzehnte rastete der darin ganz fanatische Voß nicht in seinen lieblosen Angriffen. In seinen letzten Lebenstagen wurde Stolberg noch aufs tiefste erschüttert durch Voßens Schmähschrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?", in der auf das taktloseste die zartesten Geheimnisse des einstigen Freundschaftsbundes preisgegeben wurden. Stolberg, der bald nach seinem Übertritt seine Ämter niedergelegt, Eutin verlassen und bis 1812 in Münster, dann in Tatenhausen (Grafschaft Ravensberg) gelebt hatte, schrieb zur Entgegnung seine „kurze Abfertigung", aber ehe er sie vollendet hatte, starb er am 5. Dezember 1819 auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Seine letzte poetische Produktion war — wieder gemeinsam mit seinem Bruder — eine Reihe „Vaterländischer Gedichte" gewesen, mit denen sie während der Freiheitskriege auftraten.

Durch Hölty wurde dem Bunde im Jahre 1774, kurz vor seiner Auflösung, noch ein Glied zugeführt, **Leisewitz**, der damals schon an dem Trauerspiel arbeitete, das seinen Namen berühmt gemacht hat.

Leisewitz. **Johann Anton Leisewitz**, Sohn eines Weinhändlers in Celle, wurde am 9. Mai 1752 zu Hannover geboren und studierte in Göttingen die Rechte. Durch Hölty wurde er mit den Bundesgliedern bekannt und bald befreundet. Im Jahre 1774,

an Klopstocks Geburtstage, wurde er feierlich in den Bund aufgenommen. Noch in demselben Jahre verließ er Göttingen mit der fertigen Niederschrift seiner Tragödie „Julius von Tarent“ in der Tasche. Nachdem er in Celle sein Advokatenexamen bestanden, ließ er sich in Hannover als Anwalt nieder, aber er fühlte sich nie wohl dort und freute sich, als es ihm gelang, nach einigen Jahren eine Anstellung in Braunschweig zu finden, die ihm Zeit genug ließ, mit literarischen Freunden, insbesondere mit Lessing gesellig zu verkehren. Inzwischen hatte er sich ohne Erfolg mit seinem „Julius von Tarent“ um den von Schröder in Hamburg ausgesetzten Preis beworben, und obgleich die Anerkennung des großen Publikums ihn dafür entschädigte, ließ er, der von Natur zur Hypochondrie neigte, doch alle seine weiteren dichterischen Versuche in seinem Pulte liegen und ordnete an, daß sie nach seinem Tode sämtlich verbrannt werden sollten. Nachdem er in seiner amtlichen Laufbahn bis zum Geheimen Justizrat und zuletzt zum Präsidenten des Ober-Sanitätskollegiums emporgestiegen war, starb er am 10. September 1806. Der Stoff des „Julius von Tarent“ ist die freigestaltete Geschichte des Herzogs Cosmus von Tarent (Florenz) und seiner Söhne Julius und Guido.

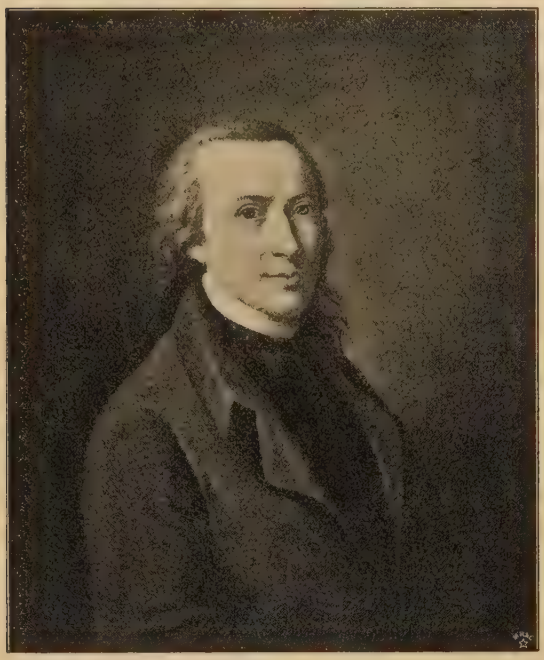
Abb. 149. Johann Anton Leisewitz.
Nach einem Kupferstich von Uhlmann auf Grund einer Zeichnung von Kausdorf. Unterschrift eines Briefes vom 24. Dez. 1779. Aus Georg Kestners † Autographensammlung.

Beide lieben ein Mädchen, Blanka, die Nonne geworden ist: der eine innig, treu, aber still, der andere wild, rasch und leidenschaftlich. Der Vater will den Erbprinzen anders vermählen, da entschließt er sich, seine Geliebte aus dem Kloster zu entführen. Guido aber lauert ihm unterwegs auf und ersticht den Bruder; dann eilt er nach Florenz zurück und erbittet den sühnenden Tod von des Vaters Hand; der Vater tut nach seinem Wunsche und geht dann in ein Kloster, nachdem er sein Land dem Könige von Neapel überlassen. — Schiller konnte dieses Drama in seiner Jugend auswendig; in den „Räubern“ merkt man den Einfluß, den es auf ihn geübt, noch deutlich. Lessing rühmte es sehr; beim ersten Lesen hatte er es für ein Goethesches Stück gehalten. Wenn auch nicht von Schönrednerei und stürmendem Pathos frei, gehört es doch zu denjenigen Erzeugnissen der Zeit, welche neue Bahnen für die dramatische Poesie schufen.

Das Bild des um Klopstock enger gescharten Kreises und insbesondere des in Göttingen entstandenen Dichterbundes würde aber nicht vollständig sein ohne einen Mann, der durch Freundschaft mit den meisten, durch engere Geistesverwandtschaft mit vielen von ihnen verbunden war, der zu den Bundesgenossen, wenn auch nicht zu den Gliedern des Hainbundes gehörte, ohne **Claudius**, den wackeren „Wandsbecker Boten".

Claudius.

Matthias Claudius, dessen schlichtes und doch reiches Leben — von Wilhelm Herbst trefflich erzählt — ebenso lesenswert ist wie seine Schriften, wurde am 15. August 1740 zu Reinfeld, einem Marktflecken zwei Meilen westlich von Lübeck, als der Sohn des dortigen Pastors geboren. Eines Brustleidens wegen ging er auf der Universität Jena von der Theologie zur Jurisprudenz über, wurde auch Mitglied der „Deutschen Gesellschaft", eines Ablegers der Leipziger, und versuchte sich in kleinen Poesien, die 1763 unter dem Titel „Tändeleien und Erzählungen" erschienen. Darin befang er in der anakreontischen Manier „die süßen Lippen der Mädchen" u. dergl.; bis auf eines „An eine Quelle" hat er aber später seine Lieder dieser Art sämtlich verworfen. Nachdem er — von der Universität heimgekehrt — die Landeinsamkeit des elterlichen Pfarrhauses eine Zeitlang genossen, übernahm er eine Stelle als Sekretär beim Grafen Holstein in Kopenhagen, wo ihm im Umgange mit Klopstock eine neue Welt aufging. Durch den Messiassänger angeregt beschäftigte er sich mit Ossian und Shakespeare, aber auch mit dem nordischen Altertum und der germanischen Mythologie. Im Spätjahre 1768 siedelte er nach Hamburg über als Mitarbeiter an den sogen. „Adreßcomptoirnachrichten". Hier kam er mit Lessing und Basedow in Berührung, lernte auch Herder kennen, der ganz voll von ihm war und ihn „einen herrlichen Jungen von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen" nannte. Im Jahre 1771 gründete der Buchhändler Bode eine neue Zeitung „Der Wandsbecker Bothe", dessen „poetischen Winkel", d. h. den gelehrten und literarischen Teil, Claudius zu redigieren übernahm, wes-



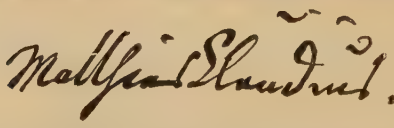


Abb. 150. Matthias Claudius.
Nach dem Ölbilde im Besitze der Perthesschen Familie.

Beilage Nr. 79.

Wandsbeck d. 28 Xbr. 92.

Lieber Herr Canonicus,

Wir haben Ihren schönen Hirschbraten erhalten und auf Ihre Gesundheit verzehrt, und wir danken Ihnen für Ihr Andenken viel freundlich. Frau Rebecca läßt Ihnen sagen, daß sie vor c. ½ Jahr wieder einen frischen gesunden Knaben zur Welt gebracht hat, so daß unser ihr 3 Knaben und 6 Mädchen sind ohne Vater und Mutter, die trotz der betrübten kriegerischen Zeiten und dem entsetzlichen stürmischen Wetter, Gottlob! alle, ziemlich wohlauf und gesund leben und weben.

Daß Sie noch immer gesund und frisch sind, und Ihren Freunden noch immer

---

Brief Claudius' aus Wandsbeck vom 28. Dezbr. 1792 an den Canonikus Gleim in Halberstadt.

Original im Kestner-Museum zu Hannover.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Claudius.

ein Büchlein nach dem andern schrei-
und schenken ist uns zwar sehr lieb,
wir werden es Ihnen aber schwerlich
nachmachen. Sie sind im Alter
noch jung, und wir werden in un-
serer Jugend schon alt. und wenn
Sie zwar nicht meinen schon ein
berühmter Schriftsteller gewesen
sind, es werden auch nicht meine
noch meine bleiben, und das müssen
wir uns gefallen lassen und
thun es auch gern.
Keinen großen gewaltigen Titel,
wie Sie meinen, hab ich gar nicht.
ich heiße nichts mehr als ich bin
das ist Revisor bey der Bco.

cies-Bank in Altona, wohnen aber
immer noch hier in Wandsbeck, da
die reichsgeschäfte nur quartaliter
und jährlich einmahl für allemahl
abzumachen sind.
Lebt mein Vater noch? Grüßen Sie
ihn doch, samt Vetter und Mutter und
grüßen Sie sonst Ihren Tante und Nichten (
Cousinen) und leben Sie wohl,
und Gott segne mit Ihnen und gebe
Ihnen ein fröhliches neues Jahr.

Ihr

M. Claudius.

halb er nach dem benachbarten holsteinischen Flecken Wandsbeck zog. Dort heiratete er die Tochter eines Zimmermanns, namens Behn, die aus mancher Stelle seiner Schriften bekannte Rebekka, oder wie er sie gern nannte, „sein Bauernmädchen", der er „sein Wohl, sein Glück in diesem Leben" dankte. Voß zog bald darauf auch nach Wandsbeck, wo er seinen „Musenalmanach", zu dem Claudius ebenfalls Beiträge lieferte, herausgab. Miller und die Stolbergs kamen auf Besuch — die Freunde führten ein idyllisches Leben. Aber schwere Nahrungssorgen warfen ihre Schatten hinein — mit der Zeitung ging es schlecht. Ende Juni 1775 wurde er von Bode entlassen. Auch die Auswahl seiner eignen Beiträge, die er unter dem Titel „Asmus omnia sua secum portans" (Asmus, der alles das Seinige bei sich trägt) oder „Sämtliche Werke des Wandsbecker Bothen" im Selbstverlag herausgab, brachten nicht viel ein. Die Bemühungen der Freunde, Herders und Gleims insbesondere, für den darbenden, von kargem Übersetzerlohn sein Leben fristenden Freund blieben lange erfolglos. Endlich gelang es Herder, ihm 1776 eine Stelle als Oberlandeskommissarius mit 800 Gulden Gehalt in Darmstadt zu verschaffen. Aber nur ein Jahr hielt es Claudius in der für ihn gar nicht passenden Stelle aus — dann kehrte er in sein geliebtes Wandsbeck zurück, wo er sich ankaufte, seinen „Asmus" fortsetzte und durch Übersetzungen sich und seine rasch anwachsende Familie kümmerlich ernährte, ohne je darüber seinen frohen Sinn zu verlieren. (Vgl. Beilage 79.) Endlich besserte sich seine Lage durch ein Jahrgehalt von 200 Talern, das ihm der Kronprinz Friedrich (der spätere König Friedrich VI) von Dänemark 1785 auswarf; später erhielt er die ziemlich mühelose Stelle des ersten Revisors der schleswig-holsteinischen Bank zu Altona, die ihm erlaubte, in Wandsbeck wohnen zu bleiben. Seitdem führte er sein beschauliches und doch nicht müßiges Stillleben in seiner von zahlreichen Freunden aus der Nähe und Ferne oft besuchten „Hütte" fröhlich fort bis in sein 73. Lebensjahr (1813), wo ihn die Kriegsstürme vorübergehend vertrieben. Fast ein Jahr lang mußte der Greis an verschiedenen Orten (besonders Kiel und Lübeck) umherirren und dazu meist in drückender Not leben. Innerlich und äußerlich gebrochen kehrte er endlich im Mai 1814 in sein altes Wandsbeck zurück, konnte sich aber nicht mehr von den erlittenen Strapazen erholen. Im Dezember desselben Jahres kam er den Bitten seiner Tochter Karoline Perthes (der Frau des bekannten Buchhändlers Friedrich Perthes) nach und zog zu ihr nach Hamburg, wo er bald darauf, den 21. Januar 1815, sanft entschlief. Seine treue Rebekka folgte ihm erst im Jahre 1832. Am 15. August 1840 wurde ihm im Wäldchen bei Wandsbeck ein schlichtes Denkmal mit Stab, Tasche und Hut, den Symbolen seines Botenberufes, gesetzt.

Claudius war ein Volksschriftsteller im besten und edelsten Sinne des Wortes und hat durch seine schlicht fromme, fröhliche, gemütvolle, jung und alt, hoch und niedrig ansprechende Weise manches Herz erfreut und getröstet und viel Gutes in seinem Leben gewirkt. Und er wirkt auch heute noch fort, denn seine Schriften werden in unseren Tagen verhältnismäßig mehr gelesen als die so mancher ihm überlegenen Geister seiner Zeit wie z. B. Klopstocks und Wielands. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß viele seiner Gedichte den echten volkstümlichen Ton verfehlten und ins Platte verfielen, und daß sein Prosastil etwas Manieriertes hat, das auf die Länge ermüdet. Aber sein „Rheinweinlied", das Goethe „ein glückliches Rundwort" nennt, sein „Abendlied", das Herder als einziges zeitgenössisches in seine „Stimmen der Völker" aufnahm, und noch so manches andere werden unter unseren besten Volksliedern alle Zeit ihren Platz behaupten. Sein tief gefühltes Lied „Bei dem Grabe meines Vaters" (— — „Ach sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr") und „Die Sternseherin Lise" („Ich sehe oft um Mitternacht") bezeichnen vielleicht am charakteristischsten sein eignes Wesen und seine Dichtungsart. „Wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft", sagt Eichendorff von ihm, „wenn die Ährenfelder sich leise vor dem

Unsichtbaren neigen, weckt er überall ein wunderbares Heimweh, weiß aber mit seinen klaren Hindeutungen dieses Sehnen, wie schön oder vornehm es in Natur oder Kunst sich auch kundgeben mag, von dem Ersehnten gar wohl zu unterscheiden. — Zwischen diesseits und jenseits geht er unermüdlich auf und ab und bringt von allem, was er dort erfahren, mit schlichten Worten fröhliche Botschaft". Unter seinen Prosaschriften sind die „Briefe an Andres" voll tiefsinniger Weisheit und gemütvoller Anregung. Einem solchen ist auch das nebenstehende Bild entnommen, das sich auf ein mit Bratäpfeln gefeiertes häusliches Fest („wenn im Herbst der erste Schnee fällt") bezieht. — Redlich hat die sämtlichen Werke des Wandsbecker Boten kritisch revidiert und mit Anmerkungen versehen herausgegeben.

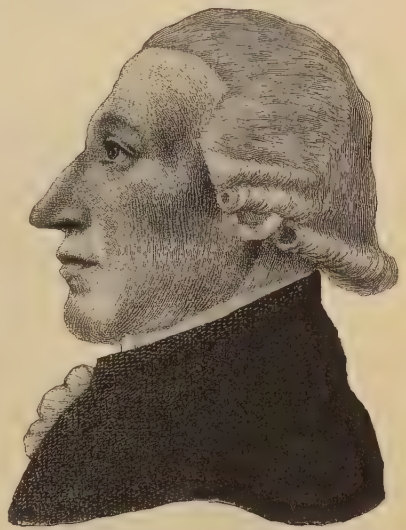
Abb. 151. Aus dem Wandsbecker Boten (4. Teil). Kupfer Chodowieckis nach einer Zeichnung von Claudius: „Der Herbstling ist nur kurz und wird mit Bratäpfeln gefeiert."

Ein bahnbrechender Dichter anderer Art und anderen Geistes, als er uns in Klopstock entgegentrat, war der vom Hainbunde so heftig befehdete **Wieland**, der gewöhnlich als das zweite Haupt der älteren Gruppe unserer klassischen Literaturwelt bezeichnet wird.

Wielands Leben.

Christoph Martin Wieland, geboren am 5. September 1733 zu Oberholzheim, einem Dorfe in der Nähe der kleinen schwäbischen Reichsstadt Biberach, war der Sohn eines evangelischen Pastors, der drei Jahre nach des Knaben Geburt an die Hauptkirche zu Biberach versetzt wurde († 1772). Der ungemein begabte und frühreife Knabe machte unter der Leitung seines Vaters so rasche Fortschritte, daß er im dreizehnten Jahre bereits Vergil und Horaz las und deutsche wie lateinische Verse machte. Der streng christliche Ton des Elternhauses machte auf sein leicht empfängliches Gemüt einen tiefen Eindruck, der noch verstärkt wurde, als er, kaum vierzehnjährig, von seinem Vater in das Institut zu Kloster Bergen bei Magdeburg gebracht wurde, dessen Vorsteher, der ehrwürdige Abt Steinmetz, sein pädagogisches Hauptstreben — nach dem Muster August Hermann Franckes — auf die Frömmigkeit seiner Zöglinge gerichtet hatte. Der Eindruck, den Klopstocks „Messias" auf den Jüngling machte, verstärkte die Wirkung dieser Erziehung —

„als ich den Messias las, glaubte ich erst mich selbst zu verstehen" sagte er später. Dennoch scheint er schon damals von Zweifeln heimgesucht worden zu sein, die im Hause seines Verwandten, des Professors Baumer in Erfurt, der ihn darauf zur Universität vorbereiten sollte, noch mehr Nahrung finden mochten. Innerlich schwankend kehrte er ins Elternhaus zurück, in dem er den Sommer 1750 zubrachte. Dort erfaßte ihn eine schwärmerische Neigung zu seiner Base, der geistreichen Sophie von Gutermann, (der als Sophie von La Roche bekannten Schriftstellerin). Auf Spaziergängen mit ihr entstand der Plan zu seinem Lehrgedicht „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt", die von dem Hallischen Ästhetiker Meyer zum Drucke befördert wurde.



Sophie v. La Roche.

Abb. 152. Christoph Martin Wieland. Nach einer Zeichnung Goethes (im Juni 1776). Auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

Marie Sophie von La Roche, geboren am 6. Dezember 1730 zu Kaufbeuren, empfing von ihrem Vater, dem gelehrten Arzte v. Gutermann, eine gründliche Bildung. Nachdem sie schon mit sechzehn Jahren verlobt gewesen, aber aus konfessionellen Gründen das Verhältnis wieder gelöst worden war, kam sie nach Biberach, wo sie zuerst im Hause ihres Großvaters und nach dessen Tode bei dem ihr verwandten Pastor Wieland lebte. Der in den Ferien heimgekehrte Sohn führte sie begeistert in die neueste Literatur ein, aber seine schwärmerische Liebe zu ihr führte zu keinem dauernden Herzensbunde. Indes blieb Sophie bis in ihr hohes Alter Wielands Freundin, obgleich sie sich später von Goethes Sinn und Geist mehr angezogen fühlte. 1754 heiratete sie den kurmainzischen Hofrat Georg Michael Frank von La Roche, einen Anhänger der Voltaireschen Schule, durch den sie so in die französische Richtung hineinkam, daß sie besser französisch als deutsch sprach. Im Hause des Gönners ihres Gemahles, des Grafen Stadion, traf sie, wie wir weiterhin sehen werden, aufs neue mit ihrem Jugendfreunde zusammen. Zur rechten Entfaltung kam ihr Geistesleben, das inzwischen durch Rousseaus Schriften einen Umschwung erfahren hatte, erst in Thal-Ehrenbreitstein bei Coblenz, wohin Herr von La Roche nach Graf Stadions Tode als Kaiserl. Geh. Staatsrat des Kurfürsten von Trier berufen worden war. Dort wurde ihr Haus bald der Sammelpunkt der ausgezeichnetsten Männer, „ein geistiger Wallfahrtsort am Rhein". Merck führte dort Goethe ein, dem Sophie, damals die Mutter zweier schöner, eben herangewachsener Töchter, „von Anfang an die Mama" war, wie er sie in seinen von G. von Loeper veröffentlichten Briefen nennt. Als 1780 La Roche in Ungnade fiel und seinen Abschied erhielt, lebte die Familie zuerst in Speier, dann in Offenbach, wo er 1789 und Sophie am 18. Februar 1807 starb. Ihre Tochter Maxe (wie sie statt Maximiliane im Hause und in den Goethebriefen hieß), mit dem Kaufmann Anton Brentano in Frankfurt a. M. verheiratet, war die Mutter Clemens Brentanos und Bettinas. — In den letzten Jahren hatte Sophie ihre Familie durch ihre Schriftstellerei erhalten, die sie übrigens schon in Ehrenbreitstein als „Lehrerin von Teutschlands Töchtern" betrieben hatte. In ihren im Geiste Richardsons geschriebenen Romanen („Geschichte des Fräulein v. Sternheim" —

„Rosaliens Briefe an ihre Freundin Marianne v. St." 2c.), welche von Herder und Goethe beifällig begrüßt wurden, wandte sie sich von Wielands Richtung vollständig ab, so daß er wohl nur um der alten Freundschaft willen die ersten derselben herauszugeben sich entschloß. Die genannten Erstlingswerke sind noch heute von Interesse, weil sie die Häuser und Kreise des Grafen Stadion und La Roches mit ihrem bunten Leben und ihren bedeutendsten Gestalten getreu und anschaulich abspiegeln. Ludmilla Assing hat das Leben dieser geistreichen Frau in ihrem Buche „Sophie La Roche, die Freundin Wielands" (1859) geschildert.

Abb. 153. Sophie von La Roche.
Gestochen 1782 von Sintzenich in Mannheim.
Unterschrift eines Billets von Sophie La Roche aus Gießen vom 17. Juni 1779. Aus Georg Kestners † Autographensammlung.

Im Herbste des Jahres 1750 bezog Wieland die Universität Tübingen, um die Rechte zu studieren; er führte dort ein sehr eingezogenes Leben, widmete aber seiner erwählten Berufswissenschaft nur die notdürftigste Zeit, trieb dagegen mit großem Eifer Philosophie, Philologie, Geschichte und entwickelte eine ungewöhnlich große poetische Fruchtbarkeit nach Klopstocks und Bodmers Vorbilde. Der alte Dichterfreund in Zürich wurde denn auch bald auf ihn aufmerksam, und als Wieland ihm den Anfang seines unvollendet gebliebenen epischen Gedichtes „Hermann" zuschickte, lud er ihn sofort in sein gastliches Haus ein.

Im Herbste 1752 langte der Neunzehnjährige in Zürich an und machte auf Bodmer einen sehr vorteilhaften Eindruck durch sein stilles, schwärmerisches Wesen. Auch war er viel fleißiger als Klopstock, lebte ganz eingezogen, verkehrte nur mit des alten Herrn Freunden und war bald wie ein Sohn im Hause. Eine Anzahl sentimental frommer Dichtungen, auf welche der Schmerz über Sophiens Verheiratung mit dem Hofrat von La Roche nicht ohne Einfluß war, entstanden in rascher Reihenfolge: „Zwölf moralische Briefe in Versen," „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde," „Hymnen auf Gott," ja sogar ein biblisches Epos à la Bodmer „Der geprüfte Abraham" u. s. w. Auch be-

teiligte er sich durch Streitschriften an dem Kampfe gegen Gottsched. Nach zweijährigem Aufenthalt verließ er Bodmers Haus, um eine Hauslehrerstelle bei dem Züricher Amtmann v. Grebel zu übernehmen. Hier kam er zum erstenmal in einen größeren Frauenkreis und wurde bald der verehrte, ja platonisch geliebte Mittelpunkt desselben — es waren übrigens alles Damen in reiferen Jahren, die mit ihm schwärmten, über Religion und Liebe disputierten und in krankhafter Empfindelei einander überboten. Seine damalige ätherische Stimmung fand einen Ausdruck in den „Empfindungen eines Christen"; sie beginnen mit einem kriegerischen Vorwort gegen Uz und die Anakreontiker, welche er als „schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus, die man für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte", bezeichnet. Lessing fertigte ihn deswegen in seinem „8. Literaturbriefe" verdientermaßen ab, indem er die sogen. „Empfindungen" ganz richtig als „Ausschweifungen der Einbildungskraft", bei denen gewiß „das Herz leer und kalt" sei, charakterisierte. Der Rückschlag, durch den Wielands eigenste Natur zum Durchbruch kam, ließ auch nicht lange auf sich warten. Noch in Zürich bahnte sich derselbe an. In Bern, wohin er 1759 als Hauslehrer bei dem Landvogt Sinner ging, machte seine innere Umwandlung rasche Fortschritte: hier knüpfte er auch ein Liebesverhältnis mit Rousseaus geistvoller Freundin Julie Bondeli an, das sich aber bereits nach Jahresfrist wieder löste. Aus seinen sentimental platonischen Schwärmereien war er dadurch aufgescheucht worden, und bald sollte er auch dazu gelangen, den religiösen Firnis abzustreifen, mit dem er sich selbst und andere getäuscht hatte.

Nach einjährigem Aufenthalte in Bern wurde er in den Stadtrat von Biberach als Kanzleidirektor, d. h. Stadtschreiber, gewählt und blieb in dieser trockenen und unbefriedigenden Stellung neun volle Jahre lang. Hier trat er nun in einen Umgangskreis, der einen entscheidenden Einfluß auf sein inneres Leben hatte. Auf dem benachbarten Schlosse Warthausen hatte der hochbejahrte frühere kurmainzische Minister Friedrich Graf Stadion (1691—1768) nach Niederlegung seines Amtes einen Gesellschaftskreis um sich versammelt, welcher das am Hofe der Bourbonen herrschende Wesen in all seiner Eleganz, Leichtlebigkeit, graziösen Frivolität und zügellosen Gottlosigkeit getreulich abspiegelte. Zu den Sternen dieses Kreises gehörten seine Jugendgeliebte Sophie von La Roche und ihr Gemahl. Hier lernte Wieland die neuere französische und englische Literatur, vor allem aber, wie er selbst sagt, die „gute Gesellschaft", ja „das Leben" kennen: „Warthausen wurde sein Parnaß". Auch fand er sich rasch darin zurecht und fühlte sich bald ganz heimisch in dieser seiner wahren Natur und seinem innersten Wesen durchaus zusagenden Atmosphäre. So wuchs er heran zu dem „Gesellschaftsdichter", wie er genannt worden ist, zum „Sänger der Aufklärung und allgemeinen Herrschaft der Vernunft". Von nun an schlug seine Poesie aus der ätherischen Himmelei in die lüsterne Sinnlichkeit um, welche in den dort entstandenen poetischen Erzählungen und Romanen zum Durchbruch kam, und die um so verderblicher war, als sie in einer höchst anmutigen, glänzenden und gewandten Sprache auftrat.

Häusliches Leben.

Mit seiner Dichtungsweise stand sein häusliches, durchaus bürgerlich schlichtes, streng sittliches und dabei gemütliches Leben in einem seltsamen, aber doch psychologisch nicht gerade unverständlichen Gegensatze. Seine in Biberach mit einer sehr nüchternen, hausbackenen Augsburgerin Anna Dorothea von Hillenbrand im Jahre 1765 fast geschäftsmäßig geschlossene Ehe, die sechsunddreißig Jahre lang währte, war völlig ungetrübt und glücklich. Als der geistvolle Warthauser Kreis sich mit Stadions Tod auflöste, folgte Wieland im Frühling 1769 mit Freuden einem Rufe des Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz, eines großen Gönners der „Aufklärung", als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften an die Universität Erfurt, in welcher Stellung er drei Jahre mit großem Eifer und Erfolg tätig war. Nachdem er hier zu einer abgeklärteren Auffassung in Leben und Dichten

durchgedrungen war, berief ihn die verwitwete Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar, bewogen durch seinen philosophischen Roman „Der goldene Spiegel", 1772 an ihren Hof als Lehrer ihrer beiden Söhne, Karl August (der zwei Jahre später die Regierung antrat) und Constantin. So zog Wieland als der erste in die Ilmstadt ein, die bald danach für lange Zeit den Mittelpunkt der Literatur in Deutschland bilden sollte, und lebte dort als Freund der Herzogin und ihrer Söhne in freier Muße von der ihm nach Vollendung seiner Erzieheraufgabe bewilligten reichlichen Pension, unermüdlich literarisch tätig bis an sein Ende.

Abb. 154. Christoph Martin Wieland. Nach dem Gemälde von A. Graff, gestochen von Bause 1797.

Dazwischen machte er Reisen an den Rhein nach Frankfurt, wo er Goethes Mutter besuchte, später auch nach der Schweiz. Im Jahre 1797 kaufte er ein Landgut zu Oßmannstädt bei Weimar, das er bis 1803 selbst bewirtschaftete, dann aber wieder verkaufte. Zwei Jahre zuvor war seine Frau daselbst gestorben; 1807 verlor er seine Gönnerin, die Herzogin Anna Amalie, durch den Tod. Auf dem Fürstenkongreß zu Erfurt (1808) wurde er von Napoleon und dem russischen Kaiser ebenso wie Goethe ausgezeichnet. Noch im 76. Lebensjahre 1809 trat er in den Freimaurerorden. Vier Jahre darauf starb er mit ruhiger Fassung am 20. Januar 1813 zu Weimar und wurde zu Oßmannstädt beerdigt.

Wielands Werke.

Wie Lessings Scharfblick es sofort durchschaut hatte, war nur Färbung und Ausdruck von Wielands jugendlichen Dichtererzeugnissen religiös, sein Herz aber bei all dem seraphischen Wortschwall unbeteiligt. Eine weich verschwimmende Sentimentalität und platonisch schwärmerische Empfindsamkeit herrschen in seinen „Hymnen" wie in den „Empfindungen eines Christen" ꝛc., kein christlicher Ernst, keine wahre Empfindung. Auf diese krankhafte Gefühlsüberspannung folgte ein um so derberer Rückschlag. „Seine Muse stieg herunter zu den Menschen," urteilt Goethe, „vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies im Anschauen durchwandelt hatte, anfing den Baum des Erkenntnisses selbst zu kosten."

Von 1764 an erschienen die Schriften dieser zweiten Periode seiner Entwicklung. Schon der Titel des in diesem Jahre entstandenen Buches verrät „die veränderte Richtung des Steuermanns"; er hieß: „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei" oder die Abenteuer des „Don Sylvio von Rosalva. Eine Geschichte,

worin alles Wunderbare natürlich zugeht." Es war eine Nachahmung des Don Quixote von Cervantes. Wie der spanische Ritter an der fixen Idee leidet, daß die zahllosen Rittergeschichten, die er gelesen, sich wirklich zugetragen hätten, so glaubt der biedere Landjunker Don Sylvio steif und fest an die reelle Existenz der Feen und schweift ähnlich dem Ritterabenteuer suchenden Don Quixote umher, um Feen zu entdecken. Einst glaubte er eine solche in einem blauen Schmetterling entdeckt zu haben, aber auf der Jagd nach demselben wird er von seiner romantischen Schwärmerei durch eine irdische Fee gründlich geheilt. — Als Dichtwerk mäßig, fand der „Don Sylvio" Freunde wegen seiner unverkennbar aufklärerischen Richtung und wegen der zahlreichen frivolen Stellen, wie sie sich in dem eingeflochtenen Märchen vom Prinzen Biribinker besonders breit machen. Noch mehr versuchte er es, dem Unsittlichen reizende Farben zu leihen und das Unterliegen der Tugend in der Versuchung wohlgefällig zu schildern in dem heroisch-komischen Gedicht „Idris", das den Zorn der Göttinger so sehr erregte, daß sie es verbrannten (vgl. S. 364 f.), und in zahlreichen anderen komischen Erzählungen und Gedichten.

Don Sylvio.

Idris.

Agathon.

Abb. 155. Wieland im Alter.
Nach dem Gemälde von Ferd. Jagemann, gestochen von Moritz Steinla.

Sein Ruhm wurde indes erst begründet durch die „Geschichte des Agathon" (1796), in welcher er in fremder Verkleidung sich selbst und seine Entwicklung schilderte. Agathon, ein durch seine Schönheit ausgezeichneter jugendlicher Dichter, der für ein platonisches Ideal von Tugend und Liebe schwärmt, wird von Seeräubern entführt und an den Sophisten Hippias in Smyrna verkauft. Dieser, ein üppiger Epikuräer, sucht ihn von der Unwahrheit seiner Ideale zu überzeugen und ihn zum gröbsten Materialismus zu bekehren. Was seinen Vorstellungen nicht gelingt, erreicht er durch die Verführungskünste der ebenso geistvollen als körperlich anmutigen Danae. Als ihn Hippias nun ob seines Falles verhöhnt und ihn namentlich auch über den wahren Charakter der Danae belehrt, ergreift Agathon die Flucht. Am Hof des Dionysius wird Agathon in das Staatsleben eingeführt; er versucht nun seine Ideale durchzuführen, muß sich aber bald überzeugen, daß seine schwärmerische Tugend sich nicht verwirklichen läßt. Aber auch seine Vermittelungsversuche mißlingen, und er wird als Staatsverbrecher ins Gefängnis geworfen. Nahe daran, an der menschlichen Natur zu verzweifeln, wird er von dem greisen Archytas, der ihn befreit, belehrt, daß es doch wohl möglich sei, „Kopf

und Herz in Einverständnis", d. h. die Forderungen der sinnlichen Natur mit denen der Tugend in harmonischen Einklang zu bringen.

Musarion. Noch eine Reihe verwandter Dichtungen in Versen und in Prosa, unter denen „Musarion oder Philosophie der Grazien" am beliebtesten war, hat Wieland in dieser griechischen Umhüllung ausgeführt. Von echt antikem Geist ist in allen diesen Werken wenig zu finden, es ist französisch üppige Leichtlebigkeit und verfeinerte Eigensucht, mit rationalistischer Lebensweisheit in ermüdenden Abschweifungen durchsetzt, die der Verfasser uns darin mit griechischen Gewändern bekleidet vorführt. So verdankte auch sein Singspiel „Alceste" mehr der Musik, als dem Texte seinen Erfolg, dennoch brüstete er sich damit ganz besonders. Dies erzürnte Goethe so sehr,

Götter, Helden und Wieland. daß er in seiner berühmten Satire „Götter, Helden und Wieland" seinen züchtigenden Spott darüber ergoß.

Vergessen darf übrigens nicht werden, daß — so wenig lesbar alle diese Romane heutzutage sind und so wenig poetischen Wert sie im Grunde besitzen — die darin uns entgegentretende Sprache im Vergleich zu der früheren Prosa einen ungeheuren Fortschritt zeigt und daß die heitere Gefälligkeit seiner Darstellung viel dazu beigetragen hat, in den höheren Ständen Deutschlands die Alleinherrschaft der französischen Literatur zu erschüttern und den Geschmack an deutschen Büchern zu erwecken. Alle seine Zeitgenossen, selbst Goethe und Herder haben von ihm gelernt, freilich ihn auch bald übertroffen; denn neben großer Leichtlebigkeit und Anmut hatte Wielands Stil doch etwas Nachlässiges und litt dazu, namentlich in seinen späteren Jahren, an großer Weitschweifigkeit, die Goethe und Schiller in ihrem Xenion auf Wieland verspotteten:

„Möge dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft."

Nachdem Wieland in der zweiten Periode seiner literarischen Tätigkeit mit französisch leichter Darstellung auch französische Leichtfertigkeit der Sitten, ja französische Lüsternheit und entnervende Sinnlichkeit in unsere Literatur eingeführt

Goldner Spiegel. hatte, änderte sich seine Richtung zum drittenmale — er schlug in dem „Goldenen Spiegel oder die Könige von Scheschian" einen ernsthaften Ton an; Goethe meinte in der Kritik dieses Buches, er wolle „sein Leben in dem lehrenden Charakter beschließen", und skizziert dann den Plan desselben spöttisch wie folgt:

„Schach Gebal, ein König von Scheschian, regierte bald so übel bald so gut, daß weder die Guten noch die Bösen mit ihm zufrieden waren. Zu gesunder Einschläferung seiner Majestät wird jemand im Königreiche aufgesucht, ihm die Geschichte des Landes vorzutragen, und dieser findet sich in der Person des Danischmende. Die Scene ist am Bette des Königs im Beisein der Sultanin Nurmahal, und sobald der Philosoph in eine gewisse Wärme gerät und die edelsten und größten Wahrheiten mit Überzeugung vorträgt, so schläft der König, wie sich's gebührt, ein. Der Dichter scheint bei dieser Vorkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben als Danischmende; denn er hat vor seine Leser, damit sie sich beim Aufwachen wiederfinden könnten, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre."

Im übrigen verherrlichte das Buch die Regierungsgrundsätze, die gerade damals Kaiser Joseph in Österreich zur Geltung zu bringen suchte.

Ungeachtet des abfälligen Urteils Goethes erregte dieses Buch doch großes Aufsehen und veranlaßte Wielands Berufung nach Weimar, wo er nach dem Vor-

Deutscher Merkur. bild des „Mercure de France" eine ästhetisch-literarische Monatsschrift „Der deutsche Merkur" ins Leben rief, in welcher seitdem die meisten seiner Dichtungen erschienen, vor allem die beiden, welche noch heute die nennens- und lesenswertesten

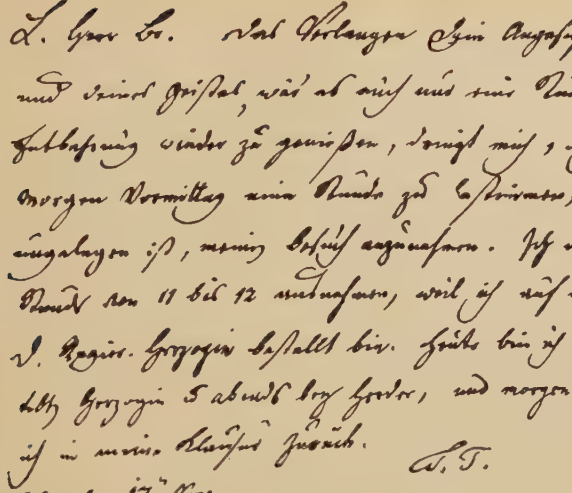


Abb. 156. Faksimile eines Briefes Wielands an Goethe (T. T. = Totus Tuus, ganz der Deinige). Durch Prof. Suphan aus dem engeren Goethe-Archiv in Weimar mitgeteilt.

unter seinen zahlreichen Werken sind. Die erste derselben ist ein satirischer Roman „Die Abderiten", eine griechische Einkleidung unseres alten „Lalenbuches" (vgl. S. 239).

Die Bewohner Abderas, des thracischen Schilda, begehen die sonderbarsten Streiche. Man baut einen wunderschönen und sehr kostspieligen Brunnen, aber als er fertig ist, fehlt — das Wasser. Man erwirbt eine berühmte Venus von Praxiteles, aber stellt sie auf eine so hohe Säule, daß niemand sie zu erkennen vermag. Zum Bürgermeister wählt man den besten — Sänger u. s. w. Unter diesem wunderlichen Völkchen lebt ihr Mitbürger, der weitgereiste Demokrit, den sie einen Sonderling schelten, so oft er ihnen die Wahrheit sagt, aber dem sie glauben, was er ihnen aufbindet. So macht er sich einmal den Spaß zu behaupten, daß man die Treue einer Frau erproben könne, wenn man ihr im Schlaf eine Froschzunge aufs Herz lege — dann müsse sie alle ihre Sünden beichten. Alle Abderiten machen den Versuch mit ihren Frauen, die natürlich zur großen Genugtuung ihrer Männer schweigen. Aber die Priesterschaft der Latona ist über dieses Experiment aufs heftigste entrüstet, denn die heiligen Frösche haben ihre Zungen dazu hergeben müssen. Doch Demokrit weiß sich der Anklage zu entziehen, indem er dem Priester des Froschheiligtums einen mit Goldstücken gefüllten gebratenen Pfau zuschickt. — Die Abderiten können sich dabei nicht beruhigen und beauftragen den berühmten Arzt Hippokrates, das Gehirn des Philosophen, der durchaus nicht sei wie andere Leute, zu untersuchen. Hippokrates erklärt aber seinen Verstand für durchaus gesund. — Die interessanteste Partie des Buches ist der Prozeß über des Esels Schatten. Ein Zahnarzt mietet einen Esel zum Reiten über Land; als er aber unterwegs sich beim Ausruhen in den Schatten des gemieteten Esels legen will, bestreitet ihm der Eseltreiber das Recht dazu: er habe ihm ja nur das Tier, nicht dessen Schatten vermietet. Darüber entsteht nun ein gewaltiger Prozeß, der Abdera in zwei Parteilager spaltet. Da mischen sich die Priester ein, und die Frösche der Latona helfen zur Schlichtung des Streites. Aber erst nachdem der

Abderiten.

Esels Schatten.

Esel verreckt, kommt die volle Aussöhnung zu stande. Nun wird dem Langohr ein Denkmal errichtet und für die Frösche ein neuer Graben angelegt, infolge dessen dieselben sich ungeheuerlich vermehren. Um keines der heiligen Tiere zu zertreten, beschließen die Abderiten, ihnen die Stadt zu überlassen und wandern aus.

Oberon.

Wielands berühmtestes und bekanntestes Werk ist das romantische Heldengedicht „**Oberon**", dessen Hauptstoff er dem altfranzösischen Roman von Huon de Bordeaux — unter Benutzung des „Sommernachtstraums" von Shakespeare und der Erzählungen Chaucers — entnommen hatte. Es ist in sehr wohllautenden gereimten achtzeiligen, aber in der Wahl der Versfüße sehr freigebauten Stanzen (Ottave Rime) abgefaßt. Wieland hatte großen Fleiß auf die Form verwandt und, wie er selbst erzählt, einmal drittehalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht, ja das Ganze vor dem Druck viermal eigenhändig umgeschrieben. 1780 erschien die erste Ausgabe. Goethe war ganz entzückt davon und sandte Wieland einen Lorbeerkranz als Zeichen seiner Bewunderung. An Lavater schrieb er: „Der Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Kristall Kristall bleibt, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden" — ein Urteil, das doch wohl zu günstig ist.

Inhalt des Oberon.

In dem anmutigen, manchmal freilich etwas seichten und nüchternen Ton der Italiener und Franzosen, durch den oft ein leichter ironischer Klang sich hindurchhören läßt, erzählt Wieland die Abenteuer des von Karl dem Großen nach Babylon-Bagdad entsandten Ritters Hüon, der des Kaisers Sohn — ohne ihn zu kennen — in der Notwehr erschlagen hat. Zur Sühne wird ihm eine Heldentat von dem erzürnten Kaiser auferlegt, die ganz unausführbar erscheint. Er soll nach Bagdad gehen, in den Festsaal des Kalifen mitten unter die bei Tafel versammelten Gäste dringen und dem das Haupt abschlagen, der dem Kalifen zur Linken liegt —

Ist dies getan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze
Und küß als deine Braut sie dreimal öffentlich!

Um dieses kühne Werk zu krönen, soll der Ritter zum Geschenk für seinen Kaiser sich vom Kalifen „vier seiner Backzähne und eine Handvoll Haare aus seinem grauen Bart" erbitten. — Hüon bricht sofort auf, gelangt glücklich in den fernen Erdteil und trifft in einer Höhle des Libanon einen Einsiedler, der sich als Scherasmin, den auf einem Kreuzzug dort zurückgebliebenen treuen Diener seines Vaters, zu erkennen gibt. Beide machen sich nun zusammen auf den Weg zu dem geforderten Abenteuer. Unterwegs erscheint ihnen im Walde Oberon, der König der Elfen, auf einem von Leoparden gezogenen Wagen in Knabengestalt. Oberon, der mit seiner Gemahlin Titania entzweit war, hatte gelobt, sich nicht eher mit ihr zu versöhnen, als bis er ein Liebespaar gefunden, das den Tod der Trennung vorzöge. Da er in Hüon und der Kalifentochter ein solches Paar vermutet, bietet er sich ihm als Schutzgeist an, schenkt ihm ein Horn, dessen leise Töne alle, die sie vernehmen, zum Tanzen nötigen, dessen lauter Schall aber Oberon aus weitester Ferne herbeiruft. — In der Kalifenstadt angelangt, erblickt Hüon durch Oberons Veranstaltung seine künftige Geliebte, die schöne Rezia, in einem Traumgesicht, gleichzeitig aber träumt auch sie von Hüon, dem heldenhaften Ritter mit dem langen blonden Haare und den blauen Augen, und wird dadurch mit um so tieferem Widerwillen gegen den ihr zugedachten Verlobten, einen Drusenfürsten, erfüllt. Dieser aber ist es, der zur Linken des Kalifen sitzt, als Hüon in den Festsaal eindringt; ein kühner Schlag läßt sein Haupt vom Rumpfe fliegen, und als die wilden Sarazenen auf den verwegenen Fremdling eindringen wollen, wird ihre Mordwut durch das wunderbare Horn in Tanzwut umgewandelt. Oberon, der für die geforderten Backenzähne und das Barthaar sorgt, hilft den Liebenden aus dem Saal und entführt sie auf seinem Zauberwagen. Dann geleitet er sie auf ein Schiff, auf

dem sie die Rückfahrt nach Europa antreten. Aber sie halten das Gelübde nicht, das Oberon ihnen auferlegt, schließen vielmehr den Ehebund, bevor sie Rom, wo der Papst denselben einsegnen sollte, erreicht haben, und müssen deshalb durch eine lange Reihe von Leiden und Prüfungen gehen, ehe sie das ihnen zugedachte Glück erringen. Aber sie gehen doch siegreich aus dem Kampfe hervor; — aus einem Meersturm an ein ödes Land gerettet, in der größten Not spricht Rezia, seit ihrer Taufe Amanda genannt, jene oft angeführten Worte:

Mir sagt's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube;
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!

Bei einem ehrwürdigen Eremiten finden sie einen Zufluchtsort und freuen sich ihres Zusammenlebens und des Knaben, dem Amanda bald nachher das Leben gibt. Aber eines Tages, als er ihr aus dem Auge gekommen und sie ihn in voller Angst sucht, wird sie von Seeräubern gefangen und nach Tunis in den Harem des Königs Almansor gebracht. Auch Hüon, der sie nicht zu retten vermocht und von den Seeräubern an einen Baum gebunden beinahe umgekommen wäre, gelangt durch Oberons Vermittelung nach Tunis, wo er endlich sein geliebtes Weib wiedersieht. Aber sie müssen noch viele Prüfungen durchmachen, und erst als beide den Flammentod dem ihnen zugemuteten Bruch der Gattentreue vorziehen, ist auch der Zwist zwischen Oberon und Titania beendet, und das versöhnte Elfenpaar rettet die treuen Liebenden vor dem drohenden Schicksal im Augenblick der höchsten Not. Das so treu bewährte Paar gelangt an den Hof Karls des Großen, der Hüon nun völlig ausgesöhnt begrüßt.

Seine poetische Laufbahn beschloß Wieland mit dem Roman „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen" (1800—1802), in dem gewissermaßen die Lebenssumme seiner Studien enthalten ist; denn wie im „Agathon", so schildert er in Aristipp, einem Schüler des Sokrates und dem Stifter der cyrenäischen Schule, sich selbst und seine Ansichten über die verschiedensten geistigen Fragen. Eine Auswahl aus Wielands Werken hat Heinrich Pröhle in sechs Bänden in „Kürschners Nationalliteratur" herausgegeben. Aristipp.

Es konnte nicht fehlen, daß Wieland zahlreiche Schüler und Nachahmer fand, die den Meister zum Teil so arg überboten, daß er sich ihrer schämte und sie offen verleugnete. Hatte er auch einmal gegen Herder geäußert, daß er die „anstößigsten seiner Schriften gern zurückkaufen möchte", so mochte er doch nie zugeben, daß er eine literarische Richtung hervorgerufen habe, die sittlich immer tiefer sank. Wielands Schule.

So dichtete der Österreicher **Johann Baptist Alxinger**, der 1797 als Sekretär des k. k. Hoftheaters in Wien starb, in Wielands Manier zwei Rittergedichte „Doolin von Mainz" und „Bliomberis"; das letztere widmete er dem Dichter des Oberon. Beide fanden eine Zeitlang Leser, obgleich sie phantasielose, langweilige Reimereien sind. Alxinger.

Ein anderer Wielandsjünger war der Wiener Jesuit und nachherige Buchhändler und Büchercensor **Johannes Aloys Blumauer** (1755—1798), der außer zahlreichen unsauberen oder seicht rationalistischen Gedichten die „Abenteuer des frommen Helden Aneas" (1784) schrieb, eine Travestie der Vergilschen „Äneide" in Knittelversen: ein Genre plumpster und gemeinster Komik, das in unseren Tagen Blumauer.

Offenbach in einigen seiner widerlichen Operetten mit noch größerem Erfolge zur Geltung gebracht hat. Weder poetisch noch witzig kann man Verse wie die folgenden nennen:

Es war einmal ein großer Held,
Der sich Äneas nannte,
Aus Troja nahm er's Ferſengeld,
Als man die Stadt verbrannte ꝛc.

So hebt die Reimerei an. Der Königin Dido erzählt Äneas vom Untergange Trojas:

Wie Ihro Majestät gesehn,
Wenn Sie oft Flöhe fingen,
Daß ganze Flohfamilien
Aus jeder Falte springen
Und ängstlich hüpfen hin und her,
So flohen vor dem Mordgewehr
Der Griechen die Trojaner.

Abb. 157. Aus Chodowieckis Kupfern zu Blumauers travestierter Äneide vom Jahre 1790.

Kortum. Gleichzeitig mit diesem Machwerk gab der Bochumer Bergarzt **Karl Arnold Kortum** (1745—1824) ein geistesverwandtes „komisches Heldengedicht" u. d. T.: „Leben, Meinungen und Taten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten", später (1799) als „Jobsiade" zu drei Teilen erweitert heraus, welches mit wenig Witz und viel Behagen die volkstümliche Literatur in der Manier des Hans Sachs — auch in ihren rohen Illustrationen — parodierte. Durch Hasenclevers geistreiches Bild ist die beste Stelle dieses langatmigen Poems: „das Examen des Kandidaten Jobs" in frischer Erinnerung geblieben.

Thümmel. **Moritz August von Thümmel**, einer der ausgesprochensten Schüler Wielands, geboren zu Schönefeld bei Leipzig am 27. Mai 1738, studierte in Leipzig die Rechte, wurde 1768 Minister von Sachsen-Coburg, 1775—77 bereiste er Frankreich und Italien, nahm 1783 seinen Abschied und lebte seitdem abwechselnd in Gotha, Altenburg und Berlin. Er starb am 26. Oktober 1817 in Coburg. Sein erstes Wilhelmine. Werk „Wilhelmine oder der vermählte Pedant" (1764) gehört zu den „prosaisch-komischen Gedichten": es war in sogenannter „poetischer Prosa", d. h. einem Stil, der weder Poesie noch Prosa, jedenfalls höchst ungereimt ist, abgefaßt. Dieses einst vielgelesene und sehr bewunderte Werk, so unbedeutend es auch als Dichtung ist, verdient als Sittenbild der deutschen Zustände zur Zeit des Siebenjährigen Krieges noch heute einige Beachtung, insbesondere wird das damalige Verhältnis der armen Pfarrer zum Adel der Wahrheit gemäß, wenn auch in einer frivolen und die Tendenz verratenden Weise, geschildert. Es wird darin erzählt, wie der junge Dorfpfarrer Sebaldus schwankt, ob er die Tochter eines Superintendenten, von dem er Beförderung hofft, oder die arme, aber reizende Verwalterstochter Wilhelmine heiraten soll. Da kommt ihm ein Hofmarschall zuvor, der zufällig die Dorfschönheit sieht und sie als Kammermädchen eiligst mit sich in die Residenz nimmt. Dort bleibt sie vier Jahre: da erscheint Gott Amor dem guten Sebaldus im Traum und befiehlt ihm, in die Residenz zu gehen und sich das Kammerkätzchen untertänigst zur Frau zu erbitten. Sebaldus folgt dieser Eingebung und erhält ohne Mühe, was er sucht.

Ja, der Hofmarschall ist so gnädig, den Hochzeitsschmaus auszurichten und selbst dabei zu erscheinen.

Noch bekannter ist Thümmels „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich", das Erzeugnis langjähriger Arbeit. Als Kulturbild der französischen Zustände vor der Revolution hat dieses sehr umfängliche Buch einen gewissen Wert; der eigentliche Romaninhalt, die Heilung eines bücherversessenen deutschen Hypochonders durch Wein, hübsche Mädchen und französische Lebensweisheit ist unerheblich und nur anziehend durch die glatte, schlüpfrig spielende Wielandsche Manier, die an zweideutigen Pikanterieen den Meister noch übertrifft. In dem letzten Teil wird das eingeschlagene Heilverfahren als ein verfehltes nachgewiesen, doch geschieht das in etwas matt lehrhafter Weise, ohne Fortentwicklung der Handlung. Ein künstlerischer Schluß fehlt dem heute ziemlich verschollenen Werke, von welchem sich Thümmel wunderlicherweise sogar eine sittliche Wirkung auf seine Leser versprochen hatte. Reise nach Frankreich.

Abb. 158. Titelvignette von Thümmels Reisen. I. Teil. Leipzig 1810. Als Beispiel der Ausstattung von Modebüchern zu Anfang des Jahrhunderts.

Wielands vorgeschrittenster Schüler in der künstlerischen Darstellung des Sinnlichen und Unsittlichen war unzweifelhaft der talentvolle **Heinse**, den man zugleich als den Hauptrepräsentanten einer Reihe immer tiefer sinkender Obscönitätenschreiber bezeichnen darf, die zu Wielands nicht geringem Ärger ihn mit besonderer Genugtuung als ihren Meister begrüßten. Heinse.

Johann Jak. Wilh. Heinse, ein Predigersohn, geboren den 15. Februar 1749 zu Langewiesen bei Ilmenau in Thüringen, studierte unter großen Entbehrungen in Jena die Rechte und ging dann nach Erfurt, wo er sich durch seine kurz zuvor niedergeschriebenen Sinngedichte bei Wieland einführte, der ihn Gleim empfahl. Dieser unterstützte den Mittellosen und half ihm später zu einer Hauslehrerstelle in Quedlinburg. Ein halbes Jahr darauf war er wieder in Halberstadt mitten unter den Dichtern, die sich um Gleim gesammelt hatten. Von dort ging er mit J. G. Jacobi als Mitarbeiter an der Zeitschrift „Iris" nach Düsseldorf. In der dortigen Bildergalerie erwachte in ihm die Liebe zur bildenden Kunst und die Sehnsucht nach Italien. Von Jacobi und Gleim unterstützt trat er die Reise an und verweilte drei Jahre daselbst. Nach seiner Rückkehr 1783 ließ er sich zunächst in Düsseldorf nieder; dort schrieb er seinen Künstlerroman „Ardinghello". Dadurch auf ihn aufmerksam gemacht berief ihn der Mainzer Kurfürst Josef von Erthal als Lektor an seinen Hof, wo er mit Joh. v. Müller, Forster, L. F. Huber u. a. in anregendem Verkehr lebte. Als der Kurfürst nach dem Frieden zu Basel (5. April 1795) seine Residenz nach Aschaffenburg verlegte, folgte ihm Heinse dorthin und blieb auch noch nach Erthals Tode unter Dalberg als Bibliothekar an dem kurfürstlichen Hofe. In dieser Stellung starb er am 22. Juni 1803.

Am meisten genannt und noch heute gerühmt ist sein Künstlerroman „Ardinghello und die glückseligen Inseln". Es wird darin das lockere, von einem pikanten Liebesabenteuer zum anderen eilende Leben des Helden verherrlicht und Ardinghello.

nachzuweisen gesucht, daß die vornehmste Aufgabe des Menschen im sinnlichen Genusse besteht. Darum läuft die Geschichte auch aus in der Gründung des Staates der „glückseligen Inseln", in dem allen alles gemeinschaftlich ist. Ohne rechten Zusammenhang mit der Handlung sind geistreiche ästhetische Betrachtungen über Kunst, Musik und Schauspiel und sozial-philosophische Ausführungen in sie eingeflochten, die ebensosehr wie die poetisch schwungvollen Naturschilderungen dem zuchtlosen Buche einen unverdienten Ruhm verschafft haben. Übrigens existiert eine Ausgabe von 1819, in welcher die Betrachtungen über bildende Kunst und Staatsverhältnisse herausgenommen und im zweiten Bande besonders gedruckt sind. — Heinsens nachfolgende Romane überbieten womöglich den „Ardinghello" noch an Frivolität: ein Makel, den auch die von Laube versuchte Ehrenrettung nicht zu beseitigen vermocht hat.

Abb. 159. Johann Jakob Wilhelm Heinse. Stich nach Eich. Unterschrift eines Briefes aus Düsseldorf vom 24. 9. 1777 an den Schauspieler Großmann. Aus Georg Kestners † Autographensammlung.

Einen von Klopstock und Wieland gänzlich unabhängigen, durchaus selbständigen Weg zur Neugestaltung unserer Literatur schlug ein anderer Mann ein. Es war **Lessing**, der, obwohl auch ein Dichter, doch vornehmlich durch seine Kritik ein Bahnbrecher wurde, und dem sich dann später noch **Herder** in verwandtem Geiste anschloß.

Lessings Jugend.

Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 in Kamenz bei Bautzen in Sachsen als der älteste von zehn Söhnen des lutherischen Diakonus Joh. Gottfr. Lessing, eines frommen und gelehrten Mannes, geboren. Zwei Schwestern, von denen die in seinen Briefen häufig erwähnte Justine Salome drei Jahre älter als er war, machten das Dutzend Kinder im Pfarrhause voll. Bücher waren schon des fünfjährigen Knaben größte Freude; nur von mehreren Folianten umgeben

wollte er gemalt sein, und so erblicken wir ihn auf dem folgenden Bilde. Vom Vater und einem Hauslehrer unterrichtet, dann auf der Stadtschule weitergebildet war er denn auch an Kenntnissen seinen Jahren weit voraus, als er 1741 auf die sächsische Fürstenschule zu Meißen (St. Afra) kam. Hier schlug er bald einen ganz selbständigen Studiengang ein, las eine gute Anzahl römischer und griechischer Schriftsteller, die in den Lehrstunden nicht vorkamen, für sich, übersetzte den Euklid, arbeitete an einer Geschichte der Mathematik bei den Alten, studierte das Wesen des Dramas an Plautus und Terenz, beschäftigte sich aber auch eingehend mit der neueren Literatur, mit Hagedorn, Gleim und Haller. Die Alten regten ihn zu den ersten eigenen Versuchen im Lustspiel an. Der erste Entwurf des „jungen Ge-

Abb. 160. Gotthold Ephraim Lessing im Alter von sieben bis acht Jahren und sein Bruder Theophilus. Nach dem im Betsaale des Lessingstiftes zu Kamenz befindlichen Ölgemälde von Christian Gottlieb Haberkorn. Rechts der junge Gotthold in rotem Rock, roten Hosen und Strümpfen; links sein jüngerer Bruder in schwarzem Anzuge (als Schulrektor in Chemnitz 1808 †), der einem Lämmchen eine Ähre reicht.

lehrten“ (vollendet 1747) stammt aus der Schulzeit. Durch Haller kam er auf den Gedanken eines Lehrgedichtes „Über die Vielheit der Welten“, welches er indes nie vollendete.

Siebzehn Jahre alt bezog er 1746 die Universität Leipzig, um nach des Vaters Wunsch Theologie zu studieren. Er fühlte sich aber sogleich mehr durch die vortrefflich vertretene Philosophie angezogen, demnächst übte der Mathematiker und Philosoph Kästner wie der sich um diesen geistreichen Mann sammelnde Kreis jüngerer Talente einen großen Einfluß auf ihn, den größten aber Leipzig selbst, wo man, wie er an seine Mutter schrieb, „die ganze Welt im kleinen sehen konnte“. Über den Studien versäumte er es nicht, die Lücken seiner äußeren Entwicklung zu beseitigen, indem er „fechten, tanzen, voltigieren“ lernte. Mächtig zog ihn das Theater an, auf dem damals Friederike Neuber mit ihrer Gesellschaft spielte, und „er aß lieber trockenes Brot, als daß er es versäumt hätte.“

Friederike Neuber.

Friederike Caroline Neuber, Tochter des Advokaten Weißenborn in Zwickau, geb. den 9. März 1697 (nicht 1703, wie sie es unter ihr Bild schrieb), heiratete 1718 den Schauspieler Neuber und ging 1727 mit ihm nach Leipzig, wo sie als „Principalin der königl. Poln. Churfürstl. Sächs. auch hochfürstlich Braunschweigisch-Lüneburgisch-Wolfenbüttelischen-Deutschen-Hof-Comödianten" die besten Kräfte an sich zog und mit ihnen Gottscheds Bestrebungen für die deutsche Bühne zu fördern suchte. 1737 half sie ihm, den von den englischen Comödianten überkommenen Harlekin oder Hanswurst (vgl. S. 232) zu stürzen. Auch führte sie Stücke in französischem Geschmack und seine Übersetzungen französischer Dramen mit großem Erfolge auf ihren Wanderungen durch Deutschland auf. Sie verfaßte auch Schäferspiele, von denen einige gedruckt sind. Später wandte sie sich gegen Gottsched und verhöhnte ihn auf der Bühne. Seitdem machte sie schlechte Geschäfte und geriet allmählich in bedrängte Umstände. Ihre Truppe löste sich auf, und sie starb in großer Dürftigkeit am 30. November 1760 in dem Dorfe Laubegast bei Dresden.

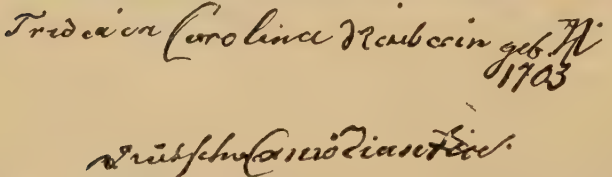


Abb. 161. Friederike Caroline Neuber als Elisabeth im „Essex". Nach dem Gemälde von Hausmann. Eigenhändige Unterschrift auf der Umschlagdecke eines alten Buches im Besitze von † W. Künzel in Leipzig.

Mit seinem Freunde Weiße, der seine Leidenschaft teilte, übersetzte Lessing einige französische Stücke für die Neuberin, um sich Freibillete zu verschaffen. Später erhielt er durch seinen Vetter Christoph Mylius (1722—54) freien Eintritt, lernte auch die Neuberin, „eine Frau von männlichen Einsichten und einer vollkommenen Kenntnis ihrer Kunst", wie er selbst von ihr sagt, kennen und wurde durch sie zu eigenem dramatischen Schaffen mächtig angeregt. Er arbeitete den „jungen Gelehrten" nun bühnenmäßig um und sah das Stück im Januar 1748 aufgeführt, ja mit Beifall begrüßt. Eine Reihe anderer Lustspiele aus seiner Feder folgten auf

dieses erste. Das Theater begeisterte ihn damals so sehr, daß er daran dachte, selber als Schauspieler aufzutreten. Über dies alles, namentlich auch über den Umgang mit dem hochbegabten, aber freigeistigen Mylius beunruhigten sich die Eltern aufs höchste und riefen ihn Januar 1748 nach Hause, wo er bis Ostern blieb. Die Eltern überzeugten sich aber, daß sein sittlicher Charakter rein und unverdorben geblieben war und daß er in den Wissenschaften tüchtige Fortschritte gemacht hatte. So willigten sie denn ein, daß er die Theologie aufgab und Medizin und daneben Philologie — eine damals nicht ungewöhnliche Verbindung — studierte. Mylius.

Nach Leipzig zurückgekehrt setzte er seine wissenschaftlichen Studien fort, besuchte aber auch fleißig das Theater, bis die Truppe der Neuberin einen Ruf nach Wien annahm. Unglücklicherweise hatte Lessing sich verleiten lassen, für einige der Schauspieler Bürgschaft zu leisten, und nun waren diese auf und davon, ohne ihren Verpflichtungen nachgekommen zu sein. Von den Gläubigern bedrängt verließ er in aller Stille Leipzig, um in Wittenberg (1748) weiter zu studieren, erkrankte aber bald nach seiner Ankunft und fühlte sich auch geistig so elend, daß ihm das Leben — wie er seiner Mutter gestand — „zu einer unerträglichen Last" geworden war. Und da ihn nach seiner Genesung seine Leipziger Gläubiger unerbittlich verfolgten, faßte er den Entschluß, alle weiteren Universitätsstudien aufzugeben und nach Berlin zu gehen, wo sein Freund Mylius inzwischen als Redakteur der bei Rüdiger, Vossens Schwiegervater, erscheinenden „Berlinischen privilegierten Staats- und gelehrten Zeitung" eine freilich nicht sehr glänzende Stellung gefunden hatte. Dort hoffte auch er sein Brot sich verdienen zu können, während seine Stipendien zur Abzahlung seiner Leipziger Schulden verwandt werden sollten.

In Berlin I.

Innerlich reif zu selbständiger Arbeit, aber äußerlich in trauriger Verfassung, ohne Geld, ohne anständige Kleidung langte er im November 1748 in Berlin an, wo er — außer Mylius — keinen einzigen Menschen kannte. Nach langem Hin- und Herschreiben erhielt er von Hause etwas Geld, das er mit einigen durch Übersetzungen erarbeiteten Talern „zu einer neuen Kleidung" verwandte, so daß er imstande war, „sich wieder bei allen Menschen sehen zu lassen und diejenigen, deren Dienste er suchte, selbst anzugehen", wie er in seinem Dankbriefe nach Hause

Abb. 162. Lessings ↑ Wohnung in Berlin, Nikolaikirchhof Nr. 10 (jetzt umgebaut), von 1748—1751.

schrieb. Der Briefwechsel mit dem Elternhause gewährt uns einen tiefen Einblick in sein damaliges inneres Leben (vgl. besonders den vom 20. Januar 1749); bei festem, männlichem Beharren auf dem, was er für recht erkannte, schreibt er stets in der rücksichtsvollsten und kindlich liebevollsten Weise an Vater und Mutter. Inzwischen war eine von Lessing mit Mylius gemeinsam begonnene Vierteljahrsschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" bald wieder eingegangen, dagegen wurde ihm 1751 die kritische Berichterstattung (der „gelehrte Artikel") der Rüdigerschen (später Vossischen) Zeitung übertragen, für welche er übrigens schon seit 1748 eine größere Reihe von Abhandlungen geliefert hatte.

Literarisch-kritische Tätigkeit.

Auf die Länge fühlte aber der junge Forscher doch das Zersplitternde und Aufreibende seiner damaligen Arbeit und ging deshalb für einige Zeit (Dez. 1751) nach Wittenberg, um dort besonders Studien zur Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts zu treiben. Nach fast einjährigem Aufenthalte in der alten Lutherstadt kehrte er mit dem Titel eines Magisters der freien Künste Ende 1752 nach Berlin zurück und nahm zunächst seine Tätigkeit bei der Vossischen Zeitung wieder auf. Daneben trieb er Englisch, Italienisch, lieferte Übersetzungen aus diesen Sprachen und aus dem Französischen (u. a. für Voltaire) und war unermüdlich wissenschaftlich wie dichterisch tätig. Sein wachsendes literarisches Ansehen söhnte auch den Vater immer mehr mit ihm aus, und nicht ohne eine gewisse Genugtuung empfing der alte Herr die sechs Bändchen, in welchen der Sohn seine bisher erschienenen „Schriften" gesammelt herausgegeben hatte. Eine Beruhigung war es zudem für den Vater, daß Mylius inzwischen Berlin verlassen hatte und auf einer wissenschaftlichen Reise im März 1754 gestorben war.

In Berlin II.

Zu Anfang 1755 zog sich Lessing auf Wochen nach Potsdam in die Einsamkeit eines Gartenhauses zurück, um einen dramatischen Stoff, den er lange mit sich herumgetragen hatte, auszuarbeiten. Es war das erste bürgerliche Trauerspiel in unserer Literatur, „Miß Sara Sampson", das in seiner Anwesenheit zu Frankfurt a. O. am 10. Juli 1755 mit großem Beifall vom Publikum aufgenommen wurde. Der Erfolg dieses Stückes erweckte in Lessing wieder die Sehnsucht nach der Verbindung mit einem Theater, das er in Berlin schmerzlich vermißt hatte, da Friedrichs d. Gr. Vorliebe für das Französische jeden Aufschwung der deutschen Schauspielkunst in seiner Residenz gehemmt hatte. Deshalb ging er im Herbst 1755, ohne alle Beratschlagung mit seinen Freunden Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai, die damit sehr unzufrieden waren, nach Leipzig, wo der ihm früher befreundete Schauspieler Koch ein eigenes Theater gegründet hatte. Hier lebte er nun ganz wie in den Studententagen mit den Schauspielern, ließ seine von Weiße etwas verkürzte „Sara Sampson" aufführen, bearbeitete ein Lustspiel Goldonis („Die glückliche Erbin") und entwarf den Plan zu einer Reihe anderer. Doch ehe nur eines davon zur Ausführung kam, machte ihm ein junger reicher Patrizier Leipzigs, der Kaufmann Winkler, den sehr verlockenden Antrag, ihn auf einer dreijährigen großen Reise durch halb Europa als Gesellschafter zu begleiten. Freudig stimmte Lessing zu. Nachdem die Vorbereitungen beendet waren, gingen die beiden zuerst nach Holland — eine Fahrt, die damals (von Leipzig bis Amsterdam) nicht weniger als achtzig Tage dauerte. Von Amsterdam aus besuchten sie die bedeutendsten Städte der vereinigten Provinzen und wollten sich eben nach England einschiffen, als die Nachricht von Friedrichs des Großen Einfall in Sachsen den jungen Leipziger zur schnellsten Rückkehr nötigte. Auch später wurde die Reise, von der sich Lessing so viel versprochen hatte, nicht wieder aufgenommen; ja, nur durch einen Prozeß, der noch ein Jahr länger dauerte als der neu begonnene Krieg des Preußenkönigs wider Österreich, konnte Lessing zu der ihm kontraktlich für den Fall des Aufgebens der Reise zugesicherten Entschädigungssumme gelangen. Inzwischen mußte er sich wieder auf literarische Brotarbeiten legen, Übersetzungen machen, Stunden geben, kurz — sich ziemlich mühevoll durchschlagen. Daneben beschäftigten ihn dramatische Pläne, dar-

Leipzig 1755.

Reiseplan.

Amsterdam.

unter bereits „Emilia Galotti“. Alle Anstrengungen seiner Freunde, ihm eine feste Stellung in Berlin zu verschaffen, schlugen fehl. Ein Lichtpunkt in dem diesmaligen Leipziger Aufenthalt war der kurze Verkehr mit dem edlen Sänger des „Frühlings“ Ewald von Kleist, der von Leipzig aus in den Krieg zog, in welchem er den Heldentod (S. 335 ff.) erleiden sollte. Immer unbehaglicher wurde es ihm seitdem in der sächsischen Stadt, da alle seine Sympathieen in dem großen Kriege auf seiten Preußens waren.

So ging er denn im Mai 1758 nach Berlin zurück, wo ihn der alte Freundeskreis mit Jubel begrüßte, und wo die patriotische Begeisterung seinem Schaffenstriebe einen neuen Schwung gab. Er veranstaltete eine Ausgabe von Gleims Kriegsliedern, schrieb dazu eine Vorrede und besorgte die Verteilung von Exemplaren derselben unter die Regimenter des preußischen Heeres. Die Nachricht von Kleists Tode erschütterte ihn aufs tiefste. „Meine Traurigkeit darüber ist eine sehr wilde Traurigkeit“, schrieb er an Gleim. Rastlose Arbeit half ihm über den Schmerz hinweg. Mit Nicolai und Mendelssohn gab er alsdann 1759 die „Literaturbriefe“ heraus; mit Ramler vereinigte er sich zur Bearbeitung einer Auswahl von Sinngedichten Logaus. Daneben übersetzte er Diderots Theater, schrieb das Trauerspiel „Philotas“ und begann den „Dr. Faust“, der ein Fragment geblieben ist; denn der 1877 von Engel als „mutmaßlich nach Lessings verlorenem Manuskript“ herausgegebene „Faust“ ist nicht das Lessingsche Drama. Endlich entstanden die Umarbeitung seiner Fabeln und die Abhandlungen über die Fabel in dieser Zeit. Im Herbste 1760 wurde Lessing dieses Literatenlebens überdrüssig; er fühlte, daß es Zeit sei, wieder einmal mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben“. Und so war er denn eines Tages aufs neue ohne Vorwissen seiner Freunde aus Berlin verschwunden. Der General von Tauentzien, der ihn bei Kleist in Leipzig kennen gelernt, hatte ihn als Gouvernementssekretär nach Breslau berufen, und er war gern dem Rufe gefolgt. „Ich will mich,“ schrieb er damals in sein Tagebuch, „eine Zeitlang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können.“

Berlin III.

Abb. 163. Gotthold Ephraim Lessing.
Gemalt ungefähr 1760 von Joh. Heinrich Tischbein d. Ä.
Original in der Nationalgalerie zu Berlin.
Brustbild: dunkelblondes Haar, unförmartiger gelblichgrauer Rock mit roten Aufschlägen, oben offen, so daß Hemd und Spitzenjabot vorschauen. Hintergrund graubräunlich.

Fünf Jahre (1760 bis 1764) verlebte er in dieser Stellung zu Breslau, Jahre, die trotz seiner trockenen Amtstätigkeit und aller gesellschaftlichen Zerstreuungen doch

Breslau.

für seine ganze spätere Entwickelung sehr wertvoll waren. Auch arbeitete er jetzt, da er nicht ums Brot zu schreiben brauchte, um so frischer und freier. Hier entstand der Anfang seiner „Minna von Barnhelm“ und des „Laokoon“. In seiner Eigenschaft als Sekretär begleitete er seinen General zur Belagerung von Schweidnitz und nach dem Frieden, 1763, nach Potsdam zum König. Seitdem wurde ihm seine Stellung aber allmählich zur drückenden Last. Anfang des Jahres 1765 legte er sie nieder und kehrte nach Berlin zurück.

Berlin IV.

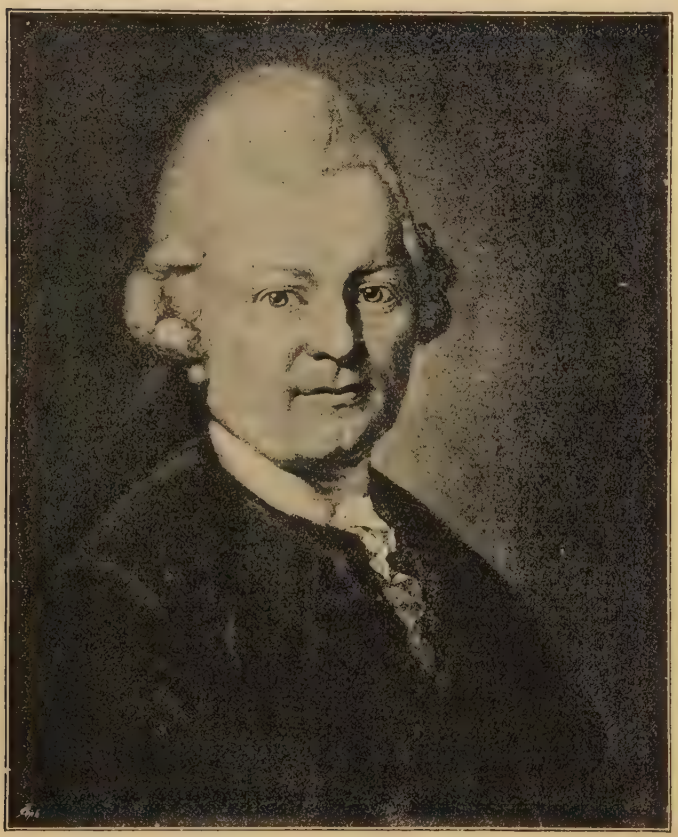


Abb. 164. Gotthold Ephraim Lessing.
Nach einer von Adolf Soetbeer veröffentlichten, nicht retouchierten Photographie des von Anton Graff im September 1771 zu Berlin gemalten Bildnisses, im Besitze des Geh. Justizrats Karl Robert Lessing in Berlin. (Der Rock hat eine dunkelrote Farbe.) — Unterschrift von einem Briefe Lessings an Schwan aus Wolfenbüttel vom 10. Nov. 1776.

Da er seine Familie fortwährend unterstützt und sich eine reichhaltige Bibliothek in Breslau angelegt hatte, kam er ohne irgend welche Ersparnisse in der Residenz an und mußte aufs neue um Brot schreiben. Zunächst brachte er die „Literaturbriefe“ zum Abschluß, dann förderte er den „Laokoon“. Als Lohn für seine großen Leistungen schien ihm endlich eine erwünschte Stellung sich darzubieten. Das Bibliothekaramt an der königlichen Bibliothek zu Berlin war zu besetzen, und von allen Seiten empfahl man Friedrich dem Großen Lessing. Aber der König zog einen Franzosen vor, einen abergläubischen und unwissenden, als Bibliothekar völlig unbrauchbaren Menschen. Der nun bald vierzigjährige Gelehrte war in seiner schönsten Lebenshoffnung aufs schmerzlichste getäuscht. Es duldete ihn

nicht länger in der Residenz, und er war glücklich, einen neuen Ruf erhalten zu haben, der auch sonst ihm zusagte. Zwölf angesehene Hamburger Kaufleute, die ein deutsches Nationaltheater in ihrer Vaterstadt gründen wollten, hatten ihn als Dramaturgen für dasselbe gewonnen.

Mit großen Erwartungen ging Lessing im April 1767 nach Hamburg, wo am 30. September „Minna von Barnhelm" zum erstenmale aufgeführt wurde, und gab sich mit aufopfernder Tätigkeit seiner neuen Arbeit hin. Aber er sollte nur zu schnell enttäuscht werden. Das ganze Unternehmen scheiterte in kurzer Frist und ging bereits im November 1768 wieder ein. Die Frucht der Lessingschen Wirksamkeit aber war die „Hamburgische Dramaturgie".

Wieder waren Lessings Hoffnungen fehlgeschlagen, und dazu sah er sich in einer äußerst bedrängten Lage, da die Theaterunternehmer außer stande waren, ihm sein Gehalt auszuzahlen, und weder „Minna von Barnhelm", noch die „Dramaturgie" ihm etwas eingebracht hatten. Dazu kamen ärgerliche Kämpfe mit dem Professor Klotz in Halle, der in großtuerischer Weise gegen Lessing aufgetreten war. Mit kritischer Schärfe und gründlicher Gelehrsamkeit antwortete ihm Lessing in den „Briefen antiquarischen Inhalts" und wies dem hochmütigen Gegner die Oberflächlichkeit seiner Kenntnisse wie die Hohlheit und Seichtigkeit seines ganzen wissenschaftlichen Treibens in vernichtender Weise nach. Streit mit Klotz.

Unter den Männern, mit welchen Lessing in Hamburg verkehrte, war auch sein späterer Gegner Johann Melchior Goeze, Hauptpastor an der Katharinenkirche, und dessen freisinniger Kollege Alberti; vermutlich auch der Sohn des Verfassers der durch Lessing an das Licht gezogenen „Wolfenbütteler Fragmente", der geistreiche Arzt Joh. Alb. Reimarus und dessen Schwester Elise. Am liebsten kehrte er in dem gastfreien Hause des Seidenhändlers Engelbert König ein, dessen treffliche Frau Eva geb. Hahn (geb. 1736) aus Heidelberg ihm selbst später ein kurzes Eheglück bereiten sollte. Als ihr Mann auf einer Reise nach Italien 1769 in Venedig starb, wurde er der treueste Freund der Witwe und ihrer verwaisten Kinder; aber erst viel später, als Lessing von Hamburg nach Wolfenbüttel gezogen war und mit ihr in Briefwechsel trat, keimte eine Neigung zwischen den beiden edlen Menschen auf, die man in dem von Alfred Schöne herausgegebenen „Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau" deutlich verfolgen kann. Nach Wolfenbüttel hatte ihn im April 1770 der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig als Bibliothekar an die vom Herzog August Wilhelm 1723 errichtete Bibliothek berufen. Es war eine ziemlich klägliche Stellung: Ein Gehalt von 600 Talern, dazu der Aufenthalt in dem kleinen, von der Welt damals viel mehr als heute abgeschnittenen Städtchen! So kam es denn zur Verlobung mit Eva, aber da die Vermögensverhältnisse seiner Braut bei dem Tode ihres Mannes sich in so verworrenem Zustande befanden, daß nur ihre Einsicht und Geschäftstüchtigkeit eine glückliche Lösung herbeiführen konnten, vergingen sechs Jahre, ehe die Verlobten das ersehnte Ziel erreichten. Verlobung.

Die ersten Jahre seiner neuen Stellung in Wolfenbüttel hatte Lessing zur fleißigen Durchforschung der ihm anvertrauten Bibliothekschätze benützt; die Ergebnisse seiner Studien gab er seit 1773 unter dem Titel „Zur Geschichte und Literatur" heraus. Ein Jahr zuvor hatte er die schon lange entworfene „Emilia Galotti" vollendet, die am 13. März 1772 in Braunschweig zum erstenmal aufgeführt wurde. Endlich sollte auch sein Reiseverlangen erfüllt werden, freilich in wenig ansprechender Weise. Zu Anfang des Jahres 1775 war er nach Wien gereist, um seine Braut, die dort mit dem Ordnen des Nachlasses ihres Mannes beschäftigt war, nach langer Trennung wiederzusehen. Zehn Tage nach seiner Ankunft traf daselbst auch der jüngste Prinz von Braunschweig, Leopold, auf seiner Reise nach Italien ein und beredete Lessing, ihn dorthin zu begleiten. So unerwünscht es ihm In Wolfenbüttel.

war, seine Braut so bald wieder zu verlassen, nahm er den Antrag doch an, hatte aber wenig Freude davon. Die Reise berührte Mailand, Venedig, Florenz, Corsica, Genua, Turin, Rom, Neapel, München und Wien, ging aber in geschäftsmäßiger Hast vor sich und ließ ihm wenig Muße zu wissenschaftlicher Ausnützung. Im Februar 1776 traf er wieder in Braunschweig ein, und acht Monate später führte er Eva König als seine Frau heim.

Verheiratung.

Abb. 165. Lessings Frau, Eva König, geb. Hahn.
Nach einem Gemälde im Besitz der Familie.
Unterschrift eines Briefes Eva (E. C.) Königs an ihre Tochter Amalia aus Wien, 29. 4. 1772 (Schöne's „Briefwechsel" S. 489 f.), im Besitze ihrer Urenkelin, Frau Brückner, geb. Henneberg, in Darmstadt.

Das Jahr 1777 war das friedevollste und fröhlichste seines Lebens; nur die Nachricht von dem Tode seiner alten Mutter warf einen Schatten darauf. An sie, die er sehr geliebt, erinnerte ihn Eva immer aufs neue. „Meine Frau ist ebenso herzlich gut und rechtschaffen," schrieb er seiner Schwester, „als wir nur immer unsere Mutter gegen unseren Vater gekannt haben." Aber dieses beglückte eheliche Stillleben sollte nur von kurzer Dauer sein. Ende Dezember schenkte ihm Eva einen Sohn, welcher einen Tag nach der Geburt starb, und sie selbst schwebte in Todesgefahr. Am 10. Januar 1778 starb sie zu Lessings unaussprechlichem Schmerze. „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen," schreibt er an Eschenburg, „aber es ist mir schlecht bekommen."

Evas Tod.

Gleich nach ihrem Tode geriet er in eine neue schriftstellerische Fehde, die er durch die Veröffentlichung der „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten" (von 1774 an) allerdings selbst heraufbeschworen hatte. Der Verfasser der von ihm selbst „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" benannten Abhandlung, welcher die „Fragmente" entnommen waren, und deren Urschrift sich jetzt in der Hamburger Stadtbibliothek befindet, war der Professor am akademischen Gymnasium zu Hamburg **Hermann Samuel Reimarus** (1694—1768), der noch lebte, als Lessing nach Hamburg kam. Die beiden Männer haben sich aber, soviel man weiß, nie kennen gelernt, ja es ist nicht einmal sicher, obgleich zu vermuten, daß der oben erwähnte Sohn des Professors Reimarus und

seine Schwester Lessing schon vor seiner Übersiedelung nach Wolfenbüttel gekannt haben. Auch ist es ungewiß, ob Lessing die Fragmente von dem ihm später engbefreundeten Sohne erhalten hat. Lessing, ein durchaus lauterer und wahrheitsliebender Mann, hatte diese Blätter, welche die Wahrheit der biblischen Geschichte leugneten und insbesondere die Auferstehung Christi bestritten, mit dem gewiß redlichen Wunsche veröffentlicht, „sie sobald als möglich, sie noch bei seinen Lebzeiten widerlegt zu sehen." Unter den zahlreichen Männern, welche dagegen auftraten, war unzweifelhaft der bedeutendste der bereits erwähnte Hamburger Hauptpastor **Johann Melchior Goeze** (1717—1786), ein gründlich gebildeter Theologe und überzeugter Christ, dem der Kampf gegen Lessing durchaus eine Gewissenssache war und der mit Unrecht von den Vertretern der Aufklärung als ein „heuchlerischer und bornierter Pfaffe" dargestellt worden ist. (Vgl. Röpe, „J. M. Goeze. Eine Rettung" und die von Erich Schmidt herausgegebenen „Streitschriften Goezes gegen Lessing".) Lessing selbst nannte ihn nach dem Eindrucke seiner persönlichen Bekanntschaft „einen in seinem Betragen sehr natürlichen und in Betracht seiner Kenntnisse gar nicht unebenen Mann". Als nun neben anderen Gegnern dieser streitbare Mann ihn scharf angriff und ihn dabei für den ganzen Inhalt der „Fragmente" verantwortlich machte, richtete Lessing seine Verteidigung fast ausschließlich gegen ihn. Unter den Streitschriften, welche er 1778 erscheinen ließ, sind elf „Anti-Goeze" betitelt (sämtlich im 16. Teile der Hempelschen Lessingausgabe nachgedruckt). Daran schlossen sich noch mehrere andere polemische Schriften, deren letzte „Die Erziehung des Menschengeschlechtes" von manchen als ein „positives Glaubensbekenntnis" Lessings aufgefaßt wird. Mit seinen theologischen Studien und Fehden hängt auch die Entstehung seines Dramas „Nathan der Weise" (1779) zusammen, mit dem er meinte, „den Theologen einen ärgeren Possen zu spielen als mit noch zehn Fragmenten". Diese aufregenden Arbeiten untergruben seine geschwächte Gesundheit vollends, seine Kränklichkeit nahm ebenso zu wie seine trübe Stimmung — vorübergehend erfrischte ihn wohl ein Ausflug nach Hamburg oder nach Braunschweig, aber die Wirkung hielt nie lange vor. Dazu kam eine wachsende Schwäche seiner Augen, so daß ihn zuweilen der Gedanke an eine Erblindung beunruhigte. Davor indes, wie vor einem langen Siechtum sollte er bewahrt bleiben. Anfang Februar 1781 wurde er in Braunschweig von einem leichten schlagartigen Anfall betroffen, der eine Erkrankung zur Folge hatte, die leicht und ungefährlich erschien, aber doch tödlich verlief; am Abende des 15. Februar endete ein Schlagfluß unerwartet schnell sein Leben. Er war so arm gestorben, daß der Herzog von Braunschweig ihn auf Staatskosten begraben lassen mußte. Im Jahre 1853 wurde ihm in Braunschweig ein Standbild, das Rietschels Meisterhand geschaffen, und im Oktober 1890 am Rande des Tiergartens zu Berlin ein Denkmal aus weißem carrarischen Marmor errichtet, welches sein Urgroßneffe Otto Lessing ausgeführt hat. Sein Leben haben Danzel und Guhrauer (2. Aufl. hrsg. von W. v. Maltzahn und R. Boxberger 1880—81), neuerdings Erich Schmidt („Geschichte seines Lebens und seiner Schriften". 2 Bde. 1881—1891) beschrieben.

Goeze.

Anti-Goeze.

Englands großer Geschichtschreiber Macaulay hat Lessing „den ersten Kritiker von Europa" genannt und damit den Kern seines Wesens und seiner Bedeutung sehr richtig bezeichnet. Darum verdienen auch seine Prosawerke in erster Linie eine, wenn auch nur kurze Beleuchtung. Nächst Luther verdanken wir Lessing unsere moderne Prosa, und sein Stil steht noch heute als unvergleichliches Muster da. „Aus jedem Satze," sagt der verdienstvolle Herausgeber einer Auswahl aus Lessings Prosa, August Luthardt, „tritt uns die sittliche Zucht des denkenden Geistes, der rastlose Drang nach Erkenntnis, der eiserne Fleiß strenger Forschung entgegen. Der mit einem gewissen Widerspruchsgeist verbundene Wahrheitssinn, von welchem Lessing beseelt war, der kecke Mut, mit welchem er in den Kampf trat,

Lessings Prosawerke.

die schneidige Schärfe, die er in seine Worte legte, das alles macht, daß seine Schriften wirken wie ein frisch quellender Born."

Sein großartiges kritisches Talent trat zunächst 1759 in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend," die man meist kurz **„Literaturbriefe"** nennt, hervor.

Literaturbriefe.

In den Literaturbriefen, die er mit Moses Mendelssohn und dem Berliner Buchhändler Nicolai gemeinsam herausgab, unterzog er die sämtlichen literarischen Erscheinungen der Zeit einer unerbittlichen, unbestechlichen Kritik. Er hatte die Idee dazu gegeben und trug, solange er in Berlin war, das meiste dazu bei. Der Einleitung zufolge sollten die Briefe so aufgefaßt werden, als seien sie an einen preußischen Offizier von Geschmack und Gelehrsamkeit (Ew. v. Kleist), der in einer Schlacht verwundet, — in einer kleinen Stadt seine Genesung erwartete, von seinen Freunden gerichtet, „um ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntnisse der neuesten Literatur gemacht, ausfüllen zu helfen." Unabhängig von den Schulen, die damals die Literatur beherrschten, und ihren Kunstvorschriften ließ Lessing das Urteil über ein Dichterwerk „von der Beantwortung dreier Fragen abhangen: ob der Gehalt desselben an und für sich ein wirklich poetischer sei, ob er in der ihm zu teil gewordenen Behandlung der deutschen Natur zusagen könne, mit der uns eigentümlichen Anschauungs-, Gefühls- und Denkweise übereinstimme, und ob endlich das Werk nach Gehalt und Form ein schönes, in seinem Organismus von ihm inwohnenden Gesetzen durchgängig bestimmtes Ganze darstelle?" Wie er dies durchführte, habe ich schon früher gelegentlich seiner Kritik über Gottsched, Wieland und Klopstock u. a. gezeigt; selbst seine Freunde, wie Kleist, Weiße und Gleim, deren Bedeutung er übrigens nicht verkannte, schonte er in seinen Rezensionen nicht. Aber nicht so sehr das einzelne Werk und seine Würdigung war ihm die Hauptsache, als die Säuberung unserer Literatur von allem Undeutschen, Unschönen, Unedlen, die Hinweisung auf Vergessenes und Verachtetes, wie z. B. Logaus Sinngedichte und Fischarts humoristisch-satirische Werke, auf die Forderung einer wahren, von Frankreich unabhängigen Nationaldichtung und die Aufstellung der Grundzüge und Grundbedingnisse einer solchen. Um so nachdrücklicher wies Lessing dagegen auf die wahre Anschauung des klassischen Altertums und auf Shakespeare hin als auf ein mustergültiges Vorbild für unsere dramatische Poesie, das freilich „studiert, nicht geplündert sein" wolle. „Auch nach den Mustern der Alten zu schließen," sagt Lessing in dem berühmten siebzehnten, gegen Gottsched gerichteten Briefe, „ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare, nur ihm eigene Wege er auch wählt, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt."

In die Zeit der Literaturbriefe fallen auch seine „Abhandlungen über die **Fabel**", die seine eigenen (prosaischen) Fabeln (1759) einleiten und begleiten. Daran schlossen sich später seine Sinngedichte (Epigramme) und die Bemerkungen darüber.

Fabeln.

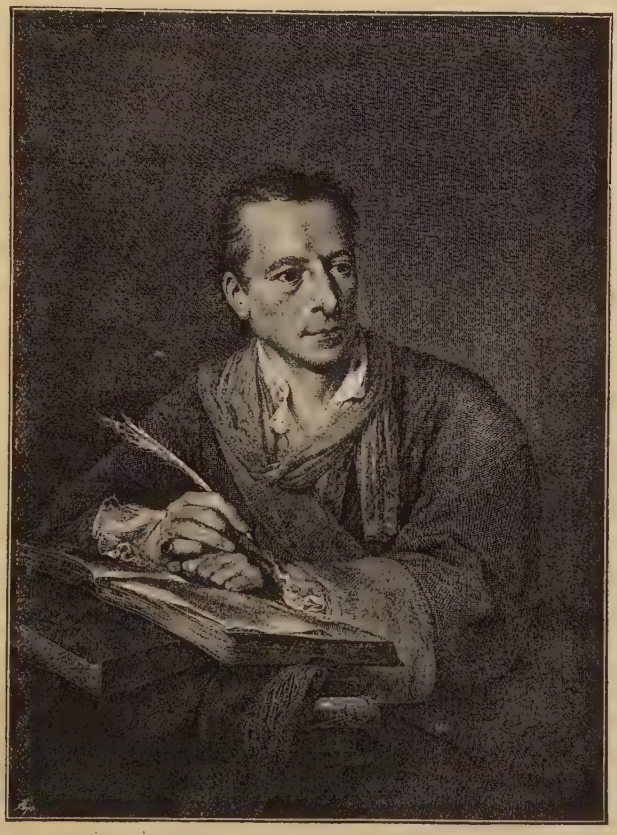
Im Gegensatz zu der damals allgemein verbreiteten Theorie von der „moralischen Nützlichkeit der Dichtkunst" beschränkte Lessing eine solche auf die Fabel, für die er Äsop als klassischen Lehrmeister hinstellte. Auch suchte er die Prosa für sie als am besten geeignet geltend zu machen und durch seinen Vorgang einzuführen. „Der blanke männliche Harnisch," meinte Herder, „kleidete Lessing mehr als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht bloß für Kinder, sondern auch für Männer lesbar." Zugleich erstrebte er darin möglichste Kürze und Bestimmtheit, und es ist nicht zu leugnen, daß in diesem Punkte seine Fabeln Vorbilder sind —

anderseits erhalten sie dadurch aber auch etwas ungemein Trockenes. — Für das Sinngedicht ist ihm der Römer Martial Vorbild und Lehrer; in Logau wies er auf einen würdigen Nachfolger desselben hin — seine eigenen Leistungen darin zeichnen sich durch Geist und Witz aus, und manches Epigramm von ihm kursiert noch heute als geflügeltes Wort, wie das über Klopstocks Dichtung (S. 349) u. a. Sinngedichte.

Unter seinen antiquarischen Schriften ist als die allgemein verständlichste zu nennen und zum Lesen zu empfehlen die Untersuchung „Wie die Alten den Tod gebildet haben", 1769 mit 7 Kupfern und Vignetten in Berlin gedruckt.

Das größte kritische Werk Lessings, durch das er sich insonderheit als ein Brecher neuer Bahnen erwies, ist „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie". Die Anregung dazu ging von einer Schrift **Winckelmanns** aus.

Johann Joachim Winckelmann, der Sohn eines armen Schuhmachers, war am 9. Dezember 1717 in Stendal (in der Brandenburgischen Altmark) geboren. Mühsam erwarb er sich die Mittel zum Schulbesuch durch Chorsingen, dann durch Vorlesen und andere Dienste im Hause des erblindeten Rektors Tappert, dessen reichhaltige Bibliothek ihm zugleich Gelegenheit bot, sich im griechischen Altertum heimisch zu machen. Auch auf der Universität Halle, wo er Theologie studieren wollte, hörten die Entbehrungen nicht auf, aber er schlug sich unverdrossen und heiteren Mutes durch, gab jedoch die Theologie bald auf und studierte griechische Sprache und Literatur. Mehrere Jahre eines beschwerlichen Hauslehrerlebens folgten, dann eine Anstellung als Konrektor in Seehausen mit kärglichem Einkommen, endlich erhielt er eine ihm mehr zusagende Stelle als Sekretär und Bibliothekar beim Grafen Bünau in Nöthenitz bei Dresden. Winckelmann.



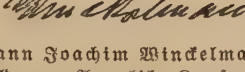


Abb. 166. Johann Joachim Winckelmann im 47. Lebensjahre. Nach dem Gemälde von Angelika Kaufmann im Jahre 1764 in Rom. — Unterschrift eines Schreibens Winckelmanns an Herrn von Mecheln aus Rom (7. Sept. 1766). Aus G. Kestners † Autographensammlung.

So fand er Gelegenheit, die Kunstschätze der Dresdener Bildergalerie kennen zu lernen — die Liebe zur Kunst erwachte in ihm und zugleich die brennendste Sehnsucht nach Italien. Um dorthin zu gelangen, suchte er die Gunst und Unterstützung des päpstlichen Nuntius in Dresden durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche zu erkaufen. Im Jahre 1754, in dem seine erste bedeutende Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" erschien, vollzog er den Konfessionswechsel. Im folgenden Jahre betrat er Rom, wo er nach einiger Zeit Bibliothekar des Kardinals Albani wurde. Später wurde er zum Oberaufseher aller Altertümer in und um Rom ernannt. Außer vielen kleineren Schriften wurde dort sein Hauptwerk, die „Geschichte der Kunst des Altertums", 1764 vollendet. Durch seinen langen Aufenthalt in Rom war ihm Italien so sehr zur Heimat geworden, daß, als er 1768 eine Reise nach Deutschland unternahm, er schon in Tirol von der tiefsten Schwermut überfallen wurde; dennoch reiste er weiter bis Wien, aber nur kurze Zeit hielt er es dort aus, dann eilte er zurück. Er nahm seinen Weg über Triest, wo er einige Zeit auf das Schiff zu warten hatte, das ihn nach Ancona bringen sollte. In diesen Tagen wurde er das Opfer eines habgierigen Italieners, der sich auf der Reise zu ihm gesellt hatte und — gelockt durch einige antike Goldmünzen, die Winckelmann ihm arglos zeigte — ihn am 8. Juni 1768 im Gasthof ermordete. — Winckelmann öffnete durch sein großes Werk den Blick unseres Volkes für die Kunstschöpfungen des Altertums, ja schuf eigentlich erst die Kunstgeschichte und brachte dadurch einen gewaltigen Umschwung in der Geschmacksrichtung der Zeit hervor, die sich in der Poesie ebensowohl wie im ganzen Kulturleben geltend machte. In umfassender Weise würdigt seine Bedeutung das Werk Karl Justis „Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen" 1866 und 1872.

Geschichte der Kunst des Altertums.

Ungeachtet des großen Verdienstes, das sich Winckelmann erworben, hatte seine und seines Kreises leidenschaftliche Begeisterung für die bildende Kunst doch etwas Einseitiges, insofern als sie die Poesie in der Vergleichung mit der Plastik und Malerei nicht zu ihrem vollen Rechte gelangen ließ. Dem ein „Gegengewicht entgegenzustellen" bezeichnet Lessings Biograph Guhrauer als den Grundgedanken des **„Laokoon"**.

Laokoon.

Im Jahre 1506 wurde zu Rom durch einen Bürger in seinem Weinberge unweit der ehemaligen Thermen des Titus eine griechische Marmorgruppe aufgefunden und ausgegraben, die zu den schönsten Kunstwerken des Altertums gehört. Papst Julius II., dem der Besitzer sie für ein ansehnliches Jahrgeld verkaufte, ließ sie im Belvedere des Vatikan aufstellen. Dieselbe stellt den trojanischen Priester Laokoon dar, wie er mit seinen beiden Söhnen von zwei ungeheuren Schlangen auf Poseidons Befehl getötet wird, weil er seine Landsleute vor dem hölzernen Pferde der Griechen gewarnt hatte. In seiner obenerwähnten Erstlingsschrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ꝛc." hatte Winckelmann nun diese Marmorgruppe mit der Darstellung des Dichters Vergil in dessen Äneide verglichen und rühmend hervorgehoben, daß bei dem Bildhauer der schlangenumwundene und gebissene Priester „kein schreckliches Geschrei erhebe, wie Vergil von seinem Laokoon singet", sondern nur seufze und sich dadurch als ein Held zeige, der selbst die gewaltigsten Schmerzen mit großer Seele trägt und gleichsam überwindet. Lessing bestreitet nun, daß in dem Unterdrücken des Schmerzenschreies das Kennzeichen einer edlen Seele zu finden sei — das sei auch der Griechen Meinung nie gewesen, wie es aus ihren sämtlichen großen Dichtern sich nachweisen lasse. Ein anderer Grund müsse den bildenden Künstler bewogen haben, von der Auffassung des Dichters abzuweichen. Derselbe liegt in dem Unterschied der beiden Künste, der bildenden (Malerei und Plastik) und der redenden (Poesie). Beide stehen unter dem Gesetz der Schönheit, aber jede hat demselben anders zu genügen. Der bildende Künstler, dessen Stoff im Raum liegt, kann nur einen einzigen Augen-

blick zur Darstellung bringen und muß diesen so wählen, daß er die Einbildungskraft des Zuschauers ganz beansprucht und sein Schönheitsgefühl nicht verletzt. Dagegen hat der Dichter die Aufgabe, die zeitliche Entwicklung der Erscheinungen und Vorgänge durchzuführen; darum kann er in ihr auch das Gewaltsamste, ja die Verzweiflung der menschlichen Natur, zum Ausdruck bringen, weil es entweder durch das Frühere so vorbereitet, oder durch das Nachfolgende so gemildert und ausgeglichen wird, daß es dem Schönen nicht widerstreitet. Aus diesem Grunde mußte auch der bildende Künstler „das Schreien des Laokoon in Seufzen mildern; nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise entstellt". Von diesem Unterschied ausgehend stellt Lessing die Grenzen der Malerei (worunter er die bildende Kunst überhaupt versteht) und (epischen) Poesie fest, welche von den damals maßgebenden Autoritäten ganz verwischt und verwirrt waren. Die bildende Kunst stellt Körper mit ihren Eigenschaften dar, die Poesie Handlungen. Und wenn die Poesie Körper schildert, kann sie es nur andeutungsweise durch fortschreitende Handlungen tun, wie die bildende Kunst Bewegung nur andeutungsweise durch die Haltung der Körper.

Im 16. Stück heißt es: „Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unseren Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammenkommt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug und weiset uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, alle insbesondere. Man sollte sagen, da der Räder mehr als eines war, so mußte in der Beschreibung ebensoviel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte. — Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unseren Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umtun: das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen: und so ist er fertig und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malet; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemalet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen."

So stellte Lessing auf Grund seiner klassischen Studien und seines Verständnisses die bisher sehr verschwommen aufgefaßten Grenzen zwischen Malerei und Poesie fest und stieß die noch allgemein herrschende und der beschreibenden Dichtung zu Grunde liegende Ansicht, „daß die Poesie ein redendes Gemälde und die Malerei ein stummes Gedicht sei" ein für allemal um. Manche seiner Aufstellungen, beruhend auf der damals noch unzureichenden Kenntnis der Antike, ist seitdem berichtigt, manche durch neuere Untersuchungen widerlegt, aber die Grundzüge haben ihre Bedeutung im wesentlichen behalten (vgl. Stück 1—4, 7—9, 11, 13, 15—17, 20—24). In „Dichtung und Wahrheit" (VIII. Buch) erzählt Goethe von der Wirkung des Werkes auf die Jugend. Er sagt:

„Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene: ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenzen des Schönen halten, wenn dem Redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden

mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens — —“

Der Laokoon ist unvollendet geblieben. Von dem auf drei Teile berechneten Werke ist nicht einmal der erste zum vollen Abschluß gekommen.

Nicht minder eingreifend war das dritte kritische Werk aus Lessings Feder, die „**Hamburgische Dramaturgie**“, in welcher er den Kampf um die Befreiung unserer Bildung von der geistigen Fremdherrschaft mit noch größerer Energie als in den „Literaturbriefen“ fortsetzte. Entwickelte der Laokoon die Grundzüge der epischen Dichtung, so handelte es sich hier um die der dramatischen.

Hamburgische Dramaturgie.

Die Hamburgische Dramaturgie, ursprünglich eine Theaterzeitung, zur Rezension der auf dem Hamburger Nationaltheater aufgeführten Stücke gegründet, wurde in Lessings Meisterhand zu einem klassischen Werk, das — ungeachtet seines Ursprunges und ohne allen systematischen Schematismus — die Grundzüge zu einer Reform des deutschen Theaters entwarf und die Grundgesetze des Dramas mit einer bisher nicht dagewesenen Schärfe und Klarheit feststellte. Das deutsche Theater war damals von französischen Stücken überschwemmt; von den 75 Dramen, über welche Lessing berichtet, waren 52 aus dem Französischen übersetzt, und von den 23 deutschen Stücken waren manche bloße Nachahmungen der Pariser Schablone! Die Franzosen hatten bisher als unübertreffliche Muster gegolten, weil man der Meinung war, ihr Drama sei streng nach den Regeln des griechischen — wie Aristoteles sie aufgestellt — durchgeführt; Corneille, Racine, Voltaire hielt man für die vollendetsten Jünger und Nachfolger des Äschylos und Sophokles — die Franzosen nachahmen, hieß „nach den Regeln der Alten arbeiten“. Indem nun Lessing nachwies, daß „keine Nation die Regel des alten Dramas mehr verkannt habe, als die Franzosen“, daß von den sogen. „drei Einheiten“ des Aristoteles, welche sie so peinlich gewissenhaft innehielten und für das Allerwesentlichste ansahen, nur die Einheit der Handlung unerläßlich sei, die Einheiten der Zeit und des Ortes aber nur insoweit, wie sie durch jene bedingt würden, stürzte er die ganze Grundlage, auf der bisher das Vorurteil für das klassische Ansehen der französischen Bühne geruht hatte, und damit zugleich die geistige Alleinherrschaft Frankreichs. Von den Franzosen wies sodann Lessing noch nachdrücklicher als in den „Literaturbriefen“ auf Shakespeare hin als auf ein mustergültiges Vorbild für unsere dramatische Dichtung.

„Was man von Homer gesagt hat,“ heißt es in dem 73sten Stück, „es lasse sich dem Herkules eher seine Keule als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen! Shakespeare will studiert, nicht geplündert sein! Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist; er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projektiert; aber er borge nichts daraus . . . . .“ — „Alle, auch die kleinsten Teile beim Shakespeare sind nach den großen Maßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ungefähr wie ein weitläuftiges Frescogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring . . . . . Ebenso würden aus einzelnen Gedanken beim Shakespeare ganze Szenen und aus einzelnen Szenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Ärmel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Ärmel, sondern einen ganzen Rock daraus machen.“

Für das Wesentlichste erachtete er die Gestaltung der dramatischen Handlung, bei der es auf das Begreifliche, Wahrscheinliche und innerlich Notwendige ankommt. Daher dürfe der dramatische Dichter mit den Tatsachen der Geschichte nach diesen

Gesichtspunkten frei schalten. Wunderbare Ereignisse sind aus demselben Grunde ausgeschlossen. Die Handlungen aber müssen aus den Charakteren mit Notwendigkeit folgen. Das Wichtigste sind seine Untersuchungen über die Tragödie, bei denen er von der Definition des Aristoteles ausgeht. Nach ihm ist die Tragödie Nachahmung einer würdig bedeutsamen Handlung, die durch Mitleid und Furcht die Reinigung solcher Affekte in uns bewirkt. Mitleid und Furcht aber können in uns nur entstehen, wenn der leidende Held nicht ganz tugendhaft, aber auch kein Bösewicht ist (vergl. unten das über Emilia Galotti Gesagte). Über seine Auslegung von Katharsis, d. i. Reinigung (Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten durch Zurückführung auf ein mittleres Maß) ist seitdem viel gestritten worden.

Auch die Dramaturgie ist ein Bruchstück geblieben, wie der erste Versuch eines deutschen Nationaltheaters gescheitert ist; aber aus Lessings großartiger kritischer Arbeit hat sich doch das neuere deutsche Theater auferbaut, und Goethe wie Schiller sind in ihren dramatischen Werken davon auf das nachhaltigste beeinflußt worden.

Im Nachwort zur Hamburgischen Dramaturgie (1768) sprach sich Lessing über seine eigene Befähigung zum dramatischen Dichter aus. Er sagt:

Lessing als Dichter.

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. — Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträglich ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen."

Goethe hat mit Recht gegen diese mehr als bescheidene Selbstkritik bemerkt: „Lessing wollte den Titel eines Genies von sich ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber."

In der Tat ist Lessing, dessen lyrische Jugendversuche unbedeutend sind, in dessen Epigrammen und Fabeln Verstand und Witz vorherrschen, im Drama schaffend und bahnbrechend aufgetreten. Schon seine sieben **Jugenddramen**, von denen er selbst zwei, „Damon" und „Die alte Jungfer", aus der Sammlung seiner Schriften ausschloß, gingen aus innerem poetischen Drange hervor und hoben sich trotz ihrer Unreife weit über die Stücke seiner Zeitgenossen und Vorgänger empor. Es lohnt noch jetzt der Mühe, einen Blick auf die übrigen fünf zu werfen.

Dramatische Jugendarbeiten.

Der „Junge Gelehrte" wurde in Leipzig aufgeführt, als Lessing sein achtzehntes Jahr eben vollendet hatte. Es war eine Verspottung des Pedantismus der dünkelhaften Silbenstecher, zu denen er selbst sich damals rechnete. „Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemand mehr gelacht und gespottet als über mich selbst." — Nicht minder aus Leben und Erfahrung hervorgegangen ist „Der Freigeist". Darin wird der Freigeist Adrast, der alle Geistlichen für Schurken und Heuchler hält, durch Theophan, einen jungen strenggläubigen Geistlichen, bekehrt und zu dem Eingeständnis gebracht, daß er mit seinen Ansichten ein schweres Unrecht begangen habe. Schon in diesem Stück zeigt sich Lessings meisterhafte Behandlung des Dialogs und in den zwei Bedienten der Hauptpersonen eine geistreich witzige Charakteristik. — Im „Misogyn", der aus seinem Studium der griechischen und römischen Komödie hervorging, wird ein eingefleischter Weiberhasser gekennzeichnet. — „Die Juden" sind ein reines Tendenz-

Der junge Gelehrte.

Freigeist.

Misogyn.

Juden.

stück, in welchem schon die Grundgedanken des „Nathan“ sich ankündigen, und das die gegen die Juden herrschenden Vorurteile bekämpfen und widerlegen sollte. In wenig motivierter und unwahrscheinlicher Weise gibt darin ein reicher und gebildeter Jude ein Beispiel edelmütigster Feindesliebe und nötigt den Vertreter des Christentums zu dem Schlußbekenntnis: „O, wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!“ womit eigentlich die Hauptabsicht aufgehoben wird, da es nur die Möglichkeit einer Ausnahme von der allgemeinen Regel zugesteht. — „Der Schatz,“ eine freie Bearbeitung nach dem „Trinummus“ des römischen Dichters Plautus, ist die unbedeutendste unter diesen Jugendkomödien. — Dagegen zeigte sich in dem Fragment gebliebenen Trauerspiel „Henzi“, das den Tod des von der Berner Aristokratie 1749 enthaupteten Patrioten Samuel Henzi streng historisch behandelte, schon der erste Ansatz, mit dem französischen Drama zu brechen.

Schatz.

Henzi.

Miß Sara Sampson.

Eine neue Bahn betrat Lessing erst 1755 mit „Miß Sara Sampson“, indem er das bürgerliche Trauerspiel von England nach Deutschland verpflanzte und so völlig mit dem französischen Geschmack brach. Der berühmte englische Familienroman Richardsons „Clarissa“ und das Drama von George Lillo „Der Kaufmann von London“ gaben ihm dazu die Anregung, die er in ganz selbständiger Weise ausführte, wenn er auch Namen und Sitten dazu aus England entlehnte und das Stück auf englischem Boden spielen ließ. Statt der bisher üblichen steifen Alexandriner schrieb er es in Prosa. — Die Heldin des Stückes, die Tochter eines Baronets Sir William Sampson, wird in ihrer Unerfahrenheit von einem jungen reichen Wüstling Mellefont unter dem Versprechen der kirchlichen Ehe aus dem Hause ihrer Eltern entführt. Aber obgleich er sie wirklich liebt, verzögert er die Heirat, weil er vor dem äußeren Zwang einer solchen sich scheut und außerdem sich durch ein früheres Verhältnis zu einer jungen koketten Witwe Mrs. Marwood gebunden hält. Dennoch vermag er sich von seiner neuen Geliebten nicht zu trennen, auch als die tückische Marwood ihn verfolgt und in ihre Schlingen zurückzuführen versucht. Aus Rache vergiftet diese nun die unglückliche Sara, die mit dem Worte der Fürsprache und Vergebung für die Mörderin stirbt: „Ich sterbe und vergebe es der Hand, durch die mich Gott heimsucht.“ Mellefont, der in Verzweiflung Hand an sich legt, endet mit dem Ausruf: „Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! Gnade, o Schöpfer, Gnade!“ So sehr auch dieses Stück in den Rührton, der die Zeit beherrschte, noch einstimmte und so reich es an langatmigen moralischen Reflexionen war, Lessing hatte damit doch einen kühnen, glücklichen Griff in das volle Menschenleben getan und trefflich gezeichnete, wahre Charaktere vorgeführt statt der bisher üblichen „abstrakten Schemen von Tugend und Laster“.

Philotas.

Unter dem Eindruck der patriotischen Begeisterung, die 1759 seine Freunde Gleim und Ramler zu kriegerischen Weisen hinriß, und im Andenken an den Tod Kleists schrieb Lessing sein nächstes Stück, die einaktige Tragödie „Philotas“. Sie verherrlicht in allereinfachster Handlung den Opfertod fürs Vaterland. Philotas, ein junger Königssohn, ist in der ersten Schlacht, der er beigewohnt, verwundet und in Gefangenschaft geraten. Da erfährt er, daß sein Vater den Sohn des feindlichen Königs gefangen genommen hat, und daß eine Auswechselung beider dem Kriege ein Ende machen solle. Sofort erwacht in ihm der Gedanke, seinem Vater durch freiwilligen Tod den Sieg in die Hände zu spielen, und er ersticht sich in schwärmerischer Begeisterung für das Vaterland. — Gegen die Weitschweifigkeit und Breite der „Sara“ bezeichnet dieses kurz und knapp ausgeführte Stück einen großen Fortschritt, wenn es auch freilich von moralisch pathetischem Überschwange noch keineswegs frei ist und uns nicht befriedigt, weil uns der Tod des Helden nicht als notwendig erscheint.

Im Jahre 1767 wurde die Perle der Lessingschen Dichtungen „Minna von Barnhelm“ vollendet, die nach Goethes Ausspruch „den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtung bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete“. Hier war nichts mehr von falschem Pathos, von moralischer Reflexion, von fremdartigen Namen und Lokalitäten, — es war von Anfang bis zu Ende deutsches Leben, deutsches Lieben, Minna von Barnhelm.

Das Fräulein: „Wo bin ich? Was seh' ich? Dieser Ring —“

Das Fräulein: „Ich hab' ihn, ich hab' ihn! Ich bin glücklich und fröhlich!“

Abb. 167 und 168. Zwei Illustrationen Chodowieckis zu „Minna von Barnhelm“. Radiert 1769 für den Berliner genealogischen Kalender auf 1770.

deutsches Handeln, aus den frischesten, unmittelbarsten Eindrücken geboren, dazu auf dem nationalen Hintergrunde des siebenjährigen Krieges, der noch in dem Bewußtsein aller Zeitgenossen lebte, aufgebaut. Daher die außerordentliche Wirkung dieses echten Volksstückes im besten Sinne des Wortes auf hoch und niedrig, daher seine ungeschwächte Anziehungskraft bis auf den heutigen Tag. Auch die Versöhnung zwischen den beiden deutschen Stämmen, die so lange feindlich einander gegenüber gestanden, berührte sympathisch nach den trüben Kriegszeiten und berührt noch heute sympathisch, wo wir der Ausgleichung jener Stammesgegensätze zwischen Preußen und Sachsen und der Herausbildung eines deutschen Gesamt-Nationalgefühles doch viel näher gekommen sind. — Der preußische Major v. Tellheim hat im siebenjährigen Kriege das sächsische Fräulein Minna v. Barnhelm kennen gelernt und sich mit ihr verlobt. Nach dem Friedensschluß aber wird er unter die ehrenrührige Anklage gestellt, daß er sich von den sächsischen Ständen habe bestechen lassen, während er im Gegenteil eine Kontribution, die sie nicht erlegen konnten, aus seiner eigenen Tasche vorgeschossen hatte. So mag er nun, in seinem Ehrgefühl

aufs tiefste gekränkt, dazu mittellos, seine Braut nicht in sein trauriges Geschick mit hineinziehen, läßt nichts von sich hören und lebt mit seinem Diener Just, einem pudeltreuen, biederherzigen, etwas derben Burschen, ganz zurückgezogen in einem Gasthof zu Berlin höchst kümmerlich von seinem halben Solde. Da bringt ihm sein früherer Wachtmeister Paul Werner, dem in der plötzlich so stillen Zeit auf seinem Bauerngute nicht recht geheuer ist und der deshalb beim Prinzen Heraklius in Persien Kriegsdienste nehmen will, den Ertrag seines verkauften Gutes, aber er weist ihn zurück. Die Witwe eines Offiziers, dem er einst Geld geliehen, will es ihm zurückerstatten; da er aber ihre Dürftigkeit sieht, verleugnet er die Schuld und nimmt das Geld nicht an. Darüber wächst seine eigene Verlegenheit, und da der schurkische Wirt ihm keinen Kredit mehr geben will, verpfändet er ihm den Verlobungsring, den er einst von Minna empfangen. Kurz zuvor ist seine Braut, um nach ihrem Bräutigam in Berlin zu forschen, in demselben Gasthof abgestiegen. Nun zeigt der Wirt ihr den Ring, durch den sie von Tellheims Anwesenheit und bedrängter Lage Kunde erhält. Sie löst das Kleinod ein und bemüht sich dann mit Hilfe ihres lustigen und schlauen Kammermädchens Franziska den stolzen Geliebten umzustimmen, indem sie erklärt, von ihrem Oheim um ihrer Liebe willen enterbt zu sein. Der verarmten Geliebten seine Hand zu reichen ist er sofort bereit, so sehr er sich dagegen sträubt, das begüterte Fräulein zu heiraten. Als so der Konflikt zwischen Liebe und Ehre befriedigend ausgeglichen, trifft auch die Entscheidung des Gerichtes und ein Handbillet des großen Königs ein, wodurch Tellheims Ehre vor der Welt wiederhergestellt wird; Minnas Oheim kommt dazu — alles ist ausgeglichen und glücklich gelöst; auch der wackere Werner hat in Franziska ein „Frauenzimmerchen" gefunden, das er fröhlichen Mutes zum Weibe nimmt. (Vgl. Beilage 80.)

Abb. 169. Titel des ersten Druckes von „Emilia Galotti". Genaue Nachbildung nach dem Exemplar aus der Bibliothek des † Herrn Salomon Hirzel in Leipzig.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

(die Scene, das Zimmer des Fräuleins.) Das Fräulein (völlig, und reich, aber mit Geschmack gekleidet.) Franciska. (Sie stehen vom Tische auf, den ein Bedienter abräumt.)

Franciska. Sie können unmöglich satt seyn, gnädiges Fräulein.

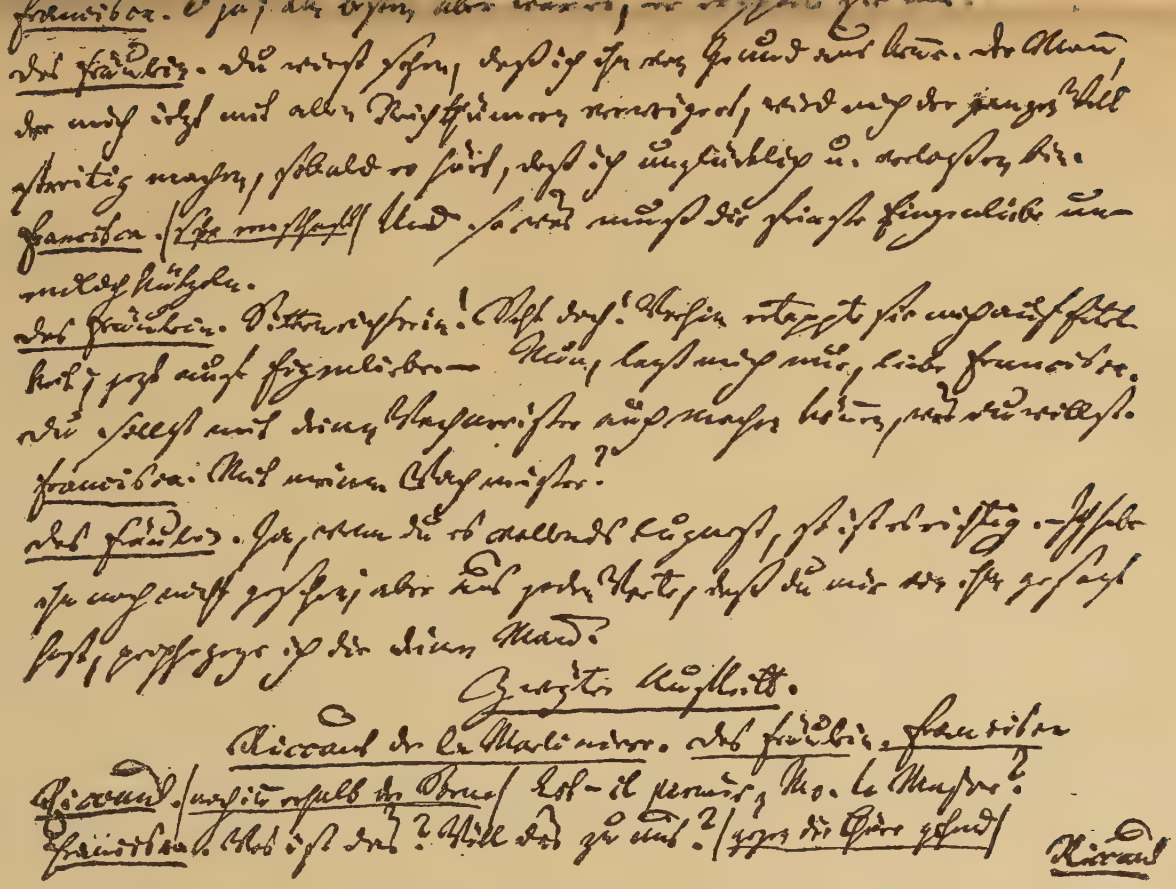
Das Fräulein. Meynst du, Franciska? Vielleicht, daß ich mich nicht hungrig niedersetzte.

Franciska. Wir hatten ausgemacht, seiner während der Mahlzeit nicht zu erwähnen. Aber wir hätten uns auch vornehmen sollen, an ihn nicht zu denken. –

Das Fräulein. Wirklich, ich habe an nichts als an ihn gedacht.

Franciska. Das merkte ich wohl. Ich fing von hundert Dingen an zu sprechen, und Sie antworteten mir auf jedes verkehrt. (Ein andrer Bedienter trägt Caffee auf.) Hier kömmt eine Nahrung, bey der man eher Grillen machen kann. Der liebe, melancholische Caffee!!

Das Fräulein. Grillen? Ich mache keine. Ich denke bloß der Lection nach, dir ich…



Eine Seite aus **Lessings Originalhandschrift** der **„Minna von Barnhelm“**.
Im Besitz des Herrn Geh. Justizrats Karl Robert Lessing in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Schon im Jahre 1758 hatte sich Lessing mit einem Trauerspielplan beschäftigt, zu dem ihm die spanische Tragödie des Don Augustino de Montiano „Virginia“ und noch mehr ein gleichnamiges Stück von Campistron die erste Anregung gegeben, und dem er ursprünglich denselben Namen geben wollte. Dann hatte er aber den ersten Entwurf jahrelang liegen lassen, ihn zwar wieder in Hamburg aufgenommen, jedoch erst in Wolfenbüttel (1772) in seiner jetzigen Gestalt vollendet. Aus der römischen Geschichte verlegte er den Stoff in die moderne Zeit und auf den Boden Italiens. Aus der Virginia wurde **„Emilia Galotti“**.

Emilia, die Tochter Odoardo Galottis, eines streng sittlichen, durch und durch ehrenhaften Edelmannes, die Verlobte des Grafen Appiani, stürzt am Hochzeitsmorgen außer sich in das Haus ihrer Eltern mit der Schreckenskunde, daß der regierende Fürst, Prinz von Guastalla, ihr in der Kirche seine Liebe erklärt habe. Auf den Rat ihrer Mutter verschweigt sie das Geschehene ihrem Vater ebensowohl wie ihrem Bräutigam. Nur ein Verbrechen kann den Prinzen zur Erreichung seiner Wünsche führen, aber er scheut davor in seiner Leidenschaft nicht zurück, zumal sein böser Geist, der raffinierte Kammerherr Marinelli, ihm dazu die Wege auf das bequemste ebnet. Zunächst sucht man den Bräutigam zu beseitigen, indem man ihn zum Gesandten an einem weit entfernten Hofe ernennt, aber Graf Appiani geht nicht in die ihm gestellte Falle und lehnt den Antrag ab; so bleibt nur der Mord übrig, um ihn aus dem Wege zu räumen. Der Wagen, in welchem das Brautpaar zur Kirche fährt, wird von geworbenen Banditen überfallen, Appiani erschossen und Emilia von dazu bestellten fürstlichen Dienern, die scheinbar als Retter auftreten, nach dem Lustschloß des Prinzen gebracht. Dieser empfängt sie mit der Miene des Entrüsteten und Überraschten, versichert sie seiner Teilnahme und stellt die strengste Untersuchung in Aussicht. Als aber Emiliens Eltern herbeikommen, um ihre Tochter hinwegzuführen, werden ihnen Schwierigkeiten in den Weg gelegt — auf Marinellis Rat erklärt der Fürst, Mutter und Tochter müßten der unparteiischen Untersuchung willen getrennt bleiben. Inzwischen ist die abgedankte Geliebte des Prinzen, Gräfin Orsina, eingetroffen und hat aus Eifersucht den alten Vater Emiliens von dem wahren Tatbestand unterrichtet. Odoardo erlangt von dem Prinzen eine Unterredung mit seiner Tochter, in welcher er ihr den Plan desselben, sie von ihren Eltern zu trennen, mitteilt. Emilia, die des Eindrucks, den der Prinz auf sie gemacht, sich wohl bewußt ist, zittert vor sich selbst; der Tod allein scheint sie aus der Gefahr retten zu können — da durchbohrt sie der Vater auf ihren Wunsch, um sie vor der Schmach zu bewahren! — Dieser Schluß ist von jeher vielen ein Gegenstand des Anstoßes gewesen und als herb, ja verletzend bezeichnet worden — die Katastrophe ist jedenfalls gewaltsam herbeigeführt, und der zuletzt auf Emiliens Charakter fallende Schatten schwächt zwar die Teilnahme an ihr, läßt aber anderseits ihren Tod als Sühne ihrer Schuld erscheinen. Abgesehen davon ist die Durchführung jedes einzelnen Charakters von einer unübertrefflichen Meisterschaft, und der knappe Dialog, der ganze wohlgefugte Bau des Dramas, das rasche Fortschreiten der Handlung sichern dem Stück für immer dieselbe Anziehungskraft, die es auf die ersten Zuschauer übte.

Der Dichter machte mit diesem Drama gewissermaßen die Probe auf seine in der Dramaturgie aufgestellten Gesetze der Tragödie. Hier hatte er im 75. Stück von Mitleid und Furcht, den Wirkungen des Trauerspiels, gehandelt, von dem Mitleiden (nicht zu verwechseln mit dem philanthropischen Mitleid), welches wir mit dem Helden empfinden, und „der Furcht, welche aus unserer Ähnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt“. Diese Empfindungen aber werden dann am besten geweckt, wenn der Held „sein Unglück nicht verdient, ob er es sich schon durch irgend eine Schwachheit zugezogen“, wenn „wir die Möglichkeit sehen, daß uns sein Leiden auch treffen könne“, also „wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeiniglich zu sein pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und

handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen, kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korn schildere." Daher hat er Emilias Schuld so klein dargestellt wie möglich. Aber sie ist vorhanden und wird von ihr empfunden. Sie fühlt, daß sie den Verführungskünsten des Prinzen nicht widerstehen würde, weil sie Blut, weil sie Sinne hat. Weil sie deshalb „für nichts stehen kann", zieht ihre reine und starke Seele den Tod der Schande vor. Odoardo aber stellt sich dem Gericht und fordert damit das öffentliche Urteil über den Prinzen heraus. Er schließt mit den Worten: „Ich gehe und erwarte Sie als Richter, und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser aller."

Wie in der oben gegebenen Lebensskizze mitgeteilt, ging aus den theologischen Kämpfen Lessings (wenn auch der erste Entwurf schon aus der Zeit vor dem Streit mit Goeze stammt) sein letztes Drama „**Nathan der Weise**" hervor, das — in fünffüßigen reimlosen Jamben geschrieben — für diese bisher vergeblich versuchte Versart endgültig die Bahn im höheren Drama brach.

Nathan der Weise.

Kurz und treffend faßt Herder den Inhalt des Nathan in folgende Worte zusammen: „Eine dramatische Schicksalsfabel. Ein Tempelherr wird nach Palästina geworfen, er weiß selbst kaum, wie; gefangen (weil er den Waffenstillstand gebrochen und gegen den Sultan Saladin gekämpft) und allein begnadigt, er weiß selbst nicht, warum. Es entdeckt sich, einer Ähnlichkeit wegen, die er mit einem Bruder des Sultans habe, sei dieses geschehen; die Sache kommt ihm und dem Sultan aus dem Gedächtnis. Er rettet ein Judenmädchen (Recha, Nathans angenommene Tochter) aus dem Feuer, und weiß nicht, warum; kommt dadurch in Bekanntschaft mit Nathan, den er kennen zu lernen nie Lust hatte, mit der Geretteten selbst, deren geistige und körperliche Bildung ihn mit einer Art Liebe überrascht. Der Jude zögert: der Patriarch von Jerusalem, ein Klosterbruder, der Sultan kommen ins Spiel; es entdeckt sich endlich, daß beide des Sultans Bruderkinder, daß beide Religionen nahe verwandt sind und der Jude ihr aller Wohltäter gewesen." — Der Nerv und Hauptgedanke des Dramas liegt in der Geschichte von den drei Ringen (Akt III Auftr. 5—7), die Lessing dem „Decameron" des Boccaccio entnahm und deren symbolischer Gedanke der ist: Judentum, Islam und Christentum seien völlig gleichberechtigte Offenbarungen der Menschennatur; die göttliche Abstammung einer jeden Religion lasse sich nur an ihren Früchten, d. h. daran erkennen, „ob sie (vor Gott und) Menschen angenehm mache". Diese polemische Lehrtendenz ist dem Kunstwert des Stückes nicht vorteilhaft gewesen; selbst die größten Bewunderer Lessings finden die Handlung nicht so klar und durchsichtig wie in „Minna" und „Emilia" und den Schluß nicht recht ansprechend. Anderseits ist auch das Problem, das Lessing vor Augeu hatte, durchaus nicht gelöst — der „Nathan" lehrt keineswegs Duldsamkeit gegen Andersgläubige, ob das auch wieder und wieder behauptet wird, sondern Gleichgültigkeit in Glaubenssachen; denn nur wer einen bestimmten Glauben besitzt und übt, vermag doch Andersgläubige zu dulden — aber Nathan ist ebensowenig ein Jude, als Saladin ein Mohamedaner oder der aufgeklärte Tempelherr ein Christ. Aber noch mehr: gegen den Christenglauben verfährt das Stück geradezu unduldsam. Wie verblaßt erscheinen die Vertreter des Christenglaubens neben den leuchtenden, idealisch edlen Heldengestalten Saladins und Nathans! Der Patriarch boshaft und lieblos! Daja gutmütig, aber voll Aberglaubens; der Klosterbruder eine „gute Haut" oder „die fromme Einfalt"; der Tempelherr ein Schwächling, der sein Christentum mit Geringschätzung an die allgemeine Menschlichkeit preisgibt, endlich die allerdings getaufte Recha, die aber, in einem menschlich verklärten Judentum erzogen, dem Christenglauben ganz ferne steht, von dem sie durch die schwatzhafte Daja nicht viel erfahren hat. Die Lichtgestalt des Stückes ist der Jude Nathan, den er, wie Geibel in einem seiner

Distichen trefflich bemerkt, doch „nur aus dem Schatz christlicher Bildung erschuf". Duldung predigt das Stück wie einst Lessings Jugenddrama „Die Juden" gegen das Judentum, ja es ist eine Apologie desselben, wie es Recha einmal versinnbildlicht: die Juden seien den heiligen Berg hinauf-, die anderen wieder davon hinabgestiegen. „Das Gedicht," sagt Wilhelm Wackernagel, „ist lediglich ein Zeugnis und Erzeugnis des Deismus, jenes Glaubens, der auch einen einigen Gott bekennt, aber sich damit nur auf die Vernunft und den Verstand des Menschen, auf das eigene Denken und Erfahren gründet, jede höhere Offenbarung dagegen verwirft und all solchen Offenbarungen gleichen Wert und Unwert beimißt."

Lessings Werke wurden zuerst (1838) unter allen Klassikern der neueren Zeit in musterhafter Weise kritisch herausgegeben von K. Lachmann (in 3. Auflage neu durchgesehen und vermehrt von Franz Muncker, 1886 ff.) Daneben erschien 1868—1877 die Hempelsche Ausgabe.

Lessings Freunde.

In der Person des „Nathan" hatte Lessing seinem Freunde **Moses Mendelssohn,** dem gemüt- und weisheitsvollen jüdischen Philosophen ein Denkmal gesetzt.

Mendelssohn.

Moses Mendelssohn (1729—1786), der Großvater des Komponisten Mendelssohn-Bartholdy, war der Sohn eines armen jüdischen Lehrers Mendel in Dessau. Kränklich, aber von unstillbarem Wissensdurst erfüllt ging er als vierzehnjähriger Knabe mit seinem Lehrer Rabbi Fränckel, der als Oberrabbiner dorthin berufen war, nach Berlin, wo er, in der bittersten Armut lebend, unter großer Mühe die deutsche Schriftsprache und Lateinisch lernte. Daneben trieb er neuere Sprachen, Mathematik und Philosophie. 1750 wurde er Hauslehrer bei dem reichen Seidenwarenfabrikanten Isaak Bernhard, später dessen Buchhalter und nach dem Tode seines Prinzipals der Geschäftsteilnehmer der Witwe, was ihn in den Stand setzte, zu heiraten (1762) und ein eigenes Haus zu gründen. 1754 hatte er die für seine geistige Entwicklung entscheidende Bekanntschaft Lessings

Moses Mendelssohn

Abb. 170. Moses Mendelssohn.
Nach einer Rotstiftzeichnung von D. Chodowiecki im Kupferstichkabinett zu Berlin.
Unterschrift eines Briefes Mendelssohns vom 5. Dezember 1777.
Aus der Autographensammlung des † Herrn Georg Kestner.

gemacht, mit dem er das ganze Leben hindurch in geistiger Gemeinschaft und Freundschaft verbunden blieb. Lessing gab auch die erste Schrift Mendelssohns: „Philosophische Gespräche“ 1755 in Druck. An manchen Werken, wie an den „Literaturbriefen“, arbeiteten die beiden Freunde gemeinsam. Mendelssohns bedeutendstes und reifstes Werk war der „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele“ (1767). Mendelssohn hielt übrigens streng am altgläubigen Judentum fest, obgleich er unablässig darauf bedacht war, bei seinen Glaubensgenossen allgemeine Bildung einzuführen.

Außer Mendelssohn gehörte zu Lessings Berliner Freunden der Buchhändler **Nicolai**, der Mitbegründer der „Literaturbriefe“, Herausgeber der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ und der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“.

Nicolai.

Christoph Friedrich Nicolai (geb. 18. März 1733, gest. 8. Januar 1811 zu Berlin), ein rastlos tätiger Mann, war darin mit seinem großen Freunde innerlich verwandt, daß er alles mit scharfem, klarem Verstande erfassen und beurteilen wollte. Aber während Lessing wirklich die Wahrheit mit heißem Bemühen suchte, ja „nach Überzeugung hungerte“, meinte sein Kampfgenosse, sie bereits gefunden und erobert zu haben. Daher wurde Lessing durch seine Kritik ein ästhetischer Reformator, Nicolai aber fiel — trotz langer Herrschaft in gewissen Kreisen, in denen er sich gern als den geistigen Erben Lessings hinstellte — zuletzt dem Schicksal Gottscheds anheim. Alles was über das Niveau des Gewöhnlichen sich erhob, Poesie und Philosophie, war ihm gleicherweise verhaßt, darum bekämpfte er nicht nur die Gefühlsschwärmerei der Klopstockschen Schule, sondern auch Herders Wiedererweckung des Volksliedes und Kants Kritik der reinen Vernunft, ja er wagte sich sogar an Goethe, den er in seinen „Freuden des jungen Werther“ zu verspotten suchte.

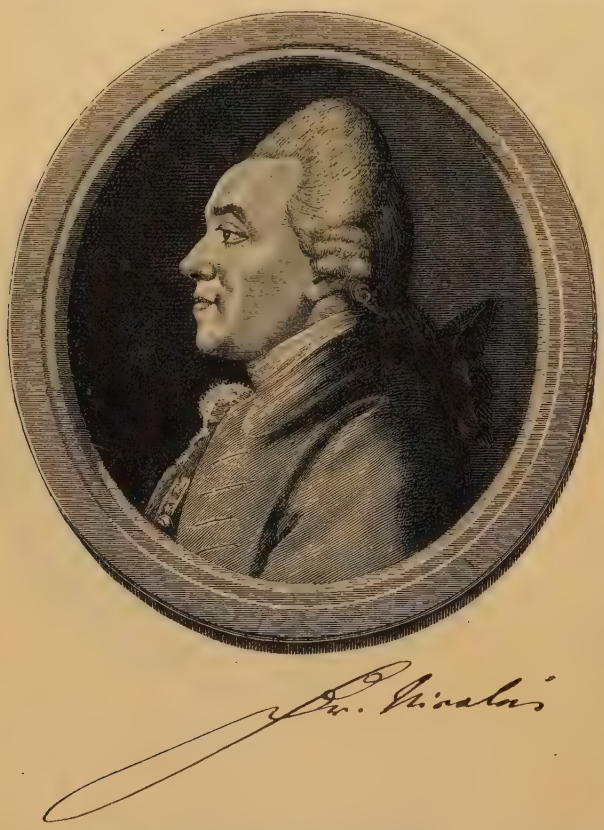


Abb. 171. Christoph Friedrich Nicolai.
Nach Chodowiecki (1780).
Unterschrift eines Briefes Nicolais an Prof. Käftner zu Göttingen (Berlin, 19. 11. 1771). Aus Kestners † Autographensammlung.

Mit konsequenter Zähigkeit focht er für die seichteste Aufklärung. In seinem bekanntesten Roman „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“ sucht er — wie Eichendorff es nennt — „die Religion auf den Altenteil des prosaischsten Rationalismus zu setzen“ und nach einer seitdem oft nachgeahmten Schablone alle Rationalisten als edel und hochherzig, alle Bibelgläubigen als Dummköpfe, Schurken und Heuchler darzustellen. Trefflich fertigten Goethes und Schillers „Xenien“ den geschmacklosen Herold der Aufklärung ab. Mit Bezug auf die „Literaturbriefe“ heißt es:

Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk?
Ich will's glauben,
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk.

Aus der Reihe derjenigen Dichter, die Nicolais platt moralisierenden Rationalismus sich aneigneten, in der Form aber, namentlich in der Handhabung der Prosa, Lessing nachstrebten, nimmt **Engel** einen hervorragenden Rang ein.

Engel.

Johann Jakob Engel (1741—1802), geb. zu Parchim in Mecklenburg, der Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelms III. von Preußen nnd später Oberdirektor des „königlichen Nationaltheaters“ in Berlin, schrieb u. a. zwei noch heute lesbare Werke: den „Philosophen für die Welt“, in welchem Gegenstände der Kunst, Moral und Philosophie scharfsinnig behandelt werden (Tobias Witt, der Traum des Galilei ꝛc., daraus entnommen, finden sich in allen Lesebüchern) und den zuerst in Schillers „Horen“ erschienenen Roman „Herr Lorenz Stark, ein Charaktergemälde“, der zu seiner Zeit als ein Musterroman galt. Der Held, in

Lorenz Stark.

Abb. 172. Johann Jakob Engel, gezeichnet und radiert von Chodowiecki, Titelkupfer zu Nicolais Gedächtnisrede auf Engel. 1806. — Unterschrift eines Briefes vom 28. 1. 1772 im Besitze von W. Künzel.

welchem Engel seinem eigenen Großvater ein ehrendes Denkmal setzen wollte, ein guter Hausvater und durch Ehrlichkeit, Fleiß und Sparsamkeit reich gewordener Kaufmann, ist gegen seinen Sohn etwas eigenwillig, argwöhnisch und rechthaberisch. Vater und Sohn verstehen sich nicht — der Sohn, ein ebenso trefflicher Mensch, wie der ihn verkennende Vater, ordnet die zerrütteten Vermögensverhältnisse eines verstorbenen Freundes, wobei er dessen Witwe kennen und lieben lernt, und ist deshalb oft von Hause fern, — da er aber seinem Vater kein Vertrauen schenkt und ihm nichts von dem Grunde seines Wegbleibens sagen mag, hält dieser ihn für einen Spieler. Inzwischen wendet sich die Geliebte des Sohnes an des Alten Großmut, um dringende Gläubiger befriedigen zu können; er hilft ihr, überzeugt sich nach und nach von ihrer Tüchtigkeit und gibt seinen Segen zu der Ehe. Ein nicht sehr tiefes, noch weniger poesiereiches, aber doch ansprechend dargestelltes Stillleben — knapp und kunstgerecht behandelt, namentlich im Dialog vortrefflich gelungen, voll hübscher Detailmalerei und guter Charakterzeichnung — als treues Kulturbild zumal für das kleinbürgerliche Leben des 18. Jahrhunderts interessant.

Lafontaine. Mehr gelesen, ja von dem Durchschnittspublikum sogar Goethe vorgezogen, war der unglaublich fruchtbare Romandichter **August Lafontaine** (1758—1831), der gegen 150 Bände Erzählungen und Romane zusammengeschrieben hat. Ein geborener Braunschweiger hatte er in Helmstedt Theologie studiert, machte als Feldprediger den Feldzug von 1792 gegen die Franzosen mit und lebte danach in Halle a. S. Man hat ihn den „Schöpfer des weinerlichen Familienromans" genannt, und wie er selbst, so wurden seine Leser und Leserinnen durch seine Darstellung zu endlosen Tränen gerührt. Die Königin Luise gehörte zu seinen größten Verehrerinnen. Unter seinen Werken, die allmählich immer mehr einander ähnelten, ist „das Leben eines armen Landpredigers" noch das lesbarste.

Hermes. Verwandten Charakters waren die Romane nach Richardsons Muster. Der Pastor **Joh. Timoth. Hermes** (1738—1821), der Dichter des noch vielgesungenen Liedes: „Ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt", trat zuerst mit einem solchen: „Geschichte der Miß Fanny Wilkes" im Jahre 1766 auf und ließ 1769 einen sechsbändigen folgen: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", in dem er „die ganze Moral des Weibes in der Form selbstgemachter Erfahrung niederzuschreiben bemüht" war. Ein in Briefen abgefaßtes, langatmiges, planloses, sentimental-salbaderndes Machwerk, von den Frauen seiner Zeit mit Entzücken begrüßt.

Aus dem Leipziger Freundeskreise Lessings muß besonders **Weiße** hervorgehoben werden, der tätigste Schauspieldichter der Gottschedischen Zeit, über die er durch mutigen Kampf wider den Leipziger Diktator hinausstrebte.

Weiße. **Christian Felix Weiße**, geb. am 28. Januar 1726 zu Annaberg, lebte mit Lessing auf der Leipziger Universität in nahem Verkehr und zog wie jener das Theater der Theologie vor. Gemeinsam übersetzten sie Stücke aus dem Französischen und schritten dann zu eigenen Arbeiten. Als Hofmeister kam er später nach Paris, wo er Geschmack an der komischen Oper gewann, die er zu Gottscheds Ärger in Leipzig einbürgerte. Seit 1761 Kreissteuereinnehmer zu Leipzig, hatte er Muße genug, für das Theater zu dichten, was er mit unglaublicher Leichtigkeit und Fruchtbarkeit (mitten unter seinen Berufsgeschäften schrieb er eine Tragödie binnen vierzehn Tagen) bis an seinen Tod (16. Dezbr. 1804) fortsetzte. Obgleich Weiße sich zu Shakespeareschen Stoffen hingezogen fühlte und mehrere davon behandelte, blieb er

Dramen. doch immer unter dem Einflusse des französischen Theaters, und sein „Richard III.", (vgl. Lessings Kritik in der Hamb. Dramaturgie St. 73 folg.), sein „Romeo und Julia" sind phrasenhaft gespreizte Stücke, die an den großen englischen Dichter nur durch den Titel erinnern. Im Lustspiel, das er gewandt und drollig, wenn

auch keineswegs sehr geistreich zu behandeln wußte, leistete er Bedeutenderes. Dazu wird auch das lange Zeit mit Beifall aufgeführte Stück: „Die verwandelten Weiber“ oder „Der Teufel ist los“ (nach dem alten englischen Stück „the devil to pay“) häufig gerechnet. Richtiger würde es „ein Possenspiel mit Gesang“ heißen. Ein Lied daraus: „Ohne Lieb und ohne Wein, was wär' unser Leben?“ hat sich noch bis in unsere Zeit erhalten. Über diese Posse geriet Gottsched so außer sich und machte sich durch seinen Zorn so lächerlich, daß er seinen letzten Einfluß vollends verlor. Weiße trat nun auch gegen ihn auf und hatte die Lacher auf seiner Seite. In der Komödie: „Die Poeten nach der Mode“ macht er den Streit der Leipziger und Schweizer (S. 326 ff.) lächerlich. — Neben seinen heute ganz verschollenen dramatischen Arbeiten gab Weiße noch jahrelang den „Kinderfreund“ heraus, der trotz seiner seicht moralisierenden Lehrhaftigkeit in Prosa und Poesie der damaligen Zeit sehr zusagte. Auch zahlreiche Schauspiele für Kinder sind darin enthalten. Aus seinen „Liedern für Kinder“ wird der Anfang eines solchen („Der Aufschub“): „Morgen, morgen, nur nicht heute!“ noch oft citiert.

Neben Weiße taten sich damals noch zwei Edelleute als Dramatiker hervor. Nicolai hatte 1756 in der von ihm herausgegebenen „Bibliothek der Wissenschaften“ einen Preis von 50 Reichstalern für das beste Trauerspiel ausgesetzt und gleichzeitig in seiner „Abhandlung vom Trauerspiel“ die für die Preisrichter maßgebenden Grundsätze entwickelt. Um die so dargebotene Palme des deutschen Tragikers rangen **Joach. Wilh. v. Brawe** (1738—1758), ein Schüler Lessings, mit seinem bürgerlichen Trauerspiel: „Der Freygeist“ und der Reichsfreiherr **Joh. Friedr. v. Cronegk** (1731—1757), der mit seinem Trauerspiel „Codrus“ den Preis davon trug. Beide sind jetzt ebenso vergessen wie Weiße. — Unter dem Titel „Lessings Jugendfreunde“ hat Jakob Minor die drei letztgenannten Dramatiker und Friedr. Nicolai zusammengefaßt und außer einigen Dramen der ersteren auch Nicolais „Abhandlung vom Trauerspiel“ mitgeteilt.

Brawe.

Cronegk.

Herder.

Neben Lessing nimmt **Herder** als bahnbrechender Kritiker eine hervorragende Stellung in der neueren Literatur ein, obgleich es ihm nicht gegeben war, durch eigene große poetische Schöpfungen seine Ideen zu veranschaulichen.

Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1744 in dem ostpreußischen Städtchen Moh-

Abb. 173. Herders Geburtshaus in Mohrungen. Nach einer Photographie.

rungen als Sohn eines armen Elementarschullehrers geboren. Früh zeigte sich seine außergewöhnliche Begabung und die lebhafte Neigung, sich über die engen Grenzen des väterlichen Unterrichts hinauszuarbeiten. Der Diakonus Trescho, der ihn 1760 als Aufwärter und Schreiber beschäftigte, bemerkte den Lerneifer des jungen Mannes und nahm ihn als Famulus ins Haus. Dem ihm so zugänglich gemachten Studium lag er mit solcher Begeisterung ob, daß seine Augen darunter ernstlich litten und er einen russischen Regimentschirurg, der in Mohrungen einquartiert war, deshalb konsultierte. Dieser erbot sich, ihn mit nach Königsberg zu nehmen und dort Medizin studieren zu lassen. Herder folgte ihm dorthin, aber bei der ersten Operation, der er beiwohnte, fiel er in Ohnmacht, gab infolgedessen das kaum begonnene Studium auf und ging zur Theologie über, zu der er von jeher einen starken Zug gefühlt hatte. Trotz der drückendsten Verhältnisse führte er sein Vorhaben aus; der berühmte Philosoph Kant ließ ihn seine sämtlichen Vorlesungen unentgeltlich hören.

Kant. **Immanuel Kant**, geb. am 22. April 1724 zu Königsberg i. Pr., habilitierte sich 1755 an der dortigen Universität und wurde 1770 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Er starb am 12. Februar 1804 in seiner Vaterstadt. Schon die „Literaturbriefe" hatten ihn als den künftigen Reformator der deutschen Philosophie bezeichnet. Durch sein berühmtes Werk „Kritik der reinen Vernunft" (1781) erwies er sich als solcher. Dieses Werk und noch mehr die darauf folgenden: „Kritik der praktischen Vernunft" (1788) und „Kritik der Urteilskraft" (1790) wirkten höchst anregend auf Schiller, dessen später zu erwähnende Abhandlungen „über Anmut und Würde" 2c. aus dem Studium der Kantischen Philosophie hervorgingen. Kant lobte dieselben auch, während er sich gegen die „Ideen zur Philosophie der Geschichte" seines ehemaligen Schülers Herder kühl ablehnend verhielt und sie streng rezensierte. Ebenso war Herder auch gegen die Kantische Philosophie eingenommen und griff sie besonders in der „Kalligone" heftig an.

Immanuel Kant

Abb. 174. Immanuel Kant.

Viel mehr als zu Kant fühlte Herder sich zu dem Mann hingezogen, der es zuerst ausgesprochen, daß die Poesie die „Muttersprache des menschlichen Geschlechtes" sei, und der auf die ganze aufstrebende Jugend jener Zeit entschieden anregend wirkte. Es war der von Goethe in vollem Maß gewürdigte, sonst vielfach mißverstandene und — wie nicht geleugnet werden soll — auch nicht leichtverständliche **Hamann**, der „Magus im Norden".

Hamann. **Johann Georg Hamann**, am 27. August 1730 zu Königsberg in Pr. geboren, studierte zuerst Theologie, dann Jura, beides ohne rechten Ernst, ohne Stetigkeit und ohne ein festes Ziel zu erstreben. Ebenso unstet war sein ganzes Leben — bald war er Hauslehrer, bald lebte er bei Freunden in Riga als Gast, dann war er

wieder Handelsbeflissener und reiste als solcher nach Holland und England. Der Schmerz über sein verfehltes Leben trieb ihn in England zum Nachdenken und in das Studium der Bibel hinein, an die er seitdem glaubte und in der er Frieden fand. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt studierte er Literatur und orientalische Sprachen, während er vorübergehend einen kärglichen Broterwerb als Schreiber, später als Packhofsverwalter hatte. Als solcher nach zehnjährigem Dienst pensioniert, besuchte er Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf, dann die Fürstin Gallitzin in Münster, wo er am 21. Juni 1788 starb. — Leider waren seine Schriften ebenso abgerissen und unzusammenhängend wie sein Leben, aber sie hatten doch für die Zeitgenossen etwas geheimnisvoll Anziehendes. „Er hat sich in ein mitternächtliches Gewand gewickelt", sagt der ihm geistesverwandte Claudius von ihm, „aber die goldenen Sternlein hin und her im Gewande verraten ihn und reizen, daß man sich keine Mühe verdrießen läßt." Goethe nennt ihn in „Dichtung und Wahrheit" einen „würdigen, einflußreichen Mann, dessen „Sokratische Denkwürdigkeiten" Aufsehen erregten und besonders solchen Personen lieb waren, die sich mit dem blendenden Zeitgeist nicht vertragen konnten." „Man ahnte hier," fährt Goethe fort, „einen tiefdenkenden gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach." Ja, Goethe, der durch Herder immer wieder auf Hamanns Schriften hingelenkt wurde, dachte allen Ernstes daran, eine Herausgabe derselben entweder selbst zu besorgen oder wenigstens zu befördern. Leider ist dieser Vorsatz nie ausgeführt worden, auch ist Goethe mit Hamann weder in persönlichen noch schriftlichen Verkehr getreten. So sind uns denn des Magus Schriften ein dunkles, vielgedeutetes, aber nie ganz ausgedeutetes Geheimnis geblieben. Das ist aber gewiß, daß diese fliegenden Blätter, aus denen seine Werke bestehen, neben manchem Falschen, Schiefen, Gesuchten, auch die genialsten und fruchtbarsten Gedanken enthalten, und daß auch heute noch einen Gewinn daraus haben kann, wer sich die Mühe nimmt, sie an der Hand eines der neuesten Herausgeber wie Roth oder Gildemeister zu durchforschen. Ein vortreffliches Lebensbild enthält die Ausgabe seiner Schriften von G. Poel.

Sokratische Denkwürdigkeiten.

Abb. 175. Johann Georg Hamann.
Gemälde nach der Radierung von Joh. H. Lips.

Durch Hamann wurde Herder mit Shakespeare und Ossian bekannt und empfing die Anregung zu seiner späteren bedeutungsvollen literarischen Tätigkeit. Auf Hamanns Empfehlung erhielt er eine Lehrerstelle an der Domschule zu Riga, wo er sich rasch die Liebe seiner Zöglinge erwarb und auch als Prediger gern gehört wurde. Als er einen Ruf nach Petersburg bekam, schuf man eigens die Stelle eines Pastor Adjunctus an den beiden vorstädtischen Kirchen, um ihn zu halten. Er

fand dabei noch Muße für seine ersten Schriften, die (obgleich anonym erschienen) seinen Autorruhm begründeten. Das Verlangen, die Welt kennen zu lernen, ließ ihm aber keine Ruhe. Dazu kam die Polemik des aus Lessings Leben bekannten Professors Klotz (vgl. S. 405), die ihn ärgerte. 1769 legte er seine Ämter nieder und ging auf Reisen. Zu Wasser fuhr er nach Nantes, von dort nach Paris; dort erhielt er die Aufforderung, den Sohn des damaligen Fürstbischofs von Lübeck (d. h. Inhabers des säcularisierten Bistums Lübeck), Prinzen Peter Friedr. Wilh. von Holstein-Eutin auf einer Bildungsreise als Kabinetsprediger und Civilgouverneur zu begleiten. Er nahm sie an, aber bereits in Straßburg trennte er sich von dem Prinzen infolge von Mißhelligkeiten mit dessen Oberhofmeister. Ein Augenleiden nötigte ihn, dort zu bleiben, um sich einer Operation zu unterwerfen. Hier traf er Goethe, der über seinen Verkehr mit ihm in „Dichtung und Wahrheit" ausführlich berichtet. Nach seiner Wiederherstellung nahm er 1771 einen Ruf als Hauptprediger und Konsistorialrat nach Bückeburg an, wo er sich 1773 mit Karoline Flachsland verheiratete. Fünf Jahre hatte er in dieser Stellung gewirkt, als der inzwischen zu Weimar als Gast und Freund des jungen Herzogs lebende Goethe seine Berufung zum Hofprediger und Generalsuperintendenten in der werdenden Musenstadt vermittelte. Dort setzte er seine literarische Tätigkeit in großem Umfange fort, die um so bewunderungswürdiger ist, als er darüber seine ausgedehnte und mannigfaltige amtliche Wirksamkeit niemals versäumte. Ein Lichtpunkt seines durch mancherlei Sorgen, Reibereien mit der Weimarer Gesellschaft und Differenzen mit Goethe und Schiller oft getrübten Lebens war die langersehnte Reise nach Italien (1788), wo er mit der Herzogin Amalie zusammentraf. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Vizepräsidenten, später zum Präsidenten des Oberkonsistoriums ernannt, darauf auch von dem Kurfürsten von Bayern geadelt. Nachdem er lange leidend gewesen, starb er am 18. Dezember 1803. Der Großherzog Karl August von Weimar ließ 1819 auf sein Grab in der Stadtkirche eine Gedächtnistafel legen mit seinem Symbole: „Licht, Liebe, Leben." Am 25. August 1850 wurde sein ehernes Standbild zu Weimar errichtet. Ein schönes Denkmal setzte ihm seine Witwe in ihren „Erinnerungen aus Herders Leben".

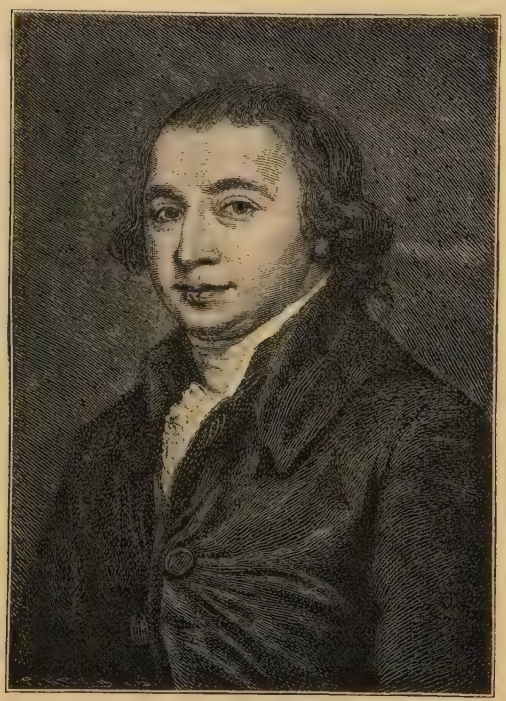


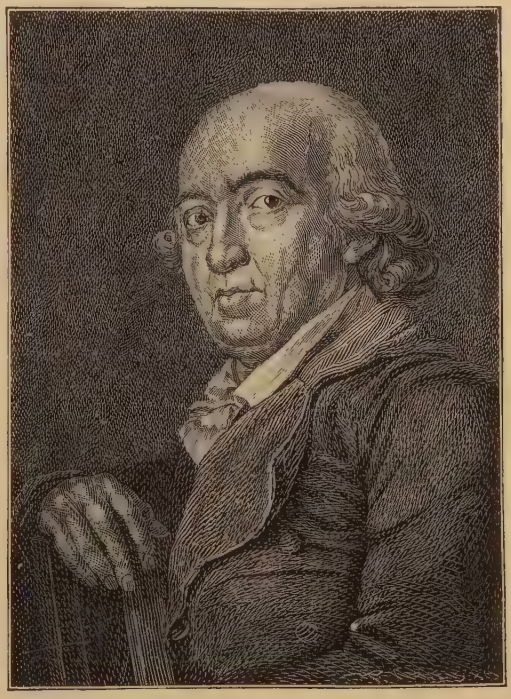
Abb. 176. Herder in mittleren Jahren.
Gemalt von Angelika Kaufmann während Herders Anwesenheit in Rom.

Herders Werke.

Eichendorff nennt Herder sehr treffend den „Gedankenerben Hamanns". Was dieser ahnend oft ganz formlos hinwarf, hat Herder mit erwärmender Empfänglichkeit aufgenommen, nach dem Bedürfnis der Zeit formuliert und in die

große Welt eingeführt." Nicht minder übten Rousseaus Schriften, mit denen er durch Kant bekannt wurde, auf ihn einen mächtigen Einfluß. „Mich selbst will ich suchen," ruft er in einem Gedicht aus seiner Studienzeit, „daß ich mich endlich finde und dann mich nie verliere; komm sei mein Führer, Rousseau"! Rousseaus „Naturevangelium" ist durchweg in Herders religiöser Ideenentwicklung erkennbar, ja mehr als Hamanns gläubige Anlehnung an Gottes Wort — und dennoch, wie Herder seinem Königsberger Freund bis an dessen Tod in inniger Liebe verbunden blieb, so verleugnete er auch niemals den Einfluß des tiefsinnigen „Magus im Norden".

Lessings kritische Tätigkeit regte Herder zu seinem ersten schriftstellerischen Auftreten an; in Riga schrieb er 1767 die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", die sich als Beiträge und Beilagen zu den „Literaturbriefen" ankündigten. Darin drang er auf größere Originalität und „volkstümliche Farbe" unserer Schriftsteller, kämpfte gegen die Nachahmung der klassischen Autoren des Altertums und verlangte Nachbildung derselben. „Raube den Fremden nicht das Erfundene," sagte er u. a., „sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden!" In Riga erschienen ebenfalls die „kritischen Wälder", in denen Herder an Lessings Laokoon anknüpft, zum Teil ihm beistimmt, dann aber auch seine abweichenden Ansichten darzulegen versucht. Vor allem aber ist dieses zweite Werk seiner Feder wichtig, weil er in viel eingehenderer Weise als in den „Fragmenten" auf Homer als den „vollkommensten Sänger der Natur" im Gegensatz zu dem künstlichen Wesen des Vergil hinwies und das Verständnis für das wahre Wesen des Epos eröffnete. In den „Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst", die Herder mit Goethe und Justus Möser zusammen herausgab, verfolgte er die Hauptgedanken seiner ersten Schriften: an Ossian weist er den Charakter des Volks- und Naturgesanges und sein vorbildliches Wesen für alle Zeiten nach; an Shakespeare zeigt er, wie Vollendetes im Drama nur in freier Entfaltung aus dem Leben des Volkes hervorgehen könne und wie der englische Dichter so Gewaltiges geleistet, weil er „nordische Menschen" geschaffen und dargestellt habe. Man dürfe an ihn nicht den Maßstab der griechischen Kunstregel legen, ihn auch nicht nachahmen, wohl aber von ihm lernen und ihm nachfolgen. Genaue Zergliederungen einzelner Shakespearischer Stücke weisen ihre dichterische Schönheit nach und zeigen, wie die Verletzung der sogenannten „drei Einheiten"



Fragmente.

Kritische Wälder.

Abb. 177. Herder im Alter.
Kreidezeichnung nach dem Leben von Bury, während eines längeren Besuches im Hause Herders aufgenommen. Original im Besitz der Familie des Enkels Wirkl. Geh. Rats Stichling † zu Weimar.

Deutsche Art und Kunst.

wohl begründet sei. Diese Abhandlungen über Ossian und Shakespeare waren epochemachend und eröffneten gewissermaßen die Zeit der „Originalgenies“ oder die Sturm- und Drang-Periode. — Goethe selbst verdankte Herder die wichtigsten Anregungen: durch Herder ward er seinem bis dahin entschieden französischen Geschmack entfremdet und für Homer, für Shakespeare, für das Volkslied gewonnen.

Herder schritt energisch auf dem betretenen Wege fort. Nur die hervorragendsten seiner Schriften kann ich hier nennen. 1774 erschien „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts“, acht Jahre später die Schrift: „Vom Geist der hebräischen Poesie“. Dazwischen liegen verschiedene Schriften philosophischen und theologischen Charakters, in denen er sich gegen den damals landläufigen Rationalismus offen und energisch aussprach. In der „ältesten Urkunde“ erschloß er die in der Bibel enthaltene erhabenste und älteste Poesie des Menschengeschlechts, die Poesie der Offenbarung, in einer glanz- und schwungvollen, freilich auch etwas überschwenglichen Sprache. In begeistertem Tone schrieb der „Wandsbecker Bote“ darüber: „Diese Schrift betrifft die Schöpfungsgeschichte Moses, die unser Verfasser auf Adlersflügeln von einem neuen und äußerst simpeln Mechanismo aus allem Bedruck der tausend und tausend Ehren-Schändungen und Ehren-Rettungen und Commentations und Ehren-Erklärungen allerley gelehrter Zünften und Handwerker heimholen oder vielmehr auf ihren eigenen Flügeln, die ihr bisher niemand angesehen hat, selbst heimfliegen lassen will.“ — In dem „Geist der hebräischen Poesie“, einem Werk, das er, wie er an Hamann schrieb, „von Kindheit auf in seiner Brust genährt hatte“, legte Herder dann noch eingehender den reichen und mannigfaltigen poetischen Charakter des Alten Testamentes dar. Durch die Übersetzung einer Reihe der charakteristischsten Stücke weist er nach, wie alle Gattungen der Poesie in den hebräischen Urkunden vertreten seien, zeigt den eigenartigen Charakter dieser Dichtung und bringt uns zu der Anerkennung, daß es die „älteste, einfachste, herzlichste Poesie der Erde“ sei, — „die naturwüchsige und volkstümliche Dichtung eines Volkes“, wie Hettner sagt, „dessen ganzes Sein und Wesen von dem tiefsten und kräftigsten Gottesbewußtsein durchglüht und erfüllt ist“.

Älteste Urkunde.

Geist der hebräischen Poesie.

Am nachhaltigsten und umfassendsten wies aber Herder auf das Volkslied als auf die Grundlage aller echten Dichtung hin in seiner Sammlung der „Volkslieder“, die (1778) unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern“ (so von Joh. v. Müller genannt) erschien. Unter allen Erdstrichen und aus allen Zeitaltern sammelte er mit unermüdlichem Fleiße diese „Stimmen“. In sechs Büchern teilt er mit: 1) Lieder aus dem hohen Norden (grönländische, lappländische, esthnische, lettische 2c.), 2) Lieder aus dem Süden (griechische, sizilianische, italienische, spanische und französische), 3) aus dem Nordwesten (Ossian, schottische, wie die Ballade Edward, und englische), 4) aus dem Norden (skaldische und dänische, wie die Balladen Elvershöh u. Oluf oder Erlkönigs Tochter), 5) deutsche, (darunter Haideröslein, Claudius' Abendlied, Goethes Fischer), 6) Lieder der Wilden (aus Madagaskar und Peru). Mit der ihm eigenen seltenen Gabe der Nachbildung und Umgestaltung übersetzte er die fremdländischen Erzeugnisse des Volksgeistes ins Deutsche. In diesen Übertragungen trat die Eigentümlichkeit des deutschen Charakters, als dessen Vorzug es Herder selbst bezeichnete, „daß er die Blüte des menschlichen Geistes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder Nation brechen dürfte,“ aufs deutlichste hervor. Einen vollkommen klaren Begriff vom Volkslied und seinem Wesen hatte er freilich noch nicht. Seine Sammlung enthält manches, was wir heut nicht mehr als Volkslied bezeichnen. Erst Uhland führte uns hierin zu voller Klarheit. — Die reifste Frucht seines Studiums der Volksdichtung ist Herders Romanzencyklus „Cid“, der erst nach seinem Tode erschien. Das Gedicht ist, mit Ausnahme einiger selbständiger Romanzen, eine bald mehr, bald weniger getreue

Stimmen der Völker.

Cid

metrische Bearbeitung einer französischen Prosabearbeitung der spanischen aus dem XIII. bis XV. Jahrhundert stammenden Cidromanzen. Eichendorffs Vorwurf, daß Herder „die felsenkantige Heldengestalt des spanischen Cid mannigfach abgemeißelt und modernisiert habe," ist unberechtigt; denn soweit er Recht hat, wird damit die bereits modernisierte Hauptquelle Herders getroffen. Aber ein deutsches Gedicht von hohem Werte besitzen wir unzweifelhaft in dem „Cid", der ja auch manches ganz Originale enthält, wie z. B. das Zwiegespräch zwischen dem Cid und Ximene in der 14. Romanze des ersten Teils u. a.

Inhalt des Cid.

Das Gedicht besingt die Taten des Grafen von Vivar Rodrigo Diaz (1040 unter Ferdinand I. von Spanien geboren, 1099 unter Alfons VI. gestorben), den seine Zeitgenossen „Cid el batal", „Herrn der Schlacht" (Cid = Said arab. = Herr) und „Campeadör", „den großen Kämpfer", nannten. Der erste Abschnitt, der vom „Cid unter Ferdinand dem Großen" handelt, hebt an:

Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach,
An die Schmach des edlen, alten,
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Abarcos übertraf.
Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe:
Da indes sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphiert.
Sonder Schlaf und sonder Speise
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht,
Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen ihn zu trösten;
Denn der Atem des Entehrten,
Glaubt er, schände seinen Freund.

Da tritt für den greisen Vater der jüngste Sohn, Rodrigo, ein — rasch entschlossen fordert er den übermütigen Gormaz zum Zweikampf heraus und erschlägt ihn. Des Erschlagenen Tochter, die schöne Ximene, fleht den König um Genugtuung an; aber ehe noch Don Fernando ihre Bitte beantwortet, errettet der junge Held sein Land von den Mauren, die es aufs entsetzlichste verwüsten. In diesen Kämpfen der Christen gegen die Araber, die damals noch den größten Teil der pyrenäischen Halbinsel inne hatten, wird der Cid unentbehrlich. Der König weist deshalb die aufs neue um Gerechtigkeit flehende Ximene ab; ja er fügt hinzu:

Euch erhalt' ich den Rodrigo —
Wie um seinen Tod Ihr jetzo,
Werdet bald Ihr um sein Leben
Und um seine Wohlfahrt flehn.

Längst liebte der Cid Ximene, und auch sie, nachdem sie sich lange gesträubt, wird überwunden und erwidert seine Liebe. Der König stattet den Helden reich mit Gütern aus und feiert die Hochzeit mit. — II. Nach Don Fernandos Tode wird das Reich geteilt; der Cid wird Vasall des ältesten Sohnes Don Sancho, des Erben von Kastilien, der seine Brüder und Schwestern sofort mit Krieg überzieht. Der Tapferkeit des Cids erliegen die Brüder — auch das Erbe Elviras, der einen Schwester, kommt in Sanchos Hände. Als aber der Cid vor der Feste Donna Urakas, der jüngeren Schwester, erscheint, erinnert diese ihn daran, daß er am Sterbebette ihres Vaters ihr Schutz zugesagt, und er kehrt unverrichteter Sache zurück. Darüber erzürnt, verbannt ihn Don Sancho aus seinen Staaten, aber bald sieht er sich genötigt, ihn zurückzurufen, da nach seinem Fortgange der Sieg von den königlichen Fahnen gewichen ist. Ungeachtet der Warnung des Cid will der König seiner Schwester feste Stadt nehmen, kommt aber dabei durch die Hand eines Verräters um. — III. Der Cid willigt ein, dem jüngeren Bruder Don Alfonso, nachdem derselbe ihm geschworen, daß er keinen Teil am Morde Don Sanchos gehabt, zu dienen. Jedoch nicht lange vermag der neue Regent den Stolz seines

Vasallen zu ertragen; der Cid wird vom Hofe verbannt, ja zuletzt aller seiner Güter beraubt. Da zieht der Held mit seinen Kriegsmannen fort und sucht sich, fern von seines Königs Hofe, neuen Ruhm zu erwerben. — IV. Glänzende Siege hat der Cid über die Mauren davon getragen, ihnen Zins und Pflicht auferlegt und in dem eroberten Valencia seine Residenz aufgeschlagen. Dorthin läßt er nun auch seine Gemahlin und seine beiden Töchter kommen. Zwei Grafen bewerben sich um deren Hand, aber handeln an ihnen aufs schamloseste, weil sie sich vom Cid beleidigt glauben. Die Schmach wird gesühnt, aber der greise Held trägt fortan schwarze Rüstung und ist stiller als vorher. So naht sein Ende heran. Dreißig Tage vor seinem Tode erscheint ihm der Apostel Petrus und verkündet ihm, daß Gott ihn nach Monatsfrist in die andere Welt abberufen werde:

Mache fertig dich zur Reise
Und bestelle froh dein Haus!

Der Cid folgt der Mahnung, ordnet alles Irdische und gebietet den Seinigen, den Mauren, die aufs neue vor die Stadt gerückt sind, seinen Tod zu verheimlichen. Nach seinem Tode wird sein Leichnam einbalsamiert und darauf in voller Rüstung auf sein altes Schlachtroß Babieca gesetzt und so aus Valencia herausgeführt. Als die Mauren ihn erblicken, ergreift sie ein panischer Schrecken, und sie fliehen. Solchergestalt siegt der Cid auch nach seinem Tode. Der König und alle Großen des Reiches kommen dem Zuge entgegen; — als der König den Toten sah,

Wundert er sich seiner Schönheit,
Ordnete, daß, statt im Grabe,
Er auf einem prächt'gen Stuhle
Säße, neben dem Altar.

In der 70. Romanze wird erzählt, wie des Cid Urenkel nach seinem Siege über Alfons von Kastilien in das Kloster gekommen, welches die Überreste seines großen Ahns barg, wie er um desselben willen Beute, die er in Kastilien gemacht, dem Kloster als fromme Stiftung überließ.

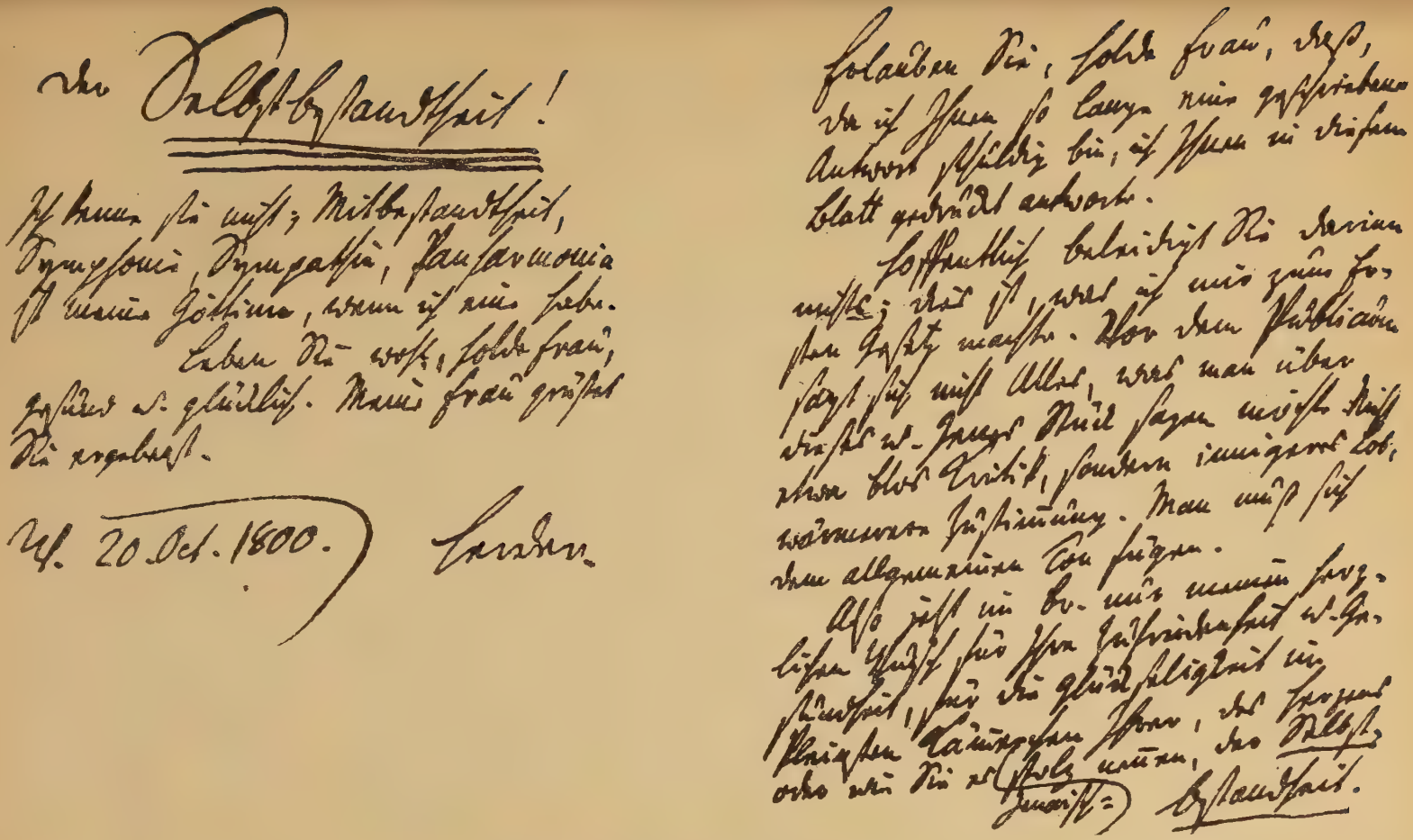
Ein Wohltäter für die Armen,
Ein Beschützer der Verlassenen
Ward der Cid auch in der Gruft.

So ausgezeichnet es Herder verstand, sich in die fremdartigsten Geister und ihre Erzeugnisse hineinzuleben und sie zu reproduzieren, so wenig stand ihm eigene schöpferische Dichterkraft zu Gebote. Dazu geriet er in seinen eigenen Dichtungen sofort ins Lehrhafte. Das tritt nicht nur in seinen etwas trockenen Kirchenliedern hervor, sondern auch in seinen weltlichen lyrischen Gedichten und in den Legenden (Der gerettete Jüngling; Polykarp 2c.), die er aus dem Schutt und Moder der Jahrhunderte zu neuem Leben erweckte und die übrigens zu dem besten gehören, was wir von ihm besitzen. Am meisten natürlich herrscht diese Richtung in den Epigrammen, Parabeln und Paramythien (in denen er griechische Mythen zu allegorisch lehrhaften Zwecken verwertet) vor.

Legenden.

Parabeln 2c.

Außer den eingangs erwähnten Schriften zur Literatur hat Herder über die verschiedensten Gebiete: Theologie und Philosophie, Philologie und Geschichte 2c. geschrieben. Das berühmteste dieser Werke erschien u. d. T. „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", in den Jahren 1784 bis 1791. Es ist unvollendet geblieben und entspricht auch dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht mehr, bleibt aber als „das ehrwürdige Denkmal eines Anfangs, die Weltgeschichte eben als Weltgeschichte zu behandeln" (Vilmar), noch immer wertvoll. „Das Schicksal der Menschheit aus dem Buche der Schöpfung zu lesen", bezeichnet Herder als seine Aufgabe. „Aus dem Gange Gottes in der Natur, aus den Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke tätlich dargelegt hat", soll der Mensch erkannt werden. „Alle Werke Gottes," sagt er, „haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich; denn sie



Ein Brief **Herders** an Sophie Mereau.
Durch Herrn Prof. Suphan aus dem Goethe-Archiv mitgeteilt.

Das darin erwähnte gedruckte Stück, eine Besprechung der Gedichte Sophie Mereaus (später Clemens Brentanos Frau, † 1806), steht in Suphans Ausgabe der Werke Herders. Band 20. S. 362—367.

III. Gemälde des Erdstrichs schöngebildeter Völker.

Nachdem wir die zusammengedrückte oder verzerrte Bildung der Nord- und östlichen Welt durchwandert, kommen wir zurück an den Erdstrich, wo das milde u. gleichmäßige Klima bei der reichsten Fruchtbarkeit der Organisation im Pflanzen- u. Thierreich auch dem Menschengebilde das schöne Verhältniß verleihet, das unsre Sinne so bezaubert.

Mitten im Schoos der höchsten Gebürge liegt das Königreich Kaschmir ein Paradies der Welt. Fruchtbare u. schöne Hügel sind mit höhern u. höhern Bergen umschlossen, deren letzte sich, mit ewigem Schnee bedeckt, zu den Wolken erheben. Hier rinnen schöne Bäche u. Ströme, ~~hier~~ die Erde schmückt sich mit gesunden Kräutern, mit frischen Blumen, mit schönen ~~Fru~~ Bäumen u. Früchten, Inseln u. Gärten stehen im erquickenden Grün: mit Viehweiden ist alles überdeckt; giftige u. wilde Thiere sind aus diesem Paradiese verbannt. Man könnte sie, wie Bernier sagt, die unschuldigen Berge nennen, aus denen Milch u. Honig fließt; u. die Menschengattung ist der Natur nicht unwerth. Die Kaschmirer werden für die geistreichsten u. witzigsten Indier gehalten, zur Dichtkunst u. zu den Wissenschaften, zu Künsten u. Handthierungen gleich geschickt, die wohlgebildetsten Menschen u. ihre Weiber oft Muster der Schönheit. Das [illegible] Ländchen, fährt Bernier fort, verdiente die Gebürge bis zur Tatarei hin und bis Ceylon hinunter zu beherrschen, wenn (könnte man hinzusetzen) die Beherrschung der Welt ein Preis der menschlichen Schönheit wäre.

* * *

Eine Seite aus **Herders**
„Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit".
(Entwurf. Früheste Niederschrift. Vgl. Herders Sämtliche Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan. Band 13. S. 221.)

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

beruhen alle in ihren gewissen Schranken auf dem Gleichgewicht widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte. Mit diesem Leitfaden durchwandere ich das Labyrinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische, göttliche Ordnung: denn was irgend geschehen kann, geschieht, was wirken kann, wirket." (Vgl. Beilage Nr. 82.)

Zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und die „Briefe zur Beförderung der Humanität" erwiesen sich auf philosophischem, pädagogischem und historischem Gebiete ebenso anregend, wie seine kritischen Werke und seine Volkslieder auf dem poetischen. Nach allen Richtungen wirkte Herder belebend und fördernd; unter seinen Anhängern und Nachfolgern gibt es viele Sprudelgeister, die kaum etwas dauernd Wertvolles hinterlassen haben, aber auch viele große Dichter stehen auf seinen Schultern; ja ohne ihn ist Goethes und Schillers Dichtung wie die der romantischen Schule gar nicht denkbar.

Eine musterhafte historisch-kritische Ausgabe der sämtlichen Werke Herders ist unter der trefflich bewährten Leitung von Bernhard Suphan in würdiger Ausstattung erschienen. Sein Leben haben R. Haym (Herder 1877) und Eugen Kühnemann (1891) dargestellt.

---

3. Die Sturm- und Drang-Periode.

In verschiedener Weise hatten Klopstock und Wieland, Lessing und Herder dem geistigen Leben unseres Volkes neue Bahnen gebrochen und eine Gärung in der deutschen Jugend hervorgerufen, die stürmisch auf- und abwogte, von einem Extrem zum anderen drängte und darum auch nach einem für die ganze Zeit höchst charakteristischen Drama Klingers **„Die Sturm- und Drang-Periode"** genannt worden ist. Die Aufregung ging durch die ganze gebildete Welt: in allen Ländern ein Aufbäumen gegen die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände, ein Zurücksehnen zu den Uranfängen des menschlichen Daseins — so trat es überschwenglich, krankhaft, und doch Lebenskeime bergend in

J. Jacques Rousseau.

Jean Jacques Rousseau, dem Genfer Philosophen und Pädagogen, hervor, so pflanzte es sich einem elektrischen Strome gleich fort auch nach Deutschland, wo ihm in den Abenteuerromanen und Robinsonaden schon vorgearbeitet war und wo schon Klopstock und die Barden zu dem urdeutschen Heldentum der Ahnen zurückgewiesen und zurückgestrebt hatten. „Die eigentliche Wurzel der deutschen Sturm- und Drang-Periode," sagt Hettner, „ist das Naturevangelium Rousseaus. Was stumm und ahnungsvoll im Herzen der deutschen Jugend gelegen, das hatte durch Rousseau Leben und Bewußtsein, Ziel und Richtung, Gehalt und Gestalt gewonnen." Zum vollen Durchbruch kam dieses Streben um die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts und dauerte bis in die achtziger hinein.

Den von Herder gewiesenen Pfaden der Umkehr zur Urdichtung der alten Zeiten, zum Volkslied, zu Homer und Ossian, anderseits seiner Hinweisung auf Shakespeare folgte die Jugend — Goethe in seinem „Götz von Berlichingen" voran — mit einer „Art von begeisterter Wildheit".

Alle bisher gültigen Kunstregeln und Vorbilder sollten nun nichts mehr gelten; „es ist endlich einmal Zeit," schreibt Goethe um 1776, „daß man aufgehöret hat,

über die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheit, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hieß. Auch geht unser Verfasser (Mercier, ‚Versuch über die Schauspielkunst') ziemlich stracks auf den Inhalt los, der sich sonst von selbst zu geben schien. — — Das Zusammenwerfen der Regeln gibt keine Ungebundenheit: und wenn ja das Beispiel gefährlich sein sollte, so ist's doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück machen als ein kaltes."

Originalgenie.

„Genialität und Originalität!" stand auf der poetischen Revolutionsfahne, und mit Vorliebe nannte man sich **Originalgenie,** auch Kunstgenie: ein Name, der halb ernst, halb spöttisch den jugendlichen Stürmern seitdem geblieben ist. Viele unter denselben gingen elendiglich zu Grunde; die kräftigeren und höherbegabten arbeiteten sich aus dem die Zeit durchwogenden Gärungsprozeß zu geläuterter Kunstauffassung, zu vollendeten Dichtungen empor. In erster Linie kommen hier drei „Goetheaner" in Betracht: **Lenz, Klinger** und **Leopold Wagner,** die zu Goethes nächstem persönlichen Freundeskreise gehörten.

Goetheaner.

Lenz.

Jakob Michael Reinhold Lenz, ein Pfarrerssohn, 12. Jan. 1751 zu Seßwegen in Livland geboren, hatte in Königsberg i. Pr. Theologie studiert und war 1771 als Begleiter zweier junger Herren von Kleist, kurländischer Edelleute, nach Straßburg gekommen, wo ihm im Verkehr mit Goethe eine ganz neue Welt aufging. Gemeinsam wurde dem durch Herder in die Literatur gekommenen neuen Geist gehuldigt, gemeinsam allerlei Dichterisches geplant und ausgetauscht. „Von Grund aus eitel," sagt Hettner, „träumte Lenz nun den vermessenen Traum, es Goethe gleichtun zu können und mit ihm gemeinsam den Gipfel des deutschen Parnaß zu erstürmen." Dazu fehlte ihm aber trotz unleugbarer Dichterbegabung doch der innere Gehalt und das wahre Genie, vermöge dessen Goethe sich aus der Fieberhitze des Sturmes heraus- und heraufarbeitete, während er darin unterging. In seinen „Anmerkungen über das Theater" kündete er allen bisherigen dramatischen Regeln den Krieg an — das wildeste Durcheinander der Scenenfolge galt ihm als Ideal. In seinem ersten Stück: „Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung", in dem die unnatürlichsten Verhältnisse auf das widerlichste verzerrt erscheinen, suchte er sein Ideal zu verwirklichen. Noch wüster und wilder sind seine darauf folgenden Stücke, durch die ein Kampf gegen die Schranke der Sitte und Sittlichkeit tobt, der zum Teil nur aus der Geistesumnachtung sich erklärt, in welcher der Unglückliche endlich zu Grunde ging. Nachdem er in aufdringlichster Weise Goethe in Weimar heimgesucht, sich aber dort durch seine „Affenstreiche", wie Wieland es nannte, bald unmöglich gemacht hatte, ging er ins Elsaß zurück, wo er lange ein unstetes, wüstes Wanderleben führte, bis er 1777 in Wahnsinn verfiel. Notdürftig geheilt kehrte er in seine Heimat zurück, wo er nach langen Jahren äußeren und inneren Elendes geistig und körperlich verkommen in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai 1792 auf einem fürstlichen Edelhofe bei Moskau starb.

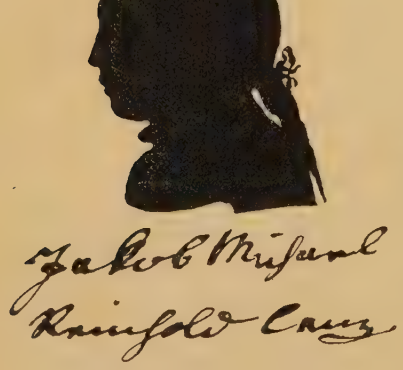


Abb. 178. Reinhold Lenz. Silhouette.

Hofmeister.

— Goethe, der in „Dichtung und Wahrheit" den ehemaligen Genossen treffend charakterisiert, schließt mit den Worten: „Lenz, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hin und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen."

Klinger.

Friedrich Maximilian Klinger, am 17. Februar 1752 als der Sohn eines Konstablers bei der städtischen Artillerie zu Frankfurt a. M. geboren, früh vaterlos, wurde von seiner Mutter, einer armen Wäscherin, mit redlichem Fleiße auferzogen. Sein aufgewecktes Wesen und seine einnehmende Gestalt lenkten den Blick eines Lehrers auf den elfjährigen Knaben, der durch seines Gönners Bemühung eine Freistelle im Gymnasium erhielt. Mit rastlosem Fleiße lernend gab er daneben so viele Privatstunden, daß er seine Mutter ansehnlich unterstützen konnte. Auch der dichterische Trieb regte sich schon auf der Schule in ihm; sein erstes, später gedrucktes Drama „Otto" entstand dort. In Gießen studierte er nach beendigter Gymnasialzeit die Rechte. Bei einem Ferienbesuch in Frankfurt trat er in intimeren Verkehr mit dem ihm schon aus der Kinderzeit bekannten Goethe, dessen ganzes Wesen ihn ebenso ergriff, wie dessen unlängst vollendeter „Götz" ihn zur Nacheiferung anspornte. Rasch folgte nun Drama auf Drama aus Klingers unermüdlicher Feder; 1776 allein nicht weniger als fünf; alles „Explosionen des jugendlichen Geistes und Unmutes", wie er sie zehn Jahre später selbst nannte. Durch alle braust der Rousseausche Geist, den Klinger zum Führer erwählt hatte, „das Rousseausche Sehnen nach ursprünglicher unverfälschter Menschheit, der Rousseausche Groll und Kampf gegen die Enge und Bedingtheit der sittlichen und gesellschaftlichen Herkömmlichkeiten". Wie Schiller in seiner Jugendperiode suchte er „tugendhafte Ungeheuer" oder „edle Kanaillen" — Menschen, die durch ein Verbrechen aus der Gesellschaft ausgeschlossen, im Herzensgrunde doch „edle Naturen" sein sollen! So sind seine „Falschen Spieler" (in denen Franz v. Stahl, von seinem Stiefbruder Karl verleumdet und durch die Not zum Spiel getrieben, doch zuletzt sich edler erweist als der böse, treulose Karl) ein offenbares Vorbild der ein Jahr später erscheinenden „Räuber". Noch vorher aber entstanden die zwei Stücke, die seinen Namen insbesondere berühmt gemacht haben, „Die Zwillinge" und „Sturm und Drang".

Klinger.

Abb. 179. Maximilian Klinger, zu Frankfurt gezeichnet von Goethe; die Datierung „1775 Januarius" ist ebenfalls von Goethes Hand. Goethe sagt über sein Verfahren dabei: „Ich zeichnete die Portraite meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide." Das Original im Besitz des Klingerschen Verwandten und seines Biographen Max Rieger in Darmstadt.

Im Februar 1775 war von Schröder, dem als Schauspieler berühmten Direktor des Hamburger Nationaltheaters, ein Preis von 20 Louisd'or für ein Originalstück, es sei Trauer- oder Lustspiel, ausgesetzt worden. Charakteristisch genug

für die Zeit, liefen rasch nacheinander drei Stücke ein, die sämtlich den Brudermord zum Gegenstand hatten. Zwei davon, darunter „Julius von Tarent“ von Leisewitz (vgl. S. 383) wurden zurückgesetzt; das dritte, Klingers „Zwillinge“, gewann den Preis dadurch, „daß es die mächtige gewaltige Triebfeder der unentschieden gebliebenen Erstgeburt voraus hatte.“ — „Wer beweist mir, daß ich nicht der Erstgeborene von uns Zwillingen war?“ ruft der Wüterich Guelfo aus und ersticht seinen sanften Zwillingsbruder aus Neid auf dessen Erstgeburt und zugleich aus Eifersucht, da die von ihm geliebte Kamilla seinen Bruder vorzieht. Nachher bietet er sein Leben zur Sühne der Tat und wird von seinem eigenen Vater erdolcht. Das ganze Stück ist in einer nie nachlassenden Fieberglut geschrieben.

Zwillinge.

Z.B. 1/1 S40

Sturm und Drang.

Noch in demselben Jahre erschien „Sturm und Drang“, von dem Lessing bekannte, daß er es „unmöglich habe auslesen können“. — Die Hauptfabel dieses Stückes ist der schottischen Königsgeschichte entlehnt. Lord Berkley ist mit Lord Bushy auf das tödlichste verfeindet, weil er sich von diesem um Hab und Gut, ja um Weib und Kind gebracht wähnt. Die Söhne der beiden hassen sich nicht minder als die Väter, grundlos freilich, „in wildem Naturtrieb“. Da kommt eines Tages der junge Bushy unter dem Namen Wild mit zwei anderen ganz besonders tollen Abenteurern nach Amerika, um an dem Freiheitskriege teilzunehmen. Ihn charakterisiert seine eigene Aussage über sich selbst: „Bin alles gewesen. Ward Handlanger, um was zu sein. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerem Feuer gebrannt. Nirgends Ruh, nirgends Rast. — — Seht, so strotze ich voll Kraft und Gesundheit und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen als Volontär, da kann sich meine Seele ausrecken, und tun sie mir den Dienst und schießen mich nieder, gut dann! Ihr nehmt meine Barschaft und zieht!“ Ein anderer dieses edelen Kleeblattes, Blasius, versichert: „Ich lieb' nichts. Ich hab's soweit gebracht, nichts zu lieben und im Augenblick alles zu lieben und im Augenblick alles zu vergessen. Ich betrüge alle Weiber, dafür betrügen und betrogen mich alle Weiber. Sie haben mich geschunden und zusammengedrückt, daß Gott erbarm! Ich hab' alle Figuren angenommen. Dort war ich Stutzer, dort Wildfang, dort tölpisch, dort empfindsam, dort Engländer, und meine größte Conquête machte ich, da ich nichts war ...“ Der alte Berkley ist mit seiner Tochter auch nach Amerika gekommen und in demselben Gasthof abgestiegen, wie die drei Tollhäusler. So kommen Karl Bushy und Karoline Berkley, die sich einst in der ersten Jugendzeit geliebt, zusammen; und nach einer Reihe der buntesten, unklarsten Verwickelungen, Kriegsabenteuer, Zweikämpfe kommt ihre Liebe durch eine Versöhnung der Väter zu gutem Ende. — Dieses wunderlich aus Geist und Unsinn zusammengebraute Stück, das wohl hauptsächlich seinem Verfasser den Beinamen des „tollgewordenen Shakespeare“ verschaffte, charakterisiert die „Kraftgenies“ auf das trefflichste und hat deshalb der ganzen Gärungszeit der siebziger Jahre mit Recht den Namen gegeben. Die Jugend jener Zeit war elektrisiert von diesem Stück. Schiller bekannte noch 1803, daß Klinger „zu denen gehöre, die vor 25 Jahren zuerst und mit Kraft auf seinen Geist eingewirkt“ hätten.

Wild und wüst wie seine Dramen war auch Klingers Leben um jene Zeit — selbst in ihrer äußeren Erscheinung liebten es die Kraftgenies, alles Anstandes zu spotten — dazu war seine Lage eine sehr bedrängte. In Weimar, wohin er 1776 kam, um sein Glück am Hofe des kunstliebenden Karl August zu suchen, war seines Bleibens auch nicht lange. Nachdem ihn Goethe anfangs warm und herzlich empfangen, schrieb er doch bald an Freunde: „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich“, und später: „Er ist unter uns ein Splitter im Fleisch“. So ging er nach Leipzig, wollte zuerst „in der Geschwindigkeit die Artillerie lernen“, wie Nicolai

erzählt, „um nach Amerika zu gehen und da mit Tatkraft die Freiheit zu verfechten", änderte aber bald seinen Entschluß und wurde Theaterdichter bei der Seylerschen Schauspielertruppe, was er selbst später eine „Sottise" nannte. Bei dem Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges trat er in österreichische Militärdienste: nach dem Teschener Frieden nahm er das Wanderleben wieder auf, daß ihn schließlich nach Rußland führte. In Petersburg wurde er Leutnant beim Marinebataillon und zugleich Vorleser beim Großfürsten Paul, den er auf einer langen Reise nach Frankreich und Italien begleitete. Seitdem blieb er in Rußland, wo er eine glänzende Laufbahn machte und sich von seinen Jugendphantasieen ernüchterte. Rasch stieg er zum Generalmajor und Direktor des Kadettenkorps, später zum Kurator der Universität Dorpat mit dem Range eines Generalleutnants empor. Nachdem er seinen Abschied genommen, lebte er in Petersburg, wo er kurz vor Beginn seines 80. Lebensjahres, am 25. Februar 1831, starb. In diese zweite Periode seines Lebens fällt eine Reihe von Romanen, unter denen „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt", „die Geschichte Rafaels de Aquilas" und „die Geschichte Giafars des Barmeciden" die nennenswertesten sind. Durch alle geht ein Zug tiefer Verbitterung und Menschenverachtung. Romane.

Leopold Wagner, den 19. Februar 1747 zu Straßburg geboren, studierte dort die Rechte und gehörte wie später in Frankfurt, wo er als Advokat praktizierte, zu Goethes näherem Freundeskreise. „Er zeigte sich als ein Strebender," sagt Goethe, „und so war er willkommen." Sein flottes, derbes Spottgedicht auf Nicolais „Freuden des jungen Werthers" (vgl. S. 420) „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" wurde dem Prometheus Goethe selbst irrtümlich zugeschrieben. Nicht ohne Talent leistete er doch nur Unbedeutendes. Ein gewisses Aufsehen machte sein realistisch rohes sechsaktiges Trauerspiel „Die Kindermörderin", dessen Fabel zum Teil dem entnommen ist, was er von Goethe über Gretchens trauriges Ende im Faust andeutungsweise gehört hatte. Er starb am 4. März 1779 zu Frankfurt a. M. Richtig gewürdigt hat ihn Erich Schmidt in seiner Monographie „H. L. Wagner, Goethes Jugendgenosse". Wagner.

Außer diesen „Goetheanern" sind als Originalgenies noch erwähnenswert Friedrich Müller, genannt **Maler Müller**, weil er zugleich dichtete und malte, und **Schubart**, dessen Bild sich, durch Laubes „Carlsschüler" etwas tendenziös gestaltet, in der Erinnerung der Gegenwart erhalten hat.

Friedrich Müller, den 13. Januar 1749 zu Kreuznach a. d. Nahe geboren, verlor seinen Vater, einen Schenkwirt, als er elf Jahre alt war, was ihn zwang, seine Gymnasialstudien frühzeitig abzubrechen, da seine Mutter ihn in der Wirtschaft nicht entbehren konnte. Bald aber gelang es ihm, seinen Wunsch Maler zu werden durchzusetzen und nach Zweibrücken zu gehen, wo er bei dem Hofmaler Konrad Manlich eine vierjährige Lehrzeit durchmachte. Darauf ging er nach Mannheim, wo er in einem Kreise gebildeter einflußreicher Männer, zu dem u. a. der Freiherr von Dalberg und der Buchhändler Schwan gehörten, seine dichterischen und malerischen Fähigkeiten aufs glücklichste entfalten konnte. Als er im August 1778 nach Italien ging, war er bereits ein angesehener Schriftsteller. In Rom warf er sich aber bald ganz der Malerei in die Arme. Da jedoch seine Bilder den Freunden, welche ihm die Reise ermöglicht hatten, nicht gefielen und auch die ihm von der kurfürstlichen Regierung bewilligte Pension oft ausblieb, gab er die Kunst bald auf, verdiente sich seinen Unterhalt als Antiquar und Fremdenführer und war ein paar Jahrzehnte lang unter den deutschen Touristen eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Seine letzten Lebensjahre wurden durch Tiecks Freundschaft, der eine Sammlung seiner Werke veranstaltete, wie durch die Gunst des Kronprinzen und späteren Königs Ludwigs I. von Bayern versöhnt. Schon 1820 dichtete er seine eigene Grabschrift: Müller.

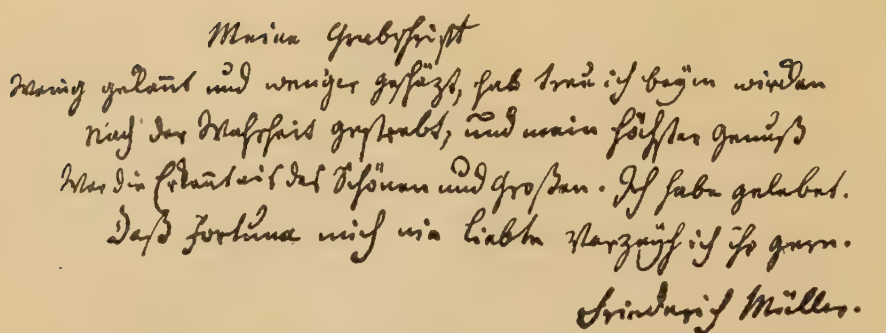


Abb. 180. Maler Müllers Grabschrift. Von ihm selbst sich gesetzt. Nachbildung der Originalhandschrift.

Fünf Jahre darauf, am 23. April 1825, starb er im 77. Lebensjahre und wurde in der Kirche St. Andrea delle Fratte neben Schadow und Angelika Kauffmann beigesetzt. 1852 ließ ihm sein königlicher Gönner daselbst ein Denkmal setzen. Friedrich Müller dichtete zuerst Idyllen im Geßnerschen, dann im Voßschen Stil: durch derben volkstümlichen Humor und getreue markige Zeichnung des pfälzischen Dorflebens zeichnen sich zwei, „Die Schafschur“ und „das Nußkernen“, aus. Unter seinen Liedern ist manches Ansprechende: sein „Soldatenabschied“ (Heute scheid' ich, heute wandr' ich, Keine Seele weint um mich) ist zum Volkslied geworden. — Auch als Dramatiker ist Müller ein nennenswerter Vertreter der Sturm- und Drangzeit. Zu seinem Besten auf diesem Gebiet gehört „Golo und Genovefa“, worin sich, wie Hettner urteilt, „eine reiche und echte Dichternatur bekundet“. Freilich sind es mehr aneinander gereihte Szenen als ein Drama, und der wilde Spuk des Geniewesens bricht noch überall durch und mischt sich mit den tieferen Gedanken der Romantik. — In seinem unvollendet gebliebenen Drama „Fausts Leben“ charakterisiert nur die Unersättlichkeit des Genusses, kein tieferer Drang den Helden.

Schubart.

Christian Daniel Friedrich Schubart, geboren den 26. März 1739 zu Obersontheim in der schwäbischen Grafschaft Limpurg, kam mit seinem Vater bereits als Säugling nach dem württembergischen Städtchen Aalen, wohin dieser als Präzeptor und Musikdirektor berufen worden war. Seine poetische nnd musikalische Begabung war ein väterliches Erbe, das sich bereits auf dem Lyceum zu Nördlingen, wohin er mit dreizehn Jahren kam, geltend machte. Einige seiner besten Volkslieder, z. B. „Als einst ein Schneider wandern sollt'“, stammen aus dieser frühen Zeit. Leider hatte er nicht den kernhaften, ehrenfesten Charakter seines Vaters geerbt. Ein sinnlich leidenschaftliches Temperament zeigte sich bereits in dem Schüler, den es wie später den Mann unwiderstehlich zu schlechter Gesellschaft hinzog. 1756 kam er auf die Schule „Zum heiligen Geist“ in Nürnberg, wo die Begeisterung für Friedrich den Großen seiner Poesie neue Nahrung gab. Zwei Jahre darauf ging er nach Erlangen, um Theologie zu studieren, wurde aber in den Wirtshäusern öfter gesehen als in den Hörsälen. Von seinem unzufriedenen Vater zurückberufen, versuchte er sich zuerst als Hauslehrer und wurde dann Schullehrer und Organist zu Geißlingen, wo er sich mit Helene Bühler, einem braven, aber wenig gebildeten Mädchen, verheiratete, was ihn indes nicht hinderte, das Wirtshausleben fortzusetzen. Noch schlimmer wurde es mit ihm, als er im Herbst 1769 als Organist und Direktor der Stadtmusik nach Ludwigsburg, der üppigen Residenz des Herzogs Karl, berufen wurde. So tüchtig er sich als Lehrer, Komponist und Dichter erwies, ermüdete er doch seine Vorgesetzten durch fortwährende Vernachlässigung seiner Amtspflichten und erregte ein öffentliches Ärgernis durch sein wüstes Leben. Ein satirisches Gedicht auf einen angesehenen Hofmann und eine Parodie auf die Litanei

veranlaßten endlich eine strenge Untersuchung, infolge welcher er abgesetzt und des Landes verwiesen wurde. Seitdem führte er ein unstetes Wanderleben, trieb sich in verschiedenen Städten umher, gab vorübergehend eine Zeitschrift heraus: „Die deutsche Chronik", faßte aber nirgends festen Fuß. Aus Augsburg wurde er

Schubart.

Abb. 181. Christian Daniel Friedrich Schubart.
Gemalt von F. Ölenhainz, gestochen von E. Morace.
Unterschrift eines Briefes Schubarts an den Assessor Buff zu Rödelheim vom 21. Juli 1787.
Aus † Georg Kestners Autographensammlung.

verwiesen, weil er den Jesuitenorden in seinem Blatte angegriffen hatte. Als er dann in Ulm, wo er seine „Chronik" fortsetzte, seinen Landesherrn, den Herzog Karl, zuerst wegen der Karlsschule in einem Epigramm („Als Dionys von Syrakus Aufhören mußt' Tyrann zu seyn, Da ward er ein Schulmeisterlein") und dann wegen seines Verhältnisses zu Franziska v. Hohenheim verspottete, ließ dieser ihn gefangen nehmen und auf die Festung Hohenasperg bringen. Dort saß Schubart, ohne je verhört worden zu sein, im ersten Jahre tief eingekerkert bei schlechter Kost in einem dumpfen, ungesunden Raum, dann noch neun Jahre in leichterer Haft, aber doch

immer von der Willkür seines Kerkermeisters, des Generals Rieger, abhängig. Für seine Frau und seine Kinder sorgte der Herzog, der allen Ernstes die Absicht hatte, ihn mit Hilfe des Generals zu bekehren und zu bessern. Obgleich dieser Zweck längst erreicht schien, ließ ihn der Herzog doch nicht los und tat es erst, als König Friedrich Wilhelm II. von Preußen sich für ihn durch seinen Gesandten in Stuttgart verwandte. Nun hieß es, der Wunsch eines so großen Monarchen sei dem Herzog Befehl: im Mai 1787 erhielt der Dichter seine Freiheit und wurde gleichzeitig zum Direktor des Hoftheaters in Stuttgart und zum Hofdichter ernannt. Aber die Kraft des unglücklichen Mannes war durch die Leiden des Kerkers gebrochen. Am 10. Oktober 1791 erlag er einem Schlagfluß.

In Schubarts Gedichten bemerkt man vielfach Klopstocks Einfluß, aber neben Hohem und Zartem begegnet man bei ihm nur zu oft rohen und gemeinen Ausbrüchen. Am berühmtesten war sein Lied wider die Tyrannen: „Die Fürstengruft“: „Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer, Ehmals die Götzen ihrer Welt ꝛc.!“ Daneben ist sein bestes im Volkston gehaltenes Gedicht das einst vielgesungene Abschiedslied der von Herzog Karl an die Holländer verkauften und nach dem Kap der Guten Hoffnung geschickten Soldaten oder das „Kaplied“. Schwungvoll und echt patriotisch ist sein „Hymnus auf Friedrich den Großen“ (1786), ergreifend seine lyrische Rhapsodie „Der ewige Jude“; doch wären seine Poesieen wohl schon längst vergessen, wenn sein trauriges Schicksal ihnen nicht einen erhöhten Wert in den Augen der Mit- und Nachwelt gegeben hätte; dazu kam der Eindruck, den Schubart auf Schiller machte, und der Einfluß, den er dadurch auf dessen Poesie übte. Schillers Gedichte begrüßte Schubart 1786 von seinem Gefängnisse aus mit folgenden Versen:

Dank dir, Schiller, für die Wonne,
Die deinem Gesang entquoll!
Meines Berges Genius, der Riese,
Ein Schätzer hohen Sangs,
Lauscht' dir, daß der Kolbe von Stahl
Entsank seiner wolkichten Rechten!

Auch ich schlang deinen Gesang,
Wie der Langdurstende
Mit wollüstig geschloßnem Auge
Schlürft aus des Baches Frische.

Sah nicht des eisernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!
Hörte nicht Fesselgeklirr am wunden Arm.
Denn du sangst!
Schiller, du sangst!

Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir,
Und ich horchte seinem Wogensturze.
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Flut.

Eine gute Auswahl der hervorragendsten Werke der Sturm- und Drang-Periode hat A. Sauer u. d. T. Stürmer und Dränger“ in drei Bänden in Kürschners „Deutscher National-Literatur“ herausgegeben.

Alphabetisches Namen- und Sachregister zum ersten Bande.

A.

Abenteuerroman 294 f.
Abraham a. S. Clara, s. Megerle.
Adriatische Rosemund 292.
Ämilia Juliana (Reichsgräfin) 279.
Äneide 54 ff. — travestierte 395.
Agricola, Martin 211.
— Johannes 242.
Ahasver (mit Abbild. des Titelblattes von 1619) 239 f.
Aist, Dietmar von 141.
Akademie der Kleie 245.
Alberich v. Bisenzun 45.
Albert, Heinrich 268.
Alber(us), Erasmus 210. 218.
Albinus 275.
Albrecht von Johansdorf 141.
Albrecht von Scharfenberg 107.
Aldhelm 27.
Alexanderlied 45. 132. (Beil. 8.)
Alexius, heil. 125.
Alliteration 18. 21 f. 24.
Alpen, s. Haller.
Alphart 76.
Althof 30.
Althochdeutsch 14. 35.
Altniederdeutsch 20.
Altsächsische Evangelienharmonie s. Heliand.
Alxinger 395.
Amadis (nebst Druckprobe) 234 ff.
Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar 390. 426.
Ambraser Handschrift 83. 113.
Amelungen (Lied) 74.
Amis (Pfaffe) 127. 237.
Anakreontiker (Lieder) 329.
Anfortas 103 f.
Angelsächsisch 14.
Angelus Silesius, s. Scheffler.
Anna Sophie (Landgräfin) 279.
Annolied 39. 259.
Anti-Goeze, s. Goeze.
Aramena (Roman) 291.
Arioviſt 2.
Ardinghello, s. Heinse.
Arme Heinrich, s. Hartmann.
Armin(ius) 2.
Arminius und Thusnelda, s. Lohenstein.
Arnd, Johann 233.
Arnold, Gottfried, Liederdichter 284.
Artus, Kg. 95 ff. 113 f. 120. 165.
Asiatische Banise, s. v. Ziegler. (Beil. 65.)
Asmus, d. Wandsbecker Bote 384.
Aßmann von Abschatz 283.
Attila (Etzel) 10. 30. 61 f. 68 f.
Aue, s. Hartmann von.
Aufrichtige Tannengesellschaft 248.
August (Fürst zu Anhalt) Ordenskleinod (Abb.) 247.
Ava, Frau 35 f.
Aventinus 233.
âventiure 58.
Ayrer, Jakob 232.

B.

Bardiete (Klopstock) 353. 356.
Barditus (Bardhi) 3. 356.
Barlaam u. Josaphat 121 f.
Barthel Regenbogen 160.
Baudissin, Graf Wolf 119.
Behaim, Michel 174. 177. (Beil. 33.)
— Hans Sebald, Landsknecht 220.
Beowulf 3. 13.
Berliner Liederhandschrift (mit Faksimile) 155, Beil. 30.
Berthold von Regensburg 161.
Bescheidenheit (Freidanks) 131 f.
Besser, Johann von 286.
Betulius, s. Birken.
Bibel, s. Wulfila.
Bibeldrucke 203.
Bibelverdeutschung 200 f. (Probe aus Luthers I. vollständiger Übersetzung, Beil. 38. 39.)
Bienenkorb 212, Beil. 44. (Tit.-Abb.)
Bilder a. d. deutsch. Vergangenheit 140.
Bileamsesel, neuer deutscher 231.
Birken, Sigismund v. 253 f. 291.
Bispel 128. 165.
Biterolf 77.
Blanscheflur 110. 121.
Blumauer (mit Kupfer) 395.
Blumenorden, der gekrönte 249.
Bodmer 72. 166. 308. 354.
— Bildnis 309. — Haus 344.
Bogatzky 285.
Böhme, Jakob 233.
Boie, Christian 362.
— Ernestine 365.
Boner, Ulrich 165.
Bonifacius 16.
Botenlieder 135.
Brant, Seb. (mit Bild) 132. 183.
Braunschweig, Herzog Jul. v. 232.
— Herzog Ulrich v. 292.
Brawe, J. W. v. 423.
Brettinger 308. 310.
Bremer Beiträge 320. (Beil. 70.)
Brentano, Clem. 234. 278.
Brockes (mit Bild) 289 f. (Stammbuchbl. Beil. 64).
Bronner 359.
Brückner 362. 375.
Brunhild 61 f. 67.
Buchdeckel (Metall-) eines Lektionars vom XIII. Jahrh. 58.
Buch der Abenteuer 165.
Buch der Liebe 236.
Buch v. d. deutschen Poeterey 260.
Buchdruckerkunst 197.
Buchdruckerpresse von 1520 u. 1650. 198. 199.
Buchholz, Andr. Heinr. 292.
Büchernarr (Abb. a. Seb. Brant) 185.
Bühne im Mittelalter 192.
Bürger (mit Bildnis) 367.
— Kupfer zu Lenore 369.
— Frau Dorette, Bildnis 368.
— Frau Molly, Bildnis 369.
Burgkmeier, Hans 189.
— Holzschnitt zum Weißkunig 188.

C.

Canitz, Freiherr v. 285.
Celtes, Konrad 34.
Chamisso, Adelbert v. 117.
Chlodwig, König 15.
Chodowiecki, Kupfer von 327. 350. 371. 372. 374. 378. 386. 396. 415.
Christian von Troyes 114.
Chronik, Limburger. — Straßburger 189. — Helvetische, Bayrische 233.
Cid (von Herder) 428.
Claudius (mit Bildnis) 384.
— Zeichnung 386.
— Brief an Gleim. Beil. 79.
Clausnitzer, Tobias 274.
Codex argenteus 10. (Beil. 2.)
Conrad v. Ammenhausen 165.
Cornelius, Ill. zu Nibelungen 73.
Cramer, Joh. Andr. 320.
Cronegk, J. Fr. v. 423.

D.

Dach, Simon (mit Bild) 269 ff.
David v. Augsburg 161.
Decius, Nicolaus 218.
Defoe, Daniel 299.
Denaisius, Petrus 255.
Denis, Michael 357.
Deßler, Wolfgang 284.
Deutsch (Ursprung des Wortes) 19 f. 29 f. 38.
Deutsche Predigt 35.
Deutsch Theologia 288.
Dietrich von Bern 11 f. 69. 73 f. 79.
Dietmar v. Aist 141.
Discourse der Mahlern 308.
Donar 2. 7.
Don Quixote 291.
Dorfpoesie, höf. 157.
Drama, Anfänge des, 190 ff.
Dreißigjähriger Krieg, Zeitalter des 243.
Drollinger 316.
Dürer, Albr. Prosaschriften 233.
— Buchstabe von 197.
— Fahnenschwenker der Landsknechte 219.

E.

Eber, Paul 218.
Ebert, Joh. Arnold 320. 321.
Eckhart, Meister 187 f.
Ecken Ausfahrt 74 f.
Edda 6 (Beil. 1). 14. 62 ff. 190.
Edelstein, der (v. Boner) 165.
Ehezuchtbüchlein (v. Fischart) 214.
Eidschwüre, Straßburg. 19 f. Beil. 4.
Eike von Reygow 161.
Eilhart v. Oberge 110.
Einhardt 19. 41.
Ekkehardt 30.
Emilia Galotti, s. Lessing.
Emir Abderrahman 41.

Eneit 56 ff.
Engel, Joh. Jak. (m. Bildn.) 421.
Engelhart u. Engeltrut 123.
Engelmann, Emil 108.
Englische Komödianten 231 f.
Erec (Hartmann v. Aue) 113 ff.
Erfurter Judeneid 161.
Ernst, Herzog 49. 240. — (Schrift- u. Bildprobe d. Volksbuches 241 f.)
Eschenbach, s. Wolfram.
Eiterlin 233.
Etzel, s. Attila.
Eulenspiegel 238. Titel Beil. 54.
Evangeltenbuch (Otfrieds) 24 ff.
— (Handschriftenprobe) Beil. 6.
Eyering 243.
Ezzo 35.

F.

Fabeln 128. 165. 318. 326 f. 408.
Fahrende 48 f. 59.
Fastnachtsspiel 194 f.
Faust (Volksbuch) 236 f.
— Titel u. Schluß zu Historia von D. Joh. Fausten (Abb.) Beil. 52.
Finkenritter (m. Abb. d. Titels) 239. Beil. 55.
Firdust 1. 13.
Fischart, Joh. 212 ff. Portr. 213.
— Bienenkorb 232. (Beil. 44.)
— Geschichtsklitterung Beil. 45.
Fleck, Konrad 120 f.
Fleming, Paul (m. Portr.) 261 f.
— (Titel u. Textprobe) Beil. 61.
Fliegendes Blatt v. 1492 (Fl.) 180.
Flöhhatz, s. Fischart.
Flore und Blanscheflur 121.
Fouqué, Frh. v. 18. 64. 75.
Franck, Johannes 275.
Franck, Sebast. 233. 242. (Beil. 58.)
Francke, August Hermann 284.
Franken 15.
Frauen, altd. 3.
Frauendienst 134. 137.
Frau Jutte 193.
Frauenlob, H. 158 f. 172 f. — Sarkophag 160. — Bildnis Beil. 32.
Freidanks Bescheidenheit 131 f.
Frey 242.
Freylinghausen 285.
Freystein 284.
Freytag, G. 129. 140.
— Ludwig 26. 67. 92.
Friedrich Rotbart 38. 55. 57. 59. 93.
Friedrich II., Kaiser 57. 60. 93. 152. 156.
Friedrich von Hausen 142 f.
Friedrich von Österreich 145.
Friedrich Wilhelm, d. gr. Kurf. 244 (Beil. 59). 246. 247.
— Wilhelm I. von Preußen 305.
Friedrich d. Gr. 72. 305. 341 (m. Bildnis).
Friedrich Wilhelm II. 340.
Frigga 7.
Froschmeuseler 211.
Fruchtbringende Gesellschaft 246 (Beilage 59).
Frundsberg, G. v. 221.
Fuchs, Hans Christoph 216.
Fust u. Schöffers Psalt. 197 (Beil. 36).
Füterer, Ulrich 165.

G.

Gärtner (Bremer Beitr.) 320.
Gandersheim (Kloster) 33.
Ganskönig 216.
Geiler v. Kaisersberg (m. Bildn.) 187 f.
Gellert (mit Bildn.) 325. (Brief Beil. 71.)
— Kupfer zu Fabeln 327.
Gengenbach, Pamphilus 210.
Gerhard, der gute 122.
Gerhardt, P. (mit Bildnis) 272 ff. (Befiehl du deine Wege Beil. 62.)
Germanen 1. 2. 11.
Germania des Tacitus 2.
Gerstenberg 357.
Geßner (m. Bildn.) 358.
— Titel f. Schriften 359.
Geßners Idyllen, Vignette aus 305.
Giesebrecht, W. v. 8.
Giseke 320.
Gleim (m. Bildn.) 329. 336.
— Titel v. Grenadierl. Beil. 72.
— Brief an Königin Luise (Konzept) Beil. 73.
Goethe 53. 72. 222. 226. 310. 344. 354 f. 376. 411. 425. 426. 432.
Goethianer 432.
Goeze, Pastor 405. 407.
Goldfaden, s. Wickram.
Goten 8 f.
Gotische Sprache und Schrift 9 f.
Gotisches Vaterunser 9. (Beil. 2.)
Gotische Poesie 10.
Gotter 362.
Gottfried von Straßburg 54. 108. 112. 141. 142. 144. 154.
Gottsched 308. 311 (m. Bildn.).
Gottschedin (m. Bildn.) 314.
Götz, Joh. Nikol. 332.
Gralsage 95 f. 97. 165.
Graman, Joh. 218.
Gregorius vom Stein 115 f.
Grimm, Jakob 6. 30. 59. 117. 200.
Grimm, Wilhelm 42.
Grimmelshausen, Chr. v. 295.
Grün, Anastasius 238.
Gryphius, Andr. (m. Bild) 263 ff.
Gudrun 61 ff.
Gudrunlied 82 f.
Gudrunlied, Übersetzungen 84. — Faksimile der Ambras. Handschr. Beil. 19.
Günther, Joh. Christ. (mit Bildn. u. Handschr.) 286 f.
Gutenbergs 42zeilige Bibel, Probe aus, Beil. 35.

H.

Hadlaub 137.
Hadubrand 12.
Hagedorn, Fr. v. (m. Bildn.) 318. 320.
Hagen, August 173.
Hahn 362.
Hainbund 361 f.
Haller, Albr. v. (m. Bildn.) 316.
Haltaus, Karl 171.
Hamann (m. Bildn.) 424.
Hamburg. Dramaturgie 405. 412.
Hans Sachs, s. Sachs.
Happel 294.
Harsdörfer (mit Bildn.) 250. 251 ff.
Hartmann von Aue 112. 134. 154. Bildnis Beil. 29.
Hätzlerin, Clara 163. 180.
Hebräische Poesie, Geist der 428.
Heermann, Johann 271.
Heidelberger Handschrift, Große 55. 94. 138 f.
— Faksimile-Nachbildungen a. d. Beil. 20. 24—28. 31. 32.
Heinrich I. 29.
— IV. von Breslau 59.
— VI. 59. 138.
Heinrich der arme (von Aue) 117 ff. Beil. 23.
— der Stolze 41.
— Julius von Braunschweig 232.
— von Freiberg 110.
— der Glichesäre 51. (Beil. 10.)
— von Meißen, s. Frauenlob 158 f.
— von Melk 129.
— von Ofterdingen 150.
— der Teichner 183.
Heinrich v. Veldeke, s. Veldeke.
— v. Wasserberg 157.
Heinse (m. Bildn.) 397.
Hel 7.
Heldenbuch (m. Bild) 164.
Heldensage 11 f. 60.
Heliand 20 ff. 37.
— Seite aus (Faksimile) Beil. 5.
Helmbrecht, Meier 129.
Herberger, Valertus 218. 233.
Herder 39. 222. 254. 268. 418. 423.
— Bildnis in mittl. Jahren 426.
— Bildnis im Alter 427.
— Brief a. Sophie Merau Beil. 81.
— Seite a. Ideen z. Philos. Beil. 82.
Hermann u. Dorothea, s. Goethe.
Hermann, Nikolaus 212. 218.
— von Thüringen 55. 60. 94. 149.
Hermes 422.
Herz, Wilhelm 108. 110.
Hesse, Johann 218. 222.
Hilde 83 f.
Hildebrand 11. 61. 69. 78.
Hildebrandslied 11 f. — Nachb. 12.
Hildebrandston 80. 164 f.
Historische Volkslieder 180.
Hofepik 93 f.
Hoffmann v. Fallersleben 27. 221.
Hoffmann, E. T. A. 150.
Hofmann v. Hofmannswaldau (m. Bildn.) 280.
Höfische Dorfpoesie 158.
Hofpoeten 285.
Hoftheater, das erste 232.
Hohenstaufen 38. 59. 138.
Hollonius 231.
Hölty (m. Bildn.) 371.
— 2 Kupfer z. Elegie 372.
Homburg 275.
Hrabanus Maurus 19.
Hrosuit, s. Roswit.
Hugdietrich 61. 80 f.
Hugo von Monfort 171.
Hugo von Trimberg 131.
Hutten, Ulrich v. (m. Bildn.) 207 f. (Beil. 41.)

J.

Jacobi, Johann Georg 336.
Immermann 110.
Initial A. von Albr. Dürer 197.
— D (13. Jahrh.) 37.
— D (Marienleben) 140.
— D (A. Holb. Totentanzalph.) 162.
— E aus Fischarts Bienenkorb (Abb.) 212.
— J (Aus Notker) 30.
— N 190.
— T (11. Jahrh.) 15.
Innocenz III. 150.
Insel Felsenburg 299.
Jobsiade, s. Kortum.
Johann v. Braband 59.
Johann v. Habsburg 171.
Jonas, Justus 218.
Jordan, W. 18. 73.
Jordanis 8. 10.

Isengrines nôt (Beil. 10) 51.
Jude, der ewige (m. Abb. d. Titels) (Beil. 57) 239.
Jung-Stilling 292.
Iwein 113. 114.

K.

Kaiserchronik 40.
Kalenberg, Pfaffe v. 237.
Kampf d. Leipz. u. Schweizer 307.
Kant, Immanuel (mit Bild) 424.
Karl Aug. von Sachs.-Weimar 390. 434.
Karl der Große 18. 40 ff. 121.
— der Dicke 29. 40.
— der Kahle 19. 27.
— IV., Kaiser 163. 172.
— Eugen, Herz. v. Württemb. 437.
Karlmeinet 45.
Karolingische Sage 40. 121.
Karschin, A. L. (m. Bildn.) 339.
Kaspar v. d. Roen 164.
Kästner, A. G. 324.
Keimann 274.
Keller, G. 137. 141.
Kerner, Justinus 153.
Kimbern 2.
Kinkel, G. 100.
Kirchenlied 182. 216. 271. 274 f.
Kirchhof 242.
Klage, die 71. (Stricker 128.)
Klaj, Johann 251 f.
Kleist, Ewald Chr. (m. Bildn.) 333.
— Titelkupfer a. d. Frühling 333.
Klinger (m. Bildn.) 431. 433 f.
Klopstock 320. 342.
— Bildnisse 345. 349.
Klopstocks Mutter (mit Bild) 343.
— Frau (Bild) 347.
— Nachahmer 2c. 353.
Klosterbruder, schreib. (Abb.) 57.
Klotz, Prof. 405.
König, Eva (mit Bildn. 406.
— Ulrich v. 286.
Komödie, Anfang der 194.
Konrad Fleck 120 f.
Konrad v. Ammenhausen 165.
Konrad (Pfaffe) 41.
— III. 36. 57.
— IV. 121.
— v. Würzburg 120. 123 f.
Konradin 59. 138.
— auf der Falkenjagd Miniatur 138.
Kortum 396.
Kosegarten 378.
Kretschmann 357.
Kreuzlieder 135. 154.
Kreuzzüge 37. 48. 57. 143.
Kriemhild 61. 67. 79.
Kritische Wälder (v. Herder) 427.
Kunstdichtung 59. 93.
Kürnberg, der von 70. 141. (Beil. 24.)

L.

Lachmann, Karl 70. 73. 140. 153.
Lafontaine, August 422.
Lalenbuch 239. — Titel Beil. 56.
Lamprecht (Pfaffe) 45.
Landsknechte (Lieder) 220 f.
Landsknechte, Fahnenschwenker der. Von Albr. Dürer 219.
Landsknechte nach Beendigung des Bauernkrieges. Von Beham 220.
Lanzelot vom See 120.
Laokoon 410 f.
La Roche, Sophie v. (mit Bildn.) 387.
Lauremberg 267.
Laurin, König 75. 164. (Beil. 17).
Lavater 354 (m. Bildn. u. Autogr.).
Leibnitz, Frh. v. (m. Bildn.). 303.
Leich 29. 136.
Leisen 182.
Leisewitz (m. Bildn.) 382. 434.
Lenz, Reinh. (m. Bildn.) 432.
Leopold VI. von Österreich 146. 155. 158.
Lessing 166. 267. 398.
— Kinderbildnis 399.
— Bildnis v. 1760 u. 1771. 403. 404.
— Wohnung in Berlin 401.
— Niederschrift d. Minna v. Barnhelm Beil. 79. (Illustr. zu 415.)
— Emilia Galotti, Titel 416.
Lichtwer 328.
Lied 16. 136.
Liederhandschriften 137 f.
Liliencron 180.
Liscow (m. Bildn. 323.
Literaturbriefe 405. 408.
Literatur: Perioden 14.
Logau, Friedr. v. (m. Autogr.) 266 f.
Lohengrin 125.
Lohenstein (m. Bildn.) 281. 293.
Lotter, Melchior 202.
Ludwig der Deutsche 19. 23.
— der Fromme 19 f. 48. 108.
Ludwigslied (Faksimile) 27 f.
Lügengedichte 182.
Lufft, Hans (m. Porträt u. Druckprobe) 203.
Luise Henr. v. Brandenburg 276.
— Königin von Preußen 331.
— — Brief an Gleim Beil. 74.
Luise von Voß 378.
— Anfang d. Niederschr. z. Beil. 78.
— Kupfer zu 378.
Luther 198 ff.
— Bildnisse 201. (Beil. 37.)
— Sendbrief v. Dolmetschen 201.
— Briefe 206.
— Bibelübersetzung 200, Probe aus Beil. 39. 40.
— Ein feste Burg. Erster Druck Beil. 46.
— Wappen 204.
— Streitschriften (Titel) 205.
— Satiren 210.
— Lieder 216.
— Niederschrift d. Übersetzung des 23. Psalms Beil. 38.
— Schüler 218.
— Tischreden 200. 206. 217. 230. 236. 242.
— deutsch Theologia 288.

M.

Macpherson 357.
Magelone, die schöne 240.
Manesse, Ratsherr 137.
Manessische Liederhandschr. (Heidelberger) 137 f. — Faksimile daraus Beil. 20. 24—28. 31. 32.
Mannus 2.
Manuel, Nikolaus 231.
Marienleben 47 f. (Miniatur daraus Beil. 9.)
Marienlieder 135.
Marien-Klage 191.
Marx Treizsauerwein v. Ehrentreiz 189.
Mathesius, Johannes 233.
Matthisson (m. Bildn.) 359.
— Titelvignette zu Gedichten 360.
Maximilian I. 83. 166. 167. 189. (mit Bildn.)
Mechthild von Österreich 163.
Megerle, Ulrich 302 f. (m. Bildn.)
Meier, Helmbrecht 149.
Meistergesang 158. 172.
Meistersinger, Lade der (Abb.) 172.
Melanchthon 207.
Melissus, Paul 255.
Mendelssohn, Moses 419. (Bildnis.)
Merigarto 35.
Merowinger 15.
Merseburger Zauberspräche 6. Nachbildung 7.
Merswin 187.
Messias 347 f. — Titelvignette 350. — Titel u. Anf. des. (Beil. 75. 76.)
Meyfart, Joh. 277.
Miller (m. Bildn.) 373.
— Kupfer z. Siegwart 374.
Milton 310.
Miniaturen 42. 48 (Beil. 9). 108. 110. 138.
Minna v. Barnhelm 404. 415.
— Kupfer zu 415.
— Seite a. Orig.-Handschr. Beil. 79.
Minne 56 f. 133.
Minne, Darstellung d. Frau 133.
Minnegesang 133. 310.
Minnetrank 111.
Mittelhochdeutsch 14. 37. 60.
Möllerin, Gertrud 279.
Monatsnamen, deutsche 19.
Moscherosch (mit Bild) 300.
Möser, Fr. K. v. 354.
Möser, Justus 307.
Müller, Johannes von 72.
— (Maler) mit Handschr. 435.
Münchhausen, Frh. v., Abent. 371 f.
Murner, Thomas 208 ff.
— Schelmenzunft (Abb.) Beil. 42.
— Luther, Narr (Abb.) Beil. 43.
Musenalmanach Göttinger 366.
— Titelblatt und Seite 361.
— Voßischer (mit Titel) 366.
Muspilli 23 f.
Mylius 401.
Myller 72.
Mysterien 191.
Mystik 187.
Mythologie, deutsche 7.

N.

Namen, altd. 3.
Narrenbeschwörung 209.
Narrenfresser 230.
Narrenschneiden 229.
Narrenschiff (Holzschnitt und Randleisten) 184.
Nathan der Weise 407. 418.
Naturdichter 354.
Neander, Joachim 276.
Neidhard von Reuenthal 158.
Neuber, Friederike (m. Bildn.) 400.
Neuhochdeutsch 14. 200 ff.
Neukirch, Benjamin 286.
Neumark, Georg (m. Bildn.) 275.
Neumeister, Erdmann 285.
Nibelungenlied, Inhalt 67 f. — Entstehung 70 f. — Handschriften 71. — 2 Faksimiles der Handschriften A u. C. Beil. 13. 14. — Berliner Handschrift Beil. 15. 16. — Übersetzungen 67.
Nibelungenstrophe 67.
Nicolai, Philipp 218.
— (Buchhändler) 403. 408. 420 (m. Bildnis).
Nicolaus v. Basel 187.
Niedersachsen, Poesie der 289.

Nothanker, Sebaldus 421.
Notker Labeo, der Deutsche 30. 35.
Novelle 240.
Nunnenbeck, Leonh. 174.
Nürnberger Trichter 251.
— (Abb. d. Titels) Beil. 60.

O.

Oberammergauer Passionsspiel 231.
Oberon (Wieland) 394.
Odhin 1. 4. 7. 62.
Odoaker (Otacher) 11. 61.
Osterdingen, s. Heinrich von O.
Opitz, Martin 245. 256.
— Deutsche Poemata (Abb. d. Tit.) 258. — Stammbuchvers 259.
— Bildnis 257. — Schule 261.
Originalgenies 432.
Ortnit, König 61. 80. (Handschrift Beil. 18.)
Ossian 356.
Ostara 7.
Osterspiele 190. 193.
Oswald von Wolkenstein 171.
Otfried v. Weißenburg 24 f.
Otfrieds Evangelienbuch. Nachbildung eines Blattes Beilage 6.
Otto v. Brandenburg 59.
— v. Braunschweig 148. 150.
Otto der Große 29. 32. 33. 34. 122. 124. 172.
Otto der Große, Leich auf 29.
Otto mit dem Barte 124.

P.

Palmenbaum, der (Abb.) 246.
Palmenorden 246.
Partonopier und Meliur 125.
Parzival 95. 99 ff. Alt. Handschrift Beil. 21.
Pauli, Johannes 240.
Pavierschlacht, Lied von der 221.
— Titel eines alt. Druckes. Beil. 47.
Pegnesischer Blumenorden (m. Abb.) 249 f.
Petri, Friedrich 243.
Pfaffe Amis 127. 237.
Pfeffel, G. K. 328.
Pfinzing, Melch. (m. Bildnis u. Handschr.) 166. 170.
Phädon, s. Mendelssohn.
Philander v. Sittewald 300.
Philipp von Schwaben 146 f.
Physiognomische Fragmente 355.
Pilatus 46.
Predigt, deutsche 35. 160 f. 233.
Prameln 183 f. (Beil. 34.)
Prosa, mhd. 160 f. 187.
— nhd. 232.
Psalter von 1457. 197. (Beil. 36.)
Puschmann, Adam 224.
Püterich v. Reicherzhausen 162.

R.

Rabener 320. 321 (m. Bildn.).
Rabenschlacht 76.
Ragnarökr 83.
Rachel, Joachim 267.
Raimund von Toulouse 59.
Ramler (m. Bildnis) 337.
Rätselgedichte 182.
Recht 161.
Reformationszeitalter 197.
Reim-Dichtung 24.
Reimarus 405. 406 f.
Reineke 34.
— Fuchs (Vos) 53 (Beil. 11).
Reinmar v. Hagenau 144. 149.
Reinmar v. Zweter 144.
Renner, der 131.
Repgowische Chronik 162.
Richter, Chr. Fr. 285.
Ringwaldt, Barthol. 212. 218.
Rinkart, Martin 271.
Rist, Johann 249. 271.
Ritter 54.
Rivalin in Liebeshanden. Miniat. aus d. Münch. Handschr. d. Tristan 110.
Robertin, Robert 268.
Robinsonaden 299.
Robinson Crusoe 299.
Rodigast, Samuel 276.
Rolandslied (Inhalt) 41 f.
Rolandslied, Nachbildung v. Darstellungen a. d. Heidelb. Handschr. 42 f.
Rollenhagen, G. (m. Bildn.) 211 f.
Rollwagenbüchlein 242.
— (Nachb. d. Tit.) Beil. 58.
Roman 166. 234. 291.
Roen, Kaspar v. d. 164.
Rosenblüt, Hans 182. 183. 194. 195. (Beil. 34).
Rosengarten 77. 164.
Roswit (mit Illustration aus ihren Werken) 33 f.
— aus ihrer Handschrift Beil. 7.
Rother, König 48. 61.
Rousseau, J. J. 431.
Rückert, Fr. 13. 122.
Rudolf v. Ems 121 f. 132.
Rudolf v. Habsburg 157. 162.
Runen 3. 4. 5.
Runenhorn (Abb.) 4.
Runenkalender 5.
Runenschmuckstück (Abb.) 5.
Ruodlieb 29. 33.
Rustem 13.

S.

Sachs, Hans 144. 223. — Bildnisse 223. 225. — Wohnhaus 224.
— Wittenberg. Nachtigal (Titelbl.) Beil. 49. 50. Handschrift 247.
— Nachbild. eines fliegenden Blattes Beil. 51.
Sachsenchronik 162.
Sachsenspiegel 161.
Sagenkreise 60 f.
Salis-Seewis 360.
Salomon u. Morolf 238 f.
— Nachb. d. Titels Beil. 53.
Sandrub, Lorenz 242.
Sängerstreit a. d. Wartb. 94. 149 ff. (mit Abb.)
Sara Sampson, Miß 402. 414.
Schachzabelbuch 165.
Schahname 1.
Schalling, Martin 218.
Schauspiele der Kirche 190.
Scheffel, Viktor 30 f. 134.
Scheffler, Johannes 278.
Schenk v. Limburg (Faksim. e. Lied.) 155. Beil. 30.
Scheufelin, Hans 168.
Schiltbürger 239.
Schimpf und Ernst 240.
Schirmer, Michael 274.
Schlaraffenland 183.
Schlegel, Joh. Adolf 320.
— Joh. Elias 320.
— Friedr. 41.
Schmidt von Werneuchen 378.
Schmiede, die goldene 126.
Schmolk, Benj. 285.
Schnabel, Joh. Gottfr. 299.
Schönbartlarven (Abb.) 194.
Schönbarttänzer (Abb.) 193.
Schröder 285.
Schröder, Fr. Ludw. 383. 433.
Schubart, Chr. Dan. Friedr. (mit Bildn.) 436.
Schule, schlesische 261.
Schupp, Joh. Balth. 301.
Schütz, Joh. Jakob 284.
Schwab, G. 236.
Schwabe, Joachim 319.
Schwabe v. d. Heyde 255.
Schwabenspiegel 162.
Schwanritter 125.
Selneccer 218.
Shakespeare 408. 412. 425. 427. 431.
Sigfrid, vom hürnin 64.
Sigurd 60.
Siegwart, Roman (m. Kupfer) 374.
Simplicissimus 295.
— Titel und Titelkupfer Beilage 66—69.
Singschulen, Satzungen d. 173.
Spangenberg 216.
Spee, Fr. v. mit Bildn. u. Handschr. 277.
Spener, Phil. Jak. 284.
Speratus, Paul 218.
Spervogel 142.
Spiegel deutscher Leute 162.
Spiele 190 f. 231 f.
— v. d. 10 Jungfrauen 193.
— v. Frau Jutten 193.
Spielmannspoesie 38. 48. 59.
Sprache: Dialekte 13 f. Mhd. 60.
Sprachgesellschaften 245 ff.
Sprichwörter 242.
Spruchsprecherstab (16. Jahrh.) 178.
Sprüche 136.
Squentz, Herr Peter 265.
Stabreim 18 f. 21. 24.
Stegmann, Josua 272.
Stein, Freiherr von 382.
Steinmar 157.
St. Gallen (Kloster) 30. 35. 163.
Stimmen der Völker 428.
Stolberg, Christian 364. (m. Bildn.) 380.
— Frdr. (m. Bildn.) 381.
Stollen 136.
Stricker, der 45. 127. 231.
Strophen 24.
Sturm und Drang (v. Klinger) 433.
Sturm- und Drang-Periode 431 ff.
Suchenwirt 183.
Suso (Seuse) 288.
Sylvester, der heilige 125.

T.

Tabulatur 173.
Tacitus 2.
Taglieder 95. 135. 154.
Tanhäuser, der 150. 158.
Tannengesellschaft, aufrichtige 248.
Tanzlieder (Leiche) 137.
Taufgelöbnis, fränkisches (Abb.) 15 f.
Tauler, Johannes 182. 187.
Tegernsee (Kloster) 140.
Teilung der Sprachen 19.
Tersteegen, Gerhard 276.
Teuerdank 166. 168.
— Nachb. eines Holzschn. a. d. 168.
Teutleben, Kaspar v. 246.
Teutonen 2.
Teutschgesinnte Genossenschaft 248.
Theoderich der Große 11. 61.
Thietmar von Merseburg 29.
Thomasin von Zirclâre 131.

Thomasius, Chr. 304.
Thor, s. Donar.
Thümmel 396 (m. Vign.).
Thurmair, Joh. 233.
Tieck 154. 299.
Tiedge 360.
Tierepos 51. Tiersage 34. 51.
Till Eulenspiegel 238. (Beil. 54.)
Titurel 98. 107.
Traugemundslied 182.
Trimberg, Hugo v. 131.
Trinklieder 181.
Tristan und Isolde 109 ff.
Trojanischer Krieg 125.
Trutz-Nachtigal 278.
Tschudi, Aegidius 71. 233.
Tuisco, Tuisto 2.
Turken Fastnachtspiel 195 f.
Twinger von Königshofen 189.
Tyr 2. 7.

U.

Ugolino 357.
Uhland 40. 45. 55. 64. 118. 133. 146. 153. 157.
Ulfilas s. Wulfila.
Ulrich von Lichtenstein 155 ff. (Bild, Beil. 31.)
Ulrich von Türheim 109.
Ulrich von Zazikhofen 120.
Uz, Johann Peter 332.

V.

Vandalen 10.
Veldeke, Heinrich v. 54. 93. 135. 142.
— Bildn. Beil. 12.
Verdun, Vergleich zu 20 f.
Vilmar 180.
Vintler 183.
Vogelweide, s. Walther.
Vogelweidhof b. Bozen (Abb.) 147.
Völkerwanderung 11. 13. 77.
Volksbücher 189. 236. 240.
Volkslied 35. 59. 60. 178. 219.
Volksmärchen 35.
Volz, Hans (m. Bildn.) 194.
Voß, J. H. 72. 362. 375.
— Bildn. 346. — Kupfer zu Luise 348.
— Niederschrift der „Luise" Beil. 78.
— Musenalmanach 366.

W.

Wackernell, J. 171.
Wagner, Leopold 435.
— Richard 18. 93. 110. 150. 158.
Waldis, Burkhard 210. 218. 231.
Wälsche Gast, der 131.
Waltharilied 30 ff.
Walther v. Limburg 155.
Walther v. d. Vogelweide 94. 108. 133. 136. 144 f.
— Bild Beil. 28 gegenüber Titel. Heimstätte (Abb.) 147.
Walther, Drei Lieder (Faksimile der Heidelberger Handschr.) Beil. 25 bis 27.
Wandsbecker Bote, s. Claudius.
Warnecke (Warnicke) 289.
Wasserdichter 284.
Weckherlin (m. Bild) 254 ff.
Weender Papiermühle (Hainbund) mit Abb. 363.
Weingartner Liederhandschrift 140.
— Probe 130. 143.
Weingrüße 182.
Weise, Christian 283. 294.
Weiße, Chr. F. 422.
Weißkunig 189 ff.
Welsche Gast 131.
Welt Lohn, der 120.
Wenzel, König 59. 138.
Wernher d. Gartenäre 129.
— der Pfaffe 47.
Wernicke, Chr. s. Warnecke.
Wessobrunner Gebet 17. Nachbild. Beil. 3.
Wickram, Jörg 234. 242.
Widukind 20.
Wieland 386 f. 404 ff.
— Bildnisse 387 ff. — Brieffaksimile 393.
— Götter, Helden und 392.
Wigalois 93. 119.
Willehalm v. Oranse (m. Miniatur) 107.
Williram 35.
Wiltinasage 13.
Winckelmann (mit Bild) 409.
Winsbecke und Windsbeckin 130.
Wirnt von Gravenberg 93. 119 f.
Wittenbergisch Nachtigall 226.
— (Titelbl. u. Seite) Beil. 49. 50.
Wodan s. Odhin.
Wolf, Jak. Gabr. 285.
Wolfdietrich 61. 80 f.
Wolfenbüttelschen Ungenannten, Fragmente des 406.
Wolff, Julius 239.
Wolfram v. Eschenbach 93 f. 150. 154. Bild Beil. 20.
— Wappen 95.
Wulfila 8 f.

Z.

Zacharia 320. 321.
Zauberring (Fouqué) 75.
Zauberspräche, Merseb. (Abb.) 6.
Zäunemannin 315.
Zazikhofen, Ulrich v. 141.
Zell, Katharine 216.
Zesen, Philipp v. (mit Bild) 248. 291.
— Stammbuchblatt 249.
Ziegler, H. A. v. 293. (Beil. 65.)
— Marianne v. 315.
Zincgref 255 f.
Zingerle, O. 171.
Zinzendorf, Graf 328.
— Erdmuthe Dorothee v. 315.
Zirclâre, s. Thomasin.
Ziu 2. 7.

SCHEELE MEMORIAL LIBRARY
3 6655 00037009 8
PT51 .K63 1904
Koenig, Robert, i.e/Deutsche l

PT 51 .K63 1904 v.1
Koenig, Robert, 1828-1900.
Deutsche literaturgeschichte

DATE DUE

PT 51 .K63 1904 v.1
Koenig, Robert, 1828-1900.
Deutsche literaturgeschichte

DATE DUE	BORROWER'S NAME

Concordia College Library
Bronxville, NY 10708